Hoffmann's Werke

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class Book Volume
833H67 I1883 5-8

Mr10-20M

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

JUL 11 1974

JUL - 1 1974

L161—H41

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/etahoffmanswerke58hoff_0

E. T. A. Hoffmann's Werke.

Fünfter Theil.

Phantasiestücke.

Erster Theil.

Berlin.
Gustav Hempel.

833 H67
I 1883
v.5-8

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt

Phantasiestücke in Callot's Manier.

Seite

Vorrede III

Erster Theil.

I. Jaques Callot 3
II. Ritter Gluck. Eine Erinnerung aus dem Jahre 1809 5
III. Kreisleriana 17
1. Johannes Kreisler's, des Kapellmeisters, musikalische Leiden 20
2. Ombra adorata 27
3. Gedanken über den hohen Werth der Musik . 31
4. Beethoven's Instrumental-Musik 38
5. Höchst zerstreute Gedanken 47
6. Der vollkommene Maschinist 58
IV. Don Juan. Eine fabelhafte Begebenheit, die sich mit einem reisenden Enthusiasten zugetragen 69
V. Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza 84

Zweiter Theil.

I. Der Magnetiseur. Eine Familienbegebenheit . . 5
II. Der goldene Topf. Ein Märchen aus der neuen Zeit 51

. . . . .
…om verlornen S…
5. Poſtſc… reiſenden Enthuſiaſten
IV. Kreisleriana . . . . . .
1. Brief des Barons Wallborn an den Ka… meiſter Kreisler . . . . . .
2. Brief des Kapellmeiſters Kreisler an den Baron Wallborn . . . . . .
3. Kreisler's muſikaliſch-poetiſcher Club . . .
4. Nachricht von einem gebildeten jungen Mann
5. Der Muſikfeind . . . . . 20…
6. Ueber einen Ausſpruch Sacchini's und über den ſogenannten Effect in der Muſik . . 214
7. Johannes Kreisler's Lehrbrief 223

Vorrede

Diese Vorrede zu dem nachfolgenden Buche, um welche ich ersucht worden, kleid' ich vielleicht mit Vortheil in eine Rezension ein, besonders, da die eigenen Vorreden der Verfasser ordentlicherweise nichts sind als offene Selberrezensionen. Auch dem Herrn Verfasser dieses Werks wird es gefallen, daß auf diesem Wege die Rezension fast noch früher — vielleicht um neun oder mehrere Blätter früher — erscheint als das Buch selber, während andere Autoren Gott und den Literaturzeitungen schon danken, wenn die Rezensionen endlich eintreffen, nachdem die Bücher längst abgegangen, entweder mit Tod oder durch Absatz. Hier ist nun die Rezension selber abzuschreiben.

Jenaische
Allgemeine Literatur-Zeitung.
Dezember 1823.

Schöne Wissenschaften.

Phantasiestücke in Callot's Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten. Mit einer Vorrede von Jean Paul. 8. Bamberg, bei C. F. Kunz. 2 Theile.

Wir wollen die Verspätung unserer Anzeige nicht weitläufig entschuldigen; denn wer das Buch gelesen, dem hat sie nichts geschadet, und er bekommt jetzo nur zu seinem Urtheile ein fremdes dazu; wer es aber nicht gelesen, kann nun froh sein, daß wir ihn zum Lesen bringen und zwingen. Deutsche Literaturzeitungen und -Blätter dürften überhaupt etwas treuer das Gesetz im Auge haben, — wie Autoren mit der Herausgabe ihrer Werke, ebenso mit der Anzeige zurückzuhalten, wenn auch nicht immer Horazische neun Jahre.*) Was das deutsche Publikum dabei gewinnt, weiß es selber am Besten, und schlägt die Verzug-Zinsen an. Gute Schriftsteller, die längst vergessen, lernt es kennen bei solcher Gelegenheit auf der kritischen Poste restante und vergißt sie nicht mehr; denn

*) „Nonum prematur in annum!" Horat., de arte poëtica, v. 388. — A. d. H.

76340

wenn [illegible]ert das leichte Behalten der Verse ein Zeichen von der Güte, so noch mehr das Behalten eines ganzen Buches in dem weniger eisernen als queckfilbernen Gedächtnisse des Publikums. Dieses läßt fast, wie Cicero von Cäsar rühmt, daß er nichts vergesse außer Beleidigungen, auf eine ähnliche schöne Weise nichts so leicht aus dem Gedächtniß fahren als Bücher, eben als die wahren Beleidigungen, welche so viele hundert Schreiber jährlich zweimal dem Publikum anthun. Ueberhaupt werden wenige Menschen so oft beleidigt als recht viele auf einmal, und ein Volk häufiger und gröber als dessen Fürst.

Um aber das Verspäten der Rezension nicht durch die Rechtfertigung desselben noch länger fortzusetzen, machen wir sogleich über den Titel die Bemerkung, daß er richtiger sein könnte. Bestimmter würde er Kunstnovellen†) heißen; denn Callot's Maler- oder vielmehr Dichter-Manier herrscht weder mit ihren Fehlern noch, einige Stellen ausgenommen, mit ihren Größen im Buche. Der Verfasser hat selber im ersten Aufsatze am Schönsten über diesen malenden Gozzi und Farben-Leibgeber*) gesprochen, und Callot scheint — wie Humor über dem Scherze — so über dem prosaischen Hogarth als poetischer Zerrbildner und romantischer Anagrammatiker der Natur zu stehen.

Unserem Verfasser dürfen wir ein Lob anderer Gattung ertheilen. In seiner dunkeln Kammer (camera obscura) bewegen sich an den Wänden heftig und farbenecht die koketten Kleister- und Essigaale der Kunst gegen einander und beschreiben schnalzend ihre Kreise. In rein-ironischer und launiger Verkleinerung sind die ekeln Kunstliebeleien mit Künstlern und Kunstliebhabern zugleich gemalt; der Umriß ist scharf, die Farben sind warm und das Ganze voll Seele und Freiheit. Am Dichtesten läßt der Verfasser seinen satirischen Feuerregen auf die musikalische Schönthuerei niederfallen, zumal in der

†) Doch spielt Nr. VI, der Magnetiseur, in einem andern Gebiete, — eine mit kecker Romantik und Anordnung und mit Kraftgestalten fortreißende Erzählung.

*) S. Jean Paul's Werke, Hempel'sche Ausg. Thl. 11—14 (Siebenkäs), S. 29 ff. — A. d. H.

...en Nr. III, Kreisleriana. Da die Musik eigen... ...e allgemeinste Kunst und Volkskunst ist und Jeder wen... ...stens singt, z. B. in der Kirche und als Bettler, die einzige ... Thierreich hinübersteigende, — und da man diese Kunst, wen... man seine Kehle oder seine Finger bei sich führt, in jede... Besuchzimmer in jeder Minute auspacken kann, um durch sein... Kunstausstellung auf eigene Hand die Preise aller Derer zu gewinnen, welche Thee mittrinken: so ist keine Narrheit natürlicher, verzeihlicher und häufiger als die, daß die Gefallsucht, besonders die weibliche, ihre musikalischen Pfauenräder in Modestädten vor Jedem schlägt, der Augen hat, zu sehen, wie Kunst und Künstlerin zu einer Schönheit verschmelzen. Was den wahren Virtuosen, wie hier den Kapellmeister Kreisler, dabei so ingrimmig auf dieses Stuben-Charivari macht, ist vielleicht weniger die Beleidigung der Kunst als die des Künstlers selber, welchen man in vornehmen Residenzhäusern als Musikdirektor zum Platzkommandanten musikalischer ABC-Schützen anstellt. „Könnte man nicht", denkt der zum Freudenmeister heruntergesetzte Musikmeister laut genug und schreibt es vielleicht hin, „ohne Kosten meiner Ohren vielen Hohen und Schönen schmeicheln? Und soll", fährt er noch hitziger fort, „von weiblichen Paradiesvögeln den Männern noch das Kunstparadies entführt oder verspottet werden, und sie stellen sich dann als Engel davor und bewachen es treu? O Teufel und deren Großmutter!" beschließt er dann wild genug. Ein Künstler kann leicht genug — Beispiels halber sei es unser Verfasser — aus Kunstliebe in Menschenhaß gerathen und die Rosenkränze der Kunst als Dornenkronen und Stachelgürtel zum Züchtigen verbrauchen. Inzwischen bedenk' er doch sich und die Sache! Die durch Kunstliebe einbüßende Menschenliebe rächt sich stark durch Erkältung der Kunst selber; denn Liebe kann wol der Meßkünstler, Denkkünstler, Wappenkünstler entbehren, aber nicht der Künstler selber, er sei einer, in welchem Schönen er's wolle. Liebe und Kunst leben gegenseitig in einander wie Gehirn und Herz, beide einander zur Wechsel-Stärkung eingeimpft. Manches jetzige Kunstpantheon ist deshalb ein durchsichtiger, reiner, blinkender Eispalast —

llen erdenklichen Geräthschaften aus Eis versehen
einem Brautbett und Ofen, in welchem letzten gar
phthaflämmchen ohne Schaden der Eiskacheln brennt.

Wir kehren zu unserm Verfasser, den wir mit dem Vorigen
n sattsam geärgert, und zu seinem Zorne über die schreienden
ünden an der Tonkunst zurück und gehen mit ihm zu den
stummen der Leibkunst der neueren historischen und mytholo-
gischen Gliedermänninnen über, welche ihre Figur zu einem
Wachsfigurenkabinet aus einander zu prägen wissen, um ihre
Leiber noch vor der Auferstehung zu verklären. Gegen solche,
insofern sie den Zaubershawl nur zu Schminklappen verwenden
und die Schöpferin mit dem Geschöpfe anputzen, ist der Herr
Verfasser in Nr. V gut genug auf- und losgefahren. Sein
Feuereifer gegen gemißbrauchte Kunst ist recht; das Schöne
und Ewige sei nie Schminke des Unschönen und Zeitlichen,
und das Heiligenbild verziere keinen unheiligen Körper! Der
Gefallsucht verzeiht man lieber eine schöne Flucherin als eine
schöne Beterin; denn mit dem Teufel kann man spaßen, aber
nicht mit Gott.

Nicht ohne Vergnügen haben wir auch in diesem Werke
wieder wahrgenommen, daß seit einigen Jahrzehnten die
deutsche Satire und Ironie und Laune, ja der Humor häu-
figer den britischen Weg einschlägt, und daß Swift's und
Sterne's herübergetragene Loretto-Häuschen oder Studir-
zimmer zu Gradirhäusern unsers komischen Salzes geworden.
Den jetzigen Salzgeist, auch in den Flug- und Tagblättern, in
den Aufsätzen des Morgenblattes, der Eleganten Zeitung, der
Heidelberger Jahrbücher, der Literaturzeitungen ꝛc. würden wir
schwerlich gegen die breiten dicken Salzpfannen der Bahrdte
mit ihren Ketzeralmanachen, der Kriegsrath Kranze, der
Vademekumer, der Wetzel, der allgemeinen deutschen Biblio-
thekare u. s. w. vertauschen wollen. Aber natürlicherweise ist
das Lichten des komischen Stils darum noch nicht zugleich An-
wuchs des komischen Witzes.

Bei Nr. V, „Nachricht von den neuesten Schicksale
des Hundes Berganza", merkt der Herr Verfasser bl
an, daß er eine Fortsetzung der beiden Hunde Szipio un

rganza in Cervantes' Erzählungen gebe. Er giebt etwas utes, und seinen Hund benutzt er zum Gespräche mit einem enschen, oft humoristischer als selber Cervantes. Sein Hund llt, richtig geleitet und angehetzt, tief genug in die verschiedenen Waden der Schauspielherren (Régisseurs), welche den Dichter verstümmeln, um die Spieler (ja die Hörer) zu ergänzen, und die an ihren Gestalten wie die Türken von den Bildsäulen die Nasen abschlagen, damit sie nicht lebendig werden. Wer nicht verlängern könnte, sollte nicht zu verkürzen wagen; kaum ein Goethe würde Schillern durch Nehmen zu geben suchen; hingegen die Verschnittenen der Kunst verschneiden keck die Künstler und lassen unverschämt die Bühne zwischen Kanzel und Pranger des Genius wechseln. Wir gestehen, wären wir selber Trauer- oder Lustspielschreiber, ärger als jeden Nachdrucker würden wir theatralische Umdrucker und Sabbathschänder unserer heiligsten Sonntags- und Musenstunden verfolgen und beschimpfen, mit welchen letzten wir so schön und wohlthuend auf die Nachwelt in Parterre und Paradies einzugreifen rechnen gedurft.

Höflich wär' es vom Herrn Verfasser gewesen, wenn er die Anspielungen auf Cervantes' Erzählung wenigstens nur mit einer Note hätte erklären wollen. Aber Verfasser sind jetzo nicht höflich. Denn weil Goethe zuweilen seine Mitwelt für eine Nachwelt ansieht, um deren künftige Unwissenheit sich ein Unsterblicher nicht zu bekümmern braucht, so wie Horaz sich nicht ad usum Delphini mit notis variorum ans Licht stellte, so wollen ihm die übrigen Goethes (wir dürfen ihre Anzahl rühmen) darin nichts zuvorlassen, sondern tausend Dinge voraussetzen, wie z. B. Tieck die nöthigsten Erklärungen in seinem altdeutschen Roman „Frauendienst". Ueberhaupt ist man jetzo grob gegen die halbe Welt, wenn anders die Lesewelt so groß ist; Verzeichnisse des Inhalts — (oft der Druckfehler) — Kapitel — erläuternde Noten — Anführungen nach Seitenzahlen — Registerfache ohnehin — auch Vorreden (z. B. diesem Buche) und Absätze (wie hier) fehlen neuerer Zeiten gewöhnlich, und der Leser helfe sich selber; denn sein Autor ist grob.

Da die Grenzen des Instituts jedes ausführlichere Urthe uns verbieten, so tragen wir nur flüchtig das Nöthigste nac Nach dem gewöhnlichen kritischen Herkommen, welchem zu folge der namenlose Rezensent den Namen jedes Autors an zugeben hat, der seinen verschwiegen, berichten wir denn, daß der Herr Verfasser Hoffmann heißt und Musikdirektor in Dresden ist. Kenner und Freunde desselben und die musikalische Kenntniß und Begeisterung im Buche selber versprechen und versichern von ihm die Erscheinung eines hohen Tonkünstlers. Desto besser und desto seltener! Denn bisher warf immer der Sonnengott die Dichtgabe mit der Rechten und die Tongabe mit der Linken zwei so weit aus einander stehenden Menschen zu, daß wir noch bis diesen Augenblick auf den Mann harren, der eine echte Oper zugleich dichtet und setzt.*)

Weiter hinzuzuthun haben wir schließlich nichts, als daß die Vorrede zum Buche von fremder, indeß bekannter Hand gefertigt worden; doch wollen wir über sie aus Rücksichten, welche jeder Zarte von selber erräth, nichts sagen, als nur dies: Die Manier ihres Verfassers ist bekannt genug.

Frip.**)

Auch ich weiß nichts weiter hinzuzuthun als den Wunsch, daß ich möge eine solche Vorrede geliefert haben wie Frip eine Rezension, und dann kann die Welt zufrieden sein. Ihr und mir wünsch' ich noch die versprochene baldige Fortsetzung in Callot's kühnster Manier.

Baireuth, den 24. November 1813.

Jean Paul Friedr. Richter.

---

*) Vgl. Hoffmann's Ansicht hierüber in den „Serapionsbrüdern", Thl. 1, S. 88 ff. — A. d. H.

**) Diese Vorrede ist zwar ganz im Geiste Jean Paul's, aber von dessen Freunde Otto geschrieben. Vgl. Z. Funck (C. F. Kunz), Aus dem Leben zweier Dichter (Leipzig 1836) S. 117 f. — A. d. H.

Phantasiestücke

in Callot's Manier.

Erster Theil.

I.

Jacques Callot.*)

Warum kann ich mich an Deinen sonderbaren phantastischen Blättern nicht satt sehen, Du kecker Meister? Warum kommen mir Deine Gestalten, oft nur durch ein paar kühne Striche angedeutet, nicht aus dem Sinn? Schaue ich Deine überreichen, aus den heterogensten Elementen geschaffenen Compositionen lange an, so beleben sich die tausend und tausend Figuren, und jede schreitet, oft aus dem tiefsten Hintergrunde, wo es erst schwer hielt, sie nur zu entdecken, kräftig und in den natürlichsten Farben glänzend hervor. —

Kein Meister hat so wie Callot gewußt, in einem kleinen Raum eine Fülle von Gegenständen zusammenzudrängen, die, ohne den Blick zu verwirren, neben einander, ja in einander heraustreten, so daß das Einzelne, als Einzelnes für sich bestehend, doch dem Ganzen sich anreiht. Mag es sein, daß schwierige Kunstrichter ihm seine Unwissenheit in der eigentlichen Gruppirung sowie in der Vertheilung des Lichts vorgeworfen! Indessen geht seine Kunst auch eigentlich über die Regeln der Malerei hinaus, oder vielmehr, seine Zeichnungen sind nur Reflexe aller der phantastischen wunderlichen Erscheinungen, die der Zauber seiner überregen Phantasie hervorrief. Denn selbst in seinen aus dem Leben genommenen Darstellungen, in seinen Aufzügen, seinen Bataillen u. s. w.

*) Kupferstecher, geb. 1592 in der lothringischen Hauptstadt Nanzig, wo er auch 1635 starb. Er studirte in Rom und Florenz und hat mehrere tausend Blätter radirt, launig, oft widersinnig, aber genial gedacht. — A. d. H.

ist es eine lebensvolle Physiognomie ganz eigener Art, die seinen Figuren, seinen Gruppen — ich möchte sagen, etwas fremdartig Bekanntes giebt. Selbst das Gemeinste aus dem Alltagsleben — sein Bauerntanz, zu dem Musikanten aufspielen, die wie Vögelein in den Bäumen sitzen, — erscheint in dem Schimmer einer gewissen romantischen Originalität, so daß das dem Phantastischen hingegebene Gemüth auf eine wunderbare Weise davon angesprochen wird.

Die Ironie, welche, indem sie das Menschliche mit dem Thier in Conflict setzt, den Menschen mit seinem ärmlichen Thun und Treiben verhöhnt, wohnt nur in einem tiefen Geiste, und so enthüllen Callot's aus Thier und Mensch geschaffene groteske Gestalten dem ernsten, tiefer eindringenden Beschauer alle die geheimen Andeutungen, die unter dem Schleier der Skurrilität verborgen liegen. Wie ist doch in dieser Hinsicht der Teufel, dem in der Versuchung des heiligen Antonius die Nase zur Flinte gewachsen, womit er unaufhörlich nach dem Mann Gottes zielt, so vortrefflich! Der lustige Teufel Feuerwerker sowie der Clarinettist, der ein ganz besonderes Organ braucht, um seinem Instrumente den nöthigen Athem zu geben, auf demselben Blatte sind ebenso ergetzlich.

Es ist schön, daß Callot ebenso kühn und keck wie in seinen festen kräftigen Zeichnungen auch im Leben war. Man erzählt, daß, als Richelieu von ihm verlangte, er solle die Einnahme seiner Vaterstadt Nancy graviren, er freimüthig erklärte, eher haue er sich seinen Daumen ab, als daß er die Erniedrigung seines Fürsten und seines Vaterlandes durch sein Talent verewige. —

Könnte ein Dichter oder Schriftsteller, dem die Gestalten des gewöhnlichen Lebens in seinem innern romantischen Geisterreiche erscheinen, und der sie nun in dem Schimmer, von dem sie dort umflossen, wie in einem fremden wunderlichen Putze darstellt, sich nicht wenigstens mit diesem Meister entschuldigen und sagen, er habe in Callot's Manier arbeiten wollen?

II.

Ritter Gluck.*)

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1809.

Der Spätherbst in Berlin hat gewöhnlich noch einige schöne Tage. Die Sonne tritt freundlich aus dem Gewölk hervor, und schnell verdampft die Nässe in der lauen Luft, welche durch die Straßen weht. Dann sieht man eine lange Reihe, buntgemischt — Elegants, Bürger mit der Hausfrau und den lieben Kleinen in Sonntagskleidern, Geistliche, Jüdinnen, Referendare, Freudenmädchen, Professoren, Putzmacherinnen, Tänzer, Offiziere u. s. w. — durch die Linden nach dem Thiergarten ziehen. Bald sind alle Plätze bei Klaus und Weber**) besetzt; der Mohrrüben-Kaffee dampft, die Elegants zünden ihre Cigarros an; man spricht, man streitet über Krieg und Frieden, über die Schuhe der Mad. Bethmann, ob sie neulich grau oder grün waren, über den geschlossenen Handelsstaat***) und böse Groschen u. s. w., bis Alles in eine Arie aus Fanchon zerfließt, womit eine verstimmte Harfe, ein paar nicht gestimmte Violinen, eine lungensüchtige Flöte und ein spasmatisches Fagott sich und die Zuhörer quälen.

Dicht an dem Geländer, welches den Weber'schen Bezirk von der Heerstraße trennt, stehen mehrere kleine runde Tische und Gartenstühle; hier athmet man freie Luft, beobachtet die Kommenden und Gehenden, ist entfernt von dem kakophonischen Getöse jenes vermaledeiten Orchesters. Da setze ich mich hin, dem leichten Spiel meiner Phantasie mich überlassend, die mir befreundete Gestalten zuführt, mit denen

*) Christoph Willibald Gl., geb. 1714 in der baierischen Oberpfalz, gest. 1787 zu Wien, großer Opern-Componist, der die alte französische Musik stürzte und Schöpfer des neueren musikalischen Dramas wurde. —

**) Damalige Inhaber von Wirthschaften in den sogen. „Zelten" im Thiergarten zu Berlin. —

***) Ein Werk des Philosophen Joh. Gottl. Fichte, geb. 1762, gest. 1814. — A. d. H.

ich über Wissenschaft, über Kunst, über Alles, was dem Menschen am Theuersten sein soll, spreche. Immer bunter und bunter wogt die Masse der Spaziergänger bei mir vorüber; aber nichts stört mich, nichts kann meine phantastische Gesellschaft verscheuchen. Nur das verwünschte Trio eines höchst niederträchtigen Walzers reißt mich aus der Traumwelt. Die kreischende Oberstimme der Violine und Flöte und des Fagotts schnarrenden Grundbaß allein höre ich; sie gehen auf und ab, fest an einander haltend in Octaven, die das Ohr zerschneiden, und unwillkürlich, wie Jemand, den ein brennender Schmerz ergreift, ruf' ich aus:

„Welche rasende Musik! Die abscheulichen Octaven!" — Neben mir murmelt es:

„Verwünschtes Schicksal! Schon wieder ein Octavenjäger!"

Ich sehe auf und werde nun erst gewahr, daß, von mir unbemerkt, an demselben Tische ein Mann Platz genommen hat, der seinen Blick starr auf mich richtet, und von dem nun mein Auge nicht wieder los kommen kann.

Nie sah ich einen Kopf, nie eine Gestalt, die so schnell einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hätten. Eine sanft gebogene Nase schloß sich an eine breite, offene Stirn mit merklichen Erhöhungen über den buschigen, halbgrauen Augenbrauen, unter denen die Augen mit beinahe wildem, jugendlichem Feuer — der Mann mochte über Funfzig sein — hervorblitzten. Das weich geformte Kinn stand in seltsamem Contrast mit dem geschlossenen Munde, und ein skurriles Lächeln, hervorgebracht durch das sonderbare Muskelspiel in den eingefallenen Wangen, schien sich aufzulehnen gegen den tiefen, melancholischen Ernst, der auf der Stirn ruhte. Nur wenige graue Löckchen lagen hinter den großen, vom Kopfe abstehenden Ohren. Ein sehr weiter moderner Ueberrock hüllte die große hagere Gestalt ein. Sowie mein Blick auf den Mann traf, schlug er die Augen nieder und setzte das Geschäft fort, worin ihn mein Ausruf wahrscheinlich unterbrochen hatte. Er schüttete nämlich aus verschiedenen kleinen Tüten mit sichtbarem Wohlgefallen Tabak in eine vor ihm stehende große Dose und feuchtete ihn mit rothem Wein aus einer Viertels-

flasche an. Die Musik hatte aufgehört; ich fühlte die Nothwendigkeit, ihn anzureden.

„Es ist gut, daß die Musik schweigt," sagte ich; „das war ja nicht auszuhalten."

Der Alte warf mir einen flüchtigen Blick zu und schüttete die letzte Tüte aus.

„Es wäre besser, daß man gar nicht spielte," nahm ich nochmals das Wort. „Sind Sie nicht meiner Meinung?" —

„Ich bin gar keiner Meinung," sagte er. „Sie sind Musiker und Kenner von Profession. . . ." —

„Sie irren; Beides bin ich nicht. Ich lernte ehemals Klavierspielen und Generalbaß wie eine Sache, die zur guten Erziehung gehört, und da sagte man mir unter Anderm, nichts mache einen widrigern Effect, als wenn der Baß mit der Oberstimme in Octaven fortschreite. Ich nahm das damals auf Autorität an und habe es nachher immer bewährt gefunden." —

„Wirklich?" fiel er mir ein, stand auf und schritt langsam und bedächtig nach den Musikanten hin, indem er öfters, den Blick in die Höhe gerichtet, mit flacher Hand an die Stirn klopfte wie Jemand, der irgend eine Erinnerung wecken will. Ich sah ihn mit den Musikanten sprechen, die er mit gebietender Würde behandelte. Er kehrte zurück, und kaum hatte er sich gesetzt, als man die Ouverture der ‚Iphigenia in Aulis' zu spielen begann.

Mit halbgeschlossenen Augen, die verschränkten Arme auf den Tisch gestützt, hörte er das Andante; den linken Fuß leise bewegend, bezeichnete er das Eintreten der Stimmen; jetzt erhob er den Kopf — schnell warf er den Blick umher — die linke Hand mit auseinandergespreizten Fingern ruhte auf dem Tische, als greife er einen Accord auf dem Flügel, die rechte Hand hob er in die Höhe: es war ein Kapellmeister, der dem Orchester das Eintreten des andern Tempos angiebt — die rechte Hand fällt, und das Allegro beginnt! — Eine brennende Röthe fliegt über die blassen Wangen; die Augenbrauen fahren zusammen auf der gerunzelten Stirn; eine innere Wuth entflammt den wilden Blick mit einem

Feuer, das mehr und mehr das Lächeln wegzehrt, das noch um den halbgeöffneten Mund schwebte. Nun lehnt er sich zurück; hinauf ziehen sich die Augenbrauen, das Muskelspiel auf den Wangen kehrt wieder, die Augen erglänzen, ein tiefer, innerer Schmerz löst sich auf in Wollust, die alle Fibern ergreift und krampfhaft erschüttert — tief aus der Brust zieht er den Athem, Tropfen stehen auf der Stirn; er deutet das Eintreten des Tutti und andere Hauptstellen an. Seine rechte Hand verläßt den Takt nicht; mit der linken holt er sein Tuch hervor und fährt damit über das Gesicht. So belebte er das Skelett, welches jene paar Violinen von der Ouverture gaben, mit Fleisch und Farben. Ich hörte die sanfte, schmelzende Klage, womit die Flöte emporsteigt, wenn der Sturm der Violinen und Bässe ausgetobt hat und der Donner der Pauken schweigt; ich hörte die leise anschlagenden Töne der Violoncelle, des Fagotts, die das Herz mit unnennbarer Wehmuth erfüllen. Das Tutti kehrt wieder; wie ein Riese hehr und groß schreitet das Unisono fort. Die dumpfe Klage erstirbt unter seinen zermalmenden Tritten. —

Die Ouverture war geendigt; der Mann ließ beide Arme herabsinken und saß mit geschlossenen Augen da wie Jemand, den eine übergroße Anstrengung entkräftet hat. Seine Flasche war leer; ich füllte sein Glas mit Burgunder, den ich unterdessen hatte geben lassen. Er seufzte tief auf; er schien aus einem Traume zu erwachen. Ich nöthigte ihn zum Trinken; er that es ohne Umstände, und indem er das volle Glas mit einem Zuge hinunterstürzte, rief er aus: „Ich bin mit der Aufführung zufrieden — das Orchester hielt sich brav!" —

„Und doch," nahm ich das Wort, „doch wurden nur schwache Umrisse eines mit lebendigen Farben ausgeführten Meisterwerks gegeben." —

„Urtheile ich richtig? Sie sind kein Berliner!" —

„Ganz richtig; nur abwechselnd halte ich mich hier auf." —

„Der Burgunder ist gut; aber es wird kalt." —

„So lassen Sie uns ins Zimmer gehen und dort die Flasche leeren!" —

„Ein guter Vorschlag! Ich kenne Sie nicht; dafür kennen

Sie mich aber auch nicht. Wir wollen uns unsere Namen nicht abfragen; Namen sind zuweilen lästig. Ich trinke Burgunder, er kostet mich nichts; wir befinden uns wohl bei einander, und damit gut."

Er sagte dies Alles mit gutmüthiger Herzlichkeit. Wir waren ins Zimmer getreten; als er sich setzte, schlug er den Ueberrock aus einander, und ich bemerkte mit Verwunderung, daß er unter demselben eine gestickte Weste mit langen Schößen, schwarz sammetne Beinkleider und einen ganz kleinen, silbernen Degen trug. Er knöpfte den Rock sorgfältig wieder zu.

„Warum fragten Sie mich, ob ich ein Berliner sei?" begann ich. —

„Weil ich in diesem Falle genöthigt gewesen wäre, Sie zu verlassen." —

„Das klingt räthselhaft." —

„Nicht im Mindesten, sobald ich ihnen sage, daß ich — nun, daß ich ein Componist bin."

„Noch immer errathe ich Sie nicht." —

„So verzeihen Sie meinen Ausruf vorhin! Denn ich sehe, Sie verstehen sich ganz und gar nicht auf Berlin und auf Berliner." —

Er stand auf und ging einigemal heftig auf und ab; dann trat er ans Fenster und sang kaum vernehmlich den Chor der Priesterinnen aus der ‚Iphigenia in Tauris', indem er dann und wann beim Eintreten der Tutti an die Fensterscheiben klopfte. Mit Verwundern bemerkte ich, daß er gewisse andere Wendungen der Melodien nahm, die durch Kraft und Neuheit frappirten. Ich ließ ihn gewähren. Er hatte geendigt und kehrte zurück zu seinem Sitz. Ganz ergriffen von des Mannes sonderbarem Benehmen und den phantastischen Aeußerungen eines seltenen musikalischen Talents, schwieg ich. Nach einer Weile fing er an:

„Haben Sie nie componirt?" —

„Ja, ich habe mich in der Kunst versucht; nur fand ich Alles, was ich, wie mich dünkte, in Augenblicken der Begeisterung geschrieben hatte, nachher matt und langweilig; da ließ ich's denn bleiben." —

„Sie haben Unrecht gethan; denn schon, daß Sie eigene Versuche verwarfen, ist kein übles Zeichen Ihres Talents. Man lernt Musik als Knabe, weil's Papa und Mama so haben wollen; nun wird darauflos geklimpert und gegeigt, aber unvermerkt wird der Sinn empfänglicher für Melodie. Vielleicht war das halb vergessene Thema eines Liedchens, welches man nun anders sang, der erste eigene Gedanke, und dieser Embryo, mühsam genährt von fremden Kräften, genas zum Riesen, der Alles um sich her aufzehrte und in sein Mark und Blut verwandelte. Ha, wie ist es möglich, die tausenderlei Arten, wie man zum Componiren kommt, auch nur anzudeuten! Es ist eine breite Heerstraße; da tummeln sich Alle herum und jauchzen und schreien: „Wir sind Geweihte — wir sind am Ziel!" — Durchs elfenbeinerne Thor kommt man ins Reich der Träume. Wenige sehen das Thor einmal; noch Wenigere gehen durch. Abenteuerlich sieht es hier aus. Tolle Gestalten schweben hin und her; aber sie haben Charakter — eine mehr wie die andere. Sie lassen sich auf der Heerstraße nicht sehen; nur hinter dem elfenbeinernen Thor sind sie zu finden. Es ist schwer, aus diesem Reiche zu kommen; wie vor Alzinens Burg*) versperren die Ungeheuer den Weg — es wirbelt — es dreht sich — Viele verträumen den Traum im Reiche der Träume — sie zerfließen im Traum — sie werfen keinen Schatten mehr, sonst würden sie am Schatten gewahr werden den Strahl, der durch dies Reich fährt; aber nur Wenige, erweckt aus dem Traume, steigen empor und schreiten durch das Reich der Träume — sie kommen zur Wahrheit — der höchste Moment ist da: die Berührung mit dem Ewigen, Unaussprechlichen! — Schaut die Sonne an! Sie ist der Dreiklang, aus dem die Accorde, Sternen gleich, herabschießen und Euch mit Feuerfäden umspinnen. Verpuppt im Feuer liegt Ihr da, bis sich Psyche emporschwingt in die Sonne!" —

Bei den letzten Worten war er aufgesprungen, warf den Blick, warf die Hand in die Höhe. Dann setzte er sich wieder

*) In Ariosto's Rasendem Roland. — A. d. H.

nd leerte schnell das ihm eingeschenkte Glas. Es entstand ne Stille, die ich nicht unterbrechen mochte, um den außer- dentlichen Mann nicht aus dem Geleise zu bringen. Endlich hr er beruhigter fort:

„Als ich im Reich der Träume war, folterten mich tausend chmerzen und Aengste. Nacht war's, und mich schreckten die rinsenden Larven der Ungeheuer, welche auf mich einstürmten nd mich bald in den Abgrund des Meeres versenkten, bald ch in die Lüfte emporhoben. Da fuhren Lichtstrahlen durch e Nacht, und die Lichtstrahlen waren Töne, welche mich mfingen mit lieblicher Klarheit. Ich erwachte von meinen Schmerzen und sah ein großes, helles Auge; das blickte in eine Orgel, und wie es blickte, gingen Töne hervor und schimmerten und umschlangen sich in herrlichen Accorden, wie ich sie nie gedacht hatte. Melodien strömten auf und nieder, und ich schwamm in diesem Strom und wollte untergehen; da blickte das Auge mich an und hielt mich empor über den brausenden Wellen. Nacht wurde es wieder; da traten zwei Kolosse in glänzenden Harnischen auf mich zu: Grundton und Quinte — sie rissen mich empor; aber das Auge lächelte: ‚Ich weiß, was Deine Brust mit Sehnsucht erfüllt; der sanfte, weiche Jüngling, Terz, wird unter die Kolosse treten; Du wirst seine süße Stimme hören, mich wiedersehen, und meine Melodien werden Dein sein.'" —

Er hielt inne.

„Und Sie sahen das Auge wieder?" —

„Ja, ich sah es wieder! — Jahrelang seufzt' ich im Reich der Träume — da — ja, da! Ich saß in einem herrlichen Thal und hörte zu, wie die Blumen mit einander sangen. Nur eine Sonnenblume schwieg und neigte traurig den geschlossenen Kelch zur Erde. Unsichtbare Bande zogen mich hin zu ihr — sie hob ihr Haupt — der Kelch schloß sich auf, und aus ihm strahlte mir das Auge entgegen. Nun zogen die Töne wie Lichtstrahlen aus meinem Haupte zu den Blumen, die begierig sie einsogen. Größer und größer wurden der Sonnenblume Blätter — Gluthen strömten aus ihnen hervor — sie umflossen mich — das Auge war verschwunden und ich im Kelche." —

Bei den letzten Worten sprang er auf und eilte n raschen, jugendlichen Schritten zum Zimmer hinaus. Be gebens wartete ich auf seine Zurückkunft; ich beschloß dah nach der Stadt zu gehen.

Schon war ich in der Nähe des Brandenburger Thore als ich in der Dunkelheit eine lange Figur hinschreiten s und alsbald meinen Sonderling wiedererkannte. Ich rede ihn an:

„Warum haben Sie mich so schnell verlassen?" —

„Es wurde zu heiß, und der Euphon fing an zu klingen." —

„Ich verstehe Sie nicht." —

„Desto besser!" —

„Desto schlimmer; denn ich möchte Sie gern ganz verstehen." —

„Hören Sie denn nichts?" —

„Nein." —

„Es ist vorüber. — Lassen Sie uns gehen! Ich liebe sonst nicht eben die Gesellschaft; aber — Sie componiren nicht — Sie sind kein Berliner." —

„Ich kann nicht ergründen, was Sie so gegen die Berliner einnimmt. Hier, wo die Kunst geachtet und in hohem Maße ausgeübt wird, sollt' ich meinen, müßte einem Manne von Ihrem künstlerischen Geiste wohl sein." —

„Sie irren. Zu meiner Qual bin ich verdammt, hier wie ein abgeschiedener Geist im öden Raume umherzuirren." —

„Im öden Raume — hier — in Berlin?" —

„Ja, öde ist's um mich her; denn kein verwandter Geist tritt auf mich zu. Ich stehe allein." —

„Aber die Künstler, die Componisten?" —

„Weg damit! Sie kritteln und kritteln — verfeinern Alles bis zur feinsten Meßlichkeit, wühlen Alles durch, um nur einen armseligen Gedanken zu finden; über dem Schwatzen von Kunst, von Kunstsinn, und was weiß ich, können sie nicht zum Schaffen kommen, und wird ihnen einmal so zu Muthe, als wenn sie ein paar Gedanken ans Tageslicht befördern müßten, so zeigt die furchtbare Kälte ihre weite Entfernung von der Sonne — es ist lappländische Arbeit." —

„Ihr Urtheil scheint mir viel zu hart. Wenigstens müssen Sie die herrlichen Aufführungen im Theater befriedigen." —

„Ich hatte es über mich gewonnen, einmal wieder ins Theater zu gehen, um meines jungen Freundes Oper zu hören — wie heißt sie gleich? — Ha, die ganze Welt ist in dieser Oper! Durch das bunte Gewühl geputzter Menschen ziehen die Geister des Orkus — Alles hat hier Stimme und allmächtigen Klang — Teufel, ich meine ja ‚Don Juan!' — aber nicht die Ouverture, welche prestissimo, ohne Sinn und Verstand abgesprudelt wurde, konnt' ich überstehen; und ich hatte mich bereitet dazu durch Fasten und Gebet, weil ich weiß, daß der Euphon von diesen Massen viel zu sehr bewegt wird und unrein anspricht." —

„Wenn ich auch eingestehen muß, daß Mozart's Meisterwerke größtentheils auf eine kaum erklärliche Weise hier vernachlässigt werden, so erfreuen sich doch Gluck's Werke gewiß einer würdigen Darstellung." —

„Meinen Sie? — Ich wollte einmal ‚Iphigenia in Tauris' hören. Als ich ins Theater trete, höre ich, daß man die Ouverture der ‚Iphigenia in Aulis' spielt. Hm — denke ich, ein Irrthum; man giebt diese Iphigenia! Ich erstaune, als nun das Andante eintritt, womit die ‚Iphigenia in Tauris' anfängt, und der Sturm folgt. Zwanzig Jahre liegen dazwischen! Die ganze Wirkung, die ganze wohlberechnete Exposition des Trauerspiels geht verloren. Ein stilles Meer — ein Sturm — die Griechen werden ans Land geworfen, die Oper ist da! — Wie? Hat der Componist die Ouverture ins Gelag hineingeschrieben, daß man sie wie ein Trompeterstückchen abblasen kann, wie und wo man will?" —

„Ich gestehe den Mißgriff ein. Indessen, man thut doch Alles, um Gluck's Werke zu heben." —

„Ei ja!" sagte er kurz und lächelte dann bitter und immer bitterer. Plötzlich fuhr er auf, und nichts vermochte ihn aufzuhalten. Er war im Augenblicke wie verschwunden, und mehrere Tage hinter einander suchte ich ihn im Thiergarten vergebens. — —

Einige Monate waren vergangen, als ich an einem kalten regnichten Abende mich in einem entfernten Theile der Stad verspätet hatte und nun nach meiner Wohnung in der Friedrichstraße eilte. Ich mußte bei dem Theater vorbei. Da rauschende Musik, Trompeten und Pauken erinnerten mich daß gerade Gluck's ‚Armida' gegeben wurde, und ich war im Begriff hineinzugehen, als ein sonderbares Selbstgespräch dicht an den Fenstern, wo man fast jeden Ton des Orchesters hört, meine Aufmerksamkeit erregte.

„Jetzt kömmt der König — sie spielen den Marsch — o paukt, paukt nur zu! — 's ist recht munter! — ja ja, sie müssen ihn heute elfmal machen — der Zug hat sonst nicht Zug genug. — Ha ha — maestoso — schleppt Euch, Kinderchen! — Sieh, da bleibt ein Figurant mit der Schuhschleife hängen! — Richtig, zum zwölften Mal! — Und immer auf die Dominante hinausgeschlagen! — O Ihr ewigen Mächte, das endet nimmer! Jetzt macht er sein Kompliment — Armida dankt ergebenst. — Noch einmal? — Richtig, es fehlen noch zwei Soldaten! — Jetzt wird ins Recitativ hineingepoltert. — Welcher böse Geist hat mich hier festgebannt?" —

„Der Bann ist gelöst," rief ich. „Kommen Sie!"

Ich faßte meinen Sonderling aus dem Thiergarten — denn Niemand anders war der Selbstredner — rasch beim Arm und zog ihn mit mir fort. Er schien überrascht und folgte mir schweigend. Schon waren wir in der Friedrichstraße, als er plötzlich stille stand.

„Ich kenne Sie," sagte er. „Sie waren im Thiergarten — wir sprachen viel — ich habe Wein getrunken — habe mich erhitzt — nachher klang der Euphon zwei Tage hindurch — ich habe viel ausgestanden — es ist vorüber." —

„Ich freue mich, daß der Zufall Sie mir wieder zugeführt hat. Lassen Sie uns näher mit einander bekannt werden! Nicht weit von hier wohne ich; wie wär' es . . . ?" —

„Ich kann und darf zu Niemand gehen." —

„Nein, Sie entkommen mir nicht; ich gehe mit Ihnen." —

„So werden Sie noch ein paar hundert Schritte mit mir laufen müssen. Aber Sie wollten ja ins Theater?" —

„Ich wollte ‚Armida' hören; aber nun . . . ." —

„Sie sollen jetzt Armida hören, kommen Sie!" —

Schweigend gingen wir die Friedrichstraße hinauf; rasch g er in eine Querstraße ein, und kaum vermochte ich ihm folgen, so schnell lief er die Straße hinab, bis er endlich r einem unansehnlichen Hause still stand. Ziemlich lange tte er gepocht, als man endlich öffnete. Im Finstern tappend, erreichten wir die Treppe und ein Zimmer im obern Stock, dessen Thüre mein Führer sorgfältig verschloß. Ich hörte noch eine Thüre öffnen; bald darauf trat er mit einem ngezündeten Lichte herein, und der Anblick des sonderbar ausstaffirten Zimmers überraschte mich nicht wenig. Altmodisch reich verzierte Stühle, eine Wanduhr mit vergoldetem Gehäuse und ein breiter, schwerfälliger Spiegel gaben dem Ganzen das düstere Ansehen verjährter Pracht. In der Mitte stand ein kleines Klavier, auf demselben ein großes Tintenfaß von Porzellan, und daneben lagen einige Bogen rastrirtes Papier. Ein schärferer Blick auf diese Vorrichtung zum Componiren überzeugte mich jedoch, daß seit langer Zeit nichts geschrieben sein mußte; denn ganz vergelbt war das Papier, und dickes Spinnengewebe überzog das Tintenfaß. Der Mann trat vor einen Schrank in der Ecke des Zimmers, den ich noch nicht bemerkt hatte, und als er den Vorhang wegzog, wurde ich eine Reihe schön gebundener Bücher gewahr mit goldenen Aufschriften: ‚Orfeo', — ‚Armida', — ‚Alceste', — ‚Iphigenia' u. s. w., kurz, Gluck's Meisterwerke sah ich beisammen stehen.

„Sie besitzen Gluck's sämmtliche Werke?" rief ich.

Er antwortete nicht; aber zum krampfhaften Lächeln verzog sich der Mund, und das Muskelspiel in den eingefallenen Backen verzerrte im Augenblick das Gesicht zur schauerlichen Maske. Starr den düstern Blick auf mich gerichtet, ergriff er eins der Bücher — es war ‚Armida' — und schritt feierlich zum Klavier hin. Ich öffnete es schnell und stellte das zusammengelegte Pult auf; er schien das gern zu sehen. Er schlug das Buch auf, und — wer schildert mein Erstaunen! — ich erblickte rastrirte Blätter, aber mit keiner Note beschrieben.

Er begann: „Jetzt werde ich die Ouverture spielen. Wen-

den Sie die Blätter um, und zur rechten Zeit!" — Ich v
sprach das, und nun spielte er herrlich und meisterhaft, n
vollgriffigen Accorden, das majestätische Tempo di Marci
womit die Ouverture anhebt, fast ganz dem Original getre
aber das Allegro war nur mit Gluck's Hauptgedanken dur
flochten. Er brachte so viele neue geniale Wendungen hinei
daß mein Erstaunen immer wuchs. Vorzüglich waren sei
Modulationen frappant, ohne grell zu werden, und er wußte
den einfachen Hauptgedanken so viele melodiöse Melismen an-
zureihen, daß jene immer in neuer, verjüngter Gestalt wieder-
zukehren schienen. Sein Gesicht glühte; bald zogen sich di
Augenbrauen zusammen, und ein lang verhaltener Zorn wollt
gewaltsam losbrechen, bald schwamm das Auge in Thränen
tiefer Wehmuth. Zuweilen sang er, wenn beide Hände in
künstlichen Melismen arbeiteten, das Thema mit einer ange-
nehmen Tenorstimme; dann wußte er auf ganz besondere
Weise mit der Stimme den dumpfen Ton der anschlagenden
Pauke nachzuahmen. Ich wandte die Blätter fleißig um, in-
dem ich seine Blicke verfolgte. Die Ouverture war geendet,
und er fiel erschöpft mit geschlossenen Augen in den Lehnstuhl
zurück. Bald raffte er sich aber wieder auf, und indem er
hastig mehrere leere Blätter des Buchs umschlug, sagte er mit
dumpfer Stimme:

„Alles dieses, mein Herr, habe ich geschrieben, als ich
aus dem Reich der Träume kam. Aber ich verrieth Unheiligen
das Heilige, und eine eiskalte Hand faßte in dies glühende
Herz. Es brach nicht; da wurde ich verdammt, zu wandeln
unter den Unheiligen wie ein abgeschiedener Geist — gestalt-
los, damit mich Niemand kenne, bis mich die Sonnenblume
wieder emporhebt zu dem Ewigen. — Ha — jetzt lassen Sie
uns Armidens Scene singen!"

Nun sang er die Schlußscene der ‚Armida' mit einem
Ausdruck, der mein Innerstes durchdrang. Auch hier wich er
merklich von dem eigentlichen Originale ab; aber seine ver-
änderte Musik war die Gluck'sche Scene gleichsam in höherer
Potenz. Alles, was Haß, Liebe, Verzweiflung, Raserei in den
stärksten Zügen ausdrücken kann, faßte er gewaltig in Töne

zusammen. Seine Stimme schien die eines Jünglings; denn von tiefer Dumpfheit schwoll sie empor zur durchdringenden Stärke. Alle meine Fibern zitterten — ich war außer mir. Als er geendet hatte, warf ich mich ihm in die Arme und rief mit gepreßter Stimme: „Was ist das? Wer sind Sie?"

Er stand auf und maß mich mit ernstem, durchdringendem Blick; doch als ich weiter fragen wollte, war er mit dem Lichte durch die Thür entwichen und hatte mich im Finstern gelassen. Es hatte beinahe eine Viertelstunde gedauert; ich verzweifelte, ihn wiederzusehen, und suchte, durch den Stand des Klaviers orientirt, die Thüre zu öffnen, als er plötzlich in einem gestickten Galakleide, reicher Weste, den Degen an der Seite, mit dem Lichte in der Hand hereintrat.

Ich erstarrte. Feierlich kam er auf mich zu, faßte mich sanft bei der Hand und sagte sonderbar lächelnd: „Ich bin der Ritter Gluck!"

III.

Kreisleriana.

Nummer 1—6.

Wo ist er her? — Niemand weiß es. — Wer waren seine Eltern? — Es ist unbekannt. — Wessen Schüler ist er? — Eines guten Meisters; denn er spielt vortrefflich, und da er Verstand und Bildung hat, kann man ihn wohl dulden, ja ihm sogar den Unterricht in der Musik verstatten. „Und er ist wirklich und wahrhaftig Kapellmeister gewesen," setzen die diplomatischen Personen hinzu, denen er einmal in guter Laune eine von der Direction des ....r Hoftheaters ausgestellte Urkunde vorwies, in welcher er, der Kapellmeister Johannes Kreisler, blos deshalb seines Amtes entlassen wurde, weil er standhaft verweigert hatte, eine Oper, die der Hofpoet gedichtet, in Musik zu setzen, auch mehrmals an der

öffentlichen Wirthstafel von dem Primo Huomo*) verächtlich gesprochen und ein junges Mädchen, das er im Gesange unterrichtet, der Prima Donna in ganz ausschweifenden, wiewol unverständlichen Redensarten vorzuziehen getrachtet; jedoch solle er den Titel als Fürstlich-....r Kapellmeister beibehalten, ja sogar zurückkehren dürfen, wenn er gewisse Eigenheiten und lächerliche Vorurtheile, z. B. daß die wahre italienische Musik verschwunden sei u. s. w., gänzlich abgelegt und an die Vortrefflichkeit des Hofpoeten, der allgemein für den zweiten Metastasio anerkannt, willig glaube. — Die Freunde behaupteten, die Natur habe bei seiner Organisation ein neues Recept versucht, und der Versuch sei mißlungen, indem seinem überreizbaren Gemüthe, seiner bis zur zerstörenden Flamme aufglühenden Phantasie zu wenig Phlegma beigemischt und so das Gleichgewicht zerstört worden, das dem Künstler durchaus nöthig sei, um mit der Welt zu leben und ihr Werke zu dichten, wie sie dieselben, selbst im höhern Sinn, eigentlich brauche.

Dem sei wie ihm wolle — genug, Johannes wurde von seinen innern Erscheinungen und Träumen wie auf einem ewig wogenden Meere dahin, dorthin getrieben, und er schien vergebens den Port zu suchen, der ihm endlich die Ruhe und Heiterkeit geben sollte, ohne welche der Künstler nichts zu schaffen vermag. So kam es denn auch, daß die Freunde es nicht dahin bringen konnten, daß er eine Composition aufschrieb oder wirklich aufgeschrieben unvernichtet ließ. Zuweilen componirte er zur Nachtzeit in der aufgeregtesten Stimmung; — er weckte den Freund, der neben ihm wohnte, um ihm Alles in der höchsten Begeisterung vorzuspielen, was er in unglaublicher Schnelle aufgeschrieben — er vergoß Thränen der Freude über das gelungene Werk — er pries sich selbst als den glücklichsten Menschen; aber den andern Tag — lag die herrliche Composition im Feuer. — Der Gesang wirkte beinahe verderblich auf ihn, weil seine Phantasie dann überreizt wurde und sein Geist in ein Reich

*) Dem ersten Liebhaber, in der Oper ersten Tenor. — A. d. H.

entwich, wohin ihm Niemand ohne Gefahr folgen konnte. Dagegen gefiel er sich oft darin, stundenlang auf dem Flügel die seltsamsten Themas in zierlichen contrapunktischen Wendungen und Nachahmungen, in den kunstreichsten Passagen auszuarbeiten. War ihm das einmal recht gelungen, so befand er sich mehrere Tage hindurch in heiterer Stimmung, und eine gewisse schalkhafte Ironie würzte das Gespräch, womit er den kleinen gemüthlichen Zirkel seiner Freunde erfreute.

Auf einmal war er, man wußte nicht wie und warum, verschwunden. Viele behaupteten, Spuren des Wahnsinns an ihm bemerkt zu haben, und wirklich hatte man ihn mit zwei über einander gestülpten Hüten und zwei Rastralen, wie Dolche in den rothen Leibgürtel gesteckt, lustig singend zum Thore hinaushüpfen gesehen, wiewol seine näheren Freunde nichts Besonderes bemerkt, da ihm gewaltsame Ausbrüche, von irgend einem innern Gram erzeugt, auch schon sonst eigen gewesen. Als nun alle Nachforschungen, wo er geblieben, vergebens und die Freunde sich über seinen kleinen Nachlaß an Musikalien und andern Schriften beriethen, erschien das Fräulein von B. und erklärte, wie nur *ihr* allein es zukomme, diesen Nachlaß ihrem lieben Meister und Freunde, den sie keineswegs verloren glaube, zu bewahren. Ihr übergaben mit freudigem Willen die Freunde Alles, was sie vorgefunden, und als sich auf den weißen Rückseiten mehrerer Notenblätter kleine größtentheils humoristische Aufsätze, in günstigen Augenblicken mit Bleistift schnell hingeworfen, fanden, erlaubte die treue Schülerin des unglücklichen Johannes dem treuen Freunde, Abschrift davon zu nehmen und sie als anspruchslose Erzeugnisse einer augenblicklichen Anregung mitzutheilen.

1.

Johannes Kreisler's,

des Kapellmeisters, musikalische Leiden.

Sie sind Alle fortgegangen. — Ich hätt' es an dem Ziscbeln, Scharren, Räuspern, Brummen durch alle Tonarten bemerken können. Es war ein wahres Bienennest, das vom Stocke abzieht, um zu schwärmen. Gottlieb hat mir neue Lichter aufgesteckt und eine Flasche Burgunder auf das Fortepiano hingestellt. Spielen kann ich nicht mehr; denn ich bin ganz ermattet. Daran ist mein alter herrlicher Freund hier auf dem Notenpulte schuld, der mich schon wieder einmal, wie Mephistopheles den Faust auf seinem Mantel, durch die Lüfte getragen hat, und so hoch, daß ich die Menschlein unter mir nicht sah und merkte, unerachtet sie tollen Lärm genug gemacht haben mögen. — Ein hundsföttischer, nichtswürdig vergeudeter Abend! Aber jetzt ist mir wohl und leicht. — Hab' ich doch gar während des Spielens meinen Bleistift hervorgezogen und Seite 63 unter dem letzten System ein paar gute Ausweichungen in Ziffern notirt mit der rechten Hand, während die linke im Strome der Töne fortarbeitete! Hinten auf der leeren Seite fahr' ich schreibend fort. Ich verlasse Ziffern und Töne, und mit wahrer Lust, wie der genesene Kranke, der nun nicht aufhören kann zu erzählen, was er gelitten, notire ich hier umständlich die höllischen Qualen des heutigen Thees. Aber nicht für mich allein, sondern für Alle, die sich hier zuweilen an meinem Exemplar der Johann Sebastian Bach'schen Variationen für das Klavier, erschienen bei Nägeli in Zürich, ergetzen und erbauen, bei dem Schluß der 30. Variation meine Ziffern finden und, geleitet von dem großen lateinischen Verte — ich schreib' es gleich hin, wenn meine Klageschrift zu Ende ist — das Blatt umwenden und lesen. Diese errathen gleich den wahren Zusammenhang; sie wissen, daß der Geheime Rath Röderlein hier ein ganz scharmantes Haus macht und zwei Töchter hat,

von denen die ganze elegante Welt mit Enthusiasmus behauptet, sie tanzten wie die Göttinnen, sprächen Französisch wie die Engel und spielten und sängen und zeichneten wie die Musen.

Der Geheime Rath Röderlein ist ein reicher Mann; er führt bei seinen vierteljährlichen Diners die schönsten Weine, die feinsten Speisen. Alles ist auf den elegantesten Fuß eingerichtet, und wer sich bei seinen Thees nicht himmlisch amüsirt, hat keinen Ton, keinen Geist und vornehmlich keinen Sinn für die Kunst. Auf diese ist es nämlich auch abgesehen; neben dem Thee, Punsch, Wein, Gefrornen ꝛc. wird auch immer etwas Musik präsentirt, die von der schönen Welt ganz gemüthlich so wie jenes eingenommen wird. Die Einrichtung ist so: Nachdem jeder Gast Zeit genug gehabt hat, eine beliebige Zahl Tassen Thee zu trinken, und nachdem zweimal Punsch und Gefrornes herumgegeben worden ist, rücken die Bedienten die Spieltische heran für den ältern solideren Theil der Gesellschaft, der dem musikalischen das Spiel mit Karten vorzieht, welches auch in der That nicht solchen unnützen Lärm macht und wo nur einiges Geld erklingt. Auf dies Zeichen schießt der jüngere Theil der Gesellschaft auf die Fräuleins Röderlein zu. Es entsteht ein Tumult, in dem man die Worte unterscheidet: „Schönstes Fräulein, versagen Sie uns nicht den Genuß ihres himmlischen Talents!“ — „O, singe etwas, meine Gute!“ — „Nicht möglich — Katarrh — der letzte Ball — nichts eingeübt.“ — „O bitte, bitte, — wir flehen“ ꝛc. Gottlieb hat unterdessen den Flügel geöffnet und das Pult mit dem wohlbekannten Notenbuche beschwert. Vom Spieltisch herüber ruft die gnädige Mama: „Chantez donc, mes enfans!“ Das ist das Stichwort meiner Rolle; ich stelle mich an den Flügel, und im Triumph werden die Röderleins an das Instrument geführt. Nun entsteht wieder eine Differenz: keine will zuerst singen. „Du weißt, liebe Nanette, wie entsetzlich heiser ich bin.“ — „„Bin ich es denn weniger, liebe Marie?““ — „Ich singe so schlecht.“ — „„O Liebe, fange nur an ꝛc.““ Mein Einfall (ich habe ihn jedesmal), Beide möchten mit einem Duo anfangen, wird gewaltig beklatscht,

das Buch durchblättert, das sorgfältig eingeschlagene Blatt endlich gefunden, und nun geht's los: „Dolce dell' anima" u. s. w. —

Das Talent der Fräulein Röderlein ist wirklich nicht das geringste. Ich bin nun fünf Jahre hier und viertehalb Jahre im Röderlein'schen Hause Lehrer; für diese kurze Zeit hat es Fräulein Nanette dahin gebracht, daß sie eine Melodie, die sie nur zehnmal im Theater gehört und am Klavier dann höchstens noch zehnmal durchprobirt hat, so wegsingt, daß man gleich weiß, was es sein soll. Fräulein Marie faßt es schon beim achten Mal, und wenn sie öfters einen Viertelston tiefer steht als das Piano, so ist das bei solch niedlichem Gesichtlein und den ganz leidlichen Rosenlippen am Ende wohl zu ertragen.

Nach dem Duett allgemeiner Beifallschorus! Nun wechseln Arietten und Duettino's, und ich hämmere das tausendmal gefeierte Accompagnement frisch darauf los. Während des Gesanges hat die Finanzräthin Eberstein durch Räuspern und leises Mitsingen zu verstehen gegeben: „Ich singe auch." Fräulein Nanette spricht: „Aber, liebe Finanzräthin, nun mußt Du uns auch Deine göttliche Stimme hören lassen." Es entsteht ein neuer Tumult. Sie hat den Katarrh — sie kann nichts auswendig. — Gottlieb bringt zwei Arme voll Musikalien herangeschleppt; da wird geblättert und geblättert. Erst will sie singen: „Der Hölle Rache ꝛc.", dann: „Hebe, sieh ꝛc.", dann: „Ach, ich liebte ꝛc." In der Angst schlage ich vor: „Ein Veilchen auf der Wiese ꝛc." Aber sie ist fürs große Genre; sie will sich zeigen — es bleibt bei der ‚Constanze'.*)

O schreie Du, quieke, miaue, gurgle, stöhne, ächze, tremulire, quinkelire nur recht munter: ich habe den Fortissimo-Zug getreten und orgle mich taub! — O Satan, Satan! welcher Deiner höllischen Geister ist in diese Kehle gefahren, der alle Töne zwickt und zwängt und zerrt. Vier Saiten sind schon gesprungen, ein Hammer ist invalid. Meine Ohren gellen, mein Kopf dröhnt, meine Nerven zittern. Sind denn alle unreinen Töne kreischender Marktschreier-Trompeten in diesen kleinen Hals gebannt? — Das hat mich angegriffen —

*) Aus Mozart's „Entführung aus dem Serail". — A. d. H.

ich trinke ein Glas Burgunder. — Man applaudirte unbändig, und Jemand bemerkte, die Finanzräthin und Mozart hätten mich sehr ins Feuer gesetzt. Ich lächelte mit niedergeschlagenen Augen, recht dumm, wie ich wohl merkte.

Nun erst regen sich alle Talente, bisher im Verborgenen blühend, und fahren wild durch einander. Es werden musikalische Excesse beschlossen: Ensembles, Finalen, Chöre sollen aufgeführt werden. Der Canonicus Kratzer singt bekanntlich einen himmlischen Baß, wie der Tituskopf dort bemerkt, der selbst bescheiden anführt, er sei eigentlich nur ein zweiter Tenor, aber freilich Mitglied mehrerer Sing-Akademien. Schnell wird Alles zum ersten Chor aus dem ‚Titus' organisirt. Das ging ganz herrlich! Der Canonicus, dicht hinter mir stehend, donnerte über meinem Haupte den Baß, als säng' er mit obligaten Trompeten und Pauken in der Domkirche. Er traf die Noten herrlich; nur das Tempo nahm er in der Eil' fast noch einmal so langsam. Aber treu blieb er sich wenigstens insofern, daß er durchs ganze Stück immer einen halben Tact nachschleppte. Die Uebrigen äußerten einen entschiedenen Hang zur antiken griechischen Musik, die bekanntlich, die Harmonie nicht kennend, im Unisono ging: sie sangen Alle die Oberstimme mit kleinen Varianten aus zufälligen Erhöhungen und Erniedrigungen, etwa um einen Viertelston. — Diese etwas geräuschvolle Production erregte eine allgemeine tragische Spannung, nämlich einiges Entsetzen, sogar an den Spieltischen, die für den Moment nicht so wie zuvor melodramatisch mitwirken konnten durch in die Musik eingeflochtene declamatorische Sätze, z. B. „Ach, ich liebte — achtundvierzig — war so glücklich — ich passe — kannte nicht — Whist — der Liebe Schmerz — in der Farbe ꝛc." — Es nahm sich recht artig aus. — (Ich schenke mir ein.)

Das war die höchste Spitze der heutigen musikalischen Exposition. „Nun ist's aus!" so dacht' ich, schlug das Buch zu und stand auf. Da tritt der Baron, mein antiker Tenorist, auf mich zu und sagt: „O bester Herr Kapellmeister, Sie sollen ganz himmlisch phantasiren; o, phantasiren Sie uns doch Eins — nur ein Wenig — ich bitte!" Ich versetzte ganz

trocken, die Phantasie sei mir heute rein ausgegangen; und indem wir so darüber sprechen, hat ein Teufel in der Gestalt eines Elegants mit zwei Westen im Nebenzimmer unter meinem Hut die Bach'schen Variationen ausgewittert; der denkt, es sind so Variationchen „nel cor più non mi sento“ — „Ah vous dirai-je, maman“ ꝛc. und will haben, ich soll darauf los spielen. Ich weigere mich; da fallen sie Alle über mich her. „Nun, so hört zu und berstet vor Langweile!“ denk' ich und arbeite drauflos. Bei Nr. 3 entfernten sich mehrere Damen, verfolgt von Titusköpfen. Die Röderleins, weil der Lehrer spielte, hielten nicht ohne Qual aus bis Nr. 12. Nr. 15 schlug den Zweiwesten-Mann in die Flucht. Aus ganz übertriebener Höflichkeit blieb der Baron bis Nr. 30 und trank blos viel Punsch aus, den Gottlieb für mich auf den Flügel stellte. Ich hätte glücklich geendet; aber diese Nr. 30, das Thema, riß mich unaufhaltsam fort. Die Quartblätter dehnten sich plötzlich aus zu einem Riesenfolio, wo tausend Imitationen und Ausführungen jenes Themas geschrieben standen, die ich abspielen mußte. Die Noten wurden lebendig und flimmerten und hüpften um mich her — elektrisches Feuer fuhr durch die Fingerspitzen in die Tasten — der Geist, von dem es ausströmte, überflügelte die Gedanken — der ganze Saal hing voll dichten Dufts, in dem die Kerzen düsterer und düsterer brannten — zuweilen sah eine Nase heraus, zuweilen ein paar Augen; aber sie verschwanden gleich wieder. So kam es, daß ich allein sitzen blieb mit meinem Sebastian Bach und von Gottlieb wie von einem spiritu familiari bedient wurde. — Ich trinke! —

Soll man denn ehrliche Musiker so quälen mit Musik, wie ich heute gequält worden bin und so oft gequält werde? Wahrhaftig, mit keiner Kunst wird so viel verdammter Mißbrauch getrieben als mit der herrlichen, heiligen Musica, die in ihrem zarten Wesen so leicht entweiht wird! Habt Ihr wahres Talent, wahren Kunstsinn: gut, so lernt Musik, leistet was der Kunst Würdiges und gebt dem Geweihten Euer Talent hin im rechten Maß! Wollt Ihr ohne das quinkeliren: nun, so thut's für Euch und unter Euch und quält nicht damit den Kapellmeister Kreisler und Andere! —

Nun könnte ich nach Hause gehen und meine neue Klavier-Sonate vollenden; aber es ist noch nicht elf Uhr und eine schöne Sommernacht. Ich wette, neben mir beim Oberjägermeister sitzen die Mädchen am offenen Fenster und schreien mit kreischender, gellender, durchbohrender Stimme zwanzigmal: „Wenn mir Dein Auge strahlet" — aber immer nur die erste Strophe, in die Straße hinein. Schräg über martert Einer die Flöte und hat dabei Lungen wie Rameau's Neffe, und in langen, langen Tönen macht der Nachbar Horn'st akustische Versuche. Die zahlreichen Hunde der Gegend werden unruhig, und meines Hauswirths Kater, aufgeregt durch jenes süße Duett, macht dicht neben meinem Fenster — es versteht sich, daß mein musikalisch-poetisches Laboratorium ein Dachstübchen ist, — der Nachbars-Katze, in die er seit dem März verliebt ist, die chromatische Scala hinaufjammernd, zärtliche Geständnisse. Nach elf Uhr wird es ruhiger; so lange bleib' ich sitzen, da ohnedies noch weißes Papier und Burgunder vorhanden, von dem ich gleich etwas genieße.

Es giebt, wie ich gehört habe, ein altes Gesetz, welches lärmenden Handwerkern verbietet, neben Gelehrten zu wohnen: sollten denn arme bedrängte Componisten, die noch dazu aus ihrer Begeisterung Gold münzen müssen, um ihren Lebensfaden weiter zu spinnen, nicht jenes Gesetz auf sich anwenden und die Schreihälse und Dudler aus ihrer Nähe verbannen können? Was würde der Maler sagen, dem man, indem er ein Ideal malte, lauter heterogene Fratzen-Gesichter vorhalten wollte? Schlösse er die Augen, so würde er wenigstens ungestört das Bild in der Phantasie fortsetzen. Baumwolle in den Ohren hilft nicht — man hört doch den Mordspektakel; und dann die Idee, schon die Idee: Jetzt singen sie — jetzt kommt das Horn ꝛc. Der Teufel holt die sublimsten Gedanken!

Das Blatt ist richtig vollgeschrieben. Auf dem vom Titel umgeschlagenen weißen Streifen will ich nur noch bemerken, warum ich hundertmal es mir vornahm, mich nicht mehr bei dem Geheimen Rath quälen zu lassen, und warum ich hundertmal meinen Vorsatz brach. Freilich ist es Röder-

lein's herrliche Nichte, die mich mit Banden an dies Haus fesselt, welche die Kunst geknüpft hat. Wer einmal so glücklich war, die Schlußscene der Gluck'schen ‚Armida' oder die große Scene der Donna Anna im ‚Don Giovanni' von Fräulein Amalien zu hören, der wird begreifen, daß eine Stunde mit ihr am Piano Himmelsbalsam in die Wunde gießt, welche alle Mißtöne des ganzen Tages mir gequältem musikalischen Schulmeister schlugen. Röderlein, welcher weder an die Unsterblichkeit der Seele noch an den Tact glaubt, hält sie für gänzlich unbrauchbar für die höhere Existenz in der Theegesellschaft, da sie in dieser durchaus nicht singen will und denn doch wieder vor ganz gemeinen Leuten, z. B. simplen Musikern, mit einer Anstrengung singt, die ihr gar nicht einmal taugt; denn ihre langen, gehaltenen, schwellenden Harmonika-Töne, welche mich in den Himmel tragen, hat sie, wie Röderlein meint, offenbar der Nachtigall abgehorcht, die eine unvernünftige Creatur ist, nur in Wäldern lebt und von dem Menschen, dem vernünftigen Herrn der Schöpfung, nicht nachgeahmt werden darf. Sie treibt ihre Rücksichtslosigkeit so weit, daß sie sich zuweilen sogar von Gottlieb auf der Violine accompagniren läßt, wenn sie Beethoven'sche oder Mozart'sche Sonaten, aus denen kein Theeherr oder Whistiker klug werden kann, auf dem Piano spielt.

Das war das letzte Glas Burgunder. — Gottlieb putzt mir die Lichter und scheint sich zu wundern über mein emsiges Schreiben. — Man hat ganz Recht, wenn man diesen Gottlieb erst sechzehn Jahre alt schätzt. Das ist ein herrliches, tiefes Talent. Warum starb aber auch der Papa Thorschreiber so früh? Und mußte denn der Vormund den Jungen in die Liverei stecken? — Als Rode*) hier war, lauschte Gottlieb im Vorzimmer, das Ohr an die Saalthüre gedrückt, und spielte ganze Nächte; am Tage ging er sinnend, träumend umher, und der rothe Fleck am linken Backen ist ein treuer Abdruck des Solitärs am Finger der Röderlein'schen Hand,

*) Peter R., 1774 von deutschen Eltern in Bordeaux geboren, lebte in Petersburg, Paris und in der Schweiz, gest. 1830, — erster Violinist seiner Zeit; mit ihm begann eine neue Epoche in Behandlung der Violine. — A. d. H.

die, wie man durch sanftes Streicheln den somnambülen Zustand hervorbringt, durch starkes Schlagen ganz richtig entgegengesetzt wirken wollte. Nebst andern Sachen habe ich ihm die Sonaten von Corelli*) gegeben; da hat er unter den Mäusen in dem alten Oesterlein'schen Flügel auf dem Boden gewüthet, bis keine mehr lebte, und mit Röderlein's Erlaubniß auch das Instrument auf sein kleines Stübchen translocirt.

Wirf ihn ab, den verhaßten Bedientenrock, ehrlicher Gottlieb, und laß mich nach Jahren Dich als den wackern Künstler an mein Herz drücken, der Du werden kannst mit Deinem herrlichen Talent, mit Deinem tiefen Kunstsinn! — Gottlieb stand hinter mir und wischte sich die Thränen aus den Augen, als ich diese Worte laut aussprach. Ich drückte ihm schweigend die Hand; wir gingen hinauf und spielten die Sonaten von Corelli.

2.

Ombra adorata!†)

Wie ist doch die Musik so etwas höchst Wunderbares, wie wenig vermag doch der Mensch ihre tiefen Geheimnisse zu ergründen! Aber wohnt sie nicht in der Brust des Menschen selbst und erfüllt sein Inneres so mit ihren holdseligen Erscheinungen, daß sein ganzer Sinn sich ihnen zuwendet und ein neues verklärtes Leben ihn schon hienieden dem Drange, der niederdrückenden Qual des Irdischen entreißt? Ja, eine göttliche Kraft durchdringt ihn, und mit kindlichem frommen Gemüthe sich dem hingebend, was der Geist in ihm erregt, vermag er die Sprache jenes unbekannten romantischen Geisterreichs zu reden, und er ruft, unbewußt wie der Lehrling, der in des Meisters Zauberbuch mit lauter Stimme gelesen, alle

†) Wer kennt nicht Crescentini's herrliche Arie: „Ombra adorata“ (Angebeteter Schatten), die er zu der Oper ‚Romeo e Giulietta‘ von Zingarelli componirte und mit ganz eignem Vortrage sang?

*) Archangelo C., geb. 1653 in Italien, lebte in Paris, München und Rom, gest. 1715, — großer Violin-Componist. — A. d. H.

die herrlichen Erscheinungen aus seinem Innern hervor, daß sie in strahlenden Reihentänzen das Leben durchfliegen und Jeden, der sie zu schauen vermag, mit unendlicher, unnennbarer Sehnsucht erfüllen. —

Wie war meine Brust so beengt, als ich in den Concertsaal trat! Wie war ich so gebeugt von dem Drucke aller der nichtswürdigen Erbärmlichkeiten, die wie giftiges stechendes Ungeziefer den Menschen und wohl vorzüglich den Künstler in diesem armseligen Leben verfolgen und peinigen, daß er oft dieser ewig prickelnden Qual den gewaltsamen Stoß vorziehen würde, der ihn diesem und jedem andern irdischen Schmerze auf immer entzieht! — Du verstandest den wehmüthigen Blick, den ich auf Dich warf, mein treuer Freund, und hundertfältig sei es Dir gedankt, daß Du meinen Platz am Flügel einnahmst, indem ich mich in dem äußersten Winkel des Saals zu verbergen suchte! Welchen Vorwand hattest Du denn gefunden, wie war es Dir denn gelungen, daß nicht Beethoven's große Symphonie in C moll, sondern nur eine kurze unbedeutende Ouverture irgend eines noch nicht zur Meisterschaft gelangten Componisten aufgeführt wurde? — Auch dafür sei Dir Dank gesagt aus dem Innersten meines Herzens! — Was wäre aus mir geworden, wenn, beinahe erdrückt von all dem irdischen Elend, das rastlos auf mich einstürmte seit kurzer Zeit, nun Beethoven's gewaltiger Geist auf mich zugeschritten wäre und mich wie mit metallenen, glühenden Armen umfaßt und fortgerissen hätte in das Reich des Ungeheuern, des Unermeßlichen, das sich seinen donnernden Tönen erschließt!

Als die Ouverture in allerlei kindischem Jubel mit Pauken und Trompeten geschlossen hatte, entstand eine stille Pause, als erwarte man etwas recht Wichtiges. Das that mir wohl; ich schloß die Augen, und indem ich in meinem Innern angenehmere Erscheinungen suchte, als die waren, die mich eben umgaben, vergaß ich das Concert und mit ihm natürlicherweise auch seine ganze Einrichtung, die mir bekannt gewesen, da ich an den Flügel sollte. — Ziemlich lange mochte die Pause gedauert haben, als endlich das Ritornell einer Arie anfing. Es war sehr zart gehalten und schien in einfachen,

aber tief in das Innerste dringenden Tönen von der Sehnsucht zu reden, in der sich das fromme Gemüth zum Himmel aufschwingt und alles Geliebte wiederfindet, was ihm hienieden entrissen. Nun strahlte wie ein himmliches Licht die glockenhelle Stimme eines Frauenzimmers aus dem Orchester empor:

„Tranquillo io sono; fra poco teco sarò, mia vita!"*)

Wer vermag die Empfindung zu beschreiben, die mich durchdrang! — Wie löste sich der Schmerz, der in meinem Innern nagte, auf in wehmüthige Sehnsucht, die himmlischen Balsam in alle Wunden goß! — Alles war vergessen, und ich horchte nur entzückt auf die Töne, die, wie aus einer andern Welt niedersteigend, mich tröstend umfingen. —

Ebenso einfach wie das Recitativ ist das Thema der folgenden Arie: „Ombra adorata", gehalten; aber ebenso seelenvoll, ebenso in das Innerste dringend, spricht es den Zustand des Gemüths aus, das von der seligen Hoffnung, in einer höheren besseren Welt bald alles ihm Verheißene erfüllt zu sehen, sich über den irdischen Schmerz hinwegschwingt. Wie reiht sich in dieser einfachen Composition Alles so kunstlos, so natürlich an einander! Nur in der Tonica und in der Dominante bewegen sich die Sätze — keine grelle Ausweichung, keine gesuchte Figur — der Gesang fließt dahin wie ein silberheller Strom zwischen leuchtenden Blumen. Aber ist dies nicht eben der geheimnißvolle Zauber, der dem Meister zu Gebote stand, daß er der einfachsten Melodie, der kunstlosesten Structur diese unbeschreibliche Macht der unwiderstehlichsten Wirkung auf jedes empfängliche Gemüth zu geben vermochte? In den wundervoll hell und klar tönenden Melismen fliegt die Seele mit raschem Fittig durch die glänzenden Wolken — es ist der jauchzende Jubel verklärter Geister. — Die Composition verlangt wie jede, die so tief im Innern von dem Meister gefühlt wurde, auch tief aufgefaßt und mit dem Gemüth, ich möchte sagen, mit der rein ausgesprochenen Ahnung des Uebersinnlichen, wie die Melodie es in sich trägt,

*) Ich bin ruhig; binnen Kurzem werde ich bei Dir sein, mein Leben! — A. d. H.

vorgetragen zu werden. Auch wurde, wie der Genius des italienischen Gesanges es verlangt, sowol in dem Recitativ als in der Arie auf gewisse Verzierungen gerechnet; aber ist es nicht schön, daß wie durch eine Tradition die Art, wie der Componist, der hohe Meister des Gesanges, Crescentini,*) die Arie vortrug und verzierte, fortgepflanzt wird, so daß es wol Niemand wagen dürfte, ungestraft wenigstens fremdartige Schnörkel hineinzubringen? — Wie verständig, wie das Ganze belebend hat Crescentini diese zufälligen Verzierungen angebracht! Sie sind der glänzende Schmuck, welcher der Geliebten holdes Antlitz verschönert, daß die Augen heller strahlen und höherer Purpur Lippe und Wangen färbt.

Aber was soll ich von Dir sagen, Du herrliche Sängerin? Mit dem glühenden Enthusiasmus der Italiener rufe ich Dir zu: „Du von dem Himmel Gesegnete!“ †) Denn wohl ist es der Segen des Himmels, der Deinem frommen, innigen Gemüthe vergönnt, das im Innersten Empfundene hell und herrlich klingend ertönen zu lassen. Wie holde Geister haben mich Deine Töne umfangen, und jeder sprach: „Richte Dein Haupt auf, Du Gebeugter! Ziehe mit uns — ziehe mit uns in das ferne Land, wo der Schmerz keine blutende Wunde mehr schlägt, sondern die Brust, wie im höchsten Entzücken, mit unnennbarer Sehnsucht erfüllt!“ —

Ich werde Dich nie mehr hören; aber wenn die Nichtswürdigkeit auf mich zutritt und, mich für ihres Gleichen haltend, den Kampf des Gemeinen mit mir bestehen, wenn die Albernheit mich betäuben, des Pöbels ekelhafter Hohn mich mit giftigem Stachel verletzen will, dann wird in Deinen Tönen mir eine tröstende Geisterstimme zulispeln:

„Tranquillo io sono; fra poco teco sarò, mia vita!“

In einer nie gefühlten Begeisterung erhebe ich mich dann mächtigen Fluges über die Schmach des Irdischen; alle Töne,

†) Unserer deutschen Sängerin Häser, die sich nun leider der Kunst ganz entzogen, riefen die Italiener zu: „Che sei benedetta dal cielo!“

*) Girolamo Cr., geb. 1765 bei Urbino, Opern- und Kammersänger in Italien, Spanien, Wien und Paris, seit 1825 Gesanglehrer, gest. 1846. — A. d. H.

die in der wunden Brust im Blute des Schmerzes erstarrt, leben auf und bewegen und regen sich und sprühen wie funkelnde Salamander blitzend empor, und ich vermag sie zu fassen, zu binden, daß sie wie in einer Feuergarbe zusammenhaltend zum flammenden Bilde werden, das Deinen Gesang — Dich — verklärt und verherrlicht.

3.

Gedanken

über den hohen Werth der Musik.

Es ist nicht zu leugnen, daß in neuerer Zeit — dem Himmel sei's gedankt! — der Geschmack an der Musik sich immer mehr verbreitet, so daß es jetzt gewissermaßen zur guten Erziehung gehört, den Kindern auch Musik lehren zu lassen, weshalb man denn in jedem Hause, das nur irgend etwas bedeuten will, ein Klavier, wenigstens eine Guitarre findet. Nur wenige Verächter der gewiß schönen Kunst giebt es noch hie und da, und diesen eine tüchtige Lection zu geben, das ist jetzt mein Vorsatz und Beruf.

Der Zweck der Kunst überhaupt ist doch kein anderer, als dem Menschen eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen und ihn so von den ernsteren oder vielmehr den einzigen ihm anständigen Geschäften, nämlich solchen, die ihm Brot und Ehre im Staat erwerben, auf eine angenehme Art zu zerstreuen, so daß er nachher mit gedoppelter Aufmerksamkeit und Anstrengung zu dem eigentlichen Zweck seines Daseins zurückkehren, d. h. ein tüchtiges Kammrad in der Walkmühle des Staats sein und — ich bleibe in der Metapher — haspeln und sich trillen lassen kann. Nun ist aber keine Kunst zur Erreichung dieses Zweckes tauglicher als die Musik. Das Lesen eines Romans oder Gedichts — sollte auch die Wahl so glücklich ausfallen, daß es durchaus nichts phantastisch Abgeschmacktes wie mehrere der allerneuesten enthält und also die Phantasie, die eigentlich der schlimmste und mit aller

Macht zu ertödtende Theil unserer Erbsünde ist, nicht im Mindesten anregt — dieses Lesen, meine ich, hat doch das Unangenehme, daß man gewissermaßen genöthigt wird, an das zu denken, was man liest; dies ist aber offenbar dem Zweck der Zerstreuung entgegen. Dasselbe gilt von dem Vorlesen in der Art, daß man, die Aufmerksamkeit ganz davon abwendend, sehr leicht einschläft oder in ernste Gedanken sich vertieft, die nach der von jedem ordentlichen Geschäftsmanne zu beobachtenden Geistesdiät cyklisch eine Weile ruhen müssen. Das Beschauen eines Gemäldes kann nur sehr kurz dauern; denn das Interesse ist ja doch verloren, sobald man errathen hat, was es vorstellen soll.

Was nun aber die Musik betrifft, so können nur jene heillosen Verächter dieser edeln Kunst leugnen, daß eine gelungene Composition, d. h. eine solche, die sich gehörig in Schranken hält und eine angenehme Melodie nach der anderen folgen läßt, ohne zu toben oder sich in allerlei contrapunktischen Gängen und Auflösungen närrisch zu geberden, einen wunderbar bequemen Reiz verursacht, bei dem man des Denkens ganz überhoben ist, oder der doch keinen ernsten Gedanken aufkommen, sondern mehrere ganz leichte, angenehme — von denen man nicht einmal sich bewußt wird, was sie eigentlich enthalten — gar lustig wechseln läßt. Man kann aber weiter gehen und fragen: Wem ist es verwehrt, auch während der Musik mit dem Nachbar ein Gespräch über allerlei Gegenstände der politischen und moralischen Welt anzuknüpfen und so einen doppelten Zweck auf eine angenehme Weise zu erreichen? Im Gegentheil ist dies gar sehr anzurathen, da die Musik, wie man in allen Concerten und musikalischen Zirkeln zu bemerken Gelegenheit haben wird, das Sprechen ungemein erleichtert. In den Pausen ist Alles still; aber mit der Musik fängt der Strom der Rede an zu brausen und schwillt mit den Tönen, die hineinfallen, immer mehr und mehr an. Manches Frauenzimmer, deren Rede sonst, nach jenem Ausspruch: „Ja, ja!“ und: „Nein, nein!“ ist, geräth während der Musik in das Uebrige, was nach demselben Ausspruch zwar vom Uebel sein soll, hier aber offenbar vom Guten ist,

da ihr deshalb manchmal ein Liebhaber oder gar ein Ehegemahl, von der Süßigkeit der ungewohnten Rede berauscht, ins Garn fällt.

Himmel, wie unabsehbar sind die Vortheile einer schönen Musik!

Euch, Ihr heillosen Verächter der edlen Kunst, führe ich nun in den häuslichen Zirkel, wo der Vater, müde von den ernsten Geschäften des Tages, im Schlafrock und in Pantoffeln fröhlich und guten Muths zum Murki[1]) seines ältesten Sohnes seine Pfeife raucht. Hat das ehrliche Röschen nicht blos seinetwegen den Dessauer Marsch und „Blühe, liebes Veilchen" einstudirt, und trägt sie es nicht so schön vor, daß der Mutter die hellen Freudenthränen auf den Strumpf fallen, den sie eben stopft? Würde ihm nicht endlich das hoffnungsvolle, aber ängstliche Gequäke des jüngsten Sprößlings beschwerlich fallen, wenn nicht der Klang der lieben Kindermusik das Ganze im Ton und Tact hielte?

Ist Dein Sinn aber ganz dieser häuslichen Idylle, dem Triumph der einfachen Natur verschlossen, so folge mir in jenes Haus mit hell erleuchteten Spiegelfenstern! Du trittst in den Saal; die dampfende Theemaschine ist der Brennpunkt, um den sich die eleganten Herren und Damen bewegen. Spieltische werden gerückt; aber auch der Deckel des Fortepiano fliegt auf, und auch hier dient die Musik zur angenehmen Unterhaltung und Zerstreuung. Gut gewählt, hat sie durchaus nichts Störendes; denn selbst die Kartenspieler, obschon mit etwas Höherem, mit Gewinn und Verlust beschäftigt, dulden sie willig.

Was soll ich endlich von den großen, öffentlichen Concerten sagen, die die herrlichste Gelegenheit geben, musikalisch begleitet, diesen oder jenen Freund zu sprechen, oder — ist man noch in den Jahren des Uebermuths — mit dieser oder jener Dame süße Worte zu wechseln, wozu ja sogar die Musik noch ein schickliches Thema geben kann? Diese Concerte sind die

1) Jetzt veraltetes kleines Tonstück für Klavier mit murmelndem Basse, um 1720 von dem preußischen Kammermusikus Sydow erfunden. Vgl. Kritische Briefe über die Tonkunst, Berlin 1760. 4. Bd. 1, S. 286. — A. d. H.

wahren Zerstreuungsplätze für den Geschäftsmann und dem Theater sehr vorzuziehen, da dieses zuweilen Vorstellungen giebt, die den Geist unerlaubterweise auf etwas ganz Nichtiges und Unwahres fixiren, so daß man Gefahr läuft, in die Poesie hineinzugerathen, wovor sich denn doch Jeder, dem seine bürgerliche Ehre am Herzen liegt, hüten muß.

Kurz, es ist, wie ich gleich anfangs erwähnte, ein entscheidendes Zeichen, wie sehr man jetzt die wahre Tendenz der Musik erkennt, daß sie so fleißig und mit so vielem Ernst getrieben und gelehrt wird. Wie zweckmäßig ist es nicht, daß die Kinder, sollten sie auch nicht das mindeste Talent zur Kunst haben, worauf es ja auch eigentlich gar nicht ankommt, doch zur Musik angehalten werden, um so, wenn sie sonst noch nicht obligat in der Gesellschaft wirken dürfen, doch wenigstens das Ihrige zur Unterhaltung und Zerstreuung beitragen zu können!

Wol ein glänzender Vorzug der Musik vor jeder andern Kunst ist es auch, daß sie in ihrer Reinheit — ohne Beimischung der Poesie — durchaus moralisch und daher in keinem Fall von schädlichem Einfluß auf die zarte Jugend ist. Jener Polizeidirektor attestirte keck dem Erfinder eines neuen Instruments, daß „darin nichts gegen den Staat, die Religion und die guten Sitten enthalten" sei. Mit derselben Keckheit kann jeder Musikmeister dem Papa und der Mama im Voraus versichern, die neue Sonate enthalte nicht einen unmoralischen Gedanken. Werden die Kinder älter, so versteht es sich von selbst, daß sie von der Ausübung der Kunst abstrahiren müssen, da für ernste Männer so etwas sich nicht wohl schicken will und Damen darüber sehr leicht höhere Pflichten der Gesellschaft ꝛc. versäumen können. Diese genießen dann das Vergnügen der Musik nur passiv, indem sie sich von Kindern oder Künstlern von Profession vorspielen lassen.

Aus der richtig angegebenen Tendenz der Kunst fließt auch von selbst, daß die Künstler, d. h. diejenigen Personen, welche — freilich thöricht genug! — ihr ganzes Leben einem nur zur Erholung und Zerstreuung dienenden Geschäfte widmen, als ganz untergeordnete Subjecte zu betrachten und nur darum

zu dulden sind, weil sie das miscere utili dulce*) in Ausübung bringen. Kein Mensch von gesundem Verstande und gereiften Einsichten wird den besten Künstler so hoch schätzen als den wackern Kanzellisten, ja den Handwerksmann, der das Polster stopfte, worauf der Rath in der Schoßstube oder der Kaufmann im Comptoir sitzt, da hier das Nothwendige, dort nur das Angenehme beabsichtigt wird. Wenn man daher mit dem Künstler höflich und freundlich umgeht, so ist das nur eine Folge unserer Cultur und unserer Bonhommie, die uns ja auch mit Kindern und anderen Personen, die Spaß machen, schön thun und tändeln läßt. Manche von diesen unglücklichen Schwärmern sind zu spät aus ihrem Irrthum erwacht und darüber wirklich in einigen Wahnsinn verfallen, welches man aus ihren Aeußerungen über die Kunst sehr leicht abnehmen kann. Sie meinen nämlich, die Kunst ließe dem Menschen sein höheres Princip ahnen und führe ihn aus dem thörichten Thun und Treiben des gemeinen Lebens in den Isistempel, wo die Natur in heiligen, nie gehörten und doch verständlichen Lauten mit ihm spräche.

Von der Musik hegen diese Wahnsinnigen nun vollends die wunderlichsten Meinungen; sie nennen sie die romantischste aller Künste, da ihr Vorwurf nur das Unendliche sei, — die geheimnißvolle, in Tönen ausgesprochene Sanskrita der Natur, die die Brust des Menschen mit unendlicher Sehnsucht erfülle, und nur in ihr verstehe er das hohe Lied der — Bäume, der Blumen, der Thiere, der Steine, der Gewässer! Die ganz unnützen Spielereien des Contrapunktes, die den Zuhörer gar nicht aufheitern und so den eigentlichen Zweck der Musik ganz verfehlen, nennen sie schauerlich geheimnißvolle Combinationen und sind im Stande, sie mit wunderlich verschlungenen Moosen, Kräutern und Blumen zu vergleichen. Das Talent oder, in der Sprache dieser Thoren, der Genius der Musik glühe, sagen sie, in der Brust des die Kunst übenden und hegenden Menschen und verzehre ihn, wenn das gemeinere Princip den Funken künstlich überbauen oder ableiten wolle, mit unaus-

*) Dem Nützlichen das Angenehme beimischen. — A. d. H.

löschlichen Flammen. Diejenigen, welche denn doch, wie ich es erst ausgeführt habe, ganz richtig über die wahre Tendenz der Kunst und der Musik insbesondere urtheilen, nennen sie unwissende Frevler, die ewig von dem Heiligthum des höhern Seins ausgeschlossen bleiben müßten, und beurkunden dadurch ihre Tollheit. Denn ich frage mit Recht: Wer ist besser daran, der Staatsbeamte, der Kaufmann, der von seinem Gelde Lebende, der gut ißt und trinkt, gehörig spazieren fährt, und den alle Menschen mit Ehrfurcht grüßen, oder der Künstler, der sich ganz kümmerlich in seiner phantastischen Welt behelfen muß? Zwar behaupten jene Thoren, daß es eine ganz besondere Sache um die poetische Erhebung über das Gemeine sei, und manches Entbehren sich dann umwandle in Genuß; allein — die Kaiser und Könige im Irrenhause mit der Strohkrone auf dem Haupt sind auch glücklich.

Der beste Beweis, daß alle jene Floskeln nichts in sich tragen, sondern nur den innern Vorwurf, nicht nach dem Soliden gestrebt zu haben, beschwichtigen sollen, ist dieser, daß beinahe kein Künstler es aus reiner, freier Wahl wurde; sondern sie entstanden und entstehen noch immer aus der ärmeren Klasse. Von unbegüterten, obscuren Eltern oder wieder von Künstlern geboren, machte sie die Noth, die Gelegenheit, der Mangel an Aussicht auf ein Glück in den eigentlichen nützlichen Klassen zu dem, was sie wurden. Dies wird denn auch jenen Phantasten zum Trotz ewig so bleiben. Sollte nämlich eine begüterte Familie höheren Standes so unglücklich sein, ein Kind zu haben, das ganz besonders zur Kunst organisirt wäre, oder das, nach dem lächerlichen Ausdruck jener Wahnwitzigen, den göttlichen Funken, der im Widerstande verzehrend um sich greift, in der Brust trüge, — sollte es wirklich ins Phantasiren für Kunst und Künstlerleben gerathen: so wird ein guter Erzieher durch eine kluge Geistesdiät, z. B. durch das gänzliche Entziehen aller phantastischen, übertreibenden Kost — Poesien und sogenannter starker Compositionen von Mozart, Beethoven u. s. w. — sowie durch die fleißig wiederholte Vorstellung der ganz subordinirten Tendenz jeder Kunst und des ganz untergeordneten Standes der Künstler

ohne allen Rang, Titel und Reichthum sehr leicht das verirrte junge Subject auf den rechten Weg bringen, so daß es am Ende eine rechte Verachtung gegen Kunst und Künstler spürt, die als wahres Remedium gegen jede Excentricität nie weit genug getrieben werden kann.

Den armen Künstlern, die noch nicht in den oben beschriebenen Wahnwitz verfallen sind, glaube ich wirklich nicht übel zu rathen, wenn ich ihnen, um sich doch nur etwas aus ihrer zwecklosen Tendenz herauszureißen, vorschlage, noch nebenher irgend ein leichtes Handwerk zu erlernen; sie werden gewiß dann schon als nützliche Mitglieder des Staates etwas gelten. Mir hat ein Kenner gesagt, ich hätte eine geschickte Hand zum Pantoffelmachen, und ich bin nicht abgeneigt, mich als Prototypus*) in die Lehre bei dem hiesigen Pantoffelmachermeister Schnabler, der noch dazu mein Herr Pathe ist, zu begeben. —

Das überlesend, was ich geschrieben, finde ich den Wahnwitz mancher Musiker sehr treffend geschildert, und mit einem heimlichen Grausen fühle ich mich mit ihnen verwandt. Der Satan raunt mir ins Ohr, daß ihnen manches so redlich Gemeinte wol gar als heillose Ironie erscheinen könne; allein ich versichere nochmals: Gegen Euch, Ihr Verächter der Musik, die Ihr das erbauliche Singen und Spielen der Kinder unnützes Quinkeliren nennt und die Musik als eine geheimnißvolle, erhabene Kunst nur ihrer würdig hören wollt, gegen Euch waren meine Worte gerichtet, und mit ernster Waffe in der Hand habe ich Euch bewiesen, daß die Musik eine herrliche, nützliche Erfindung des aufgeweckten Tubalkain**) sei, welche die Menschen aufheitere, zerstreue, und daß sie so das häusliche Glück, die erhabenste Tendenz jedes cultivirten Menschen, auf eine angenehme, befriedigende Weise befördere.

---

*) Vorbild, Musterbild.

**) 1. Buch Mose, Kap. 4, V. 22, vergl. mit V. 21 Hoffmann hat den Tubalkain mit Jubal verwechselt. — A. d. H.

4.

Beethoven's

Instrumental-Musik.

Sollte, wenn von der Musik als einer selbständigen Kunst die Rede ist, nicht immer nur die Instrumental-Musik gemeint sein, welche jede Hilfe, jede Beimischung einer andern Kunst (der Poesie) verschmähend, das eigenthümliche, nur in ihr zu erkennende Wesen dieser Kunst rein ausspricht? Sie ist die romantischste aller Künste, beinahe möchte man sagen, allein echt romantisch, denn nur das Unendliche ist ihr Vorwurf. Orpheus' Lyra öffnete die Thore des Orkus. Die Musik schließt dem Menschen ein unbekanntes Reich auf, eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußern Sinnenwelt, die ihn umgiebt, und in der er alle bestimmten Gefühle zurücklässt, um sich einer unaussprechlichen Sehnsucht hinzugeben.

Habt Ihr dies eigenthümliche Wesen auch wol nur geahnt, Ihr armen Instrumentalcomponisten, die Ihr Euch mühsam abquältet, bestimmte Empfindungen, ja sogar Begebenheiten darzustellen? Wie konnte es Euch denn nur einfallen, die der Plastik geradezu entgegengesetzte Kunst plastisch zu behandeln? Eure Sonnenaufgänge, Eure Gewitter, Eure Batailles des trois Empereurs*) u. s. w. waren wol gewiß gar lächerliche Verirrungen und sind wohlverdienterweise mit gänzlichem Vergessen bestraft.

In dem Gesange, wo die Poesie bestimmte Affecte durch Worte andeutet, wirkt die magische Kraft der Musik wie das wunderbare Elixir der Weisen, von dem etliche Tropfen jeden Trank köstlicher und herrlicher machen. Jede Leidenschaft — Liebe — Haß — Zorn — Verzweiflung ꝛc., wie die Oper sie uns giebt, kleidet die Musik in den Purpurschimmer der Romantik, und selbst das im Leben Empfundene führt uns hinaus aus dem Leben in das Reich des Unendlichen.

---

*) Drei-Kaiser-Schlachten (wie bei Austerlitz, 2. Dez. 1805). — A. d. H.

So stark ist der Zauber der Musik, und immer mächtiger werdend mußte er jede Fessel einer andern Kunst zerreißen.

Gewiß nicht allein in der Erleichterung der Ausdrucksmittel — Vervollkommnung der Instrumente, größere Virtuosität der Spieler —, sondern in dem tieferen innigeren Erkennen des eigenthümlichen Wesens der Musik liegt es, daß geniale Componisten die Instrumental-Musik zu der jetzigen Höhe erhoben.

Mozart und Haydn, die Schöpfer der jetzigen Instrumental-Musik, zeigten uns zuerst die Kunst in ihrer vollen Glorie; wer sie da mit voller Liebe anschaute und eindrang in ihr innerstes Wesen, ist — Beethoven. Die Instrumental-Compositionen aller drei Meister athmen einen gleichen romantischen Geist, welches in dem gleichen innigen Ergreifen des eigenthümlichen Wesens der Kunst liegt; der Charakter ihrer Compositionen unterscheidet sich jedoch merklich.

Der Ausdruck eines kindlichen heitern Gemüths herrscht in Haydn's Compositionen. Seine Symphonien führen uns in unabsehbare grüne Haine, in ein lustiges buntes Gewühl glücklicher Menschen. Jünglinge und Mädchen schweben in Reihentänzen vorüber; lachende Kinder, hinter Bäumen, hinter Rosenbüschen lauschend, werfen sich neckend mit Blumen. Ein Leben voll Liebe, voll Seligkeit, wie vor der Sünde, in ewiger Jugend; kein Leiden, kein Schmerz, nur ein süßes wehmüthiges Verlangen nach der geliebten Gestalt, die in der Ferne im Glanze des Abendrothes daherschwebt, nicht näher kommt, nicht verschwindet, und so lange sie da ist, wird es nicht Nacht; denn sie selbst ist das Abendroth, von dem Berg und Hain erglühen!

In die Tiefen des Geisterreichs führt uns Mozart. Furcht umfängt uns; aber ohne Marter ist sie mehr Ahnung des Unendlichen. Liebe und Wehmuth tönen in holden Geisterstimmen; die Nacht geht auf in hellem Purpurschimmer, und in unaussprechlicher Sehnsucht ziehen wir nach den Gestalten, die, freundlich uns in ihre Reihen winkend, in ewigem Sphärentanze durch die Wolken fliegen. (Mozart's Symphonie in Es dur, unter dem Namen des Schwanengesanges bekannt.)

So öffnet uns auch Beethoven's Instrumental-Musik das Reich des Ungeheuern und Unermeßlichen. Glühende Strahlen schießen durch dieses Reiches tiefe Nacht, und wir werden Riesenschatten gewahr, die auf- und abwogen, enger und enger uns einschließen und uns vernichten, aber nicht den Schmerz der unendlichen Sehnsucht, in welcher jede Lust, die schnell in jauchzenden Tönen emporgestiegen, hinsinkt und untergeht, und nur in diesem Schmerz, der — Liebe, Hoffnung, Freude in sich verzehrend, aber nicht zerstörend — unsere Brust mit einem vollstimmigen Zusammenklange aller Leidenschaften zersprengen will, leben wir fort und sind entzückte-Geisterseher.

Der romantische Geschmack ist selten, noch seltener das romantische Talent; daher giebt es wol so Wenige, die jene Lyra, deren Ton das wundervolle Reich des Romantischen aufschließt, anzuschlagen vermögen.

Haydn faßt das Menschliche im menschlichen Leben romantisch auf; er ist commensurabler, faßlicher für die Mehrzahl.

Mozart nimmt mehr das Uebermenschliche, das Wunderbare, welches im innern Geiste wohnt, in Anspruch.

Beethoven's Musik bewegt die Hebel der Furcht, des Schauers, des Entsetzens, des Schmerzes und erweckt eben jene unendliche Sehnsucht, welche das Wesen der Romantik ist. Er ist daher ein rein romantischer Componist, und mag es nicht daher kommen, daß ihm Vocalmusik, die den Charakter des unbestimmten Sehnens nicht zuläßt, sondern nur durch Worte bestimmte Affecte, als in dem Reiche des Unendlichen empfunden darstellt, weniger gelingt?

Den musikalischen Pöbel drückt Beethoven's mächtiger Genius; er will sich vergebens dagegen auflehnen. Aber die weisen Richter, mit vornehmer Miene um sich schauend, versichern, man könne es ihnen als Männern von großem Verstande und tiefer Einsicht aufs Wort glauben, es fehle dem guten Beethoven nicht im Mindesten an einer sehr reichen, lebendigen Phantasie; aber er verstehe sie nicht zu zügeln. Da wäre denn nun von Auswahl und

Formung der Gedanken gar nicht die Rede, sondern er werfe nach der sogenannten genialen Methode Alles so hin, wie es ihm augenblicklich die im Feuer arbeitende Phantasie eingebe. Wie ist es aber, wenn nur *Eurem* schwachen Blick der innere tiefe Zusammenhang jeder Beethoven'schen Composition entgeht? Wenn es nur an *Euch* liegt, daß Ihr des Meisters dem Geweihten verständliche Sprache nicht versteht, wenn Euch die Pforte des innersten Heiligthums verschlossen blieb? — In Wahrheit, der Meister, an Besonnenheit Haydn und Mozart ganz an die Seite zu stellen, trennt sein Ich von dem innern Reich der Töne und gebietet darüber als unumschränkter Herr.

Aesthetische Meßkünstler haben oft im *Shakespeare* über gänzlichen Mangel innerer Einheit und inneren Zusammenhanges geklagt, indem dem tieferen Blick ein schöner Baum, Blätter, Blüthen und Früchte aus einem Keim treibend, erwächst. So entfaltet sich auch nur durch ein sehr tiefes Eingehen in *Beethoven's* Instrumental-Musik die hohe Besonnenheit, welche vom wahren Genie unzertrennlich ist und von dem Studium der Kunst genährt wird. Welches Instrumentalwerk Beethoven's bestätigt dies Alles wol in höherem Grade als die über alle Maßen herrliche tiefsinnige Symphonie in Cmoll? Wie führt diese wundervolle Composition in einem fort und fort steigenden Klimax den Zuhörer unwiderstehlich fort in das Geisterreich des Unendlichen!

Nichts kann einfacher sein als der nur aus zwei Tacten bestehende Hauptgedanke des ersten Allegros, der anfangs im Unisono dem Zuhörer nicht einmal die Tonart bestimmt. Den Charakter der ängstlichen, unruhvollen Sehnsucht, den dieser Satz in sich trägt, setzt das melodiöse Nebenthema nur noch mehr ins Klare. Die Brust, von der Ahnung des Ungeheuern, Vernichtung Drohenden gepreßt und beängstet, scheint sich in schneidenden Lauten gewaltsam Luft machen zu wollen; aber bald zieht eine freundliche Gestalt glänzend daher und erleuchtet die tiefe grauenvolle Nacht. (Das liebliche Thema in Gdur, das erst von dem Horn in Esdur berührt wurde.)

Wie einfach — noch einmal sei es gesagt — ist das

Thema, das der Meister dem Ganzen zum Grunde legte; aber wie wundervoll reihen sich ihm alle Neben- und Zwischensätze durch ihr rhythmisches Verhältniß so an, daß sie nur dazu dienen, den Charakter des Allegros, den jenes Hauptthema nur andeutete, immer mehr und mehr zu entfalten! Alle Sätze sind kurz, beinahe alle nur aus zwei, drei Tacten bestehend und noch dazu vertheilt in beständigem Wechsel der Blas- und der Saiteninstrumente.

Man sollte glauben, daß aus solchen Elementen nur etwas Zerstückeltes, Unfaßbares entstehen könne; aber statt dessen ist es eben jene Einrichtung des Ganzen sowie die beständige auf einander folgende Wiederholung der Sätze und einzelner Accorde, die das Gefühl einer unnennbaren Sehnsucht bis zum höchsten Grade steigert. Ganz davon abgesehen, daß die contrapunktische Behandlung von dem tiefen Studium der Kunst zeugt, so sind es auch die Zwischensätze, die beständigen Anspielungen auf das Hauptthema, welche darthun, wie der hohe Meister das Ganze mit allen den leidenschaftlichen Zügen im Geist auffaßte und durchdachte. — Tönt nicht wie eine holde Geisterstimme, die unsere Brust mit Hoffnung und Trost erfüllt, das liebliche Thema des Andante con moto in As dur? Aber auch hier tritt der furchtbare Geist, der im Allegro das Gemüth ergriff und ängstete, jeden Augenblick drohend aus der Wetterwolke hervor, in die er verschwand, und vor seinen Blitzen entfliehen schnell die freundlichen Gestalten, die uns umgaben.

Was soll ich von der Menuett sagen? Hört die eigenen Modulationen, die Schlüsse in dem dominanten Accorde dur, den der Baß als Tonica des folgenden Themas in moll aufgreift — das immer sich um einige Tacte erweiternde Thema selbst! Ergreift Euch nicht wieder jene unruhvolle, unnennbare Sehnsucht, jene Ahnung des wunderbaren Geisterreichs, in welchem der Meister herrscht? Aber wie blendendes Sonnenlicht strahlt das prächtige Thema des Schlußsatzes in dem jauchzenden Jubel des ganzen Orchesters! Welche wunderbare contrapunktische Verschlingungen verknüpfen sich hier wieder zum Ganzen!

Wol mag Manchem Alles vorüberrauschen wie eine geniale Rhapsodie; aber das Gemüth jedes sinnigen Zuhörers wird gewiß von einem Gefühl, das eben jene unnennbare ahnungsvolle Sehnsucht ist, tief und innig ergriffen, und bis zum Schlußaccord, ja noch in den Momenten nach demselben, wird er nicht heraustreten können aus dem wunderbaren Geisterreiche, wo Schmerz und Lust, in Tönen gestaltet, ihn umfingen.

Die Sätze ihrer inneren Einrichtung nach, ihre Ausführung, Instrumentirung, die Art, wie sie an einander gereiht sind, — Alles arbeitet auf einen Punkt hinaus; aber vorzüglich die innige Verwandtschaft der Themas unter einander ist es, welche jene Einheit erzeugt, die nur allein vermag, den Zuhörer in einer Stimmung festzuhalten. Oft wird diese Verwandtschaft dem Zuhörer klar, wenn er sie aus der Verbindung zweier Sätze heraushört oder in den zwei verschiedenen Sätzen gemeinen Grundbaß entdeckt; aber eine tiefere Verwandtschaft, die sich auf jene Art nicht darthut, spricht oft nur aus dem Geiste zum Geiste, und eben diese ist es, welche unter den Sätzen der beiden Allegros und der Menuett herrscht und die besonnene Genialität des Meisters herrlich verkündet. —

Wie tief haben sich doch Deine herrlichen Flügel-Compositionen, Du hoher Meister, meinem Gemüthe eingeprägt! Wie schal und nichtsbedeutend erscheint mir doch nun Alles, was nicht Dir, dem sinnigen Mozart und dem gewaltigen Genius Sebastian Bach angehört! Mit welcher Lust empfing ich Dein siebzigstes Werk, die beiden herrlichen Trios; denn ich wußte ja wohl, daß ich sie nach weniger Uebung bald gar herrlich hören würde. Und so gut ist es mir ja denn heute Abend geworden, so daß ich noch jetzt wie Einer, der in dem mit allerlei seltenen Bäumen, Gewächsen und wunderbaren Blumen umflochtenen Irrgängen eines phantastischen Parks wandelt und immer tiefer und tiefer hineingeräth, nicht aus den wundervollen Wendungen und Verschlingungen Deiner Trios herauszukommen vermag. Die holden Sirenen-Stimmen Deiner in bunter Mannichfaltigkeit pran-

genden Sätze locken mich immer tiefer und tiefer hinein. — Die geistreiche Dame, die heute mir, dem Kapellmeister Kreisler, recht eigentlich zu Ehren das Trio Nr. 1 gar herrlich spielte, und vor deren Flügel ich noch sitze und schreibe, hat es mich recht deutlich einsehen lassen, wie nur das, was der Geist giebt, zu achten, alles Uebrige aber vom Uebel ist. —

Eben jetzt habe ich auswendig einige frappante Ausweichungen der beiden Trios auf dem Flügel wiederholt. — Es ist doch wahr, der Flügel (das Flügel-Pianoforte) bleibt ein mehr für die Harmonie als für die Melodie brauchbares Instrument. Der feinste Ausdruck, dessen das Instrument fähig ist, giebt der Melodie nicht das regsame Leben in tausend und tausend Nuancirungen, das der Bogen des Geigers, der Hauch des Bläsers hervorzubringen im Stande ist. Der Spieler ringt vergebens mit der unüberwindlichen Schwierigkeit, die der Mechanism, der die Saiten durch einen Schlag vibriren und ertönen läßt, ihm entgegensetzt. Dagegen giebt es — die noch immer weit beschränktere Harfe abgerechnet — wol kein Instrument, das so wie der Flügel in vollgriffigen Accorden das Reich der Harmonie umfaßt und seine Schätze in den wunderbarsten Formen und Gestalten dem Kenner entfaltet. Hat die Phantasie des Meisters ein ganzes Tongemälde mit reichen Gruppen, hellen Lichtern und tiefen Schattirungen ergriffen, so kann er es am Flügel ins Leben rufen, daß es aus der innern Welt farbig und glänzend hervortritt. Die vollstimmige Partitur, dieses wahre musikalische Zauberbuch, das in seinen Zeichen alle Wunder der Tonkunst, den geheimnißvollen Chor der mannichfaltigsten Instrumente bewahrt, wird unter den Händen des Meisters am Flügel belebt, und ein in dieser Art gut und vollstimmig vorgetragenes Stück aus der Partitur möchte dem wohlgerathenen Kupferstich, der einem großen Gemälde entnommen, zu vergleichen sein. Zum Phantasiren, zum Vortragen aus der Partitur, zu einzelnen Sonaten, Accorden u. s. w. ist daher der Flügel vorzüglich geeignet, so wie nächstdem Trios, Quartetten, Quintetten ꝛc., wo die gewöhnlichen Saiteninstrumente hinzutreten, schon deshalb ganz in das Reich der Flügel-Composition gehören,

weil, sind sie in der wahren Art, d. h. wirklich vierstimmig, fünfstimmig u. s. w. componirt, hier es ganz auf die harmonische Ausarbeitung ankommt, die das Hervortreten einzelner Instrumente in glänzenden Passagen von selbst ausschließt. —

Einen wahren Widerwillen hege ich gegen all die eigentlichen Flügel-Concerte. (Mozart'sche und Beethoven'sche sind nicht sowol Concerte als Symphonien mit obligatem Flügel.) Hier soll die Virtuosität des einzelnen Spielers in Passagen und im Ausdruck der Melodie geltend gemacht werden; der beste Spieler auf dem schönsten Instrumente strebt aber vergebens nach dem, was z. B. der Violinist mit leichter Mühe erringt.

Jedes Solo klingt nach dem vollen Tutti der Geiger und Bläser steif und matt, und man bewundert die Fertigkeit der Finger u. dgl., ohne daß das Gemüth recht angesprochen wird.

Wie hat doch der Meister den eigenthümlichsten Geist des Instruments aufgefaßt und in der dafür geeignetsten Art gesorgt!

Ein einfaches, aber fruchtbares, zu den verschiedensten contrapunktischen Wendungen, Abkürzungen u. s. w. taugliches singbares Thema liegt jedem Satze zum Grunde; alle übrigen Nebenthemata und Figuren sind dem Hauptgedanken innig verwandt, so daß sich Alles zur höchsten Einheit durch alle Instrumente verschlingt und ordnet. So ist die Structur des Ganzen; aber in diesem künstlichen Bau wechseln in rastlosem Fluge die wunderbarsten Bilder, in denen Freude und Schmerz, Wehmuth und Wonne neben und in einander hervortreten. Seltsame Gestalten beginnen einen luftigen Tanz, indem sie bald zu einem Lichtpunkte verschweben, bald funkelnd und blitzend auseinanderfahren und sich in mannichfachen Gruppen jagen und verfolgen; und mitten in diesem aufgeschlossenen Geisterreiche horcht die entzückte Seele der unbekannten Sprache zu und versteht alle die geheimsten Ahnungen, von denen sie ergriffen. —

Nur der Componist drang wahrhaft in die Geheimnisse der Harmonie ein, der durch sie auf das Gemüth des Men-

schen zu wirken vermag; ihm sind die Zahlenproportionen, welche dem Grammatiker ohne Genius nur todte starre Rechenexempel bleiben, magische Präparate, denen er eine Zauberwelt entsteigen läßt.

Unerachtet der Gemüthlichkeit, die vorzüglich in dem ersten Trio, selbst das wehmuthsvolle Largo nicht ausgenommen, herrscht, bleibt doch der Beethoven'sche Genius ernst und feierlich. Es ist, als meinte der Meister, man könne von tiefen, geheimnißvollen Dingen, selbst wenn der Geist, mit ihnen innig vertraut, sich freudig und fröhlich erhoben fühlt, nie in gemeinen, sondern nur in erhabenen herrlichen Worten reden. Das Tanzstück ‚Der Isispriester' kann nur ein hochjauchzender Hymnus sein.

Die Instrumental-Musik muß da, wo sie nur durch sich als Musik wirken und nicht vielleicht einem bestimmten dramatischen Zwecke dienen soll, alles unbedeutend Spaßhafte, alle tändelnden Lazzi vermeiden. Es sucht das tiefe Gemüth für die Ahnungen der Freudigkeit, die, herrlicher und schöner als hier in der beengten Welt, aus einem unbekannten Lande herübergekommen, ein inneres, wonnevolles Leben in der Brust entzündet, einen höheren Ausdruck, als ihn geringe Worte, die nur der befangenen irdischen Lust eigen, gewähren können. Schon dieser Ernst aller Beethoven'schen Instrumental- und Flügel-Musik verbannt alle die halsbrechenden Passagen auf und ab mit beiden Händen, alle die seltsamen Sprünge, die possierlichen Capriccios, die hoch in die Luft gebauten Noten mit fünf- und sechsstrichigem Fundament, von denen die Flügel-Compositionen neuester Art erfüllt sind.

Wenn von bloßer Fingerfertigkeit die Rede ist, haben die Flügel-Compositionen des Meisters gar keine besondere Schwierigkeit, da die wenigen Läufe, Triolenfiguren u. dgl. m. wol jeder geübte Spieler in der Hand haben muß; und doch ist ihr Vortrag bedingt recht schwer. Mancher sogenannte Virtuose verwirft des Meisters Flügel-Composition, indem er dem Vorwurfe: „Sehr schwer!" noch hinzufügt: „und sehr undankbar!"

Was nun die Schwierigkeit betrifft, so gehört zum richtigen, bequemen Vortrag Beethoven'scher Composition nichts Ge-

ringeres, als daß man ihn begreife, daß man tief in sein Wesen eindringe, daß man im Bewußtsein eigener Weihe es kühn wage, in den Kreis der magischen Erscheinungen zu treten, die sein mächtiger Zauber hervorruft. Wer diese Weihe nicht in sich fühlt, wer die heilige Musik nur als Spielerei, nur zum Zeitvertreib in leeren Stunden, zum augenblicklichen Reiz stumpfer Ohren oder zur eigenen Ostentation tauglich betrachtet, der bleibe ja davon! Nur einem Solchen steht auch der Vorwurf: „und höchst undankbar!" zu. Der echte Künstler lebt nur in dem Werke, das er in dem Sinne des Meisters aufgefaßt hat und nun vorträgt. Er verschmäht es, auf irgend eine Weise seine Persönlichkeit geltend zu machen, und all sein Dichten und Trachten geht nur dahin, alle die herrlichen, holdseligen Bilder und Erscheinungen, die der Meister mit magischer Gewalt in sein Werk verschloß, tausendfarbig glänzend ins rege Leben zu rufen, daß sie den Menschen in lichten funkelnden Kreisen umfangen und, seine Phantasie, sein innerstes Gemüth entzündend, ihn raschen Fluges in das ferne Geisterreich der Töne tragen.

5.

Höchst zerstreute Gedanken.

Schon als ich noch auf der Schule war, hatte ich die Gewohnheit, Manches, was mir bei dem Lesen eines Buches, bei dem Anhören einer Musik, bei dem Betrachten eines Gemäldes oder sonst gerade einfiel, oder auch was mir selbst Merkwürdiges begegnet, aufzuschreiben. Ich hatte mir dazu ein kleines Buch binden lassen und den Titel vorgesetzt: „Zerstreute Gedanken." Mein Vetter, der mit mir auf einer Stube wohnte und mit wahrhaft boshafter Ironie meine ästhetischen Bemühungen verfolgte, fand das Büchelchen und setzte auf dem Titel dem Worte „Zerstreute" das Wörtlein „Höchst" vor. Zu meinem nicht geringen Verdrusse fand ich, als ich mich über meinen Vetter im Stillen

satt geärgert hatte und das, was ich geschrieben, noch einmal überlas, manchen zerstreuten Gedanken wirklich und in der That höchst zerstreut, warf das ganze Buch ins Feuer und gelobte, nichts mehr aufzuschreiben, sondern Alles im Innern digeriren und wirken zu lassen, wie es sollte. — Aber ich sehe meine Musikalien durch und finde zu meinem nicht geringen Schreck, daß ich die üble Gewohnheit nun in viel späteren, und wie man denken möchte, weiseren Jahren stärker als je treibe. Denn sind nicht beinahe alle leeren Blätter, alle Umschläge mit höchst zerstreuten Gedanken bekritzelt? — Sollte nun einmal, bin ich auf diese oder jene Art dahingeschieden, ein treuer Freund diesen meinen Nachlaß ordentlich für was halten oder gar — wie es denn wol manchmal zu geschehen pflegt — Manches davon abschreiben und drucken lassen, so bitte ich ihn um die Barmherzigkeit, ohne Barmherzigkeit die höchst, höchst zerstreuten Gedanken dem Feuer zu übergeben und rücksichts der übrigen es gewissermaßen als captatio benevolentiae*) bei der schülerhaften Aufschrift nebst dem boshaften Zusatze des Vetters bewenden zu lassen.

Man stritt heute viel über unsern Sebastian Bach und über die alten Italiener; man konnte sich durchaus nicht vereinigen, wem der Vorzug gebühre. Da sagte mein geistreicher Freund: „Sebastian Bach's Musik verhält sich zu der Musik der alten Italiener ebenso wie der Münster in Straßburg zu der Peterskirche in Rom."

Wie tief hat mich das wahre, lebendige Bild ergriffen! — Ich sehe in Bach's achtstimmigen Motetten den kühnen, wundervollen, romantischen Bau des Münsters mit all den phantastischen Verzierungen, die künstlich zum Ganzen verschlungen, stolz und prächtig in die Lüfte emporsteigen; so wie in Benevoli's, in Perti's frommen Gesängen die reinen grandiosen Verhältnisse der Peterskirche, die selbst den größten Massen die Commensurabilität geben und das Gemüth erheben, indem sie es mit heiligem Schauer erfüllen.

---

*) Bitte um geneigtes Gehör, Fesselung des Wohlwollens. — A. d. H.

[redacted]icht sowol im Traume als im Zustande des Delirirens, [redacted]m Einschlafen vorhergeht, vorzüglich wenn ich viel [redacted]gehört habe, finde ich eine Uebereinkunft der Farben, [redacted]und Düfte. Es kommt mir vor, als wenn alle auf die [redacted] geheimnißvolle Weise durch den Lichtstrahl erzeugt [redacted] und dann sich zu einem wundervollen Concerte ver- [redacted] müßten. Der Duft der dunkelrothen Nelken wirkt [redacted]nderbarer magischer Gewalt auf mich; unwillkürlich versinke ich in einen träumerischen Zustand und höre dann, wie aus weiter Ferne, die anschwellenden und wieder verfließenden tiefen Töne des Bassethorns.

Es giebt Augenblicke — vorzüglich wenn ich viel in des großen Sebastian Bach's Werken gelesen —, in denen mir die musikalischen Zahlenverhältnisse, ja die mystischen Regeln des Contrapunkts ein inneres Grauen erwecken. — Musik! — mit geheimnißvollem Schauer, ja mit Grausen nenne ich Dich — Dich, in Tönen ausgesprochene Sanskrita der Natur! — Der Ungeweihte lallt sie nach in kindischen Lauten — der nachäffende Frevler geht unter im eigenen Hohn!

Von großen Meistern werden häufig Anekdötchen aufgetischt, die so kindisch erfunden oder mit so alberner Unwissenheit nacherzählt sind, daß sie mich immer, wenn ich sie anhören muß, kränken und ärgern. So ist z. B. das Geschichtchen von Mozart's Ouverture zum Don Juan so prosaisch toll, daß ich mich wundern muß, wie sie selbst Musiker, denen man einiges Einsehen nicht absprechen mag, in den Mund nehmen können, wie es noch heute geschah. Mozart soll die Composition der Ouverture, als die Oper längst fertig war, von Tage zu Tage verschoben haben und noch den Tag vor der Aufführung, als die besorgten Freunde glaubten, nun säße er am Schreibtische, ganz lustig spazieren gefahren sein. Endlich am Tage der Aufführung, am frühen Morgen, habe er in wenigen Stunden die Ouverture componirt, so daß die

Partien noch naß in das Theater getragen wären. N
räth Alles in Erstaunen und Bewunderung, wie Mo
schnell componirt hat, und doch kann man jedem r
schnellen Notenschreiber eben dieselbe Bewunderung zoll

Glaubt Ihr denn nicht, daß der Meister den Don Ju
tiefstes Werk, das er für seine Freunde, d. h. für
die ihn in seinem Innersten verstanden, componirte, lä
Gemüthe trug, daß er im Geist das Ganze mit allen
herrlichen charaktervollen Zügen ordnete und ründete, so daß es wie in einem fehlerfreien Gusse da stand? Glaubt Ihr denn nicht, daß die Ouverture aller Ouverturen, in der alle Motive der Oper schon so herrlich und lebendig angedeutet sind, nicht ebenso gut fertig war als das ganze Werk, ehe der große Meister die Feder zum Aufschreiben ansetzte?

Ist jene Anekdote wahr, so hat Mozart wahrscheinlich seine Freunde, die immer von der Composition der Ouverture gesprochen hatten, mit dem Verschieben des Aufschreibens geneckt, da ihre Besorgniß, er möchte die günstige Stunde zu dem nunmehr mechanisch gewordenen Geschäft, nämlich das in dem Augenblick der Weihe empfangene und im Innern aufgefaßte Werk aufzuschreiben, nicht mehr finden, ihm lächerlich erscheinen mußte.

Manche haben in dem Allegro des überwachten Mozart's Auffahren aus dem Schlafe, in den er componirend unwillkürlich versunken, finden wollen. Es giebt närrische Leute!

Ich erinnere mich, daß bei der Aufführung des Don Juan Einer einmal mir bitter klagte, das sei doch entsetzlich unnatürlich mit der Statue und mit den Teufeln! Ich antwortete ihm lächelnd, ob er denn nicht längst bemerkt habe, daß in dem weißen Mann ein ganz verflucht pfiffiger Polizeicommissar stecke, und daß die Teufel nichts seien als vermummte Gerichtsdiener; die Hölle sei auch weiter nichts als das Stockhaus, wo Don Juan seiner Vergehungen wegen eingesperrt werden würde, und so das Ganze allegorisch zu nehmen. Da schlug er ganz vergnügt ein Schnippchen nach dem andern und lachte und freute sich und bemitleidete die Andern, die sich so grob täuschen ließen. Nachher, wenn von den unterirdischen Mächten, die Mozart aus dem Orkus

hervorgerufen habe, gesprochen wurde, lächelte er mich überaus pfiffig an, welches ich ihm ebenso erwiderte.

Er dachte: „Wir wissen, was wir wissen!" und er hatte wahrlich Recht.

Seit langer Zeit habe ich mich nicht so rein ergetzt und erfreut als heute Abend. — Mein Freund trat jubilirend zu mir in das Zimmer und verkündete, daß er in einer Schenke der Vorstadt einen Komödianten-Trupp ausgewittert habe, der jeden Abend vor den anwesenden Gästen die größten Schau- und Trauerspiele aufführe. Wir gingen gleich hin und fanden an der Thüre der Wirthsstube einen geschriebenen Zettel angeklebt, worin es nächst der de- und wehmüthigen Empfehlung der würdigen Schauspielergesellschaft hieß, daß die Wahl des Stücks jedesmal von dem versammelten verehrungswürdigen Publicum abhänge, und daß der Wirth sich beeifern werde, die hohen Gäste auf dem ersten Platz mit gutem Bier und Tabak zu bedienen. Diesmal wurde auf den Vorschlag des Herrn Directors „Johanna von Montfaucon"*) gewählt, und ich überzeugte mich, daß, so dargestellt, das Stück von unbeschreiblicher Wirkung ist. Da sieht man ja deutlich, wie der Dichter eigentlich die Ironie des Poetischen bezweckte oder vielmehr den falschen Pathos, die Poesie, die nicht poetisch ist, lächerlich machen wollte, und in dieser Hinsicht ist die Johanna eine der ergetzlichsten Possen, die er je geschrieben. Die Schauspieler und Schauspielerinnen hatten diesen tiefen Sinn des Stücks sehr gut aufgefaßt und die Scenerie lobenswerth angeordnet. War es nicht z. B. eine glückliche Idee, daß bei den in komischer Verzweiflung herausgeflossenen Worten der Johanna: „Es muß blitzen!" der Director die Auslage für Kolophonium nicht gescheut hatte, sondern wirklich ein paarmal blitzen ließ? Außer dem kleinen Unfall, daß in der ersten Scene das ungefähr sechs Fuß hohe Schloß, wiewol von Papier gebaut, ohne sonderliches Geräusch einfiel

*) Romantisches Gemälde aus dem 14. Jahrhundert in 5 Akten von Aug. v. Kotzebue (1800). K. hat das Stück natürlich ganz ernst genommen; das Obige ist Satire. — A. d. H.

und eine Biertonne sichtbar wurde, von der herab nun anstatt vom Balkon oder zum Fenster heraus Johanna recht herzlich mit den guten Landleuten sprach, waren sonst die Decorationen vortrefflich und vorzüglich die Schweizergebirge ebenso im Sinne des Stücks mit glücklicher Ironie behandelt. Ebenso deutete auch das Costume sehr gut die Lehre an, die der Dichter durch die Darstellung seiner Helden den Afterdichtern geben will. „Seht," will er nämlich sagen, „so sind Eure Helden!" Statt der kräftigen, rüstigen Ritter der schönen Vorzeit sind es weinerliche, erbärmliche Weichlinge des Zeitalters, die sich ungeziemlich geberden und dann glauben, damit sei es gethan. Alle auftretenden Ritter, der Estavajell, der Lasarra ꝛc. gingen in gewöhnlichen Fracks und hatten nur Feldbinden darüber gehängt, sowie ein paar Federn auf den Hüten.

Eine ganz herrliche Einrichtung, die von großen Bühnen nachgeahmt zu werden verdiente, fand auch noch statt. Ich will sie herschreiben, damit ich sie nie aus dem Gedächtniß verliere. Nicht genug konnte ich mich nämlich über die große Präcision im Auftreten und Abgehen, über den Einklang des Ganzen wundern, da doch die Wahl des Stücks dem Publicum überlassen, die Gesellschaft daher ohne sonderliche Vorbereitung auf eine Menge von Stücken gefaßt sein mußte. Endlich, an einer etwas possierlichen und, wie es schien, ganz unwillkürlichen Bewegung eines Schauspielers in der Coulisse, bemerkte ich mit bewaffnetem Auge, daß von den Füßen der Schauspieler und Schauspielerinnen feine Schnüre in den Souffleurkasten liefen, die angezogen wurden, wenn sie kommen oder gehen sollten. — Ein guter Director, der vorzüglich will, daß Alles nach seinen eigenen individuellen Ein- und Ansichten auf dem Theater gehen soll, könnte das nun weiter treiben: er könnte so, wie man bei der Reiterei zu den verschiedenen Manövers sogenannte Rufe (Trompetenstöße) hat, denen sogar die Pferde augenblicklich folgen, ebenso für die verschiedensten Posituren — Ausrufe — Schreie — Heben — Sinkenlassen der Stimme u. s. w. — verschiedene Züge erfinden und sie, neben dem Souffleur sitzend, mit Nutzen appliciren.

Das größte, mit augenblicklicher Entlassung, als dem civilen Tode, zu bestrafende Versehen eines Schauspielers wäre dann, wenn der Director ihm mit Recht vorwerfen könnte: er habe über die Schnur gehauen, und das größte Lob einer ganzen Darstellung: es sei Alles recht nach der Schnur gegangen.

Große Dichter und Künstler sind auch für den Tadel untergeordneter Naturen empfindlich. Sie lassen sich gar zu gern loben, auf Händen tragen, hätscheln. Glaubt Ihr denn, daß diejenige Eitelkeit, von der Ihr so oft befangen, in hohen Gemüthern wohnen könne? Aber jedes freundliche Wort, jedes wohlwollende Bemühen beschwichtigt die innere Stimme, die dem wahren Künstler unaufhörlich zuruft: „Wie ist doch Dein Flug noch so niedrig, noch so von der Kraft des Irdischen gelähmt! Rüttle frisch die Fittige und schwinge Dich auf zu den leuchtenden Sternen!" Und von solcher Stimme getrieben, irrt der Künstler oft umher und kann seine Heimath nicht wiederfinden, bis der Freunde Zuruf ihn wieder auf Weg und Steg leitet.

Wenn ich in Forkel's*) musikalischer Bibliothek**) die niedrige, schmähende Beurtheilung von Gluck's „Iphigenia in Aulis" lese, wird mein Gemüth von den sonderbarsten Empfindungen im Innersten bewegt. Wie mag der große herrliche Mann, las er jenes absurde Geschwätz, doch eben von dem unbehaglichen Gefühl ergriffen worden sein, wie Einer, der, in einem schönen Park zwischen Blumen und Blüthen lustwandelnd, von schreienden, bellenden Kläffern angefallen wird, die, ohne ihm nur den mindesten bedeutenden Schaden zufügen zu können, ihm doch auf die unerträglichste Weise lästig sind! Aber wie man in der Zeit des erfochtenen Sieges gern von den ihm vorhergegangenen Bedrängnissen und Gefahren hört, eben darum, weil sie seinen Glanz noch erhöhen, so erhebt es

*) Musikdirector in Göttingen, gest. 1818.
**) 3 Bde. Gotha 1777—79. — A. d. H.

auch Seele und Geist, noch die Ungethüme zu beschauen, über die der Genius sein Siegespanier schwang, daß sie untergingen in ihrer eigenen Schmach. — Tröstet Euch, Ihr Unerkannten! Ihr von dem Leichtsinn, von der Unbill des Zeitgeistes Gebeugten! Euch ist gewisser Sieg verheißen, und der ist ewig, da Euer ermüdender Kampf nur vorübergehend war.

Man erzählt, nachdem der Streit der Gluckisten und Piccinisten sich etwas abgekühlt hatte, sei es irgend einem vornehmen Verehrer der Kunst gelungen, Gluck und Piccini*) in einer Abendgesellschaft zusammenzubringen, und nun habe der offene Deutsche, zufrieden, einmal den bösen Streit geendet zu sehen, in einer fröhlichen Weinlaune dem Italiener seinen ganzen Mechanismus der Composition, sein Geheimniß, die Menschen und vorzüglich die verwöhnten Franzosen zu erheben und zu rühren, entdeckt. Melodien in altfranzösischem Stil — deutsche Arbeit, darin sollte es liegen. Aber der sinnige, gemüthliche, in seiner Art große Piccini, dessen Chor der Priester der Nacht in der Dido in meinem Innersten mit schauerlichen Tönen widerhallt, hat doch keine Armida, keine Iphigenia wie Gluck geschrieben! — Bedürfte es denn nur genau zu wissen, wie Raphael seine Gemälde anlegte und ausführte, um selbst ein Raphael zu sein?

Kein Gespräch über die Kunst konnte heute aufkommen, nicht einmal das himmlische Geschwätz um nichts über nichts, das ich so gern mit Frauenzimmern führe, weil mir es dann nur wie die zufällig begleitende Stimme zu einer geheimen, aber von je her deutlich geahnten Melodie vorkommt, wollte recht fort; Alles ging unter in der Politik. Da sagte Jemand: Der Minister — r — habe den Vorstellungen des — s —

*) Nicolo P. (spr. Pitschini), geb. 1728 in Bari bei Neapel, gest 1800 in Passy bei Paris, soll an 130 Opern geschrieben haben. In Paris traf er mit Gluck zusammen und erweckte da den großen Streit der Gluckisten und Piccinisten, der mit dem Siege Gluck's endete. — A. d. H.

Hofes kein Gehör gegeben. Nun weiß ich, daß jener Minister wirklich auf einem Ohre gar nicht hört, und in dem Augenblick stand ein Bild in grotesken Zügen mir vor Augen, welches mich den ganzen Abend nicht wieder verließ. Ich sah nämlich jenen Minister in der Mitte des Zimmers steif da stehen. Der — 'sche Unterhändler befindet sich unglücklicherweise an der tauben Seite, der andere an der hörenden. Nun wenden Beide alle nur ersinnlichen Mittel, Ränke und Schwänke an, Einer, daß die Excellenz sich umdrehe, der Andere, daß die Excellenz stehen bleibe; denn nur davon hängt der Erfolg der Sache ab. Aber die Excellenz bleibt wie eine deutsche Eiche fest eingewurzelt auf ihrer Stelle, und das Glück ist Dem günstig, der die hörende Seite traf.

Welcher Künstler hat sich sonst um die politischen Ereignisse des Tages bekümmert? Er lebte nur in seiner Kunst, und nur in ihr schritt er durch das Leben. Aber eine verhängnißvolle schwere Zeit hat den Menschen mit eiserner Faust ergriffen, und der Schmerz preßt ihm Laute aus, die ihm sonst fremd waren.

Man spricht so viel von der Begeisterung, die die Künstler durch den Genuß starker Getränke erzwingen. Man nennt Musiker und Dichter, die nur so arbeiten können (die Maler sind von dem Vorwurfe, so viel ich weiß, frei geblieben). Ich glaube nicht daran; aber gewiß ist es, daß eben in der glücklichen Stimmung, ich möchte sagen in der günstigen Constellation, wenn der Geist aus dem Brüten in das Schaffen übergeht, das geistige Getränk den regeren Umschwung der Ideen befördert. Es ist gerade kein edles Bild; aber mir kommt die Phantasie hier vor wie ein Mühlrad, welches der stärker anschwellende Strom schneller treibt. Der Mensch gießt Wein auf — und das Getriebe im Innern dreht sich rascher.

Es ist wol herrlich, daß eine edle Frucht das Geheimniß in sich trägt, den menschlichen Geist in seinen eigensten Anklängen auf eine wunderbare Weise zu beherrschen. Aber

was in diesem Augenblicke da vor mir im Glase dampft, ist jenes Getränk, das noch wie ein geheimnißvoller Fremder, der, um unerkannt zu bleiben, überall seinen Namen wechselt, keine allgemeine Benennung hat und durch den Prozeß erzeugt wird, wenn man Cognac, Arrack oder Rum anzündet und auf einen Rost darüber gelegten Zucker hineintröpfeln läßt. Die Bereitung und der mäßige Genuß dieses Getränkes*) hat für mich etwas Wohlthätiges und Erfreuliches. Wenn so die blaue Flamme emporzuckt, sehe ich, wie die Salamander glühend und sprühend herausfahren und mit den Erdgeistern kämpfen, die im Zucker wohnen. Diese halten sich tapfer; sie knistern in gelben Lichtern durch die Feinde; aber die Macht ist zu groß, sie sinken prasselnd und zischend unter — die Wassergeister entfliehen, sich im Dampfe emporwirbelnd, indem die Erdgeister die erschöpften Salamander herabziehen und im eigenen Reiche verzehren; aber auch sie gehen unter, und kecke neugeborene Geisterchen strahlen in glühendem Roth herauf, und was Salamander und Erdgeist im Kampfe untergehend geboren, hat des Salamanders Gluth und des Erdgeistes gehaltige Kraft.

Sollte es wirklich gerathen sein, dem innern Phantasie-Rade Geistiges aufzugießen, — welches ich doch meine, da es dem Künstler nächst dem rascheren Schwunge der Ideen eine gewisse Behaglichkeit, ja Fröhlichkeit giebt, die die Arbeit erleichtert, — so könnte man ordentlich rücksichts der Getränke gewisse Principien aufstellen. So würde ich z. B. bei der Kirchenmusik alte Rhein- und Franzweine, bei der ernsten Oper sehr feinen Burgunder, bei der komischen Oper Champagner, bei Canzonetten italienische feurige Weine, bei einer höchst romantischen Composition, wie die des Don Juan ist, aber ein mäßiges Glas von eben dem von Salamander und Erdgeist erzeugten Getränk anrathen. Doch überlasse ich Jedem seine individuelle Meinung und finde nur nöthig, für mich selbst im Stillen zu bemerken, daß der Geist, der, von Licht und unterirdischem Feuer geboren, so keck den Menschen beherrscht,

*) Heute „Gloria" genannt. — A. d. H.

gar gefährlich ist und man seiner Freundlichkeit nicht trauen darf, da er schnell die Miene ändert und statt des wohlthuenden behaglichen Freundes zum furchtbaren Tyrannen wird.

Es wurde heute die bekannte Anekdote von dem alten Rameau*) erzählt, der zu dem Geistlichen, welcher ihn in der Todesstunde mit allerlei harten unfreundlichen Worten zur Buße ermahnte und nicht aufhören konnte zu predigen und zu schreien, ernstlich sagte: „Aber wie mögen Ew. Hochwürden doch so falsch singen!“ Ich habe nicht in das laute Gelächter der Gesellschaft einstimmen können; denn für mich hat die Geschichte etwas ungemein Rührendes. Wie hatte, da der alte Meister der Tonkunst beinahe schon alles Irdische abgestreift, sich sein Geist so ganz und gar der göttlichen Musik zugewendet, daß jeder sinnliche Eindruck von außen her nur ein Mißklang war, der, die reinen Harmonien, von denen sein Inneres erfüllt, unterbrechend, ihn quälte und seinen Flug zur Lichtwelt hemmte!

In keiner Kunst ist die Theorie schwächer und unzureichender als in der Musik; die Regeln des Contrapunkts beziehen sich natürlicherweise nur auf die harmonische Structur, und ein danach richtig ausgearbeiteter Satz ist die nach den bestimmten Regeln des Verhältnisses richtig entworfene Zeichnung des Malers. Aber bei dem Colorit ist der Musiker ganz verlassen; denn das ist die Instrumentirung. Schon der unermeßlichen Varietät musikalischer Sätze wegen ist es unmöglich, hier nur eine Regel zu wagen; aber auf eine lebendige, durch Erfahrung geläuterte Phantasie gestützt, kann man wol Andeutungen geben, und diese, cyklisch gefaßt, würde ich Mystik der Instrumente nennen. Die Kunst, gehörigen Orts bald mit dem vollen Orchester, bald mit einzelnen Instrumenten zu wirken, ist die musikalische Perspective, so wie die

*) Joh. Phil. R. (spr. Ramo), geb. 1683 in Dijon, wurde 1721 Kapellmeister des Königs in Paris, wo er 1764 starb. Er war Piccinist und hat über 50 Opern componirt. — A. d. H.

Musik den von der Malerei ihr entlehnten Ausdruck Ton wieder zurücknehmen und ihn von Tonart unterscheiden kann. Im zweiten höheren Sinne wäre dann Ton eines Stücks der tiefere Charakter, der durch die besondere Behandlung des Gesanges, der Begleitung der sich anschmiegenden Figuren und Melismen ausgesprochen wird.

Es ist ebenso schwer, einen guten letzten Act zu machen, als einen tüchtigen Kernschluß. Beide sind gewöhnlich mit Figuren überhäuft, und der Vorwurf: „Er kann nicht zum Schluß kommen" ist nur zu oft gerecht. Für Dichter und Musiker ist es kein übler Vorschlag, Beide, den letzten Act und das Finale, zuerst zu machen. Die Ouverture, so wie der Prologus, muß unbedingt zuletzt gemacht werden.

6.

Der vollkommene Maschinist.

Als ich noch in *** die Oper dirigirte, trieben mich oft Lust und Laune auf das Theater. Ich bekümmerte mich viel um das Decorations- und Maschinenwesen, und indem ich lange Zeit ganz im Stillen über Alles, was ich sah, Betrachtungen anstellte, erzeugten sich mir Resultate, die ich zum Nutz und Frommen der Decorateurs und der Maschinisten so wie des ganzen Publicums, gern in einem eigenen Tractätlein ans Licht stellen möchte unter dem Titel: „Johannes Kreisler's vollkommener Maschinist" u. s. w. Aber wie es in der Welt zu gehen pflegt, den schärfsten Willen stumpft die Zeit ab, und wer weiß, ob bei gehöriger Muße, die das wichtige theoretische Werk erfordert, mir auch die Laune kommen wird, es wirklich zu schreiben. Um nun daher wenigstens die ersten Principien der von mir erfundenen herrlichen Theorie,

die vorzüglichsten Ideen vom Untergange zu retten, schreibe ich, so viel ich vermag, nur Alles rhapsodisch hin und denke auch dann: „Sapienti sat!“*)

Fürs Erste verdanke ich es meinem Aufenthalt in * * *, daß ich von manchem gefährlichen Irrthum, in den ich bisher versunken, gänzlich geheilt worden, so wie ich auch die kindische Achtung für Personen, die ich sonst für groß und genial gehalten, gänzlich verloren habe. Nächst einer aufgedrungenen, aber sehr heilsamen Geistesdiät bewirkte meine Gesundheit der mir angerathene fleißige Genuß des äußerst klaren, reinen Wassers, das in * * * aus vielen Quellen, vorzüglich bei dem Theater — nicht sprudelt, nein — sondern sanft und leise daherrinnt.

So denke ich noch mit wahrer innerer Scham an die Achtung, ja, die kindische Verehrung, die ich für den Decorateur so wie für den Maschinisten des . . r Theaters hegte. Beide gingen von dem thörichten Grundsatz aus: Decorationen und Maschinen müßten unmerklich in die Dichtung eingreifen, und durch den Totaleffect müßte dann der Zuschauer wie auf unsichtbaren Fittigen ganz aus dem Theater heraus in das phantastische Land der Poesie getragen werden. Sie meinten, nicht genug wäre es, die zur höchsten Illusion mit tiefer Kenntniß und gereinigtem Geschmack angeordneten Decorationen, die mit zauberischer, dem Zuschauer unerklärbarer Kraft wirkenden Maschinen anzuwenden, sondern ganz vorzüglich käme es auch darauf an, Alles, auch das Geringste zu vermeiden, was dem beabsichtigten Totaleffect entgegenliefe. Nicht eine wider den Sinn des Dichters gestellte Decoration — nein, oft nur ein zur Unzeit hervorguckender Baum, ja, ein einziger hervorhängender Strick zerstöre alle Täuschung. Es sei gar schwer, sagten sie ferner, durch grandios gehaltene Verhältnisse, durch eine edle Einfachheit, durch das künstliche Berauben jedes Mediums die eingebildeten Größen der Decoration mit wirklichen (z. B. mit den auftretenden Personen) zu vergleichen, und so den Trug zu entdecken, durch gänzliches Verbergen des Mecha-

*) Dem Weisen genügt's. — A. d. H.

nismus der Maschinen den Zuschauer in der ihm wohlthuenden Täuschung zu erhalten. Hätten daher selbst Dichter, die doch sonst gern in das Reich der Phantasie eingehen, gerufen: „Glaubt Ihr denn, daß Eure leinwandenen Berge und Paläste, Eure stürzenden bemalten Bretter uns nur einen Moment täuschen können, sei Euer Platz auch noch so groß?“ so habe es immer an der Eingeschränktheit, der Ungeschicklichkeit ihrer malenden und bauenden Collegen gelegen, die, statt ihre Arbeiten im höheren poetischen Sinn aufzufassen, das Theater, sei es auch noch so groß gewesen, worauf es nicht einmal so sehr, wie man glaube, ankomme, zum erbärmlichen Guckkasten herabgewürdigt hätten. In der That waren auch die tiefen schauerlichen Wälder, die unabsehbaren Colonnaden, die gothischen Dome jenes Decorateurs von herrlicher Wirkung — man dachte gewiß nicht an Malerei und Leinwand; des Maschinisten unterirdische Donner, seine Einstürze hingegen erfüllten das Gemüth mit Grausen und Entsetzen, und seine Flugwerke schwebten luftig und duftig vorüber.

Himmel, wie hatten doch diese guten Leute, trotz ihres Weisheitskrams, eine so gänzlich falsche Tendenz! — Vielleicht lassen sie, wenn sie Dieses lesen sollten, von ihren offenbar schädlichen Phantastereien ab und kommen so wie ich zu einiger Vernunft. Ich will mich nun lieber gleich an sie selbst wenden und von der Gattung theatralischer Darstellungen reden, in der ihre Künste am Mehrsten in Anspruch genommen werden, — ich meine die Oper. Zwar habe ich es eigentlich nur mit dem Maschinisten zu thun; aber der Decorateur kann auch sein Theil daraus lernen. Also:

Meine Herren!

Haben Sie es nicht vielleicht schon selbst bemerkt, so will ich es Ihnen hiermit eröffnen, daß die Dichter und Musiker sich in einem höchst gefährlichen Bunde gegen das Publicum befinden. Sie haben es nämlich auf nichts Geringeres abgesehen, als den Zuschauer aus der wirklichen Welt, wo es ihm doch recht gemüthlich ist, herauszutreiben und, wenn sie ihn von allem ihm sonst Bekannten und Befreundeten gänzlich

getrennt, ihn mit allen nur möglichen Empfindungen und Leidenschaften, die der Gesundheit höchst nachtheilig, zu quälen. Da muß er lachen, weinen, erschrecken, sich fürchten, sich entsetzen, wie sie es nur haben wollen, kurz, wie man im Sprichworte zu sagen pflegt, ganz nach ihrer Pfeife tanzen. Nur zu oft gelingt ihnen ihre böse Absicht, und man hat schon oft die traurigsten Folgen ihrer feindseligen Einwirkungen gesehen. Hat doch schon Mancher im Theater augenblicklich an das phantastische Zeug in der That geglaubt; es ist ihm nicht einmal aufgefallen, daß die Menschen nicht reden wie andere ehrliche Leute, sondern singen, und manches Mädchen hat noch nachts darauf, ja ein paar Tage hindurch alle die Erscheinungen, welche Dichter und Musiker ordentlich hervorgezaubert hatten, nicht aus Sinn und Gedanken bringen und kein Strick- oder Stickmuster gescheit ausführen können.

Wer aber soll diesem Unfuge vorbeugen, wer soll bewirken, daß das Theater eine vernünftige Erholung, daß Alles still und ruhig bleibe, daß keine psychisch und physisch ungesunde Leidenschaft erregt werde? — Wer soll das thun? Kein Anderer als Sie, meine Herren! Ihnen liegt die süße Pflicht auf, zum Besten der gebildeten Menschheit gegen den Dichter und Musiker sich zu verbinden. — Kämpfen Sie tapfer! Der Sieg ist gewiß; Sie haben die Mittel überreichlich in Händen.

Der erste Grundsatz, von dem Sie in allen Ihren Bemühungen ausgehen müssen, ist: Krieg dem Dichter und Musiker — Zerstörung ihrer bösen Absicht, den Zuschauer mit Trugbildern zu umfangen und ihn aus der wirklichen Welt zu treiben. Hieraus folgt, daß in eben dem Grade, als jene Personen alles nur Mögliche anwenden, den Zuschauer vergessen zu lassen, daß er im Theater sei, Sie dagegen durch zweckmäßige Anordnung der Decorationen und Maschinerien ihn beständig an das Theater erinnern müssen.

Sollten Sie mich nicht schon jetzt verstehen? Sollte es denn nöthig sein, Ihnen noch mehr zu sagen? Aber ich weiß es, Sie sind in Ihre Phantastereien so hineingerathen, daß selbst in dem Fall, wenn Sie meinen Grundsatz für richtig anerkennen, Sie die gewöhnlichsten Mittel, welche herrlich zu dem

beabsichtigten Zwecke führen, nicht bei der Hand haben würden. Ich muß Ihnen daher schon, wie man zu sagen pflegt, was Weniges auf die Sprünge helfen.

Sie glauben z. B. nicht, von welcher unwiderstehlichen Wirkung oft schon eine eingeschobene fremde Coulisse ist. Erscheint so ein Stuben- oder Saal-Fragment in einer düstern Gruft, und klagt die Prima Donna in den rührendsten Tönen über Gefangenschaft und Kerker, so lacht ihr doch der Zuschauer ins Fäustchen; denn er weiß ja, der Maschinist darf nur schellen, und es ist mit dem Kerker vorbei; denn hinten steckt ja schon der freundliche Saal. Noch besser sind aber falsche Soffitten und oben herausguckende Mittelvorhänge, indem sie der ganzen Decoration die sogenannte Wahrheit, die aber hier eben der schändlichste Trug ist, benehmen.

Es giebt aber doch Fälle, wo Dichter und Musiker mit ihren höllischen Künsten die Zuschauer so zu betäuben wissen, daß sie auf Alles das nicht merken, sondern ganz hingerissen, wie in einer fremden Welt, sich der verführerischen Lockung des Phantastischen hingeben; es findet dieses vorzüglich bei großen Scenen, vielleicht gar mit einwirkenden Chören statt.

In dieser verzweiflungsvollen Lage giebt es ein Mittel, das immer den beabsichtigten Zweck erfüllen wird. Sie lassen dann ganz unerwartet, z. B. mitten in einem lugubren Chor, der sich um die im Moment des höchsten Affects begriffenen Hauptpersonen gruppirt, plötzlich einen Mittelvorhang fallen, der unter allen spielenden Personen Bestürzung verbreitet und sie auseinandertreibt, so daß mehrere im Hintergrunde von den im Proscenium befindlichen total abgeschnitten werden.

Ich erinnere mich, in einem Ballet dieses Mittel zwar wirkungsvoll, aber doch nicht ganz richtig angewandt gesehen zu haben. Die Prima Ballerina führte eben, indem der Chor der Figuranten seitwärts gruppirt war, ein schönes Solo aus; eben als sie im Hintergrunde in einer herrlichen Stellung verweilte und die Zuschauer nicht genug jauchzen und jubeln konnten, ließ der Maschinist plötzlich einen Mittelvorhang vorfallen, der sie mit einem Male den Augen des Publicums entzog. Aber unglücklicherweise war es eine Stube mit einer

großen Thür in der Mitte; ehe man sich's versah, kam daher die entschlossene Tänzerin gar anmuthig durch die Thür hereingehüpft und setzte ihr Solo fort, worauf denn der Mittelvorhang zum Trost der Figuranten wieder aufging.

Lernen Sie hieraus, daß der Mittelvorhang keine Thür haben, übrigens aber mit der stehenden Decoration grell abstechen muß! In einer felsichten Einöde thut ein Straßenprospect, in einem Tempel ein finsterer Wald sehr gute Dienste. Sehr nützlich ist es auch, vorzüglich in Monologen oder kunstvollen Arien, wenn eine Soffitte herunterzufallen oder eine Coulisse in das Theater zu stürzen droht oder wirklich stürzt; denn außerdem, daß die Aufmerksamkeit der Zuschauer ganz von der Situation des Gedichts abgezogen wird, so erregt auch die Prima Donna oder der Primo Huomo, der vielleicht [illegible]en auf dem Theater war und hart beschädigt zu werden [illegible]efahr lief, die größere, regere Theilnahme des Publicums, [illegible]d wenn Beide nachher noch so falsch singen, so heißt es: [illegible]e arme Frau, der arme Mensch! Das kommt von der ausstandenen Angst!" — und man applaudirt gewaltig.

Man kann auch zur Erreichung dieses Zweckes, nämlich Zuschauer von den Personen des Gedichts ab und auf Persönlichkeit der Schauspieler zu lenken, mit Nutzen ganze [illegible]f dem Theater stehende Gerüste einstürzen lassen. So erinnere ich mich, daß einmal in der ‚Camilla'*) der praktikable Gang und die Treppe zur unterirdischen Gruft in dem Augenblicke, als eben alle zu Camilla's Rettung herbeieilenden Personen darauf befindlich waren, einstürzte. Das war ein Rufen, ein Schreien, ein Beklagen im Publicum, und als nun endlich vom Theater herab verkündigt wurde, es habe Niemand bedeutenden Schaden genommen und man werde fortspielen, — mit welcher Theilnahme wurde nun der Schluß der Oper gehört, die aber, wie es auch sein sollte, nicht mehr den Personen des Stücks, sondern den in Angst und Schrecken gesetzten Schauspielern galt!

Dagegen ist es unrecht, die Schauspieler hinter den Cou-

*) Camilla oder das geheiligte Gemälde. Oper in 2 Acten. — A. d. H.

lissen in Gefahr zu setzen; denn alle Wirkung fällt ja von selbst weg, wenn es nicht vor den Augen des Publicums geschieht. Die Häuser, aus deren Fenstern geguckt, die Balkons, von denen herab discurrirt werden soll, müssen daher so niedrig als möglich gemacht werden, damit es keiner hohen Leiter oder keines hohen Gerüstes zum Hinaufsteigen bedarf. Gewöhnlich kommt Der, der erst oben durch das Fenster gesprochen, dann unten zur Thüre heraus, und um Ihnen meine Bereitwilligkeit zu zeigen, wie gern ich mit allen meinen gesammelten Kenntnissen zu Ihrem Besten herausrücke, setze ich Ihnen die Dimensionen eines solchen praktikablen Hauses mit Fenster und Thüre her, wie ich sie von dem Theater in *** entnommen. Höhe der Thür 5 Fuß, Zwischenraum bis zum Fenster ½ F., Höhe des Fensters 3 F., bis zum Dache ¼ F., Dach ½ F. — macht zusammen 9¼ Fuß.

Wir hatten einen etwas großen Schauspieler; der durfte, wenn er den Bartolo im ‚Barbier von Sevilla' spielte, nur auf eine Fußbank steigen, um aus dem Fenster zu gucken, und als einmal zufällig unten die Thüre aufging, sah man die langen rothen Beine und war nur besorgt, wie er sie machen würde, um durch die Thür zu kommen. Sollte es nicht nützlich sein, den Schauspielern die praktikabeln Häuser, Thürme, Burgfesten anzumessen? —

Es ist sehr unrecht, durch einen plötzlichen Donner, durch einen Schuß oder durch ein anderes plötzliches Getöse, die Zuschauer zu erschrecken. Ich erinnere mich noch recht gut Ihres verdammten Donners, mein Herr Maschinist, der dumpf und furchtbar wie in tiefen Gebirgen rollte; aber was soll das? — Wissen Sie denn nicht, daß ein in einen Rahmen gespanntes Kalbfell, auf dem man mit beiden Fäusten herumtrommelt, einen gar anmuthigen Donner giebt? Statt die sogenannte Kanonenmaschine anzuwenden oder wirklich zu schießen, wirft man stark die Garderobenthür zu; darüber wird Niemand zu sehr erschrecken.

Aber um den Zuschauer auch vor dem mindesten Schreck zu bewahren, welches zu den höchsten, heiligsten Pflichten des Maschinisten gehört, ist folgendes Mittel ganz untrüglich.

Fällt nämlich ein Schuß oder entsteht ein Donner, so heißt es auf dem Theater gewöhnlich: „Was hör' ich! — Welch Geräusch — welch Getöse!" — Nun muß der Maschinist allemal erst diese Worte abwarten und dann schießen oder donnern lassen. Außerdem daß das Publicum durch jene Worte gehörig gewarnt worden, hat es auch die Bequemlichkeit, daß die Theaterarbeiter ruhig zusehen können und keines besonderen Zeichens zur nöthigen Operation bedürfen, sondern ihnen der Ausruf des Schauspielers oder Sängers zum Zeichen dient, und sie dann noch zu rechter Zeit die Garderobenthür zuwerfen oder mit den Fäusten das Kalbfell bearbeiten können. Der Donner giebt allemal dem Arbeiter, der als Jupiter fulgurans mit der Blechtrompete in Bereitschaft steht, das Zeichen zum Blitzen. Dieser muß, da auf dem Schnürboden doch leicht sich etwas entzünden kann, unten in der Coulisse so weit vorstehen, daß das Publicum hübsch die Flamme und wo möglich auch die Trompete sieht, um nicht in unnöthigem Zweifel zu bleiben, wie ums Himmels willen denn nur das Ding mit dem Blitz gemacht wird.

Was ich oben vom Schuß gesagt, gilt auch von Trompetenstößen, eintretender Musik u. s. w.

Ich habe schon von Ihrem luftigen, duftigen Flugwerk gesprochen, mein Herr Maschinist. Ist es denn nun wol recht, so viel Nachdenken, so viel Kunst anzuwenden, um dem Trug so den Schein der Wahrheit zu geben, daß der Zuschauer unwillkürlich an die himmlische Erscheinung, die im Nimbus glänzender Wolken herabschwebt, glaubt? Aber selbst Maschinisten, die von richtigeren Grundsätzen ausgehen sollen, fallen in einen anderen Fehler. Sie lassen zwar gehörig Stricke sehen, aber so schwache, daß das Publicum in tausend Angst geräth, die Gottheit, der Genius ꝛc. werden herabstürzen und Arme und Beine brechen. Der Wolkenwagen oder die Wolke muß daher in vier recht dicken, schwarz angestrichenen Stricken hängen und ruckweise im langsamsten Tempo heraufgezogen oder herabgelassen werden; denn so wird der Zuschauer, der die Sicherheitsanstalten auch vom entferntesten Platze deutlich sieht und ihre Haltbarkeit

gehörig beurtheilen kann, über die himmlische Fahrt ganz beruhigt.

Sie haben sich auf Ihre wellenschlagenden, schäumenden Meere, auf Ihre Seen mit den optischen Widerscheinen recht was eingebildet, und Sie glaubten gewiß einen Triumph Ihrer Kunst zu feiern, als es Ihnen gelang, über die Brücke des Sees wandelnde Personen ebenso vorübergehend abzuspiegeln? — Wahr ist es, das Letzte hat Ihnen einige Bewunderung verschafft; indessen war doch, wie ich schon bewiesen, Ihre Tendenz grundfalsch. Ein Meer, ein See, ein Fluß, kurz jedes Wasser wird am Besten auf folgende Art dargestellt: Man nimmt zwei Bretter, so lang, als das Theater breit ist, läßt sie an der obersten Seite auszacken, mit kleinen Wellchen blau und weiß bemalen, und hängt sie eins hinter dem andern in Schnüren so auf, daß ihre untere Seite noch etwas den Boden berührt. Diese Bretter werden nun hin und her bewegt, und das knarrende Geräusch, welches sie, den Boden streifend, verursachen, bedeutet das Plätschern der Wellen.

Was soll ich von Ihren schauerlichen heimlichen Mondgegenden sagen, Herr Decorateur, da jeden Prospect ein geschickter Maschinist in eine Mondgegend umwandelt? Es wird nämlich in ein viereckiges Brett ein rundes Loch geschnitten, mit Papier verklebt und in den hinter demselben befindlichen roth angestrichenen Kasten ein Licht gesetzt. Diese Vorrichtung wird an zwei starken, schwarz angestrichenen Schnüren herabgelassen, und siehe da, es ist Mondschein!

Wäre es nicht auch ganz dem vorgesetzten Zweck gemäß, wenn bei zu großer Rührung im Publicum der Maschinist diesen oder jenen der größten Uebelthäter unwillkürlich versinken ließe und ihm so jeden Ton, der den Zuschauer noch in höhere Extravaganz setzen könnte, mit einem Male abschnitte?

Rücksichts der Versenkungen will ich aber sonst bemerken, daß der Schauspieler nur in jenem äußersten Fall, wenn es nämlich darauf ankommt, das Publicum zu retten, in Gefahr zu setzen ist. Sonst muß man ihn auf alle nur mögliche Art schonen und erst dann die Versenkung gehen lassen, wenn

er sich in gehöriger Stellung und Balance befindet. Da dieses aber nun Niemand wissen kann als der Schauspieler selbst, so ist es unrecht, das Zeichen vom Souffleur mit der Souterrains-Glocke geben zu lassen; vielmehr mag der Schauspieler, sollen ihn unterirdische Mächte verschlingen, oder soll er als Geist verschwinden, selbst durch drei oder vier harte Fußstöße auf den Boden das Zeichen geben und dann langsam und sicher in die Arme der unten passenden Theaterarbeiter sinken.

Ich hoffe, Sie haben mich nun ganz verstanden und werden, da jede Vorstellung tausendmal Gelegenheit giebt, den Kampf mit dem Dichter und Musiker zu bestehen, ganz nach der richtigen Tendenz und nach den von mir angeführten Beispielen handeln.

Ihnen, mein Herr Decorateur, rathe ich noch im Vorbeigehen, die Coulissen nicht als ein nothwendiges Uebel, sondern als Hauptsache und jede so viel möglich als ein für sich bestehendes Ganzes anzusehen, auch recht viel Details darauf zu malen. In einem Straßenprospect soll z. B. jede Coulisse ein hervorspringendes drei- oder vierstöckiges Haus bilden. Wenn denn nun die Fensterchen und Thürchen der Häuser im Proscenium so klein sind, daß man offenbar sieht, keine der auftretenden Personen, die beinahe bis in den zweiten Stock ragen, könne darin wohnen, sondern nur ein liliputanisches Geschlecht in diese Thüren eingehen und aus diesen Fenstern gucken, so wird durch dieses Aufheben aller Illusion der große Zweck, der dem Decorateur immer vorschweben muß, auf die leichteste und anmuthigste Weise erreicht.

Sollte wider alles Vermuthen Ihnen, meine Herren, das Princip, auf dem ich meine ganze Theorie des Decorations- und Maschinenwesens baue, nicht eingehen, so muß ich Sie nur hiermit darauf aufmerksam machen, daß schon vor mir ein äußerst achtbarer würdiger Mann dieselbe in nuce vorgetragen. Ich meine Niemanden anders als den guten Webermeister Zettel, der auch in der höchsttragischen Tragödie „Pyramus und Thisbe“ *) das Publikum vor jeder Angst,

*) In Shakespeare's Sommernachtstraum, 3. Aufz. 1. Scene. — A. d. H.

Furcht ꝛc., kurz vor jeder Exaltation verwahrt wissen will. Nur schiebt er Alles das, wozu Sie hauptsächlich beitragen müssen, dem Prologus auf den Hals, der gleich sagen soll, daß die Schwerter keinen Schaden thäten, daß Pyramus nicht wirklich todt gemacht werde, und daß eigentlich Pyramus nicht Pyramus, sondern Zettel der Weber sei. Lassen Sie sich des weisen Zettel's goldene Worte ja recht zu Herzen gehen, wenn er von Schnock dem Schreiner, der einen gräulichen Löwen repräsentiren soll, folgendermaßen spricht:

„Ja, Ihr müßt seinen Namen nennen, und sein Gesicht muß durch des Löwen Hals gesehen werden, und er selbst muß durchsprechen und sich so oder ungefähr so appliciren: ‚Gnädige Frauen, oder schöne gnädige Frauen, ich wollte wünschen, oder ich wollte ersuchen, oder ich wollte gebeten haben, fürchten Sie nichts, zittern Sie nicht so! Mein Leben für das Ihrige! Wenn Sie dächten, ich käme hierher als ein Löwe, so dauerte mich nur meine Haut. Nein, ich bin nichts dergleichen; ich bin ein Mensch wie Andere auch.‘ Und dann laßt ihn nur seinen Namen nennen und ihnen rundheraus sagen, daß er Schnock der Schreiner ist!“*)

Sie haben, wie ich voraussetzen darf, einigen Sinn für die Allegorie und werden daher leicht das Medium finden, der von Zettel dem Weber ausgesprochenen Tendenz auch in Ihrer Kunst zu folgen. Die Autorität, auf die ich mich gestützt, bewahrt mich vor jedem Mißverstande, und so hoffe ich einen guten Samen gestreut zu haben, dem vielleicht ein Baum des Erkenntnisses entsprießt.**)

---

*) Uebersetzung von Aug. Wilh. Schlegel, Thl. 1. Berlin 1810, S. 217.

**) Im Jahre 1746 spielten in Hamburg Komödianten die „Historia des Erzzauberers Dr. Joh. Fausti“ und war auf den Anschlagzetteln ausdrücklich bemerkt: „Diese tragoedia wird von uns so fürchterlich, als es sonst geschehen, nicht fürgestellt, sondern es kann sie Jedermann mit Plaisir ansehen.“ (Schütze, Hamburgische Theatergeschichte.) — A. d. H.

IV.

Don Juan.

Eine fabelhafte Begebenheit,

die sich mit einem reisenden Enthusiasten zugetragen.

Ein durchdringendes Läuten, der gellende Ruf: „Das Theater fängt an!“ weckte mich aus dem sanften Schlaf, in den ich versunken war. Bässe brummen durch einander — ein Paukenschlag — Trompetenstöße — ein klares a, von der Hoboe ausgehalten — Violinen stimmen ein. Ich reibe mir die Augen. Sollte der allezeit geschäftige Satan mich im Rausche...? Nein, ich befinde mich in dem Zimmer des Hotels, wo ich gestern Abend halb gerädert abgestiegen. Gerade über meiner Nase hängt die stattliche Troddel der Klingelschnur; ich ziehe sie heftig an — der Kellner erscheint.

„Aber was, ums Himmels willen, soll die confuse Musik da neben mir bedeuten? Giebt es denn ein Concert hier im Hause?“ —

„Ew. Excellenz (— ich hatte mittags an der Wirthstafel Champagner getrunken —) wissen vielleicht noch nicht, daß dieses Hotel mit dem Theater verbunden ist. Diese Tapetenthür führt auf einen kleinen Corridor, von dem Sie unmittelbar in Nr. 23 treten; das ist die Fremdenloge.“ —

„Was? — Theater? — Fremdenloge?“ —

„Ja, die kleine Fremdenloge zu zwei, höchstens drei Personen — nur so für vornehme Herren, ganz grün tapezirt, mit Gitterfenstern, dicht beim Theater! Wenn's Ew. Excellenz gefällig ist — wir führen heute den Don Juan von dem berühmten Herrn Mozart aus Wien auf. Das Legegeld, einen Thaler acht Groschen, stellen wir in Rechnung.“

Das Letzte sagte er schon die Logenthür aufdrückend, so rasch war ich bei dem Worte „Don Juan“ durch die Tapetenthür in den Corridor geschritten. Das Haus war für den mittelmäßigen Ort geräumig, geschmackvoll verziert und glän-

zend erleuchtet. Logen und Parterre waren gedrängt voll. Die ersten Accorde der Ouverture überzeugten mich, daß ein ganz vortreffliches Orchester, sollten die Sänger auch nur im Mindesten etwas leisten, mir den herrlichsten Genuß des Meisterwerks verschaffen würde. In dem Andante ergriffen mich die Schauer des furchtbaren unterirdischen „regno di pianto"; *) grausenerregende Ahnungen des Entsetzlichen erfüllten mein Gemüth. Wie ein jauchzender Frevel klang mir die jubelnde Fanfare im siebenten Tacte des Allegro; ich sah aus tiefer Nacht feurige Dämonen ihre glühenden Krallen ausstrecken — nach dem Leben froher Menschen, die auf des bodenlosen Abgrunds dünner Decke lustig tanzten. Der Conflict der menschlichen Natur mit den unbekannten, gräßlichen Mächten, die ihn, sein Verderben erlauernd, umfangen, trat klar vor meines Geistes Augen. Endlich beruhigt sich der Sturm; der Vorhang fliegt auf.

Frostig und unmuthvoll in seinen Mantel gehüllt, schreitet Leporello in finsterer Nacht vor dem Pavillon einher: „Notte e giorno faticar." **) — Also italienisch? — Hier am deutschen Orte italienisch? Ah che piacere! ***) Ich werde alle Recitative, Alles so hören, wie es der große Meister in seinem Gemüth empfing und dachte! Da stürzt Don Juan heraus; hinter ihm Donna Anna, bei dem Mantel den Frevler festhaltend. Welches Ansehen! Sie könnte höher, schlanker gewachsen, majestätischer im Gange sein; aber — welch ein Kopf! — Augen, aus denen Liebe, Zorn, Haß, Verzweiflung wie aus einem Brennpunkt eine Strahlenpyramide blitzender Funken werfen, die wie griechisches Feuer unauslöschlich das Innerste durchbrennen! Des dunklen Haares aufgelöste Flechten wallen in Wellenringeln den Nacken hinab. Das weiße Nachtkleid enthüllt verrätherisch nie gefahrlos belauschte Reize. Von der entsetzlichen That umkrallt, zuckt das Herz in gewaltsamen Schlägen. — —

*) Reich der Klage. So wird in Dante's Inferno die Hölle genannt.
**) Nacht und Tag sich abmühen. Im deutschen Textbuch: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!" —
***) Ach, welche Freude! — A. d. H.

Und nun — welche Stimme! „Non sperar se non m'uccidi!“*) — Durch den Sturm der Instrumente leuchten wie glühende Blitze die aus ätherischem Metall gegossenen Töne! — Vergebens sucht sich Don Juan loszureißen. Will er es denn? Warum stößt er nicht mit kräftiger Faust das Weib zurück und entflieht? Macht ihn die böse That kraftlos, oder ist es der Kampf von Haß und Liebe im Innern, der ihm Muth und Stärke raubt? — Der alte Papa hat seine Thorheit, im Finstern den kräftigen Gegner anzufallen, mit dem Leben gebüßt. Don Juan und Leporello treten im recitirenden Gespräch weiter vor ins Proscenium. Don Juan wickelt sich aus dem Mantel und steht da in rothem gerissenen Sammet mit silberner Stickerei, prächtig gekleidet. Eine kräftige, herrliche Gestalt! Das Gesicht ist männlich schön; eine erhabene Nase, durchbohrende Augen, weich geformte Lippen; das sonderbare Spiel eines Stirnmuskels über den Augenbrauen bringt sekundenlang etwas vom Mephistopheles in die Physiognomie, das, ohne dem Gesicht die Schönheit zu rauben, einen unwillkürlichen Schauer erregt. Es ist, als könne er die magische Kunst der Klapperschlange üben; es ist, als könnten die Weiber, von ihm angeblickt, nicht mehr von ihm lassen und müßten, von der unheimlichen Gewalt gepackt, selbst ihr Verderben vollenden. — Lang und dürr, in roth und weiß gestreifter Weste, kleinem rothen Mantel, weißem Hut mit rother Feder, trippelt Leporello um ihn her. Die Züge seines Gesichts mischen sich seltsam zu dem Ausdruck von Gutherzigkeit, Schelmerei, Lüsternheit und ironisirender Frechheit; gegen das grauliche Kopf- und Barthaar stechen seltsam die schwarzen Augenbrauen ab. Man merkt es, der alte Bursche verdient, Don Juan's helfender Diener zu sein. — Glücklich sind sie über die Mauer geflüchtet. — Fackeln — Donna Anna und Don Ottavio erscheinen: ein zierliches, geputztes, gelecktes Männlein von einundzwanzig Jahren höchstens. Als Anna's Bräutigam wohnte er, da man ihn so schnell herbeirufen konnte, wahrscheinlich im Hause; auf

*) Keine Hoffnung als im Tode! — A. d. H.

den ersten Lärm, den er gewiß hörte, hätte er herbeieilen und vielleicht den Vater retten können; er mußte sich aber erst putzen und mochte überhaupt nachts nicht gern sich herauswagen. — „Ma qual mai s'offre, o dei, spettacolo funesto agli occhi miei!“*) Mehr als Verzweiflung über den grausamsten Frevel liegt in den entsetzlichen, herzzerschneidenden Tönen dieses Recitativs und Duetts. Don Juan's gewaltsames Attentat, das ihr Verderben nur drohte, dem Vater aber den Tod gab, ist es nicht allein, was diese Töne der beängsteten Brust entreißt: nur ein verderblicher, tödtender Kampf im Innern kann sie hervorbringen. —

Eben schalt die lange, hagere Donna Elvira mit sichtlichen Spuren großer, aber verblühter Schönheit den Verräther Don Juan: „Tu nido d'inganni,“**) und der mitleidige Leporello bemerkte ganz klug: „Parla come un libro stampato,“***) als ich Jemand neben oder hinter mir zu bemerken glaubte. Leicht konnte man die Logenthür hinter mir geöffnet haben und hereingeschlüpft sein — das fuhr mir wie ein Stich durchs Herz. Ich war so glücklich, mich allein in der Loge zu befinden, um ganz ungestört das so vollkommen dargestellte Meisterwerk mit allen Empfindungsfasern wie mit Polypenarmen zu umklammern und in mein Selbst hineinzuziehen. Ein einziges Wort, das obendrein albern sein konnte, hätte mich auf eine schmerzhafte Weise herausgerissen aus dem herrlichen Moment der poetisch-musikalischen Begeisterung. Ich beschloß, von meinem Nachbar gar keine Notiz zu nehmen, sondern, ganz in die Darstellung vertieft, jedes Wort, jeden Blick zu vermeiden. Den Kopf in die Hand gestützt, dem Nachbar den Rücken wendend, schaute ich hinaus. — Der Gang der Darstellung entsprach dem vortrefflichen Anfange. Die kleine, lüsterne, verliebte Zerlina tröstete mit gar lieblichen Tönen und Weisen den gutmüthigen Tölpel Masetto. Don Juan sprach sein inneres, zerrissenes Wesen,

*) Aber welches traurige Schauspiel bietet sich meinen Augen, Ihr Götter! —

**) Du Nest voll Trug! —

***) Sie spricht wie ein gedrucktes Buch. — A. d. H.

den Hohn über die Menschlein um ihn her, nur aufgestellt zu seiner Lust, in ihr mattliches Thun und Treiben verderbend einzugreifen, in der wilden Arie: „Fin ch'han dal vino“*) ganz unverholen aus. Gewaltiger als bisher zuckte hier der Stirnmuskel. Die Masken erscheinen. Ihr Terzett ist ein Gebet, das in rein glänzenden Strahlen zum Himmel steigt. Nun fliegt der Mittelvorhang auf. Da geht es lustig her; Becher erklingen, in fröhlichem Gewühl wälzen sich die Bauern und allerlei Masken umher, die Don Juan's Fest herbeigelockt hat. Jetzt kommen die drei zur Rache Verschworenen. Alles wird feierlicher, bis der Tanz angeht. Zerlina wird gerettet, und in dem gewaltig donnernden Finale tritt muthig Don Juan mit gezogenem Schwert seinen Feinden entgegen. Er schlägt dem Bräutigam den stählernen Galanterie-Degen aus der Hand und bahnt sich durch das gemeine Gesindel, das er, wie der tapfere Roland die Armee des Tyrannen Cymork,**) durcheinanderwirft, daß Alles gar possierlich übereinanderpurzelt, den Weg ins Freie. —

Schon oft glaubte ich dicht hinter mir einen zarten, warmen Hauch gefühlt, das Knistern eines seidenen Gewandes gehört zu haben. Das ließ mich wohl die Gegenwart eines Frauenzimmers ahnen; aber ganz versunken in die poetische Welt, die mir die Oper aufschloß, achtete ich nicht darauf. Jetzt, da der Vorhang gefallen war, schaute ich nach meiner Nachbarin. Nein — keine Worte drücken mein Erstaunen aus: Donna Anna, ganz in dem Costume, wie ich sie eben auf dem Theater gesehen, stand hinter mir und richtete auf mich den durchdringenden Blick ihres seelenvollen Auges. Ganz sprachlos starrte ich sie an; ihr Mund — so schien es mir — verzog sich zu einem leisen, ironischen Lächeln, in dem ich mich spiegelte und meine alberne Figur erblickte. Ich fühlte die Nothwendigkeit, sie anzureden, und konnte doch die durch das Erstaunen, ja ich möchte sagen, wie durch den Schreck gelähmte Zunge nicht bewegen. Endlich, endlich fuhren mir,

*) Endlich haben sie Wein. —
**) In Ariosto's „Rasendem Roland“. — A. d. H.

beinahe unwillkürlich, die Worte heraus: „Wie ist es möglich, Sie hier zu sehen?“ worauf sie sogleich in dem reinsten Toscanisch erwiderte, daß, verstände und spräche ich nicht italienisch, sie das Vergnügen meiner Unterhaltung entbehren müsse, indem sie keine andere als nur diese Sprache rede. Wie Gesang lauteten die süßen Worte. Im Sprechen erhöhte sich der Ausdruck des dunkelblauen Auges, und jeder daraus leuchtende Blitz goß einen Gluthstrom in mein Inneres, von dem alle Pulse stärker schlugen und alle Fibern erzuckten. Es war Donna Anna unbezweifelt. Die Möglichkeit abzuwägen, wie sie auf dem Theater und in meiner Loge habe zugleich sein können, fiel mir nicht ein. So wie der glückliche Traum das Seltsamste verbindet und dann ein frommer Glaube das Uebersinnliche versteht und es den sogenannten natürlichen Erscheinungen des Lebens zwanglos anreiht: so gerieth ich auch in der Nähe des wunderbaren Weibes in eine Art Somnambulism, in dem ich die geheimen Beziehungen erkannte, die mich so innig mit ihr verbanden, daß sie selbst bei ihrer Erscheinung auf dem Theater nicht hatte von mir weichen können. — Wie gern setzte ich Dir, mein Theodor,*) jedes Wort des merkwürdigen Gespräches her, das nun zwischen der Signora und mir begann; allein, indem ich das, was sie sagte, deutsch hinschreiben will, finde ich jedes Wort steif und matt, jede Phrase ungelenk, das auszudrücken, was sie leicht und mit Anmuth toscanisch sagte.

Indem sie über den Don Juan, über ihre Rolle sprach, war es, als öffneten sich mir nun erst die Tiefen des Meisterwerks, und ich konnte hell hineinblicken und einer fremden Welt phantastische Erscheinungen deutlich erkennen. Sie sagte, ihr ganzes Leben sei Musik, und oft glaube sie manches im Innern geheimnißvoll Verschlossene, was keine Worte aussprächen, singend zu begreifen. „Ja, ich begreife es dann wohl,“ fuhr sie mit brennendem Auge und erhöheter Stimme fort; „aber es bleibt todt und kalt um mich, und indem man eine schwierige Roulade, eine gelungene Manier beklatscht,

*) Einer der „Serapionsbrüder“. (S. Th. 1—4.) — A. d. H.

greifen eisige Hände in mein glühendes Herz. — Aber Du — Du verstehst mich; denn ich weiß, daß auch Dir das wunderbare, romantische Reich aufgegangen, wo die himmlischen Zauber der Töne wohnen!" —

„Wie, Du herrliche, wundervolle Frau — — Du — Du solltest mich kennen?" —

„Ging nicht der zauberische Wahnsinn ewig sehnender Liebe in der Rolle der *** in Deiner neuesten Oper aus Deinem Innern hervor? — Ich habe Dich verstanden: Dein Gemüth hat sich im Gesange mir aufgeschlossen! — Ja, (hier nannte sie meinen Vornamen) ich habe Dich gesungen, so wie Deine Melodien ich sind." —

Die Theaterglocke läutete. Eine schnelle Blässe entfärbte Donna Anna's ungeschminktes Gesicht; sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als empfände sie einen plötzlichen Schmerz, und indem sie leise sagte: „Unglückliche Anna, jetzt kommen Deine fürchterlichsten Momente!" war sie aus der Loge verschwunden. —

Der erste Act hatte mich entzückt; aber nach dem wunderbaren Ereigniß wirkte jetzt die Musik auf eine ganz andere, seltsame Weise. Es war, als ginge eine lang verheißene Erfüllung der schönsten Träume aus einer andern Welt wirklich in das Leben ein, als würden die geheimsten Ahnungen der entzückten Seele in Tönen fest gebannt und müßten sich zur wunderbarsten Erkenntniß seltsamlich gestalten. In Donna Anna's Scene fühlte ich mich von einem sanften, warmen Hauch, der über mich hinwegglitt, in trunkener Wollust erbeben. Unwillkürlich schlossen sich meine Augen, und ein glühender Kuß schien auf meinen Lippen zu brennen; aber der Kuß war ein wie von ewig dürstender Sehnsucht lang ausgehaltener Ton.

Das Finale war in frevelnder Lustigkeit angegangen: „Già la mensa è preparata!"*) Don Juan saß kosend zwischen zwei Mädchen und lüftete einen Kork nach dem andern, um den brausenden Geistern, die hermetisch verschlossen, freie

*) Schon ist der Tisch bereitet. — A. d. H.

Herrschaft über sich zu verstatten. Es war ein kurzes Zimmer mit einem großen gothischen Fenster im Hintergrunde, durch das man in die Nacht hinaussah. Schon während Elvira den Ungetreuen an alle Schwüre erinnert, sah man es oft durch das Fenster blitzen und hörte das dumpfe Murmeln des herannahenden Gewitters. Endlich das gewaltige Pochen. Elvira, die Mädchen entfliehen, und unter den entsetzlichen Accorden der unterirdischen Geisterwelt tritt der gewaltige Marmorkoloß, gegen den Don Juan pygmäisch da steht, ein. Der Boden erbebt unter des Riesen donnerndem Fußtritt. Don Juan ruft durch den Sturm, durch den Donner, durch das Geheul der Dämonen sein fürchterliches: „No!“ Die Stunde des Untergangs ist da. Die Statue verschwindet. Dicker Qualm erfüllt das Zimmer; aus ihm entwickeln sich fürchterliche Larven. In Qualen der Hölle windet sich Don Juan, den man dann und wann unter den Dämonen erblickt. Eine Explosion, wie, wenn tausend Blitze einschlügen! — Don Juan, die Dämonen sind verschwunden, man weiß nicht, wie. Leporello liegt ohnmächtig in der Ecke des Zimmers. — Wie wohlthätig wirkt nun die Erscheinung der übrigen Personen, die den Juan, der von unterirdischen Mächten irdischer Rache entzogen, vergebens suchen! Es ist, als wäre man nun erst dem furchtbaren Kreise der höllischen Geister entronnen. Donna Anna erschien ganz verändert — eine Todtenblässe überzog ihr Gesicht; das Auge war erloschen, die Stimme zitternd und ungleich — aber eben dadurch, in dem kleinen Duett mit dem süßen Bräutigam, der nun, nachdem ihn der Himmel des gefährlichen Rächeramtes glücklich überhoben hat, gleich Hochzeit machen will, von herzzerreißender Wirkung.

Der fugirte Chor hatte das Werk herrlich zu einem Ganzen gerundet, und ich eilte in der exaltirtesten Stimmung, in der ich mich je befunden, in mein Zimmer. Der Kellner rief mich zur Wirthstafel, und ich folgte ihm mechanisch. — Die Gesellschaft war der Messe wegen glänzend und die heutige Darstellung des Don Juan der Gegenstand des Gesprächs. Man pries im Allgemeinen die Italiener und das

Eingreifende ihres Spiels; doch zeigten kleine Bemerkungen, die hier und da ganz schalkhaft hingeworfen wurden, daß wol Keiner die tiefere Bedeutung der Oper aller Opern auch nur ahnte. — Don Ottavio hatte sehr gefallen. Donna Anna war Einem zu leidenschaftlich gewesen. Man müsse, meinte er, auf dem Theater sich hübsch mäßigen und das zu sehr Angreifende vermeiden. Die Erzählung des Ueberfalles habe ihn ordentlich consternirt. Hier nahm er eine Prise Tabak und schaute ganz unbeschreiblich dummklug seinen Nachbar an, welcher behauptete: Die Italienerin sei aber übrigens eine recht schöne Frau, nur zu besorgt um Kleidung und Putz; eben in jener Scene sei ihr eine Haarlocke aufgegangen und habe das Demi-Profil des Gesichts beschattet. Jetzt fing ein Anderer ganz leise zu intoniren an: ‚Fin ch'han dal vino', — worauf eine Dame bemerkte, am Wenigsten sei sie mit dem Don Juan zufrieden; der Italiener sei viel zu finster, viel zu ernst gewesen und habe überhaupt den frivolen, luftigen Charakter nicht leicht genug genommen. Die letzte Explosion wurde sehr gerühmt. — Des Gewäsches satt, eilte ich in mein Zimmer.

In der Fremdenloge Nr. 23.

Es war mir so eng, so schwül in dem dumpfen Gemach. — Um Mitternacht glaubte ich Deine Stimme zu hören, mein Theodor; Du sprachst deutlich meinen Namen aus, und es schien an der Tapetenthür zu rauschen. Was hält mich ab, den Ort meines wunderbaren Abenteuers noch einmal zu betreten? — Vielleicht sehe ich Dich und sie, die mein ganzes Wesen erfüllt. Wie leicht ist es, den kleinen Tisch hineinzutragen — zwei Lichter — Schreibzeug! Der Kellner sucht mich mit dem bestellten Punsch; er findet das Zimmer leer — die Tapetenthür offen — er folgt mir in die Loge und sieht mich mit zweifelndem Blick an. Auf meinen Wink setzt er das Getränk auf den Tisch und entfernt sich, mit einer Frage auf der Zunge noch einmal sich nach mir umschauend.

Ich lehne mich, ihm den Rücken wendend, über der Loge Rand und sehe in das verödete Haus, dessen Architektur, von meinen beiden Lichtern magisch beleuchtet, in wunderlichen Reflexen fremd und feenhaft hervorspringt. Den Vorhang bewegt die das Haus durchschneidende Zugluft. — Wie, wenn er hinaufwallte? wenn Donna Anna, geängstet von gräßlichen Larven, erschiene? — „Donna Anna!" rufe ich unwillkürlich. Der Ruf verhallt in dem öden Raum; aber die Geister der Instrumente im Orchester werden wach — ein wunderbarer Ton zittert herauf; es ist, als säusle in ihm der geliebte Name fort. — Nicht erwehren kann ich mich des heimlichen Schauers; aber wohlthätig durchbebt er meine Nerven. —

Ich werde meiner Stimmung Herr und fühle mich aufgelegt, Dir, mein Theodor, wenigstens anzudeuten, wie ich jetzt erst das herrliche Werk des göttlichen Meisters in seiner tiefen Charakteristik richtig aufzufassen glaube. Nur der Dichter versteht den Dichter; nur ein romantisches Gemüth kann eingehen in das Romantische, nur der poetisch exaltirte Geist, der mitten im Tempel die Weihe empfing, das verstehen, was der Geweihte in der Begeisterung ausspricht. — Betrachtet man das Gedicht — den Don Juan —, ohne ihm eine tiefere Bedeutung zu geben, so daß man nur das Geschichtliche in Anspruch nimmt, so ist es kaum zu begreifen, wie Mozart eine solche Musik dazu denken und dichten konnte. Ein Bonvivant, der Wein und Mädchen über die Maßen liebt, der muthwilliger Weise den steinernen Mann als Repräsentanten des alten Vaters, den er bei Vertheidigung seines eigenen Lebens niederstach, zu seiner lustigen Tafel bittet, — wahrlich, hierin liegt nicht viel Poetisches, und ehrlich gestanden, ist ein solcher Mensch es wol nicht werth, daß die unterirdischen Mächte ihn als ein besonderes Kabinetsstück der Hölle auszeichnen, daß der steinerne Mann, von dem verklärten Geiste beseelt, sich bemüht, vom Pferde zu steigen, um den Sünder vor dem letzten Stündlein zur Buße zu ermahnen, daß endlich der Teufel seine besten Gesellen ausschickt, um den Transport in sein Reich auf die gräßlichste Weise zu veranstalten.

Du kannst es mir glauben, Theodor: Den Juan

stattete die Natur, wie ihrer Schooßkinder liebstes, mit allem dem aus, was den Menschen, in näherer Verwandtschaft mit dem Göttlichen, über den gemeinen Troß, über die Fabrikarbeiten, die als Nullen, vor die, wenn sie gelten sollen, sich erst ein Zähler stellen muß, aus der Werkstätte geschleudert werden, erhebt, was ihn bestimmt, zu besiegen, zu herrschen. Ein kräftiger, herrlicher Körper — eine Bildung, woraus der Funke hervorstrahlt, der, die Ahnungen des Höchsten entzündend, in die Brust fiel — ein tiefes Gemüth — ein schnell ergreifender Verstand. Aber das ist die entsetzliche Folge des Sündenfalles, daß der Feind die Macht behielt, dem Menschen aufzulauern und ihm selbst in dem Streben nach dem Höchsten, worin er seine göttliche Natur ausspricht, böse Fallstricke zu legen. Dieser Conflict der göttlichen und der dämonischen Kräfte erzeugt den Begriff des irdischen, so wie der erfochtene Sieg den Begriff des überirdischen Lebens.

Den Juan begeisterten die Ansprüche auf das Leben, die seine körperliche und geistige Organisation herbeiführte, und ein ewiges brennendes Sehnen, von dem sein Blut siedend die Adern durchfloß, trieb ihn, daß er gierig und ohne Rast alle Erscheinungen der irdischen Welt aufgriff, in ihnen vergebens Befriedigung hoffend. Es giebt hier auf Erden wol nichts, was den Menschen in seiner innigsten Natur so hinaufsteigert als die Liebe; sie ist es, die, so geheimnißvoll und so gewaltig wirkend, die innersten Elemente des Daseins zerstört und verklärt. Was Wunder also, daß Don Juan in der Liebe die Sehnsucht, die seine Brust zerreißt, zu stillen hoffte, und daß der Teufel hier ihm die Schlinge über den Hals warf?

In Don Juan's Gemüth kam durch des Erbfeindes List der Gedanke, daß durch die Liebe, durch den Genuß des Weibes, schon auf Erden das erfüllt werden könne, was blos als himmlische Verheißung in unserer Brust wohnt und eben jene unendliche Sehnsucht ist, die uns mit dem Ueberirdischen in unmittelbaren Rapport setzt. Vom schönen Weibe zum schönern rastlos fliehend, bis zum Ueberdruß, bis zur zerstörenden Trunkenheit ihre Reize mit der glühendsten Inbrunst ge-

nießend, immer in der Wahl sich betrogen glaubend, immer hoffend, das Ideal endlicher Befriedigung zu finden, mußte doch Juan zuletzt alles irdische Leben matt und flach finden, und indem er überhaupt den Menschen verachtete, lehnte er sich auf gegen die Erscheinung, die, ihm als das Höchste im Leben geltend, so bitter ihn getäuscht hatte. Jeder Genuß des Weibes war nun nicht mehr Befriedigung seiner Sinnlichkeit, sondern frevelnder Hohn gegen die Natur und den Schöpfer.

Tiefe Verachtung der gemeinen Ansichten des Lebens, über die er sich erhoben fühlte, und bitterer Spott über Menschen, die in der glücklichen Liebe, in der dadurch herbeigeführten bürgerlichen Vereinigung auch nur im Mindesten die Erfüllung der höheren Wünsche, die die Natur feindselig in unsere Brust legte, erwarten konnten, trieben ihn an, da vorzüglich sich aufzulehnen und, Verderben bereitend, dem unbekannten, schicksallenkenden Wesen, das ihm wie ein schadenfrohes, mit den kläglichen Geschöpfen seiner spottenden Laune ein grausames Spiel treibendes Ungeheuer erschien, kühn entgegenzutreten, wo von einem solchen Verhältniß die Rede war. Jede Verführung einer geliebten Braut, jedes durch einen gewaltigen, nie zu verschmerzendes Unheil bringenden Schlag gestörte Glück der Liebenden ist ein herrlicher Triumph über jene feindliche Macht, der ihn immer mehr hinaushebt aus dem beengenden Leben — über die Natur — über den Schöpfer! — Er will auch wirklich immer mehr aus dem Leben, aber nur um hinabzustürzen in den Orkus. Anna's Verführung, mit den dabei eingetretenen Umständen, ist die höchste Spitze, zu der er sich erhebt.

Donna Anna ist, rücksichtlich der höchsten Begünstigungen der Natur, dem Don Juan entgegengestellt. So wie Don Juan ursprünglich ein wunderbar kräftiger, herrlicher Mann war, so ist sie ein göttliches Weib, über deren reines Gemüth der Teufel nichts vermochte. Alle Kunst der Hölle konnte nur sie irdisch verderben. So wie der Satan dieses Verderben vollendet hat, durfte auch, nach der Fügung des Himmels, die Hölle die Vollstreckung des Rächeramtes nicht länger verschieben. — Don Juan ladet den erstochenen Alten höhnend

im Bilde ein zum lustigen Gastmahl, und der verklärte Geist, nun erst den gefallenen Menschen durchschauend und sich um ihn betrübend, verschmäht es nicht, in furchtbarer Gestalt ihn zur Buße zu ermahnen. Aber so verderbt, so zerrissen ist sein Gemüth, daß auch des Himmels Seligkeit keinen Strahl der Hoffnung in seine Seele wirft und ihn zum bessern Sein entzündet. —

Gewiß ist es Dir, mein Theodor, aufgefallen, daß ich von Anna's Verführung gesprochen, und so gut ich es in dieser Stunde, wo tief aus dem Gemüth hervorgehende Gedanken und Ideen die Worte überflügeln, vermag, sage ich Dir mit wenigen Worten, wie mir in der Musik, ohne alle Rücksicht auf den Text, das ganze Verhältniß der beiden im Kampf begriffenen Naturen (Don Juan und Donna Anna) erscheint. Schon oben äußerte ich, daß Anna dem Juan gegenübergestellt ist. Wie, wenn Donna Anna vom Himmel dazu bestimmt gewesen wäre, den Juan in der Liebe, die ihn durch des Satans Künste verdarb, die ihm inwohnende göttliche Natur erkennen zu lassen und ihn der Verzweiflung seines nichtigen Strebens zu entreißen?

Zu spät, zur Zeit des höchsten Frevels, sah er sie, und da konnte ihn nur die teuflische Lust erfüllen, sie zu verderben. Nicht gerettet wurde sie. Als er hinausfloh, war die That geschehen. Das Feuer einer übermenschlichen Sinnlichkeit, Gluth aus der Hölle durchströmte ihr Innerstes und machte jeden Widerstand vergeblich. Nur er, nur Don Juan konnte den wollüstigen Wahnsinn in ihr entzünden, mit dem sie ihn umfing, der mit der übermächtigen, zerstörenden Wuth höllischer Geister im Innern sündigte. Als er nach vollendeter That entfliehen wollte, da umschlang, wie ein gräßliches, giftigen Tod sprühendes Ungeheuer sie der Gedanke ihres Verderbens mit folternden Qualen.

Ihres Vaters Fall durch Don Juan's Hand, die Verbindung mit dem kalten, unmännlichen, ordinären Don Ottavio, den sie einst zu lieben glaubte, — selbst die im Innersten ihres Gemüths in verzehrender Flamme wüthende Liebe, die in dem Augenblick des höchsten Genusses aufloderte

und nun gleich der Gluth des vernichtenden Hasses brennt, — Alles dieses zerreißt ihre Brust. Sie fühlt, nur Don Juan's Untergang kann der von tödtlichen Martern beängsteten Seele Ruhe verschaffen; aber diese Ruhe ist ihr eigener irdischer Untergang. Sie fordert daher unablässig ihren eiskalten Bräutigam zur Rache auf; sie verfolgt selbst den Verräther, und erst als ihn die unterirdischen Mächte in den Orkus hinabgezogen haben, wird sie ruhiger — nur vermag sie nicht dem hochzeitlustigen Bräutigam nachzugeben: „Lascia, o caro, un anno ancora allo sfogo del mio cor!“*) Sie wird dies Jahr nicht überstehen; Don Ottavio wird niemals Die umarmen, die ein frommes Gemüth davon rettete, des Satans geweihte Braut zu bleiben. —

Wie lebhaft im Innersten meiner Seele fühlte ich Alles dieses in den die Brust zerreißenden Accorden des ersten Recitativs und der Erzählung von dem nächtlichen Ueberfall! Selbst die Scene der Donna Anna im zweiten Act: „Crudele“,**) die, oberflächlich betrachtet, sich nur auf den Don Ottavio bezieht, spricht in geheimen Anklängen, in den wunderbarsten Beziehungen jene innere, alles irdische Glück verzehrende Stimmung der Seele aus. Was soll selbst in den Worten der sonderbare, von dem Dichter vielleicht unbewußt hingeworfene Zusatz: „Forse un giorno il cielo ancora sentirà pietà di me!“***) —

Es schlägt zwei Uhr. — Ein warmer elektrischer Hauch gleitet über mich her — ich empfinde den leisen Geruch feinen italienischen Parfums, der gestern zuerst mich die Nachbarin vermuthen ließ; mich umfängt ein seliges Gefühl, das ich nur in Tönen aussprechen zu können glaube. Die Luft streicht heftiger durch das Haus — die Saiten des Flügels im Orchester rauschen — Himmel! wie aus weiter Ferne, auf den Fittigen schwellender Töne eines luftigen Orchesters getragen,

*) Lasse mir, o Lieber, noch ein Jahr zur Beruhigung meines Herzens!

**) Grausamer!

***) Vielleicht wird eines Tages der Himmel noch Mitleid mit mir fühlen! — A. d. H.

glaube ich Anna's Stimme zu hören: „Non mi dir, bell' idol mio!“ *) — Schließe Dich auf, Du fernes unbekanntes Geisterreich — Du Dschinnistan **) voller Herrlichkeit, wo ein unaussprechlicher, himmlischer Schmerz, wie die unsäglichste Freude, der entzückten Seele alles auf Erden Verheißene über alle Maßen erfüllt! Laß mich eintreten in den Kreis Deiner holdseligen Erscheinungen! Mag der Traum, den Du bald zum Grausen erregenden, bald zum freundlichen Boten an den irdischen Menschen erkoren, — mag er meinen Geist, wenn der Schlaf den Körper in bleiernen Banden festhält, den ätherischen Gefilden zuführen! —

Gespräch des Mittags an der Wirthstafel, als Nachtrag.

Kluger Mann mit der Dose, stark auf den Deckel derselben schnippend: Es ist doch fatal, daß wir nun so bald keine ordentliche Oper mehr hören werden. Aber das kommt von dem häßlichen Uebertreiben!

Mulatten-Gesicht: Ja ja! Hab's ihr oft genug gesagt! Die Rolle der Donna Anna griff sie immer ordentlich an. — Gestern war sie vollends gar wie besessen. Den ganzen Zwischenact hindurch soll sie in Ohnmacht gelegen haben, und in der Scene im zweiten Act hatte sie gar Nervenzufälle —

Unbedeutender: O, sagen Sie —!

Mulatten-Gesicht: Nun ja! Nervenzufälle, und war doch wahrlich nicht vom Theater zu bringen.

Ich: Um des Himmels willen! — Die Zufälle sind doch nicht von Bedeutung? — Wir hören doch Signora bald wieder?

Kluger Mann mit der Dose, eine Prise nehmend: Schwerlich; denn Signora ist heute morgens Punkt zwei Uhr gestorben.

---

*) Sprich nicht zu mir, mein schöner Abgott!
**) Arabisch: Feenreich, Reich der Genien. — A. d. H.

V.

Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza.†)

Wie die Geister Ossian's aus dem dicken Nebel trat ich aus dem mit Tabaksdampf erfüllten Zimmer hinaus in das Freie. Der Mond war hell aufgegangen und zu meinem Glück; denn indem allerlei Gedanken, Ideen, Entwürfe gleich einer innern Melodie an der harmonischen Begleitung des lauten Gesprächs der Gäste hinliefen, hatte ich, die Uhr überhörend, mich verspätet und sollte nun noch eine Viertelstunde Weges durch den Park nach der Stadt zurücklaufen. Bekanntlich wird man in — y — dicht bei dem Wirthshause erst über den Strom gesetzt und tritt dann jenseits desselben in den Park, der sich bis zur Stadt hinzieht. Mit der Weisung des Fährmanns, mich recht auf dem breiten Wege zu halten, weil ich dann unmöglich fehlgehen könne, lief ich in der kühlen Nacht rasch von dannen und war schon ein paar Schritte bei dem im Mondschein hell aufschimmernden Standbilde des heiligen Nepomuk*) vorüber, als ich mehrmals hinter einander angstvolle Seufzer ausstoßen hörte. Unwillkürlich stand ich still. Mich durchflog die frohe Ahnung, es könne mir wol etwas ganz Besonderes begegnen, was in diesem ordinären hausbackenen Leben immer mein Wunsch und Gebet ist, und ich beschloß, den Seufzenden aufzusuchen. Der Ton führte mich hinter den heiligen Nepomuk in das Dickicht hinein bis zu einer Moosbank. Da hörten die Seufzer plötzlich auf, und ich glaubte schon, mich getäuscht zu haben, als ich dicht hinter mir eine dumpfe zitternde Stimme vernahm, die mühsam und abgebrochen folgende Worte sprach:

„Grausames Verhängniß! Verfluchte Cannizares, so ist denn Deine Wuth auch noch mächtig im Tode? — Fandest

†) Siehe das Gespräch der beiden Hunde Scipio und Berganza in Cervantes' Erzählungen, übersetzt von Soltau. 3. Thl. pag. 208. —

*) Ein fabelhafter Heiliger in Böhmen. S. O. Abel, Die Legende vom h. Nepomuk. Berlin 1855. — A. d. H.

Du denn nicht in der Hölle Deine verruchte Montiela, sammt ihrem Satans-Bastard? — O! — O! — O!"

Ich erblickte Niemanden. Aus der Tiefe schienen die Töne zu kommen, und plötzlich richtete sich ein schwarzer Bullenbeißer, der dicht an der Moosbank gelegen, vor mir in die Höhe, sank aber sogleich in krampfhaften Verzuckungen nieder und schien zu sterben. Unbezweifelt hatte er geseufzt und jene Worte gesprochen, welches mir freilich ein Wenig wunderbar vorkam, da ich noch nie einen Hund so vernehmlich sprechen gehört. Ich faßte mich indessen und hielt es wohl der Mühe werth, das ächzende Thier, dem in der mondhellen Nacht an der Statue des heiligen Nepomuk vielleicht die Todesangst die lange gebundene Zunge zum ersten Male löste, mit allem mir nur möglichen Beistande zu versehen. Ich holte aus dem nahen Flusse Wasser in meiner Hutkrempe und besprengte ihn damit, worauf er ein paar feurige Augen aufschlug und mir knurrend Zähne wies, deren sich der stattlichste Solofänger*) nicht hätte schämen dürfen. Mir wurde dabei nicht ganz wohl zu Muthe; allein bei einem verständigen Hunde, welcher spricht und daher ganz natürlich auch das zu ihm Gesprochene versteht, dachte ich, ist mit Artigkeit Alles auszurichten.

„Mein Herr", fing ich an, „Sie befanden sich so eben etwas übel; Sie waren, so zu sagen, ganz auf den Hund gekommen, unerachtet Sie selbst einer scheinen zu wollen belieben. Fürwahr, daß Sie jetzt noch so erschreckende Blicke werfen, daß Sie noch was Weniges knurren können, haben Sie blos dem Wasser zu verdanken, das ich Ihnen in meinem ganz neuen Hute, mit der augenscheinlichsten Gefahr, mir die Stiefel naß zu machen, aus dem nahen Flusse herbeigeholt." —

Der Hund richtete sich mühsam auf, und indem er mit seitwärts gekrümmtem Leibe und ausgestreckten Vordertatzen bequem sich hinlegte, schaute er mich lange an, jedoch mit etwas milderem Blicke als vorher. Er schien zu überlegen, ob er wol sprechen solle oder nicht. Endlich begann er:

---

*) So viel als Saufänger (ein Jagdhund). So die ersten Ausgaben; also nicht: Solofänger, wie die spätern Ausg. lesen. — A. d. H.

„Du hast mir geholfen? — In Wahrheit, hättest Du Dich weniger zierlich ausgedrückt, ich könnte zweifeln, Du seist wirklich ein Mensch! Doch Du hast mich vielleicht sprechen gehört, da ich die üble Gewohnheit habe, mit mir selbst zu reden, wenn mir der Himmel die Gabe der Sprache verleiht, und da war es vielleicht nur Neugierde, die Dich antrieb, mir beizustehen. Wahres Mitleiden mit einem Hunde, das wäre gar nicht menschlich."

In meiner einmal angenommenen Artigkeit verharrend, suchte ich dem Hunde darzuthun, wie ich sein Geschlecht überhaupt liebe und in diesem Geschlecht nun wieder insbesondere die Gattung, aus der er entsprossen; Möpse und Bologneser verachte ich unendlich als saft- und kraftlose Schmarotzer ohne Heldensinn u. s. w. Welches Ohr verschließt sich wol hienieden hartnäckig dem süßen Laute der Schmeichelei? Selbst an dem Kopfe des Bullenbeißers neigte es sich willig meiner wohlgesetzten Rede, und ein kaum merkliches, aber graziöses Wedeln mit dem Schwanze bezeugte mir das steigende Wohlwollen in der Brust des Hundes Timon.*)

„Du scheinst," hub er mit dumpfer, kaum verständlicher Stimme an, „mir vom Himmel gesendet zu meinem besondern Troste, indem Du ein Vertrauen in mir erregst, das ich längst nicht kannte. Und selbst das Wasser, das Du mir brachtest, hat mich, als verschließe es in sich eine ganz besondere Kraft, wunderbar gelabt und erheitert. Wenn ich denn nun reden darf, so thut es mir wohl, mich über meine Leiden und Freuden in menschlichen Tönen auszuschwatzen, weil Eure Sprache doch recht dazu geeignet scheint, durch die für so manche Gegenstände und Erscheinungen in der Welt erfundenen Wörter die Begebenheiten recht deutlich darzulegen, wiewol, was die innern Zustände der Seele und allerlei dadurch entstehende Beziehungen und Verknüpfungen mit den äußern Dingen betrifft, es mir vorkommt, als sei, um diese auszudrücken, mein in tausend Arten und Abstufungen gemodeltes Knurren, Brummen und Bellen ebenso hinreichend, vielleicht noch hin-

*) So hieß ein Athenischer Menschenfeind zur Zeit des Sokrates. — A. d. H.

reichender als Eure Worte, und oft, als Hund in meiner Sprache nicht verstanden, glaubte ich, es läge mehr an Euch, daß Ihr nicht trachtetet, mich zu verstehen, als an mir, daß ich mich nicht gehörig auszudrücken wüßte." —

„Theuerster Freund," fiel ich ein, „Du hast in diesem Augenblick über unsere Sprache einen recht tiefen Gedanken angedeutet, und es scheint mir, als verbändest Du Verstand mit Gemüth, welches in der That eine recht seltene Sache ist. Versteh übrigens den Ausdruck Gemüth richtig oder sei vielmehr überzeugt, daß er mir nicht blos als schales Wort gilt wie vielen so ganz Gemüthlosen, die ihn beständig im Munde führen! — Doch ich habe Dich unterbrochen." —

„Gestehe es nur ein," erwiderte der Hund, „nur die Furcht vor dem Ungewöhnlichen, meine dumpfen Worte, meine Gestalt, die im Mondschein nicht eben Zutrauen erwecken kann, machten Dich erst so geschmeidig, so artig. Nun hast Du Vertrauen zu mir gefaßt, Du nennst mich Du, und das ist mir recht. — Willst Du, so laß uns die Nacht verplaudern; vielleicht unterhältst Du Dich heute besser als gestern, da Du ganz unmuthig aus der gelehrten Versammlung die Treppe herabstolpertest." —

„Wie, Du hättest mich gestern . . ."? —

„Ja, ich erinnere mich jetzt in der That, daß Du es warst, der mich in jenem Hause beinahe überlief; wie ich dahin gekommen, davon später. Jetzt will ich Dir ganz rücksichtslos wie einem alten Freunde vertrauen, mit wem Du sprichst." —

„Du merkst, wie gespannt ich bin." —

„So wisse denn, daß ich jener Hund Berganza bin, der vor länger als hundert Jahren in Valladolid im Hospital zur Auferstehung . . ." —

Länger konnte ich nicht an mich halten, so hatte mich der Name Berganza elektrisirt. „Bester Mann!" rief ich in stürmischer Freude aus, „wie? Sie selbst wären der prächtige, kluge, gescheite, gemüthliche Berganza, an den der Licentiat Peralta durchaus nicht glauben wollte, dessen goldene Worte sich aber der Fähnrich Campuzano so gut hinters Ohr ge-

schrieben hatte? O Gott, wie freue ich mich, nun so von Aug' zu Auge den lieben Berganza . . ." —

„Halt, halt!" rief Berganza. „Wie freue ich mich, auch den mir wohlbekannten Mann gerade in der Nacht, da mir wieder die Rede kam, im Walde wiederzufinden, der nun schon manche liebe Woche, manchen lieben Monat hier seine Zeit vertrödelt, manchmal einen lustigen, seltener einen poetischen Einfall, niemals Geld in der Tasche, aber desto öfter ein Glas Wein zu viel im Kopfe hat, — der schlechte Verse und gute Musik macht, — den neun Zehntel nicht mögen, weil sie ihn für unklug halten, — den . . ." —

„Still — still, Berganza! Ich merke, daß Du mich nur zu gut kennst; daher lege ich jede Scheu ab. Ehe Du mir indessen — wie ich denn hoffe, daß Du es thun wirst — die wunderbare Art erzählst, wie Du Dich so lange erhieltest und endlich von Valladolid bis hieher kamst, so sage mir, warum Dir, wie es mir scheint, mein Thun und Treiben so wenig gefällt?" —

„Das ist gar nicht der Fall," erwiderte Berganza; „ich ehre Deine literarischen Bemühungen und Deinen Sinn für das Poetische. So wirst Du z. B. ohne Zweifel unser heutiges Gespräch aufschreiben und drucken lassen, weshalb ich mich denn bemühen will, meine beste Seite herauszukehren und so schön zu sprechen, als es mir nur möglich ist. Allein, mein Freund, glaub es, — ein Hund von Erfahrung spricht mit Dir! — Dein Blut fließt zu heiß durch die Adern. Deine Phantasie zerbricht im Muthwillen oft magische Kreise und wirft Dich unbereitet und ohne Waffe und Wehr in ein Reich, dessen feindliche Geister Dich einmal vernichten können. Fühlst Du das, so trinke weniger Wein, und um Dich mit den neun Zehnteln, die Dich für unklug halten, auszusöhnen, so schreibe über den Arbeitstisch, über die Stubenthür, oder wo Du es sonst noch anzubringen vermagst, des Pater Franziskaners*) goldene Regel hin, nach der man die Welt gehen lassen, wie sie geht, und von dem Herrn Pater Prior nichts als Gutes reden muß! — Aber sage mir, mein Freund, hast Du

*) Nach Rabelais' Gargentua. Vgl. Goethe, Hempel'sche Ausg. Th. 31, S. 23, 24. — A. d. H.

nichts bei Dir, womit ich den starken Appetit, der sich eben bei mir plötzlich regt, nur einigermaßen zum Schweigen bringen könnte?"

Ich besann mich auf ein Butterbrod, das ich zum einsamen Morgenspaziergang mitgenommen und nicht verzehrt hatte, und fand es noch eingewickelt in der Tasche.

„Eine Wurst oder überhaupt ein Stück Fleisch wäre mir lieber gewesen; allein Noth bricht Eisen," sagte Berganza und verzehrte mit Wohlgefallen das Butterbrod, welches ich ihm brockenweise in das Maul steckte. Nachdem Alles aufgegessen war, versuchte er einige Sprünge, die ziemlich steif und ungelenk ausfielen, wobei er mehrmals beinahe wie ein Mensch laut schnupfte und nieste. Dann legte er sich in der Stellung der Sphinx gerade vor die Moosbank, auf der ich saß, hin und fing, mich mit seinen hell funkelnden Augen steif anblickend, in folgender Art an:

„Zwanzig Tage und Nächte, mein lieber Freund, würden nicht hinreichen, Dir alle die wunderbaren Begebenheiten, die mancherlei Abenteuer und besonderen Erfahrungen zu erzählen, die mein Leben ausfüllten seit der Zeit, da ich das Hospital der Auferstehung in Valladolid verließ. Aber nur die Art, wie ich aus dem Dienste des Mahudes kam, und meine neuesten Schicksale sind Dir zu wissen nöthig, und auch diese Erzählung wird so lang ausfallen, daß ich Dich bitten muß, mich nicht viel zu unterbrechen. Nur wenige Worte, nur mitunter eine Reflexion erlaube ich Dir, wenn sie gescheit ist. Ist sie aber einfältig, so behalte sie bei Dir und störe mich nicht unnützerweise, da ich eine gute Brust habe und viel in einem Athem sprechen kann, ohne auszuschnaufen!" —

Ich versprach das, ihm die rechte Hand hinreichend, in die er seine kräftige rechte Vorderpfote legte, die ich auf biedere deutsche Weise drückte und schüttelte. Eins der schönsten Freundschaftsbündnisse, die der Mond je beschienen, war geschlossen, und Berganza fuhr also weiter fort:

„Du weißt, daß damals, als mir und meinem verewigten Freunde Scipio — dem der Himmel eine fröhliche Urständ*)

*) So viel wie Auferstehung. — A. d. H.

geben möge! — die Gabe der Rede zum ersten Male verliehen war, der Fähnrich Campuzano, der, von den ungeheuersten Schmerzen gequält, sprachlos auf der Matratze im Hospital lag, unser Gespräch belauschte; und da der vortreffliche Don Miguel de Cervantes Saavedra*) Campuzano's Ausbeute der Welt erzählt, kann ich voraussetzen, daß Dir meine damaligen Begebenheiten, die ich meinem lieben unvergeßlichen Scipio mittheilte, genau bekannt sind. Du weißt daher, daß es meines Amtes war, den Bettelmönchen, die Almosen für das Hospital einsammelten, die Laterne vorzutragen. Nun begab es sich, daß ich in der am Weitesten von unserm Kloster gelegenen Straße, wo eine alte Dame jedesmal reichlich spendete, länger mit der Leuchte stehen bleiben mußte als gewöhnlich, da sich die wohlthätige Hand am Fenster nicht zeigen wollte. Mahudes rief mir zu, den Platz zu verlassen, — o wäre ich seinem Rathe gefolgt! Aber die bösen feindlichen Mächte hatten sich vereint zu der verderblichen Constellation, die mein unglückliches Schicksal entschied.

Scipio heulte warnend — Mahudes bat in kläglichen Accenten. Schon wollte ich fort — da rauschte es am Fenster — ein Päckchen fiel herab. Ich wollte hin; da fühlte ich mich von dürren Schlangenarmen umklammert — ein langer Storchhals dehnte sich aus über meinen Nacken — eine spitzige eiskalte Geiernase berührte meine Schnauze — blaue, pestdampfende Lippen hauchten mich an mit todbringendem Höllenathem. Die Leuchte entsank meinen Zähnen; ein Faustschlag zerstörte sie.

„Hab' ich Dich endlich, Du Hurensohn! Du garstiger, Du geliebter Montiel! Jetzt lasse ich Dich nicht mehr — o mein Sohn Montiel, mein guter Junge, habe ich Dich endlich!" so schrie die schnarrende Stimme des Ungethüms mir in die Ohren. — Ach, ich war außer mir selbst; das verfluchteste Ungeheuer der Hölle, die verdammte Cannizares war's, die auf meinen Rücken gesprungen, mich fest umklammert hielt — mein Athem stockte. Mit dem besten Häscherhauptmann und seinen Gesellen hätte ich es, wohlgefüttert und stark, wie

*) Der berühmte Verfasser des Don Quixote (1547—1616). — A. d. H.

ich war, aufgenommen; allein hier sank mein Muth. O daß Dich Beelzebub tausendmal in seinem Schwefelpfuhl ertränkt hätte! Ich fühlte den ekelhaften Leichnam, wie er sich in meine Rippen einnistete. Die Brüste schlotterten gleich ledernen Beuteln am Halse herunter, indem die langen winddürren Beine nachschleppten und das zerrissene Gewand sich um meine Pfoten schlang. O des entsetzlichen unglückseligen Augenblicks! —

Ich. Wie, Berganza, Deine Stimme stockt — ich sehe Thränen in Deinen Augen? — Kannst Du denn weinen? — Hast Du uns das abgelernt, oder ist Dir dieser Ausdruck des Schmerzes natürlich?

Berganza. Ich danke Dir; Du hast so zu rechter Zeit meine Erzählung unterbrochen. Gemildert ist der Eindruck der gräßlichen Scene, und ehe ich fortfahre, kann ich Dir etwas von der Natur meiner lieben Brüder sagen, das Du gut thätest, Dir recht wohl zu merken. — Hast Du denn noch nie einen Hund weinen gesehen? — Allerdings hat die Natur so wie Euch auch uns mit eigener Ironie gezwungen, in dem feuchten Element des Wassers den Ausdruck der Rührung und des Schmerzes zu suchen, wogegen sie uns die Erschütterung des Zwerchfells, wodurch die närrischen Laute entstehen, welche Ihr Lachen nennt, ganz versagt hat. Das Lachen muß daher wol rein menschlicher sein als das Weinen. Aber gütig sind wir für Euer Lachen durch einen besonderen Organismus entschädigt, der den Theil unsers Körpers beseelt, welchen Euch die Natur ganz versagt oder, weil, wie manche Physiologen behaupten, Ihr ihn, seine Zierde verkennend und verschmähend, beständig eigenmächtig weggeworfen habt, Euch zuletzt entzogen hat. Ich meine nichts Anderes als dasjenige hundertfach modificirte Hin- und Herbewegen unseres Schweifes, wodurch wir alle Nuancen unseres Wohlgefallens, von der leisesten Rührung der Lust bis zur ausgelassensten Freude, zu bezeichnen wissen, und welches Ihr schlecht genug wedeln nennt. Adel der Seele — Hoheit — Stärke — Anmuth und Grazie sprechen sich bei uns aus in dem Tragen des Schweifes, und sehr schön liegt auch daher in diesem Theil der

Ausdruck unseres innern Wohlbefindens, so wie in dem gänzlichen Verstecken, Einklemmen desselben der Ausdruck der höchsten Angst, der qualvollsten Trauer.*) Doch laß uns zu meinem gräßlichen Abenteuer zurückkehren!

Ich. Deine Reflexion über Dich und Dein Geschlecht, lieber Berganza, zeugt von Deinem philosophischen Geiste, und so lasse ich's mir wohl gefallen, daß Du zuweilen die Geschichte unterbrichst.

Berganza. Immer mehr hoffe ich, Dich von dem Adel meines Geschlechts zu überzeugen. Ist Dir nicht die den Katzen eigene Bewegung des Schweifes von je her ängstlich, ja unerträglich gewesen? Liegt nicht in diesen gewundenen spiralförmigen Drehungen der Ausdruck der verstellten Freundlichkeit, des versteckten tückischen Hohns, des verbissenen Hasses? Und dagegen — mit welcher offenen Biederkeit, mit welchem unverstellten Frohsinn wedeln wir! Bedenke das, mein Lieber, und schätze Hunde!

Ich. Wie sollte ich das nicht? — Du, lieber Berganza, flößest mir eine wahre Ehrfurcht gegen Dich und Deinesgleichen ein, die ich zeitlebens nähren werde. Doch fahre jetzt in Deiner schauerlichen Erzählung fort!

Berganza. Ich biß wüthend um mich, ohne das Ungethüm zu verletzen. Hart an die Mauer mich drängend, trat ich endlich kräftig in das Gewand, das sich um meine Pfoten geschlungen hatte, und so gelang es mir, das Weib herabzuziehen. Nun faßte ich mit den Zähnen ihren Arm; — sie stieß einen entsetzlichen Schrei aus, und mit einem starken kühnen Sprunge schleuderte ich sie weit hinter mir zurück.

Ich. Gott sei Dank, Du bist erlöst!

Berganza. O, höre nur weiter! — In voller Furie rannte ich nun bei dem Hospital vorbei zum Thore hinaus — fort — fort, unaufhaltsam in die Nacht hinein. Von Weitem glänzte mir ein Feuer entgegen. In drei Sprüngen war ich auf dem Kreuzwege, in dessen Mitte unter einem Dreifuß, auf dem ein seltsam geformter Kessel stand, das Feuer glühte,

*) Vgl. Immermann's Werke. Hempel'sche Ausg. Thl. 9, S. 106 ff.: „Morgenbetrachtungen über den Hundeschwanz." — A. d. H.

das ich schon in der Ferne gesehen. Eine ungeheure, in häßlichen glänzenden Farben gesprenkelte Kröte saß aufrecht bei dem Kessel und rührte mit einem langen Löffel darin, daß schäumend, zischend und prasselnd der kochende Gischt übergährte in die Flammen hinein, aus denen blutrothe Funken emporfuhren, die in garstigen Gebilden zur Erde fielen. Eidechsen mit albern lachenden Menschengesichtern, spiegelglatte Iltisse, Mäuse mit Rabenköpfen, allerlei widriges Ungeziefer rannte wild durch einander in immer enger und engeren Kreisen, und ein großer schwarzer Kater mit funkelnden Augen haschte gierig danach und schluckte knurrend den Fang hinunter.

Wie festgezaubert stand ich da. Eine Eiskälte glitt über mich hin, und ich fühlte, daß meine Haare sich sträubten wie Borsten. Die Kröte mit ihrem unwandelbaren Treiben und Rühren im Kessel, mit der Larve, die, etwas Menschliches in sich tragend, das Menschliche höhnte, war ein scheußlicher Anblick. Aber über den Kater wollte ich her! Aus dem knurrenden, murrenden, schmeichelnden, schwänzelnden, falschen Geschlecht, das Dir von Natur zuwider, dachte ich, ist dieser schwarze Kerl, und in dem Augenblick fühlte ich Muth, auch das Teuflische zu bekämpfen, da es sich in der Gestalt meines natürlichen Feindes darstellte. Ein Tritt — ein Biß und der ganze Spuk ist vernichtet! Schon lauerte ich auf den günstigen Moment, wenn der Kater sich mir genug nahen würde, um ihn sicher und derb zu fassen, als eine kreischende Stimme durch die Lüfte fuhr: „Montiel! Montiel!“

Ich. Ach, Berganza, ich merke Unrath. Doch weiter!

Berganza. Du siehst, wie mich die Erzählung angreift. Noch jetzt ist das Bild jener verhängnißvollen Nacht mir so lebhaft als es je war, da meine Existenz . . . Doch ich will nicht vorgreifen.

Ich. So erzähle weiter!

Berganza. Mein Freund, es hört sich ganz bequem zu; aber der Erzähler keucht und schwitzt, um all die Wunder, all die seltsamen Abenteuer, von denen sein Gemüth befangen, gehörig in Worte und wohlgebaute Perioden zu fassen. Ich fühle mich recht matt und sehne mich recht sehr nach einer

wohl zubereiteten Bratwurst, meiner Lieblingsspeise; aber da das hier nun nicht zu erlangen, so muß ich nun freilich ohne alle Erquickung mein Abenteuer fortsetzen.

Ich. Ich bin begierig darauf, wiewol ich mich eines geheimen Schauers nicht erwehren kann. Daß Du sprichst, ist mir nun gar nichts Ungewöhnliches mehr; ich schaue nur immer in die Bäume, ob nicht so eine vertrackte Eidechse mit einem Menschengesicht herauslacht.

Berganza. „Montiel! Montiel!" schallte es durch die Lüfte, — „Montiel! Montiel!" neben mir. Plötzlich sah ich mich umgeben von sieben riesenhaft großen dürren alten Weibern: siebenmal glaubte ich die vermaledeite Cannizares zu sehen, und doch war es wieder keine; denn eine stets wechselnde Varietät in diesen verschrumpften Gesichtern mit den spitzigen Habichtsnasen, den grün funkelnden Augen, den zahnlosen Mäulern machte das Bekannteste fremd, das Fremdeste bekannt. Sie fingen einen kreischenden Gesang an, indem sie sich wilder und wilder mit wunderlichen Geberden um den Kessel drehten, daß die rabenschwarzen Haare weit in die Lüfte flatterten und die zerrissenen Gewänder ihre gelbe ekelhafte Nacktheit kaum deckten. Der schwarze Kater schrie in den grellsten Tönen dazwischen, und indem er ganz nach Katzenart prustete und nieste, sprühten die Funken umher. Bald sprang er diesem bald jenem Weibe an den Hals, die sich dann, indem die andern still standen, im Wirbel drehte und tanzend ihn an sich drückte, bis er von ihr abließ. Nun schwoll die Kröte mehr und mehr auf, und plötzlich stürzte sie sich in den dampfenden Kessel, daß er überfluthete in das Feuer, und nun gährte und zischte und knisterte und flackerte Feuer und Wasser in tausend abscheulichen Gebilden, die in sinnebeängstendem rastlosen Wechsel hervorblitzten und verschwanden. Da waren es seltsamliche häßliche Thiere, Menschengesichter nachäffend; da waren es Menschen, in gräßlicher Verzerrung mit der Thiergestalt kämpfend, die in einander, durch einander fuhren und mit einander ringend sich verzehrten. Und in dem dicken Schwefeldampf des lodernden Kessels tanzend, drehten sich wilder und wilder die Hexen! —

Ich. Berganza, — das ist zu gräßlich! Selbst Deine Physiognomie . . . Unterlasse, ich bitte Dich, ein gewisses Rollen Deiner übrigens geistreichen Augen! —

Berganza. Jetzt keine Unterbrechung, mein Freund! Höre lieber das geheimnißvolle grausige Hexenlied, das ich noch treu im Gedächtniß trage:

„Eulen-Mutter! Eulen-Mutter!
Eulen-Mutter hergeflogen!
Junker hat den Sohn betrogen.
Sohn muß Sohnes Mutter sühnen;
Blut in Gluth ist bald erschienen.

Eulen-Mutter! Eulen-Mutter!
Eulen-Mutter hergeflogen!
Hat der rothe Hahn gelogen,
Muß den Hahn der Kater würgen;
Mutter stellt den treuen Bürgen.

Eulen-Mutter! Eulen-Mutter!
Eulen-Mutter hergeflogen!
Ist im Fünf die Sieb'n gewogen.
Kobolt, Salamander weichen;
Seht sie durch die Lüfte streichen!

Eulen-Mutter! Eulen-Mutter!"

So lauteten die Worte des Gesanges, den die sieben Furchtbaren abkreischten. Hoch durch die Lüfte erscholl es: „O mein Sohn Montiel! Trotze dem Junker, trotze dem Junker!" — Da sprang grimmig schnaubend und Funken prustend der schwarze Kater auf mich zu; ich aber nahm meine Kraft zusammen, und da ich nun eine besondere Stärke und Geschicklichkeit in meinen Vordertatzen — Tatze gefällt mir viel besser als das weichliche weibliche Hand; könnte ich nur sagen: der Tatz; aber das verbieten Eure frisirten

Adelunge!*) — ich wollte sagen: da ich nun eine besondere Stärke und Geschicklichkeit in meinen Vordertatzen besitze, so trat ich meinen Feind zu Boden und packte ihn mit meinem scharfen Gebiß fest, das lumpige Raketenfeuer nicht achtend, das nun aus Nase, Auge, Maul und Ohr prasselnd emporfuhr. Da heulten und schrieen in schneidendem Jammer die Hexen und warfen sich zur Erde und rissen die schlotternden Brüste blutig mit den langen Nägeln der knöchernen Finger. Ich aber ließ meinen Fang nicht fahren. — Ein Flattern — ein Brausen in der Luft. — Auf einer Eule herab kommt ein altes graues Mütterlein, ganz anders wie die übrigen gestaltet. Das verglaste Auge lacht gespenstisch in mich hinein. „Montiela!“ kreischen die Sieben — ein Schlag zuckt durch meine Nerven — ich lasse den Kater los. Aechzend und schreiend fährt er davon auf einem blutrothen Lichtstrahl. Dicker Dampf umquillt mich — ich verliere Athem — Besinnung — ich sinke hin! —

Ich. Berganza, halte ein! Deine Darstellung hat fürwahr ein lebhaftes Colorit. Ich sehe die Montiela — die Flügel ihrer Eule wehen mir eine gewisse schauerliche Kälte zu. Ich kann nicht leugnen, daß ich mich nach Deiner gänzlichen Befreiung sehne.

Berganza. Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich an der Erde; ich konnte keine Pfote mehr regen. Die sieben Gespenster saßen am Boden gekauert um mich herum und streichelten und drückten mich mit ihren Knochenfäusten. Meine Haare trieften von einer ekelhaften Fettigkeit, womit sie mich gesalbt hatten, und ein unbeschreibliches Gefühl durchbebte mein Inneres. Es war, als müsse ich aus meinem eigenen Körper herausfahren; zuweilen sah ich mich ordentlich als ein zweiter Berganza da liegen, und das war ich wieder selbst, und der Berganza, der den andern unter den Fäusten der Hexen sah, war ich auch, und dieser bellte und knurrte den liegenden an und forderte ihn auf, doch tüchtig hineinzubeißen

*) Joh. Christoph Ad., gest. 1806 in Dresden, Verf. mehrerer Grammatiken und Wörterbücher der deutschen Sprache. — A. d. H.

und mit einem kräftigen Sprunge aus dem Kreise hinauszufahren — und der liegende ... Doch was ermüde ich Dich mit der Beschreibung eines Zustandes, der, durch höllische Künste hervorgebracht, mich in zwei Verganzas theilte, die mit einander kämpften.

Ich. So viel ich aus Deinem früheren Leben, aus den Worten der Cannizares, aus den Umständen des Hexencongresses abnehmen kann, war es auf nichts Anderes abgesehen, als Dir eine andere Gestalt zu geben. Der Sohn Montiel, für den sie Dich nun einmal hielten, sollte vielleicht als ein schmucker Junge erscheinen, und darum salbten sie Dich mit jenem bekannten Hexenöl, das solche Verwandlungen hervorzubringen vermag.

Berganza. Du hast ganz recht gerathen; denn indem die Hexen mich streichelten und drückten, sangen sie in hohlen wimmernden Tönen ein Lied, dessen Worte auf meine Verwandlung hindeuteten:

„Söhnlein, Uhu läßt grüßen.
Uhu hat Kater gebissen.
Söhnlein, hab wohl Acht!
Mutter hat was mitgebracht.
Söhnlein, den Hund laß liegen!
Hui! — mußt den Junker betriegen.
Dreh Dich, Spuk und Graus!
Söhnlein, fahr nun fix heraus!"

Und so oft das Lied zu Ende war, schlug die Alte auf der Eule die knöchernen Fäuste klappernd zusammen, und ihr Geheul durchschnitt in wildem Jammer die Lüfte. Meine Qual wuchs mit jedem Augenblick. Da krähte im nächsten Dorfe der Hahn; ein rother Schimmer durchflog den Osten, und brausend und sausend fuhr das Gesindel durch die Luft, daß in einem Moment der ganze Spuk zerstoben und verflogen war und ich einsam und entkräftet an der Heerstraße lag.

Ich. Wahrhaftig, Berganza, die Scene hat mich ange-

griffen, und daß Du in Deiner Betäubung die Hexenlieder so gut gemerkt hast, das nimmt mich Wunder.

Berganza. Außerdem, daß sie die Hexenverse hundertmal abkreischten, so war es ja eben der starke Eindruck, die Qual der vergeblichen Zauberkünste, die mir Alles tief einprägen und so meinem ohnehin nur zu treuen Gedächtniß zu Hilfe kommen mußte. Das eigentliche Gedächtniß höher genommen besteht, glaube ich, auch nur in einer sehr lebendigen regsamen Phantasie, die jedes Bild der Vergangenheit mit allen individuellen Farben und allen zufälligen Eigenheiten im Moment der Anregung hervorzuzaubern vermag. Wenigstens hörte ich dies von einem meiner gewesenen Herren behaupten, der ein erstaunliches Gedächtniß hatte, unerachtet er selten Namen und Jahrzahlen behielt.

Ich. Er hatte Recht, Dein Herr, und also möcht' es sich auch mit Worten und Reden, die tief ins Gemüth drangen, und die man im innersten tiefsten Sinn aufnahm, anders verhalten als mit auswendig gelernten Vocabeln. — Doch wie ging es weiter mit Dir, Berganza?

Berganza. Mühsam schleppte ich mich, matt und entkräftet wie ich war, von der Heerstraße in einen nahe gelegenen Busch und schlief ein. Als ich erwachte, stand die Sonne hoch am Himmel, und das Hexenöl schmorte auf meinem borstigen Rücken. Ich stürzte mich in den Bach, der durch das Gebüsch rauschte, um mich von meiner widrigen Salbung rein zu baden, und eilte dann mit verjüngter Kraft rasch davon, da ich nach Sevilla nicht zurückkehren und so vielleicht der verruchten Cannizares noch einmal in die Hände gerathen mochte. — Jetzt aber merke auf! Denn nun erst kommt, wie die Moral nach der Fabel, dasjenige, was Dir zu wissen nöthig, um meine Existenz zu begreifen.

Ich. Das wünsche ich in der That zu hören. Denn indem ich Dich so anschaue, indem ich so bedenke, daß nun schon seit mehreren hundert Jahren . . .

Berganza. Sprich nicht weiter! Das Vertrauen, das ich zu Dir faßte, ist werth, von Dir vergolten zu werden,

oder bist Du auch einer von Denen, die es für gar nicht wunderbar halten, daß die Kirschen blühen und nachher zu Früchten reifen, weil sie diese dann essen können, die aber Alles für unwahr halten, wovon ihnen bis dato die leibliche Ueberzeugung abgeht? O Licentiat Peralta! Licentiat Peralta!

Ich. Ereifere Dich nicht, mein lieber Berganza! Man sagt im Sprichwort: „Das sind Menschlichkeiten.“ Nimm diesen Zweifel, diesen Unglauben an das Unglaubliche, der mir wider Willen aufsteigt, dafür!

Berganza. Du giebst selbst den Ton zu der besonderen Melodie an, in die ich bald fallen werde. Wie ich nun von Neuem aufgelebt und ermuthigt über Wiesen und Felder sprang, wie ich auf die Art, die Dir aus meinem früheren Leben schon bekannt ist, bei Diesem oder Jenem glücklich unterkam, das übergehe ich, um Dir gleich zu sagen, daß ich von Jahr zu Jahr jedesmal an dem verhängnißvollen Tage, der mich in den verfluchten Hexenkreis trieb, die Wirkung des vermaledeiten Zaubers auf eine eigene qualvolle Weise spürte. Wenn Du mir versprichst, keinen Anstoß zu nehmen an dem, was vielleicht Dich und Dein Geschlecht betreffen könnte, wenn Du mit mir, dem Spanier, über manchen vielleicht verfehlten Ausdruck nicht rechten willst, so versuche ich . . .

Ich. Berganza, erkenne in mir einen wahrhaften Weltbürgersinn, das heißt, anders als gewöhnlich genommen! Ich unterstehe mich nicht, die Natur engherzig zu scheiden und zu classificiren, und daß Du überhaupt nur sprichst, und noch dazu ganz gescheit, läßt mich alles diesem Wunderbaren Untergeordnete gänzlich vergessen. Sprich also, Theurer, wie zu Deinem Freunde! Rede, wie war die Wirkung des verrufenen Hexenöls noch nach Jahren? —

Hier stand Berganza auf, schüttelte und kratzte sich in gekrümmter Stellung mit der linken Hinterpfote hinter dem linken Ohre. Nachdem er noch ein paar mal herzhaft genießt, wozu ich eine Prise nahm und „Contentement“*) sagte, sprang er auf die Bank und lehnte sich an mich, so daß die Schnauze

*) Zur Zufriedenheit! — eine frühere Nießformel. — A. d. H.

beinahe mein Gesicht berührte; dann ging das Gespräch weiter fort.

Berganza. Die Nacht ist kühl; genieße daher etwas von meiner animalischen Wärme, die zuweilen gar in elektrischen Funken aus meinen schwarzen Haaren knistert! Dazu mag ich das, was ich Dir jetzt erzählen will, nur ganz leise herreden. Ist der unglückselige Tag gekommen und naht die verhängnißvolle Stunde, so fühle ich erst ganz besondere Appetite, die mich sonst niemals anwandeln. Ich möchte statt des gewohnten Wassers guten Wein trinken und Sardellensalat essen. Alsdann muß ich gewisse Menschen, die mir in den Tod zuwider und die ich sonst anknurre, freundlich anwedeln. Nun steigt es und steigt es. Hunde, die mir an Kraft und Muth gewachsen, die ich aber sonst furchtlos bekämpfe, wenn sie mich befehden, vermeide ich; aber den kleinen Möpsen und Spitzen, mit denen ich sonst gern spiele, möchte ich nun gern hinterrücks einen Tritt geben, weil ich weiß, daß es ihnen weh thut und sie sich nicht rächen können. Nun schraubt und dreht es sich im Innersten. Alles schwebt und schwimmt vor meinen Augen — neue unbeschreibliche Gefühle pressen und ängstigen mich. Der schattige Busch, unter dem ich sonst so gern liege, und mit dem ich zu sprechen wähne, wenn so der Wind die Aeste rührt, daß aus jedem Blatt ein süßer Laut säuselnd hervorblinkt, der ist mir zuwider; in den hellen Mond, vor dem die Wolken sich wie vor dem Könige der Nacht in prächtiges Gold putzen, wenn sie bei ihm vorüberziehen, kann ich nicht hineinblicken; aber unwiderstehlich treibt es mich hinauf in den erleuchteten Saal. Da möchte ich aufrecht gehen, den Schwanz einklemmen, mich parfumiren, Französisch sprechen und Gefrorenes fressen, daß Jeder mir die Pfote drücken sollte und sagen: „Mon cher baron!“ oder „Mon petit comte!“ und nichts Hündisches an mir spüren. Ja, es ist mir dann entsetzlich, ein Hund zu sein, und indem ich schnell wie der Gedanke in einer vermeintlichen Bildung zum Menschen steige, wird mein Zustand immer ängstlicher. Ich schäme mich, jemals an einem warmen Frühlingstage auf der Wiese gesprungen oder mich im Grase gewälzt zu haben. Im här-

festen Kampfe werde ich immer bedächtiger und ernsthafter. Zuletzt bin ich ein Mensch und beherrsche die Natur, die Bäume deshalb wachsen läßt, daß man Tische und Stühle daraus machen, und Blumen blühen, daß man sie als Strauß in das Knopfloch stecken kann. Indem ich mich aber so zur höchsten Stufe hinaufschwinge, fühle ich, daß sich eine Stumpfheit und Dummheit meiner bemächtigt, die immer steigend und steigend mich zuletzt in eine Ohnmacht wirft.

Ich. Ach! — Ach! — Mein lieber Berganza, ich habe es wohl gesagt, in die menschliche Gestalt wollten sie den Montiel putzen, den der Papa Satan zu was Anderem verbraucht hat. Die Zauberkünste scheiterten an der Gewalt des Junkers, der im spottenden Hohn, wie Mephistopheles in der Hexengarküche,*) Geräthschaften und Thiere durcheinanderwarf, daß die Scherben sprangen und die Gelenke knackten, und da bereiteten sie Dir den gräßlichen Kampf, den Du nun, wie Du sagst, jedes Jahr an dem unglückseligen verhängnißvollen Tage zu bestehen hast.

Berganza. Dieser Kampf scheint mir aber mit stets reproductiver Kraft ein Leben bis in die Ewigkeit zu sichern; denn verjüngt und gestärkt erwache ich jedesmal aus der Ohnmacht. Die besondere Constellation, unter der ich geboren, und die mir vergönnte, daß ich Euer Sprechen nicht nur abhorchen, sondern auch wirklich nachmachen konnte, ist in Conflict gerathen mit jenen Zauberkünsten der Hexen, und nun laufe ich prügel-, schuß- und stichfest in der Welt umher wie der ewige Jude, und meine Ruhestätte ist nirgends zu finden. Es ist eigentlich ein bejammernswürdiges Schicksal, und Du fandest mich, da ich eben einem widrigen Herrn entlaufen und den ganzen Tag nichts gegessen, in Betrachtungen über mein Elend vertieft.

Ich. Armer Berganza! — Indem ich Dich so näher im Mondschein betrachte, treten in Deinem wiewol etwas schwärzlichen Gesichte immer mehr Züge einer treuen Biederherzigkeit, eines edlen Sinnes hervor. Selbst Dein übrigens

*) In Goethe's Faust. Werke, Hempel'sche Ausg. Thl. 12, S. 80.

etwas befremdendes Talent, zu sprechen, erregt in mir kein Grauen mehr. Du bist — ich darf es sagen — ein poetischer Hund, und da ich selbst — Du mußt es wissen, da Du mich kennst — von allem Poetischen hoch entflammt bin, wie wäre es, wenn Du mir Deine Freundschaft gönntest, wenn Du mit mir kämst?

Berganza. Davon ließe sich reden; allein . . .

Ich. Kein Fußstoß, noch weniger Prügel! Alle Tage nebst dem Gewöhnlichen zum Dessert eine wohl zubereitete Bratwurst. Auch soll Dir oft genug eine Kalbskeule süß entgegenduften und Du nicht vergebens auf ein stattliches Stück davon harren.

Berganza. Du merkst, daß Dein Vorschlag seine Wirkung nicht verfehlt, da ich nicht unterlassen kann, mit der Nase zu schnuppern, als sei der Braten schon in der Nähe. Allein Du hast etwas fallen lassen, was mich, wo nicht ganz abschreckt, doch sehr zweifelhaft macht.

Ich. Nun, Berganza?

Berganza. Du sprachst von poetisch, von entflammt sein . . .

Ich. Und das sollte Dich abschrecken?

Berganza. Ach, mein Freund, laß mich aufrichtig sein! Ich bin zwar ein Hund; aber Euer Vorzug, aufrecht zu gehen, Hosen zu tragen und beständig zu schwatzen, wie es Euch gefällt, ist nicht so viel werth, als im langen Schweigen den treuen Sinn zu bewahren, der die Natur in ihrer heiligsten Tiefe ergreift und aus dem die wahre Poesie emporkeimt. In einer herrlichen alten Zeit unter dem südlichen Himmel, der seine Strahlen in die Brust der Creatur wirft und den Jubelchor der Wesen entzündet, von niedern Eltern geboren, horchte ich dem Gesange der Menschen zu, die man Dichter nannte. Ihr Dichten war ein Trachten aus dem Innersten heraus, diejenigen Laute anzugeben, die die Natur als ihre eigenen in jedem Wesen auf tausendfache Weise widertönen läßt. Der Dichter Gesang war ihr Leben, und sie setzten ihr Leben daran als an das Höchste, das das Schicksal, die Natur ihnen vergönnt hatten zu verkünden.

Ich. Berganza, ich bewundere es, daß Du eines gewissen poetischen Ausdrucks so mächtig bist.

Berganza. Mein Freund, ich sage Dir, schon in meinen guten Jahren lebte ich viel und gern bei Dichtern. Die Brodrinden, die mir jener arme Student, herzlich mit mir die karge Nahrung theilend, gab, schmeckten mir besser als manches Stück Braten, von dem feilen Bedienten mir verächtlich hingeworfen. Damals glühte noch in der Brust der Berufenen das innige heilige Bestreben, das im Innersten Empfundene in herrlichen Worten auszusprechen, und selbst Die, welche nicht berufen waren, hatten Glauben und Andacht; sie ehrten die Dichter wie Propheten, die von einer herrlichen unbekannten Welt voll glänzenden Reichthums weissagen, und wähnten nicht, auch unberufen selbst in das Heiligthum treten zu dürfen, von dem ihnen die Poesie die ferne Kunde gab. Nun ist aber Alles anders geworden. Hat der reiche Bürgersmann, der Herr Professor, der Herr Major ein Nest voll Kinder, so muß Hänschen und Friedrich und Peter singen und spielen und malen und Verse declamiren ohne Rücksicht, ob der Geist auch nur im Mindesten vermag, dergleichen zu ertragen. Es gehört zur sogenannten guten Erziehung, und nachher glaubt ein Jeder mitschwatzen und den Dichter, den Künstler in seinem innersten Thun und Treiben durchschauen und nach seinem Maße messen zu können.

Kann der Künstler tiefer gekränkt werden, als wenn der Pöbel ihn für seines Gleichen hält? — Und doch geschieht dies alle Tage. Wie oft hat es mich angeekelt, wenn so ein stumpfsinniger Bursche von der Kunst schwatzte, den Goethe citirte und sich bemühte, einen Geist der Poesie hervorleuchten zu lassen, von dem ein einziger Blitz ihn, den saft- und kraftlosen Schwächling, zermalmt haben würde. Vorzüglich — nimm es nicht übel, Freund, wenn Du etwa eine Frau oder eine Geliebte der Art haben solltest! — vorzüglich sind mir Eure vielseitig gebildeten poetischen, künstlerischen Weiber in den Tod zuwider, und so gern ich mich von einer feinen Mädchenhand streicheln lasse und meinen Kopf auf eine zierliche Schürze lege, so ist es mir doch oft, wenn ich so eine

Frau ohne alles tiefe Gefühl, ohne allen höheren Sinn ins Blaue hinein in allerlei eingelernten poetischen Floskeln schwatzen hörte, gewesen, als müsse ich ihr in irgend einer empfindlichen Theil ihres Leibes mit meinen scharfen Zähnen einen tüchtigen Denkzettel beißen.

Ich. Ei, schäme Dich, Berganza! Da spricht die Rachsucht aus Dir: — ein Weib, die Cannizares, war ja an all deinem Ungemach schuld.

Berganza. Wie sehr irrst Du, da Du etwas combinirst, was durchaus ohne allen Zusammenhang ist und bleibt! Glaube mir, irgend eine übernatürliche schreckliche Erscheinung im Leben wirkt wie ein starker elektrischer Schlag, der den Körper, der ihm nicht zu widerstehen vermag, zerstört, den kräftigen aber, der ihn aushält, mit neuer Kraft stählt; — wenigstens habe ich das so gefunden. Denke ich mir die Cannizares lebhaft, so spannen sich meine Muskeln und Fibern, meine Pulse klopfen in allen Adern; aber selbst nach augenblicklicher Ermattung erhebe ich mich kräftig, und die Erschütterung wirkt wohlthätig auf meine physische und psychische Thätigkeit. Aber so eine poetische, gebildete Frau mit ihrer Oberflächlichkeit, mit dem bis zum Schmerz angestrengten Bemühen, alle Welt glauben zu machen, sie sei begeistert für die Kunst — für das Göttliche — und was weiß ich! — Ach, ach! . . .

Ich. Berganza, — was ist Dir — Du stockst? — Du legst den Kopf auf die Pfote?

Berganza. Ach, mein Freund, indem ich davon spreche, empfinde ich schon die zerstörende Mattigkeit, den unbeschreiblichen Ekel, der mich bei dem unseligen Kunstgeschwätz der gebildeten Weiber anwandelt, und welcher macht, daß ich oft wochenlang den schönsten Braten unberührt lasse.

Ich. Aber, lieber Berganza, könntest Du nicht durch gehöriges Knurren und Bellen solch ein verwettertes Gespräch unterbrechen? Denn würdest Du auch zur Thür hinausgeworfen, so würdest Du doch den Kram los.

Berganza. Greife in Deinen Busen, Freund, und gestehe, ob Du nicht oft aus ganz besonderen Anregungen Dich

ohne Noth hast quälen lassen! — Du warst in einer fatalen Gesellschaft. Du konntest den Hut nehmen und fortgehen. Du thatest es nicht. Diese, jene Rücksicht, nicht werth, ohne innere Scham genannt zu sein, hielt Dich zurück. Du wolltest Diesen, Jenen nicht beleidigen, unerachtet seine Gunst Dir nicht einen Pfifferling werth sein konnte. Irgend eine Person — ein stilles Mädchen am Ofen, die nur Thee trank und Kuchen aß, war Dir interessant geworden, und Du wolltest noch in einem schicklichen Moment Dein Licht leuchten lassen vor ihr und sagen: „Göttliche, was soll all das Reden und Singen und Declamiren? Ein einziger Blick Ihres himmlischen Auges ist mehr werth als der ganze Goethe, neueste Ausgabe . . ."

Ich. Berganza, Du wirst anzüglich!

Berganza. Nun, mein Freund, wenn Euch Menschen so etwas begegnet, warum soll es denn ein armer Hund nicht ehrlich bekennen, daß er oft verkehrt genug war, sich zu freuen, wenn er, trotz seinem für feine Zirkel, wo sonst nur Möpse schwänzeln und Bologneser keifen, zu kräftigen Wuchs doch zu Gnaden angenommen wurde und mit einem schönen Halsbande geziert unter dem Sopha der Gebieterin im eleganten Zimmer liegen konnte? — Doch, was ermüde ich Dich mit all diesem Bemühen, Dir die Schlechtigkeit Eurer gebildeten Weiber zu beweisen? Laß mich Dir die Katastrophe erzählen, die mich hertrieb, und Du weißt, warum das schale oder oberflächliche Wesen unserer jetzigen sogenannten geistreichen Zirkel mich so in Harnisch jagt. — Doch erst etwas zur Erholung! — —

Berganza sprang schnell vom Sitze herab und sprengte in einem etwas schweren Galopp ins Gebüsch. Ich hörte, daß er aus einer nahen Grube, worin sich das Wasser gesammelt hatte, eifrig trank. Bald kam er zurück, und nachdem er sich tüchtig geschüttelt hatte, setzte er sich wieder neben mir auf die Hinterpfoten und fing, den Kopf von mir ab nach der Statue des heiligen Nepomuk gewendet, mit einem dumpfen wehmüthigen Ton in folgender Art an:

Ich sehe ihn noch vor mir, den guten herrlichen Mann mit den blassen eingefallenen Wangen, dem düstern Auge,

dem beweglichen Stirnmuskel. Der trug den wahren poetischen Sinn im Innern, und ich verdanke ihm, nächst mancher herrlichen Erinnerung an eine bessere Zeit, meine musikalischen Kenntnisse.

Ich. Wie, Berganza? — Du — musikalische Kenntnisse? — Ich muß lachen.

Berganza. So seid Ihr nun! Gleich ist das Urtheil fertig. Weil Ihr uns oft mit dem abscheulichsten Kratzen Pfeifen und Plärren quält und wir dann vor lauter Angst und Ungeduld heulen, so sprecht Ihr uns allen Sinn für die Musik ab, unerachtet ich behaupte, daß gerade mein Geschlecht sehr musikalisch gezogen werden könnte, wenn ich nicht jenen verhaßten Thieren den Vorzug einräumen muß, die die Natur mit einem besondern musikalischen Productionsvermögen ausgestattet hat, da sie, wie mein edler Herr und Freund oft bemerkte, ihre Liebeslieder in lauter die chromatische Scala auf- und absteigenden Terzen gar zierlich duettiren. — Genug, als ich mich in der benachbarten prächtigen Residenz zu dem Kapellmeister Johannes Kreisler begeben hatte, profitirte ich in der Musik sehr. Wenn er auf seinem schönen Flügel phantasirte und in gar wunderbaren Verschlingungen prächtiger Accorde das innerste Heiligthum der geheimnißvollsten Kunst aufschloß, da legte ich mich vor ihn hin und horchte, ihm scharf ins Auge blickend, zu, bis er geendet hatte. Dann warf er sich in den Stuhl zurück, und groß wie ich bin, sprang ich zu ihm hinauf, meine Pfoten auf seine Schultern legend, indem ich nicht unterließ, auf jene Art, von der wir vorhin sprachen, eifrigst meinen Beifall, meine Freude zu bezeigen. Da umarmte er mich dann und sprach: Ha, Benfatto (so nannte er mich zum Andenken unseres Zusammentreffens), Du hast mich verstanden, Du treuer verständiger Hund! Sollt' ich es denn nicht aufgeben, Jemand anderem vorzuspielen als Dir? Du sollst mich nicht verlassen.

Ich. Also Benfatto nannte er Dich?

Berganza. Ich traf ihn zuerst in dem schönen Parke vor dem . . . . . r Thor; er schien componirt zu haben; denn er saß mit einem Notenblatt und einem Bleistift in der

Hand in der Laube. In ...ugenblick, als er vor Begeisterung glühend aufsprang und laut rief: „Ah, ben fatto!“*) fand ich mich zu ihm und schmiegte mich ihm nach der bekannten Weise an, die schon der Fähnrich Campuzano erzählt hat. — Ach, warum konnte ich nicht bei dem Kapellmeister bleiben! Ich hatte die schönsten Tage; allein . . .

Ich. Halt, Berganza! Ich erinnere mich, von dem Johannes Kreisler sprechen gehört zu haben; indessen es hieß — nimm's nicht übel! — er sei schon sein ganzes Leben hindurch zu Zeiten etwas Weniges übergeschnappt gewesen, bis denn endlich der helle Wahnsinn ausgebrochen sei, worauf man ihn in die bekannte hier ganz nahe gelegene Irrenanstalt bringen wollen; er sei indessen entsprungen.

Berganza. Ist er entsprungen, so geleite Gott seine Schritte! — Ja, mein Freund, den Johannes haben sie erschlagen und begraben wollen, und als er im Gefühl der göttlichen Uebermacht, die ihm der Geist verliehen, sich frei regen und bewegen wollte, da mußte er wahnsinnig sein.

Ich. Und war er es denn nicht?

Berganza. O, sei so gut, nenne mir doch Den, der als Prototypus der Menschheit überhaupt zum Verstandesmesser aufgestellt werden und dann nach der Thermometer-Scala seines Kopfes genau bestimmen soll, auf welchem Grade der Verstand des Patienten, oder ob er vielleicht gar über oder unter der ganzen Scala steht! — In gewissem Sinn ist jeder nur irgend Excentrische wahnsinnig und scheint es desto mehr zu sein, je eifriger er sich bemüht, das äußere matte todte Leben durch seine inneren glühenden Erscheinungen zu entzünden. Jeden, der einer großen heiligen Idee, die nur der höheren göttlichen Natur eigen, Glück, Wohlstand, ja selbst das Leben opfert, schilt gewiß Der, dessen höchste Bemühungen im Leben sich endlich dahin concentriren, besser zu essen und zu trinken und keine Schulden zu haben, wahnsinnig, und er erhebt ihn vielleicht, indem er ihn zu schelten glaubt, da er als ein höchst verständiger Mensch jeder Gemeinschaft mit ihm

*) Ah, gut gemacht! — A. d. H.

entsagt. So sprach oft mein Herr und Freund Johannes Kreisler.

Ach, er mochte etwas Großes erfahren haben, das merkte ich an seinem ganz veränderten Betragen. Eine innere Wuth brach oft plötzlich in lichten Flammen auf, und ich erinnere mich, daß er einmal sogar mit einem Prügel nach mir werfen wollte; es that ihm aber gleich leid, und er bat es mir mit Thränen ab. Was die Ursache gewesen, weiß ich nicht, da ich ihn nur auf seinen Abend- und Nachtspaziergängen begleitete, tags über hingegen seinen kleinen Hausrath und seine musikalischen Schätze bewachte. Bald darauf kamen viele Leute zu ihm; die sprachen allerlei ungewaschenes Zeug, und jeden Augenblick war von vernünftigen Vorstellungen, von Beruhigen die Rede. Johannes erfuhr hier meine Stärke und Behendigkeit; denn da mir das Volk schon lange in höchsten Grade zuwider, sprang ich auf meines Herrn Wink um so rascher und kräftiger unter das Gesindel und begann so den Angriff, den mein Herr dadurch glorreich beendete, daß er Einen nach dem Andern zur Thür hinauswarf. Tages nachher stand mein Herr matt und entkräftet auf. „Ich sehe, lieber Benfatto," sprach er, „daß meines Bleibens hier nicht länger mehr ist; — und auch wir müssen uns trennen, mein treuer Hund. Haben sie mich doch schon deshalb für toll gehalten, weil ich Dir vorspielte und mit Dir allerlei Vernünftiges sprach! Auch Dich könnte, bliebst Du länger bei mir, der Verdacht des Wahnsinns verfolgen und, so wie mich eine schändliche Einsperrung erwartet, der ich aber zu entgehen hoffe, Dich ein schmachvoller Tod durch des Büttels Hand treffen, dem Du nicht entgehen würdest. Lebe wohl, ehrlicher Benfatto!" — Schluchzend öffnete er die Thür, und ich schlich mit hängenden Ohren die vier Treppen hinab auf die Straße.

Ich. Aber, lieber Berganza, — die Erzählung des Abenteuers, das Dich hertrieb, hast Du ganz vergessen.

Berganza. Alles bisher Erzählte war die Einleitung dazu. Als ich nun so traurig und in mich gekehrt die Straße hinablief, kam ein Trupp Menschen auf mich zu, von denen einige riefen: „Greift den schwarzen Hund, greift ihn! Er

ist toll, er ist gewiß toll!" Ich glaubte meines Johannes Widersacher zu erkennen, und da ich voraussehen konnte, daß ich trotz meines Muthes, trotz meiner Geschicklichkeit würde erliegen müssen, sprang ich rasch um die Ecke in ein ansehnliches Haus, dessen Thür gerade offen stand. Alles verkündete Reichthum und Geschmack; die breite lichte Treppe war schön gebohnt. Kaum die Stufen mit meinen schmutzigen Tatzen berührend, war ich in drei Sprüngen oben und kauerte mich in einen Ofenwinkel eng zusammen. Nicht lange darauf hörte ich lustiges Kindergeschrei auf dem Flur und die holde Stimme eines schon erwachsenen Mädchens: „Lisette, vergiß nicht, die Vögel zu füttern! Meinem Seidenhäschen gebe ich schon selbst etwas." Da war es, als triebe mich eine geheime unwiderstehliche Gewalt hervor.

Ich trat demnach, mich krümmend und schwänzelnd, in der demüthigsten Stellung, die mir zu Gebote steht, heraus, und, siehe da! — ein gar herrliches Mädchen von höchstens sechzehn Jahren mit einem muntern goldlockigen Knaben an der Hand ging gerade über den Hausflur. Trotz meiner demüthigen Stellung erregte ich doch, wie ich es gefürchtet hatte, keinen geringen Schreck. Das Mädchen schrie laut auf: „Was für ein häßlicher Hund! Wie kommt der große Hund hierher?" — drückte den Knaben an sich und schien fliehen zu wollen. Da kroch ich zu ihr hin, und mich zu ihren Füßen schmiegend, winselte ich leise und wehmüthig. „Armer Hund, was fehlt Dir?" sprach nun das holde Mädchen und streichelte mich mit der kleinen weißen Hand. Nun wußte ich nach und nach mein Vergnügen zu steigern, so daß ich zuletzt meine zierlichsten Sprünge versuchte. Das Mädchen lachte, und der Knabe jauchzte und hüpfte vor Freude.

Bald äußerte er, wie Knaben gemeinhin zu thun pflegen, Lust, auf mir zu reiten. Die Schwester wehrte es ihm; drückte mich aber an den Boden und lud ihn selbst durch allerlei lustiges Knurren und Schnupfen zum Aufsteigen ein. Endlich ließ ihm die Schwester seinen Willen, und kaum saß er auf meinem Rücken, so erhob ich mich langsam, und indem ihn die Schwester in gar anmuthiger Stellung mit einer

Hand hielt, ging es erst im Schritt, dann in kleinen Courbetten den Hausplatz auf und ab. Noch mehr als vorhin jauchzte und jubelte der Knabe, noch herzlicher lachte die Schwester. Da trat noch ein Mädchen heraus. Sie schlug die kleinen Hände zusammen, als sie die Reiterei sah; aber alsbald lief sie heran und hielt den Knaben bei dem andern Arm. Nun durfte ich größere Sprünge wagen; nun ging es vorwärts im kurzen Galopp, und wenn ich prustend und kopfschüttelnd es dem schönsten arabischen Hengste gleich that, da schrien die Kinder auf vor Freude. Bediente, Mägde kamen Treppe herauf, Treppe herunter — die Küchenthür öffnete sich — der stattlichen Köchin entsank die kupferne Kasserolle und fiel klirrend auf den steinernen Boden, da sie die gluthrothen Fäuste in die Seiten stemmte, um das Schauspiel recht herzlich zu belachen.

Immer größer wurde das schaulustige Publicum, immer lauter der Jubel; von dem schallenden Gelächter erdröhnten Wände, Decke und Boden, wenn ich als ein wahrer Pagliasso irgend einen närrischen Bocksprung ausführte. Plötzlich blieb ich stehen; man hielt mich für müde; aber als man den Knaben heruntergehoben, sprang ich hoch auf und legte mich dann schmeichelnd zu des braunlockigen Mädchens Füßen. — „Wahrhaftig," sprach schmunzelnd die dicke Köchin, „Fräulein Cäcilie, es ist, als wolle der Hund Sie zum Aufsitzen nöthigen." Da fiel der Chor der Bedienten, der Zofen, der Mägde ein: „Ja, ja! — Ei, der kluge Hund, der kluge Hund!" Eine leise Röthe überflog Cäciliens Wangen; in dem blauen Auge brannte die Begier nach der kindischen Lust. „Soll ich — soll ich nicht?" schien sie zu fragen, indem sie, den Finger an den Mund gelegt, mich freundlich anblickte. Bald saß sie auf meinem Rücken; nun ging ich, stolz auf meine holde Last, den Paßgang des Zelters, der die Königin zum Turnier trug, und indem vorwärts, rückwärts, seitwärts sich der versammelte Troß anreihte, ging es wie ein Triumphzug den langen Flur hinauf, hinab.

Plötzlich trat eine große stattliche Frau von mittleren Jahren aus der Thüre des Vorzimmers und sprach, indem sie

meine schöne Reiterin scharf fixirte: „Seht mir die tollen Kinderpossen!“ Cäcilie verließ meinen Rücken und wußte so kindlich bittend mein unvermuthetes Einfinden, mein gutes Temperament, mein neckisches Wesen darzustellen, daß endlich die Mutter zum Hausknecht sagte: „Gebt dem Hunde zu fressen, und wenn er sich an das Haus gewöhnt, so mag er hier bleiben und des Nachts Wache halten!“

Ich. So warst Du denn nun angenommen!

Berganza. Ei, mein Freund, der Ausspruch der gnädigen Dame war wie ein Donnerschlag in meinen Ohren, und hätte ich nicht in dem Augenblick auf meine höfischen Künste gerechnet, ich wäre auf- und davongelaufen. Ich würde Dich nur ermüden, wenn ich Dir alle Mittel weitläufig erzählen sollte, wie ich mich aus dem Stall in den Hausflur hinauf und endlich in die Prunkzimmer der Dame hineinschmeichelte. — Nur so viel davon! Die Cavalcaden des kleinen Knaben, welcher der Mutter Liebling zu sein schien, retteten mich zuerst aus dem Stall, und die Zuneigung des holden Mädchens, der ich gleich mit ganzer Seele ergeben, als ich sie zum ersten Male sah, brachte mich endlich in die Zimmer.

Das Mädchen sang so vortrefflich, daß ich es wohl merkte, wie der Kapellmeister Johannes Kreisler nur sie gemeint hatte, wenn er von der geheimnißvollen zauberischen Wirkung des Tons der Sängerin sprach, deren Gesang in seinen Werken lebe oder sie vielmehr dichte. Sie hatte nach Art der guten Sängerinnen in Italien die Gewohnheit, jeden Morgen eine gute Stunde lang zu solfeggiren.*) Ich schlich mich dann bei guter Gelegenheit zu ihr in den Saal, wo der Flügel stand, und horchte ihr aufmerksam zu. Hatte sie geendigt, so gab ich ihr meinen Beifall durch allerlei lustige Sprünge zu erkennen, wofür sie mich mit einem guten Frühstück belohnte, das ich auf die anständigste Weise, ohne den Fußboden zu beschmutzen, verzehrte. So kam es denn, daß man endlich im ganzen Hause von meiner Artigkeit und von meiner besonderen Neigung zur Musik sprach und Cäcilie besonders,

*) Die Tonleiter zu singen. — A. d. H.

nächst diesen guten Eigenschaften, meine Galanterie gegen ihr Seidenhäschen rühmte, das mich ungestraft bei den Ohren zupfe u. s. w. Die Dame vom Hause erklärte mich für einen scharmanten Hund, und ich wurde, nachdem ich einem literarischen Thee und einem Concert mit der gehörigen Würde und einem nachahmenswerthen Anstande beigewohnt, dem Kammerclub, dem mein romanesker Eintritt ins Haus erzählt worden, mich auch mit dem einstimmigsten Beifall beehrt hatte, zum Leibhunde Cäciliens erhoben, und so war das Ziel, wonach ich gestrebt, richtig erlangt.

Ich. Nun ja, Du bist in einem eleganten Hause, Du bist der Liebling eines nach Deinen Andeutungen recht lieben Mädchens; allein Du wolltest von der oberflächlichen Tendenz, von der Unwahrheit sogenannter poetischer Gemüther reden und dann besonders die Katastrophe erzählen, die Dich hertrieb.

Berganza. Sachte — sachte, mein Freund! — Laß mich erzählen, wie es mir in den Sinn kommt! Ist es nicht wohlthätig für mich, bei manchem frohen Augenblick meines neuesten Lebens länger zu verweilen? — Und dann gehört das Alles, was ich über den Eintritt in das Haus, das ich jetzt zur Hölle wünsche, erzählt habe, eben zu der unglücklichen Katastrophe, die ich nachher so geschwind wie möglich mit ein paar Worten abfertigen will, — es sei denn, daß mein verdammter Hang, Alles so hell und farbig mit Worten auszumalen, wie es vor meines Geistes Augen steht, mich wieder hinführt, wohin ich nicht wollte!

Ich. Nun, so erzähle, lieber Berganza, nach Deiner Art weiter fort!

Berganza. Die Cannizares hatte doch wol am Ende Recht.

Ich. Was soll das jetzt?

Berganza. Man sagt wol: „Der Teufel mag das errathen!“ Der Teufel erräth aber Manches doch nicht, und darum sagt man auch wieder: „Das ist ein dummer Teufel!“ Eine besondere Bewandniß hat es immer mit mir und mit meinem Freunde Scipio gehabt. Am Ende bin ich wirklich der Montiel, der aus der Art geschlagen, und dem die Hundemaske, die ihn strafen sollte, nun zur Freude und zum Ergetzen dient.

Ich. Berganza, ich verstehe Dich nicht.

Berganza. Hätt' ich denn mit meinem treuen Gemüth für alles Gute und Wahre, mit meiner tiefen Verachtung des oberflächlichen, allem Heiligen entarteten Weltsinnes, der die Menschen jetzt mehrentheils befängt, all die köstlichen Erfahrungen, einen Schatz sogenannter Lebensphilosophie, sammeln können, träte ich auf in stattlicher Menschengestalt? — Dank Dir, Teufel, der Du das Hexenöl unwirksam auf meinem Rücken braten ließest! Nun liege ich unbeachtet als Hund unter dem Ofen, und Eure innerste Natur, Ihr Menschlein, die Ihr ohne Scham und Scheu vor mir entblößt, durchschaue ich mit dem Hohn, mit dem tiefen Spott, den Eure ekle leere Aufgedunsenheit verdient.

Ich. Haben Dir die Menschen nie Gutes erzeigt, daß Du so mit Bitterkeit über das ganze Geschlecht herfällst?

Berganza. Mein lieber Freund, in meinem ziemlich langen Leben habe ich wol manche, vielleicht unverdiente Wohlthat empfangen, und dankbar gedenke ich jedes frohen genußreichen Augenblicks, den mir Dieser oder Jener absichtslos verschaffte. Merke auf! — Absichtslos habe ich gesagt. Mit dem Gutesthun, meine ich, ist es eine eigene Sache. Wenn mir Einer den Rücken kratzt oder sanft die Ohren kitzelt, welches mich gleich in einen behaglichen träumerischen Zustand versetzt, oder mir das schönste Stück Braten giebt, damit ich mich willig finden lasse, zu seiner Lust den Stock, den er weit weggeschleudert oder gar in das Wasser geworfen, wiederzuholen oder auf den Hinterpfoten sitzend aufzuwarten — ein mir in den Tod verhaßtes Manöver —, so hat er mir durchaus nichts Gutes gethan; es war ein Geben und Empfangen, Kauf und Verkauf, wobei von Gutesthun und Pflichten der Dankbarkeit nicht die Rede sein kann. Aber der grasse Egoismus der Menschen bewirkt es, daß Jeder nur mit Prahlerei das Gegebene rühmt und sich des Empfangenen wol gar schämt, und so kommt es denn oft, daß Zwei zugleich wechselseitig über Undankbarkeit für genossene Wohlthaten klagen.

Mein Freund Scipio, dem es auch manchmal schlecht ging, diente zur Zeit auf dem Dorfe bei einem reichen Bauer,

der ein harter Mann war und ihm beinahe nichts zu fressen, oftmals aber eine tüchtige Tracht Prügel gab. Einmal hatte Scipio, dessen Fehler Näschigkeit sonst nicht war, aus reinem Hunger einen Topf Milch ausgesoffen, und der Bauer, der es bemerkt, ihn bis aufs Blut geschlagen. Scipio sprang schnell zum Hause hinaus, um dem gewissen Tode zu entgehen; denn der rachsüchtige Bauer ergriff eben die eiserne Hacke. Er rannte durch das Dorf; als er aber bei dem Mühlenteiche vorbeikam, sah er, daß des Bauers dreijähriger Sohn, der eben am Ufer gespielt, in die Wellen stürzte. Scipio war mit einem tüchtigen Sprunge im Wasser, faßte das Kind mit den Zähnen bei den Kleidern und schleppte es glücklich bis auf die grüne Wiese, wo es sich alsbald erholte und seinen Retter anlächelte und liebkos'te. Nun rannte aber Scipio so schnell, als er konnte, davon, um nie wieder in das Dorf zurückzukehren. Siehst Du, mein Freund, das war ein reiner Liebesdienst. Verzeih mir, daß ein ähnliches Beispiel von einem Menschen mir nicht eben gleich einfallen wollte!

Ich. Mit all Deiner Bitterkeit gegen uns Menschen, die in gar schlechtem Kredit bei Dir stehen, gewinne ich Dich doch immer mehr lieb, wackerer Berganza. Erlaube mir, daß ich ganz absichtslos Dir meine Zuneigung auf eine, wie ich weiß, Dir wohlthuende Weise bezeige!

Berganza rückte etwas Weniges prustend mir näher, worauf ich ihm mehrmals den Rücken nach dem Schweife zu streichelte und kratzte. Er bewegte, vor Vergnügen und Wollust ächzend, den Kopf hin und her und drückte und schmiegte sich unter meiner wohlthätigen Hand. Als ich endlich aufhörte, ging das Gespräch weiter fort.

Berganza. Bei jeder angenehmen körperlichen Empfindung kommen mir auch im Geiste die lieblichsten Bilder vor, und eben jetzt sah ich die holde Cäcilia, wie sie einmal in dem einfachen weißen Kleide, das dunkle Haar in glänzenden Zöpfen gar zierlich zusammengeflochten, aus der Gesellschaft weinend in ihr Zimmer trat. Ich ging ihr entgegen und kroch, wie ich zu thun pflegte, mich zusammenkauernd, zu ihren Füßen. Da faßte sie mich mit beiden Händchen beim

Kopfe, und indem sie mit ihrem hellen Auge, in dem noch eine Thräne glänzte, mich anblickte, sagte sie: „Ach — ach, sie verstehen mich nicht! Keiner, die Mutter auch nicht! Darf ich denn mit Dir reden, Du treuer Hund, wie ich es meine tief im Herzen? Ach, ich kann es ja doch nicht aussprechen, und könnt' ich es, Du würdest mir nicht antworten, mir aber auch nicht wehe thun."

Ich. Das Mädchen — die Cäcilia wird mir immer interessanter.

Berganza. Gott der Herr, dem ich meine Seele empfehle, an der der Verruchte keinen Theil haben soll, unerachtet ich ihm höchst wahrscheinlich den „noble Vénitien" *) verdanke, worin ich mich nun schon so lange auf der großen Redoute hier unten umhertreibe, — ja, Gott der Herr hat die Menschen gar mannichfaltig geschaffen. Die unendliche Varietät der Doggen, der Spitze, der Bologneser, der Pudel, der Möpse ist gar nichts gegen das bunte Allerlei der spitzen, stumpfen, aufgeworfenen, gebogenen Nasen, gegen die zahllose Variation der Kinne, der Augen, der Stirnmuskeln; und ist es möglich, die Summe der unterschiedlichen Sinnesarten, sonderbaren Ansichten und Meinungen nur zu denken?

Ich. Wohin soll das führen, Berganza?

Berganza. Nimm es für eine allgemeine oder auch gemeine Reflexion!

Ich. Aber Du kommst wieder ganz ab von Deiner Katastrophe.

Berganza. Ich wollte Dir nur sagen, daß meine Dame Alles, was sich von irgend bedeutenden Künstlern und Gelehrten am Orte befand, in ihr Haus zu ziehen gewußt, und zusammentretend mit den gebildetsten Familien, so einen literarisch-poetisch-künstlerischen Zirkel gebildet hatte, an dessen Spitze sie stand. Ihr Haus war in gewisser Art eine literarisch-künstlerische Börse, wo mit Kunstantheilen, mit Werken selbst, mitunter auch mit Künstlernamen allerlei Geschäfte gemacht wurden. — Die Musiker sind doch ein närrisches Volk!

Ich. Wie so, Berganza?

*) Berganza scheint seine schwarze Bullenbeißer-Tracht zu meinen, die allerdings dem Maskenanzug des „edlen Venetianers" ähnlich ist. — A. d. H.

Berganza. Hast Du nicht bemerkt, wie die Maler meistens so störrisch und eigensinnig sind, wie sie bei übler Laune kein Lebensgenuß freut, wie die Dichter nur im Genuß ihrer Werke sich wohlbefinden? Aber die Musiker schweben geflügelten Fußes über Alles hinweg; leckere Esser und noch bessere Trinker, befinden sie sich bei der guten Schüssel und bei der Prima-Sorte von allen Sorten Wein im Himmel, Alles um sich vergessend, sich versöhnend mit der Welt, die sie zuweilen schadenfroh stachelt, und gutmüthig dem Esel verzeihend, daß sein Ya keine reine Septime macht, weil er doch nun einmal als Esel nicht anders singen kann, — kurz, die Musiker spüren den Teufel nicht, und säße er ihnen auf der Ferse.

Ich. Aber, Berganza, warum nun mit einem Mal wieder diese Abschweifung?

Berganza. Ich wollte sagen, daß meine Dame gerade von den Musikern die größte Verehrung genoß und, wenn sie nach sechswöchentlicher Privatübung eine Sonate oder ein Quintett tact- und ausdruckslos abstümperte, von ihnen die erstaunlichsten Lobeserhebungen erhielt; denn ihre Weine, von erster Hand bezogen, waren vortrefflich, und Steaks aß man in der ganzen Stadt nicht besser.

Ich. Pfui! — Das hätte Johannes Kreisler nicht gethan.

Berganza. Doch, er that's. — Es liegt hierin keine Speichelleckerei, keine Falschheit; nein, es ist ein gutmüthiges Ertragen des Schlechten oder vielmehr ein geduldiges Anhören verworrener Töne, die vergebens danach ringen, Musik zu werden, und diese Gutmüthigkeit, diese Geduld entsteht aus einer gewissen innern wohlbehaglichen Rührung, die nun wieder der gute Wein, nach einer vortrefflichen Speise reichlich genossen, unausbleiblich hervorbringt. Ich kann die Musiker um dies Alles nur lieben, und da überhaupt ihr Reich nicht von dieser Welt ist, erscheinen sie wie Bürger einer unbekannten fernen Stadt, in ihrem äußern Thun und Treiben seltsam, ja lächerlich; denn Hans lacht den Peter aus, weil er die Gabel in der linken Hand hält, da er, Hans, seine Lebetage hindurch sie in der rechten Hand gehalten.*)

*) Vgl. Immermann, Werke, Hempel'sche Ausg., Th. 10, S. 236. — A. d. H.

Ich. Aber warum lachen gemeine Menschen über Alles, was ihnen ungewöhnlich ist?

Berganza. Weil das Gewöhnliche ihnen so bequem geworden, daß sie glauben, Der, welcher es anders treibt und hantirt, sei ein Narr, der sich deshalb mit der ihnen fremden Weise so abquäle und abmartere, weil er ihre alte bequeme Weise nicht wisse. Da freuen sie sich denn, daß der Fremde so dumm ist und sie so klug sind, und lachen recht herzlich, welches ich ihnen denn auch von Herzen gönne.

Ich. Ich wünschte, Du kämest jetzt zu Deiner Dame zurück.

Berganza. Schon bin ich bei ihr. Meine Dame hatte die eigene Manier, alle Künste selbst treiben zu wollen. Sie spielte, wie schon gesagt, ja sie componirte sogar; sie malte, sie stickte, sie formte in Gips und Thon, sie dichtete, sie declamirte, und dann mußte der Zirkel ihre abscheulichen Cantaten anhören und ihre gemalten, gestickten, geformten Zerrbilder anstaunen. Kurz vor meiner Ankunft im Hause hatte sie mit einer bekannten mimischen Künstlerin, die Du oft gesehen haben wirst, Bekanntschaft gemacht, und von da an schrieb sich der Unfug her, der nun mit den mimischen Darstellungen in dem Zirkel getrieben wurde. Meine Dame war wohlgebildet; indessen hatte das herannahende Alter die an und für sich selbst schon starken Züge des Gesichts noch tiefer eingefurcht, und überdies waren die Formen des Körpers etwas über das Ueppige hinaus verüppigt, und doch stellte sie dem Zirkel die Psyche dar und die Jungfrau Maria, und was weiß ich, für andere Götter- und Heiligengestalten. — Der Teufel hole die Sphinx und den Professor der Philosophie!

Ich. Welchen Professor der Philosophie?

Berganza. In dem Zirkel meiner Dame waren bisweilen sehr obligat: der Musiker, der Cäcilien unterrichtete, ein Professor der Philosophie und ein unentschiedener Charakter.

Ich. Was willst Du mit dem unentschiedenen Charakter sagen?

Berganza. Nicht anders kann ich den Mann bezeichnen, von dem ich nie erfahren konnte, was er eigentlich meinte,

und da ich nun gerade der drei gedenke, kann ich nicht umhin, ein Gespräch unter ihnen anzuführen, das ich belauschte. Der Musiker sah die ganze Welt in dem Widerschein seiner Kunst; er schien schwachen Verstandes, weil er jede flüchtige Aeußerung des Wohlgefallens an derselben für baare Münze nahm und die Kunst so wie den Künstler überall hochgeehrt glaubte. Der Philosoph, in dessen jesuitisch-faunischem Gesicht sich der wahre Hohn über das gewöhnliche menschliche Thun und Treiben spiegelte, trauete dagegen Keinem und glaubte an den Ungeschmack und an die Rohheit wie an die Erbsünde. Er stand mit dem unentschiedenen Charakter einmal im Nebenzimmer am Fenster, als der Musiker, der wieder in den höheren Regionen schwebte, zu ihnen trat. — „Ha!" rief er aus . . . Doch erlaube mir, daß ich, um das ewig wiederkehrende „antwortete er", — „sagte er", zu vermeiden, gleich in der Gesprächsform erzähle! Läßt Du unsere jetzige Unterhaltung drucken, so muß das Gespräch im Gespräch gehörig eingerückt werden.

Ich. Ich sehe, lieber Berganza, daß Du Alles mit Kenntniß und Einsicht behandelst. Zu merkwürdig sind Deine Worte, als daß ich sie nicht wie ein zweiter Campuzano wiedererzählen sollte. Dein Gespräch im Gespräch ordne, wie Du willst; denn mir ahnet's, daß ein aufmerksamer Verleger dem Setzer einen wahren Floh ins Ohr setzen wird, damit er ja Alles gehörig, wie es dem Leser wohlgefällig und leicht ins Auge tritt, einrichte.

Berganza. Also das Gespräch:

Der Musiker. Es ist doch eine herrliche Frau mit ihrem tiefen Sinn für die Kunst, mit ihrer vielseitigen Ausbildung.

Der unentschiedene Charakter. Ja, das muß man sagen, Madame ist ganz außerordentlich für die Kunst portirt.

Der Professor der Philosophie. So? — So? Glaubt Ihr denn das wirklich, Ihr Leute? — Und ich sage: Nein! — Ich behaupte das Gegentheil.

Der unentsch. Char. Nun freilich, so mit dem En-

thusiasmus, wie unser musikalischer Freund da denkt, möchte es doch wohl —

Der Professor der Phil. Ich sage Euch, da der schwarze Hund unter dem Ofen, der so verständig dreinschaut, als hörte er unserm Gespräch recht aufmerksam zu, schätzt und liebt die Kunst mehr als die Frau, der es Gott verzeihen möge, daß sie sich etwas aneignet, das ihr ganz fremd ist. Ihre eiskalte Brust wird nie erwärmt, und wenn anderer Menschen Herz beim Hinausschauen in die Natur, in das All der Schöpfung überströmt von heiligem Entzücken, da frägt sie, wie viel Grad Hitze wir haben nach Réaumur, und ob es wol noch regnen wird. So kann auch die Kunst, diese Mittlerin zwischen uns und dem ewigen All, das wir nur durch sie recht deutlich ahnen, nie in ihr einen höhern Gedanken entflammen. Sie mit allen ihren Kunstübungen, mit ihren Floskeln und Phrasen, sie lebt im Gemeinen! Sie ist prosaisch — prosaisch — infam prosaisch! —

Die letzten Worte hatte der Philosoph, mit den Händen stark um sich fechtend, so laut herausgeschrieen, daß im Gesellschaftssaal beinahe Alles in Aufruhr gerieth, um den Prosaismus, der wie ein tückischer Feind still und hinterlistig herangeschlichen schien, und den nun des Professors Feldgeschrei verrathen hatte, mit vereinter Macht zu bekämpfen. Der Musiker war ganz verblüfft stehen geblieben; der unentschiedene Charakter nahm ihn aber beiseite und sagte freundlich schmunzelnd ihm leise ins Ohr:

„Freundchen, was halten Sie von des Professors Worten? Wissen Sie denn, warum er so gräßlich eifert, warum er so mit Eiskälte — Prosaismus um sich wirft? — Sie gestehen, Madame ist für ihre Jahre noch ziemlich frisch und jugendlich. Nun, da hat — lachen Sie, lachen Sie! — da hat der Professor ihr unter vier Augen durchaus gewisse philosophische Sätze erklären wollen, die ihr zu schwierig waren. Sie schlug den besonderen philosophischen Cursus, den der Herr Professor mit ihr machen wollte, überhaupt gänzlich aus, und das hat er denn nun sehr übel genommen und schimpft und schmählt."

„Sehen Sie mir das Bocksgesicht! Nun bin ich wieder fest in meiner Meinung," sagte der Musiker, und Beide mischten sich unter die Gesellschaft.

Aber, ich sage es noch einmal, der Teufel hole die Sphinx und den Professor der Philosophie!

Ich. Warum das?

Berganza. Beide waren schuld daran, daß ich nicht mehr den mimischen Darstellungen meiner Dame beiwohnen durfte und bei einem Haar mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt worden wäre.

Ich. Du nimmst wol die Sphinx allegorisch, um mir irgend einen neuen Charakter Deines Zirkels aufzuführen?

Berganza. Nichts weniger als das! Ich meine die echte Sphinx mit dem ägyptischen Kopfputz und den stieren eirunden Augen.

Ich. So erzähle!

Berganza. Sei es nun aus Rache wegen des verfehlten philosophischen Cursus, wie der unentschiedene Charakter behauptete, oder blos aus Ekel und Abscheu gegen das angeeignete leere Kunststreben meiner Dame — kurz, der Professor war ihr Ichneumon, der sie stets verfolgte und, ehe sie sich's versah, in ihrem Innersten wühlte. Auf eine ganz eigene geschickte Weise wußte er sie in ihre eigenen Floskeln und Phrasen, in ihre philosophisch-ästhetischen Kunsturtheile zu verflechten und zu verstricken, daß sie tief in den mit Unkraut bedeckten Irrgarten des prosaischen Unsinns hineingerieth und vergebens den Ausweg suchte. Er trieb seine Bosheit so weit, daß er ihr unter dem Namen tiefer philosophischer Sätze nichtssagende oder auf eine gemeine Albernheit hinauslaufende Phrasen vorsagte, die sie bei ihrem starken Wortgedächtniß behielt und nun mit vielem Gepränge überall anbrachte. Je toller und unverständlicher diese Sätze waren, desto mehr gefielen sie ihr; denn desto höher stieg bei den Schwachköpfen die Bewunderung, ja die Vergötterung der herrlichen geistreichen Frau. — Doch zur Sache! Der Professor hatte mich ungemein lieb gewonnen; wenn er nur konnte, streichelte er mich und steckte mir gute Bissen zu. Ich vergalt diese Zu-

neigung mit der herzlichsten Freundschaft und folgte ihm daher um so williger, als er mich eines Abends, da die Gesellschaft eben im Begriff war, in den schwarz ausgeschlagenen Saal zu gehen, weil Madame ihre mimischen Darstellungen produciren wollte, in ein Nebenzimmer lockte. Er hatte wie gewöhnlich wieder ein gutes Stück Kuchen für mich in Bereitschaft. Während ich es verzehrte, fing er an, mich leise am Kopfe und hinter den Ohren zu krauen, und endlich zog er ein Tuch hervor, welches er um meine Stirn schlang und mit vieler Mühe an den Ohren herum drapirte, wobei er, mich anschauend, öfters lachte und ausrief: „Kluger Hund — kluger Hund, sei heute nur recht klug und verdirb mir nicht den Spaß!"

Des Putzes noch vom Theater her gewohnt, ließ ich Alles mit mir machen und folgte ihm willig und leise in den Saal, wo Madame ihre mimischen Darstellungen schon begonnen hatte. Der Professor wußte mich den Blicken der Zuschauer so geschickt zu entziehen, daß Niemand mich bemerkte. Endlich, nachdem Marien und Karyatiden gewechselt hatten, trat Madame mit einem ganz seltsamen Kopfputz, der dem meinigen auf ein Haar glich, hervor, kniete hin und streckte die Arme auf ein Tabouret vor sich her, indem sie ihre sonst geistreichen Augen zu einem stieren, unangenehm gespenstischen Blicke zwang. Nun lockte mich der Professor leise hervor, und ohne eigentlich den wahren Spaß zu ahnen, schritt ich gravitätisch in die Mitte des Zimmers und legte mich der Dame dicht gegenüber, die Vorderpfoten ausgestreckt, in meiner gewöhnlichen Stellung auf den Boden. Hochverwundert über ihre Figur, die vorzüglich des Theils halber, auf dem man zu sitzen pflegt und den die Natur in zu üppiger Fülle ausgebildet hatte, sich ganz besonders ausnahm, starrte ich sie unverwandt an mit dem ernsten, tiefsinnigen Blick, der mir eigen.

Der tiefen Todtenstille folgte ein unmäßiges allgemeines Gelächter. Jetzt erst erblickte mich die in der inneren Kunstanschauung versunkene Dame; sie sprang mit wilder Geberde wüthend auf und rief mit Macbeth's Worten: „Wer hat mir

das gethan?"*) Aber Niemand hörte sie; denn Alles, von dem gewiß überkomischen Anblick wie elektrisirt, rief und schrie noch durch einander: „Zwei Sphinxe — zwei Sphinxe im Conflict!" — „Schafft mir den Hund aus den Augen! — Fort mit dem Hund aus dem Hause!" tobte die Dame, und schon fielen die Bedienten über mich her. Da sprang meine Beschützerin, die holde Cäcilia, dazwischen, befreite mich von meinem ägyptischen Kopfputz und führte mich auf ihr Zimmer. Durfte ich nun zwar auch im Hause bleiben, so blieb doch der mimische Saal für mich auf immer verschlossen.

Ich. Und Du verlorst im Grunde nicht viel dabei; denn die höchste Spitze dieser Kunstgaukeleien hattest Du, Dank sei es dem lustigen Professor, erlebt. Das Uebrige wäre matt geblieben, da man natürlicherweise jede weitere Einwirkung von Deiner Seite hintertrieben hätte.

Berganza. Den andern Tag war überall von der Doppelsphinx die Rede, und es circulirte ein Sonett, dessen ich mich noch recht gut erinnere, und welches wahrscheinlich auch von dem Professor verfaßt worden war.

Die beiden Sphinxe.

Sonett.

Was liegt im falt'gen Rocke auf der Erde,
Verglast die Augen, vorgestreckt die Hände?
Wol klüger als Oedip wär', der's verstände;
Des bösen Räthsels Deutung bringt Gefährde.
Doch sieh! Mit ernster seltsamer Geberde
Schaut dort der schwarze Sphinx, und Feuerbrände
Schießt auf die Puppe er am andern Ende,
Damit im Tand der Tand vernichtet werde.
Sie stehen auf. — Der Hund ist's und die Dame,
Vereint im mimischen Talent zur Wette;
Die Poesie erhob sie aus dem Schlamme.
Giebt's Höh'res noch, das fester sie verkette?
Sie leben in der Kunst: Hund er, sie Dame;
Pagliasso er, und sie — Arlecchinette! —

*) Shakespeare, Macbeth, 3. Act, 4. Scene. — Bei Schiller, Werke, Hempel'sche Ausg. Thl. 7, S. 137. — A. d. H.

Ich. Bravo, Berganza! Das Sonett ist für ein gelegentliches Spottgedicht nicht übel, und Du hast es mit Würde und dem angemessenen Tone hergesagt. Ueberhaupt liegt für mich schon in der Sonettform ein ganz besonderer, ich möchte sagen, musikalischer Reiz.

Berganza. Den das Sonett auch wol gewiß für jedes nicht ganz rohe Ohr hat und ewig behaupten wird.

Ich. Und doch scheint mir die Form, das Metrum des Gedichts immer etwas Untergeordnetes, worauf man in der neuesten Zeit nur zu viel Werth gelegt hat.

Berganza. Dank sei es dem Bemühen Eurer neueren, mitunter höchst vortrefflichen Dichter, daß sie die metrische Kunst, welche die alten großen Meister des Südens mit Liebe und Sorgfalt übten, wieder in ihr wohlerworbenes Recht einsetzten. Die Form, das Metrum des Gedichts ist die zufällige Farbe, die der Maler den Gewändern seiner Personen giebt; es ist die Tonart, in der der Componist sein Stück schreibt. Werden Beide nicht Farbe und Tonart mit reifer Ueberlegung, mit aller nur ersinnlichen Sorgfalt wählen, wie es der Ernst, die Würde, die Anmuth, die Zärtlichkeit, die Leichtigkeit, die innere Behaglichkeit der vorzustellenden Person oder des Stücks erfordern? Und wird nicht ein großer Theil der beabsichtigten Wirkung von der richtig getroffenen Wahl abhängen? — Ein keck gefärbtes Gewand erhebt oft die mittelmäßige Person so wie die ungewöhnliche Tonart den gewöhnlichen Gedanken, und so kommt es denn oft, daß selbst Verse, denen ein tief eingreifender Sinn mangelt, und die nur auf der Oberfläche schwimmen, durch die Anmuth der Form, durch die zierliche Verschlingung der Reime, den Geist wie in angenehmer Dämmerung mit lieblichem Spiel umfangen und so, ganz abgesehen davon, was der Verstand vergebens darin suchen dürfte, einen geheimnißvollen Zauber ausüben, dem kein reizbares Gemüth zu widerstehen vermag.

Ich. Aber der Mißbrauch, der nun von den Formkrämern gemacht wird . . .?

Berganza. Dieser sogenannte Mißbrauch möchte wol

in seiner Wirkung sich ganz auflösen, und ich glaube, daß in dem jetzt emporgekommenen strengen Beachten der Metrik sich auch der tiefere Ernst zeigt, der sich mit der eingetretenen verhängnißvollen Zeit über alle Zweige der Kunst und der Literatur verbreitet hat. Damals, als jeder sogenannte Dichter zu jedem seiner Liedlein sich selbst ein stolprichtes, holprichtes Metrum schuf, als die einzige südliche Form, welche man noch zu kennen schien, die Ottave rime, auf die tollste Weise verpfuscht und verhudelt wurde, damals wollten die Maler nicht mehr zeichnen lernen und die Componisten keinen Contrapunkt studiren. Kurz, es war eine Verachtung jeder Schule eingetreten, die in allen Künsten die verfehltesten Zerrbilder hervorbringen mußte. Selbst bei den mittelmäßigen Dichtern führen die Versuche in allerlei Formen zu einer gewissen Geregeltheit, die immer besser thut als die prosaische Ausgelassenheit des leeren Kopfes. Also bleibe ich dabei: es ist schön und erfreulich, daß man auf die Form, auf das Metrum recht viel Fleiß verwendet.

Ich. Deine Combinationen, lieber Berganza, sind ein Wenig kühn; doch kann ich Dir in der That nicht Unrecht geben. Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß sich meine Ansichten nach der Ueberzeugung eines verständigen Hundes regeln würden.

Berganza. In dem Zirkel meiner Damen befand sich ein junger Mann, den sie mit dem Namen Dichter beehrten und der, der neuesten Schule mit ganzer Seele anhängend, in lauter Sonetten, Canzonen u. s. w. lebte. Von besonderer Tiefe des Geistes war bei ihm nicht die Rede; seine Gedichte, in südlichen Formen geschrieben, hatten indessen einen gewissen Wohlklang und eine Lieblichkeit des Ausdrucks, wodurch Gemüth und Ohr des Kenners bestochen wurde. Er war, wie die Dichter insgemein sind, und wie man es beinahe von ihnen fordert, sehr verliebter Natur und verehrte von Weitem mit Inbrunst und Andacht Cäcilien wie eine Heilige. Ebenso wie der Dichter ließ es sich auch der Musiker, der übrigens viel älter war, angelegen sein, ihr ganz im Geist der Chevalerie den Hof zu machen, und es entstand oft zwischen Beiden ein komischer Wettstreit, in dem sie sich in tausend kleinen

Aufmerksamkeiten und Galanterien überboten. Cäcilia zeichnete Beide, die, im hohen Grade ausgebildet, all die musikalischen, declamatorischen und mimischen Spielereien der Dame nur um ihretwillen duldeten und nur für sie in dem Zirkel lebten, merklich vor all den übrigen jungen Laffen und Gecken, die sie umschwärmten, aus und belohnte ihre ganz absichtslose Galanterie mit einer heitern kindlichen Offenheit, die das Entzücken steigerte, womit sie das Mädchen im Gemüthe trugen. Ein freundliches Wort, ein holder Blick Diesem zugeworfen, erregte oft bei dem Andern eine komische Eifersucht, und es war höchst ergetzlich, wenn sie sich Beide, wie die Troubadours der alten Zeit, auf Lieder und Gesänge herausforderten, die Cäciliens Anmuth und Holdseligkeit priesen.

Ich. Das Bild ist anziehend, und solch ein unschuldiges zartes Verhältniß mit einem kindlichen Gemüthe kann dem Künstler nicht anders als wohlthun. Der Conflict des Dichters mit dem Musiker hat gewiß gute Werke hervorgebracht.

Berganza. Hast Du nicht bemerkt, mein lieber Freund, daß alle diejenigen Personen, die mit einem trockenen sterilen Gemüthe sich nur das Poetische aneignen, sich selbst und Alles, was sich mit ihnen zugetragen und noch zuträgt, für höchst besonders und wunderbar halten?

Ich. Allerdings — indem sie Alles das, was innerhalb der Wände ihres Schneckenhauses vorgeht, für wundervoll halten. Weil solchen erleuchteten Personen nichts Gemeines begegnen kann, bleibt ihr Sinn für die göttlichen Wunder der Natur verschlossen.

Berganza. So hatte auch meine Dame die Thorheit, Alles, was ihr begegnete, höchst sonderbar und ominös zu finden. Selbst ihre Kinder waren unter besondern Umständen und geistigen Beziehungen geboren, und sie gab nicht undeutlich zu verstehen, wie seltsame Contraste und widrige Elemente sich zu einer besondern Mischung in den Geistern ihrer Kinder vereinigt hätten. Außer Cäcilien hatte sie aber noch drei ältere Söhne, die unbedeutend und stumpf ausgeprägt waren wie gemeine Scheidemünze, und dann ein jüngeres Mädchen, die

in allen ihren Aeußerungen weder Gemüth noch Verstand zu erkennen gab. Cäcilia war demnach die Einzige, die wirklich von der Natur nicht allein mit einem tiefen Sinn für die Kunst, sondern auch mit einem genialen Productionsvermögen ausgestattet war. Bei einem weniger kindlichen unbefangenen Gemüthe hätte sie aber die Feierlichkeit, mit der die Mutter sie behandelte, und die beständigen Aeußerungen, daß in ihr eine Künstlerin geboren sei, wie es noch nie eine gab, leicht überspannen und auf Abwege führen können, von denen wenigstens ein Frauenzimmer nicht so leicht wieder zurückkehrt.

Ich. Wie, Berganza, Du glaubst auch an die Unverbesserlichkeit der Weiber?

Berganza. Mit ganzer Seele! Alle verschrobenen, überbildeten oder geistig erstarrten Weiber gehören, wenigstens nach dem fünfundzwanzigsten Jahr, unerbittlich ins ospitale degli incurabili; es ist mit ihnen nichts mehr zu machen. Die Blüthezeit der Frauenzimmer ist zugleich ihr eigentliches Leben, in dem sie sich mit nie erschlaffender Kraft doppelt aufgeregt fühlen, alle seine Erscheinungen begierig im Gemüthe aufzufassen. Wie mit glühendem Purpur umsäumt die Jugend alle Gestalten, daß sie wie verklärt dem freudetrunkenen Auge erglänzen, und ein ewiger bunter Frühling schmückt selbst die Dornenhecken mit süß duftenden Blumen. Nicht besondere Schönheit, nicht ein ungewöhnlicher Verstand, nein — nur jene Blüthezeit, nur irgend etwas, sei es im Aeußern, oder im Ton der Stimme oder sonst, das nur eine flüchtige Aufmerksamkeit erregen kann, reicht hin, dem Mädchen überall die Verehrung selbst geistreicher Männer zu verschaffen, so daß sie unter älteren ihres Geschlechtes wie im Triumphe als die Königin des Festes auftritt. Aber nach dem unglücklichen Wendepunkte verschwinden die schimmernden Farben, und mit einer gewissen Kälte, die in jedem Genuß das Geistig-Schmackhafte tödtet, verliert sich auch jene Regsamkeit des Geistes. Keine Frau wird im Stande sein, die Tendenzen zu ändern, welche sie in jener goldenen Zeit hatte, die ihr allein das Leben scheint, und war sie damals in Irrthümern des

Verstandes oder des Geschmackes befangen, so nimmt sie dieselben ins Grab, verlangte auch der Ton, die Mode der Zeit, sie mühsam zu verleugnen.

Ich. Es ist gut, Berganza, daß Dir nicht Frauenzimmer, die über den Wendepunkt hinaus sind, zuhören; Du würdest sonst übles Spiel haben.

Berganza. Glaube das nicht, mein Freund! Im Grunde fühlen die Frauenzimmer es selbst, wie in jener Blüthezeit sich ihr ganzes Leben concentrirt; denn nur daraus läßt sich die ihnen mit Recht vorgeworfene Thorheit erklären, ihr Alter zu verleugnen. Ueber den Wendepunkt hinaus will keine. Sie sträuben und sperren sich; sie kämpfen hartnäckig um das kleinste Plätzchen hinter dem Schlagbaum, der, sind sie hindurch, ihnen das Land voll Wonne und Heiterkeit auf immer verschließt. Drängen nun die jugendlichen Gestalten immer mehr und mehr, und jede, in die schönsten Blüthen des Frühlings geputzt, frägt: „Was will die Ungeschmückte, Traurige unter uns?“ dann müssen sie fliehen voller Scham und retten sich in den kleinen Garten, von dem sie wenigstens in den glänzenden Frühling hinüberschauen können, und an dessen Ausgang die Zahl Dreißig steht, vor der sie sich fürchten, wie vor dem Engel mit dem flammenden Schwert.

Ich. Das ist sehr pittoresk, aber auch mehr pittoresk als wahr! Denn habe ich nicht selbst ältere Weiber gekannt, deren Liebenswürdigkeit den Mangel an Jugend ganz vergessen ließ?

Berganza. Das ist nicht allein möglich, sondern ich will Dir sogar zugestehen, daß der Fall nicht zu selten eintreffen kann; mein Satz bleibt indessen doch unwiderruflich fest stehen. Eine verständige Frau, die, in früher Jugend gut erzogen, frei von Irrthümern, aus der Blüthezeit eine wohlthuende Ausbildung des Geistes herübergebracht hat, wird Dir allemal eine angenehme Unterhaltung gewähren, sobald Du Dir's gefallen lassen willst, in der Mitte zu schweben und allen höheren Forderungen zu entsagen. Ist sie geistreich, so wird sie nicht arm an witzigen Einfällen und Wendungen sein. Statt aber das rein Komische rein gemüthlich zu betrachten,

sind diese dann mehr in falschen Farben glänzende Ausbrüche eines innern Unmuthes, die Dich nur eine kleine Zeit hindurch täuschen und belustigen können. Ist sie schön, so wird sie nicht unterlassen, auch kokett zu sein, und Dein Interesse an ihr wird in einen eben nicht löblichen Faunismus — um nicht ein anderes verächtliches Wort zu brauchen — ausarten, den ein in der Blüthezeit stehendes Mädchen bei keinem Manne erregt, der nicht im höchsten Grade verderbt ist.

Ich. Goldene Worte! Goldene Worte! Aber das gänzliche Stehenbleiben, das Beharren in früheren Irrthümern nach dem bezeichneten Wendepunkt — es ist doch hart, Berganza.

Berganza. Aber wahr. Unsere Lustspieldichter haben das sehr gut gefühlt; daher wurde vor einiger Zeit unsere Bühne von den schmachtenden, empfindelnden alten Mamsells nicht leer — die traurigen Reste der empfindsamen Periode, in die ihre Blüthezeit fiel. Jetzt ist das nun längst ganz vorbei, und es wäre Zeit, die Corinnen in die Stelle treten zu lassen.

Ich. Du meinst doch nicht die herrliche Corinna,*) die Dichterin, die im Vatikan in Rom gekrönt wurde, — den herrlichen Myrtenbaum, der, in Italien gewurzelt, seine Aeste bis zu uns herübergerankt hat, daß, in seinem Schatten ruhend, uns des Südens Blumendüfte umsäuseln?

Berganza. Sehr schön und poetisch gesagt, wiewol das Bild etwas gigantesk ist, da der von Italien bis nach Deutschland herüberreichende Myrtenbaum wirklich im größten Stil gerathen. — Uebrigens habe ich eben jene Corinna gemeint, die, als über die Blüthezeit der Weiber hinaus ausdrücklich geschildert, wie ein wahrer Trost, ein wahres Labsal für alle alternden Frauen erschienen, denen nun das Thor der Poesie Kunst und Literatur angelweit geöffnet, wiewol sie zu bedenken hätten, daß sie nach meinem richtigen Grundsatz schon in der Blüthezeit Alles sein mußten und nichts mehr werden können. — Ist Dir die Corinna nie zuwider geworden?

*) Corinne ou l'Italie, Paris 1807, von Anne Louise Germaine Baronin von Staël-Holstein, geb. Necker. Vgl. Jean Paul's Werke, Hempel'sche Ausg. Thl. 52, S. 35 f. u. S. 65 ff. — A. d. H.

Ich. Wie wäre das möglich gewesen? — Nur freilich, wenn ich sie mir als im Leben wirklich zu mir hintretend dachte, glaubte ich mich von einem gewissen unwohlthätigen, unheimlichen Gefühl befangen; ich hätte mich nie in ihrer Nähe wohl und gemüthlich befunden.

Berganza. Dein Gefühl war ganz richtig; ich hätte mich, war ihr Arm und ihre Hand auch noch so schön, niemals von ihr streicheln lassen können, ohne einen gewissen inneren Abscheu zu spüren, der mich gewöhnlich des Appetits beraubt; — ich sage das nur hündischerweise. Im Grunde genommen, liegt aber in dem Geschick der Corinna selbst der Triumph meiner Lehre; denn vor dem glänzenden reinen Strahl der Jugend verschwindet in bloßen Schein ihr Nimbus, und in dem echt weiblichen Streben nach dem geliebten Manne geht sie in ihrer eigenen Unweiblichkeit oder vielmehr in ihrer verzerrten Weiblichkeit rettungslos unter. Meine Dame gefiel sich ungemein darin, die Corinna vorzustellen.

Ich. Welche Thorheit, wenn sie nicht wenigstens die wahre Anregung der Kunst in sich spürte!

Berganza. Nichts weniger als das, mein Freund, — Du kannst es mir glauben. Meine Dame hielt sich gern auf der Oberfläche, und sie hatte eine gewisse Fertigkeit erlangt, dieser Oberfläche einen Schimmer zu geben, der die Augen mit falschem Licht blendete, so daß man die Seichtigkeit nicht gewahr wurde. So glaubte sie, schon ihrer wirklich schönen Arme und Hände wegen die Corinna zu sein, und ging von der Zeit an, als sie das Buch gelesen, an Brust und Armen mehr entblößt, als es wol einer Frau in ihren Jahren geziemlich ist, und schmückte sich überaus mit zierlichen Ketten, antiken Cameen und Ringen, so wie sie oft mehrere Stunden zubrachte, ihr Haar mit köstlichen Oelen salben und in zierlichen künstlichen Geflechten zu diesem oder jenem antiken Kopfschmuck irgend einer Kaiserin aufringeln zu lassen. Böttiger's kleinliche Antikenkrämereien*) waren ihr eben recht; aber mit den mimischen Darstellungen nahm es ein plötzliches Ende.

*) Vgl. Karl August B. (geb. 1760, gest. 1835), Sabina oder die Römerin am Putztisch. 2 Bde., Leipzig 1806. — A. d. H.

Ich. Und wie das, Berganza?

Berganza. Du kannst denken, daß meine unerwartete Erscheinung als Sphinx der Sache schon einen ziemlichen Stoß gegeben hatte; indessen hatten die mimischen Darstellungen doch noch ihren Fortgang, zu denen ich aber nicht mehr zugelassen wurde. Zuweilen wurden nun auch nach der Dir bekannten Methode ganze Gruppen dargestellt; Cäcilia ließ sich indessen nie dazu bereden, daran Antheil zu nehmen. Endlich aber, als die Mutter sehr in sie drang, und als der Dichter und der Musiker sich in stürmischen Bitten vereinigten, ließ sie es sich doch gefallen, in der nächsten mimischen Akademie, wie meine Dame ihre Uebungen vornehm nannte, die Heilige, deren Namen sie bedeutungsvoll trug, darzustellen. Kaum war das Wort gegeben, als die Freunde in rastloser Thätigkeit sich beeiferten, Alles herbeizuschaffen und anzuordnen, was zur würdigen und effektvollen Darstellung der Heiligen durch die holde Geliebte nöthig war. Der Dichter wußte eine sehr gute Copie der heiligen Cäcilia von Carlo Dolce, die sich bekanntlich in der Dresdener Galerie befindet, aufzutreiben, und da er zugleich ein geschickter Zeichner war, zeichnete er dem Theaterschneider des Orts so genau jeden Theil der Gewänder vor, daß dieser im Stande war, aus schicklichen Stoffen Cäciliens Draperie ganz herzustellen; auch der Musiker that geheimnißvoll und sprach von dem Effect, den man ihm allein verdanken werde. Cäcilia, als sie das emsige Bemühen der Freunde sah, als Beide mehr als je sich beeiferten, ihr tausend angenehme Dinge zu sagen, fand immer mehr Interesse an der Rolle, die sie erst hartnäckig verschmäht hatte, und konnte kaum den Tag der Darstellung erwarten, der nun endlich herankam.

Ich. Ich bin begierig, Berganza, wiewol ich wieder einigen teuflischen Unrath merke.

Berganza. Diesmal hatte ich mir vorgenommen, in den Saal zu dringen, es koste, was es wolle; ich hielt mich an den Philosophen, und dieser, aus reiner Dankbarkeit, daß ich seiner Schelmerei so beigestanden, wußte auch mir so geschickt die Thür zu rechter Zeit zu öffnen, daß ich hineinschlüpfen

und meinen Platz, von Niemanden bemerkt, an gehöriger Stelle nehmen konnte. Man hatte diesmal einen Vorhang quer durch den Saal gezogen, und die Beleuchtung zwar oben, aber nicht wie sonst aus der Mitte strömend und die Gegenstände von allen Seiten so wie durchsichtig beleuchtend, sondern auf der einen Seite angebracht. Als der Vorhang sich wegschob, saß ganz wie auf Dolce's Gemälde, in seltsame Gewänder malerisch gekleidet, die heilige Cäcilia vor der kleinen alterthümlichen Orgel, und mit gesenktem Haupte tiefsinnig in die Tasten schauend, schien sie die Töne körperlich zu suchen, die geistig sie umschwebten. So glich sie ganz dem Gemälde Carlo Dolce's. Nun erklang ein ferner Accord, lang ausgehalten und in die Lüfte verschwebend. Cäcilia erhob leise den Kopf. Nun hörte man wie aus höchster Ferne einen Choral weiblicher Stimmen, ein Werk des Musikers. Die einfachen und doch in wunderbarer Folge fremd und wie aus einer andern Welt herabgekommen klingenden Accorde dieses Chors von Cherubim und Seraphim erinnerten mich lebhaft an manche Kirchenmusik, die ich vor zweihundert Jahren in Spanien und in Italien gehört, und ich fühlte denselben heiligen Schauer mich durchbeben wie damals. Cäciliens gen Himmel gerichtete Augen erglänzten in heiliger Verzückung, und unwillkürlich sank der Philosoph mit emporgehobenen Händen auf die Knie, indem er tief aus dem Innersten heraus rief: „Sancta Caecilia, ora pro nobis!“ Viele aus dem Zirkel folgten in wahrhafter Begeisterung seinem Beispiel, und als der Vorhang zurauschte, war Alles, selbst manches junge Mädchen nicht ausgenommen, in stille Andacht versunken, bis eine laute allgemeine Bewunderung dem Drange des innern Gefühls Luft machte. Der Dichter und der Musiker geberdeten sich wie närrisch, indem sie sich einmal über das andere umarmten und dabei heiße Thränen vergossen. Man hatte Cäcilien gebeten, den Abend über in den phantastischen Kleidern der Heiligen zu bleiben. Sie hatte es aber mit feinem Sinn ausgeschlagen, und als sie nun in ihrem gewöhnlichen einfachen Schmuck in der Gesellschaft erschien, strömte Alles mit den größten Lobeserhebungen auf sie zu,

indem sie mit kindlicher Unbefangenheit nicht begreifen konnte, was man denn so lobe, und alles tief Ergreifende der Darstellung auf die effectvollen Anordnungen des Dichters und des Musikers schob. Nur Madame war unzufrieden, da sie wohl fühlte, daß sie mit ihren nach Gemälden und Zeichnungen studirten und tausendmal vor dem Spiegel versuchten Posituren niemals auch nur einen Schatten der Wirkung hatte hervorbringen können, die Cäcilien auf das erste Mal so gelungen war. Sie bewies sehr künstlich, was Cäcilien noch Alles fehle, um eine mimische Künstlerin zu sein, welches dem Philosophen die leise boshafte Anmerkung ablockte, daß Cäcilien doch durchaus nicht geholfen sein würde, wenn Madame ihr das, was sie zur mimischen Künstlerin zu viel habe, abgebe. Madame beschloß damit, daß Privatstudien sowie der Unterricht in der Naturphilosophie es nöthig machten, ihre mimischen Darstellungen vor der Hand einzustellen. Diese im höchsten Unmuth gegebene Erklärung sowie der Tod eines alten Verwandten änderten überhaupt die ganze Einrichtung des Hauses. Dieser Alte war eine der possierlichsten Erscheinungen, die mir jemals vorgekommen.

Ich. Wie das?

Berganza. Er war von vornehmen Eltern geboren und, weil er etwas mit dem Bleistift kritzeln und auf der Violine schaben konnte, hatten sie ihm in jüngeren Jahren eingebildet, er verstehe etwas von der Kunst. Das hatte er endlich geglaubt und nun so lange von sich selbst keck behauptet, bis es auch Andere glaubten und ihm eine gewisse Geschmacks-Tyrannei, die er sich in seiner guten Zeit anmaßte, willig einräumten. Das konnte nun, da man nur zu bald seine Schwächlichkeit einsah, nicht lange dauern. Indessen datirte er von dieser Zeit seines höchsten eingebildeten Glanzes die kurze Periode des goldenen Zeitalters der Kunst und schimpfte ziemlich grob auf Alles, was nachher ohne sein Zuthun, und ohne die ihm eingeprägten Ammenregeln der Profession zu beachten, gefertigt worden. Der Mann war im Umgange, wie seine Periode, mittelmäßig und langweilig, aber in seinen künstlerischen Versuchen, die er noch nicht ganz

aufgeben konnte und die natürlicherweise höchst betrübt ausfielen, ebenso ergetzlich als in seinem komischen Eifer gegen Alles, was über seinen kleinen Duodez-Horizont hinausragte. Kurz, als der Mann, der mit seinen schiefen Kunstansichten bei seinem noch immer großen Einfluß viel Schaden hätte anrichten können, endlich glücklicherweise starb, befand er sich gerade im sechsten Alter.

Ich. Ganz recht: „... Das sechste Alter
Macht den besockten hagern Pantalon,
Brill' auf der Nase, Beutel an der Seite —
Die jugendliche Hose, wohl geschont,
'ne Welt zu weit für die verschrumpften Lenden.
Die tiefe Männerstimme, umgewandelt
Zum kindischen Discante, pfeift und quäkt
In seinem Ton!" ...

Berganza. Du hast Deinen Shakespeare*) wacker auf der Zunge! — Genug, der komische Alte, der nicht unterließ, Alles höchlich zu bewundern, was meine Dame unternahm, war nun todt und die Zirkel auf einige Zeit gestört, bis der Sohn eines Hausfreundes von der Akademie zurückkam und eine Anstellung erhielt; da wurde das Haus meiner Dame wieder lebendiger.

Ich. Wie geschah das?

Berganza. Kurz und gut, Cäcilia wurde an Monsieur George — so nannte ihn der schwindsüchtige Papa, dessen Bild mit Wasser in Wasser gemalt noch zu kräftig werden würde, — verheirathet, und die Hochzeitsnacht führte die unglückliche Katastrophe herbei, welche mich herbrachte.

Ich. Was? Cäcilia verheirathet? — Und wie ging es mit den Galanterien des Dichters und des Musikers?

Berganza. Könnten Lieder tödten, so wäre George gewiß nicht am Leben geblieben. — Madame hatte seine Ankunft mit vielem Pomp verkündigt, und das war nöthig, um ihn vor dem lauten Spott zu sichern, den sonst sein linkisches Betragen, seine bis zum Ekel wiederholten Erzählungen

*) In dem Lustspiel: Wie es Euch gefällt. 2. Aufz. 7. Scene. - A. d. H.

nichtsbedeutender Dinge hervorgebracht haben würden. Er hatte sichtlich früh an dem Uebel gelitten, das den armen Campuzano in das Hospital der Auferstehung brachte; das sowie vielleicht noch andere Jugendsünden mochte auf seinen Verstand gewirkt haben. Seine ganze Phantasie drehte sich um die Begebenheiten seiner akademischen Jahre, und zur Würze dienten ihm, war er unter Männern, die niedrigsten Zoten, wie ich sie kaum in den Wachtstuben und gemeinen Schenken gehört habe, welche er mit sichtlichem Behagen und großer Freude nicht aufhören konnte zu erzählen. Waren Damen zugegen, so rief er Diesen oder Jenen in die Ecke des Zimmers und machte durch ein schallendes Gelächter bei dem Schlusse der Erzählung der Gesellschaft bemerkbar, daß das wieder ein ganz verfluchter Spaß gewesen sei. Du kannst denken, lieber Freund, daß dieser unsaubere Geist unter den höher Gesinnten des Zirkels einigen Abscheu und Ekel erregen mußte.

Ich. Aber Cäcilia, die kindliche reine Cäcilia, wie konnte sie nur einen solchen verworfenen Menschen . . .?

Berganza. O mein Freund, den künstlichen Schlingen des Teufels, der jede Gelegenheit benutzt, seinen Hohn gegen die Menschen in gewaltsamen Contrasten recht auszulassen, — denen ist es sehr schwer zu entgehen. George näherte sich Cäcilien im Einverständnisse mit der Mutter. Er wußte durch anscheinend unbedeutende, aber mit der Erfahrung des abgefeimten Lüstlings wohlberechnete Liebkosungen ihre Sinnlichkeit zu reizen; er wußte durch manche leicht verhüllte Zote ihre Neugierde auf gewisse Geheimnisse zu leiten, die nun sie mit magischer Kraft umfingen, und begierig zog die unbefangene kindliche Seele, einmal in den verderblichen Kreis hineingelockt, den giftigen Dunst ein, von dem betäubt sie sich als Opfer der unglückseligsten Convenienz hingeben sollte.

Ich. Der Convenienz?

Berganza. Was anders! Madame's zerrüttete Vermögensumstände machten die Verbindung mit dem reichen Hause wünschenswerth, und all die hohen Kunstaussichten und -Ansichten, von denen man in so vielen wohlgestellten

Floskeln und Phrasen gesprochen, gingen darüber zum Teufel.

Ich. Aber noch kann ich immer nicht begreifen, wie Cäcilia . . .

Berganza. Cäcilia hatte noch nie geliebt; jetzt nahm sie die gereizte Sinnlichkeit für jenes hohe Gefühl selbst, und konnte das siedende Blut jenen göttlichen Funken, der sonst in ihrer Brust brannte, auch nicht verlöschen, so glimmte er doch nur mühsam fort und konnte nicht mehr zur reinen Flamme auflodern. — Kurz, die Heirath wurde vollzogen.

Ich. Aber Deine Katastrophe, lieber Berganza . . .

Berganza. Die ist nun, nachdem das Wichtigste vorüber, mit wenigen Worten bald erzählt. Du kannst denken, wie ich den George haßte. Er durfte in meiner Gegenwart seine ekelhaften Liebkosungen nur bis zu einem gewissen Grade steigern; gewisse ihm ganz eigene Zärtlichkeiten störte ich augenblicklich durch gewaltiges Knurren, und George's Versuch, mich einmal mit einer Ohrfeige zur Ruhe zu verweisen, bestrafte ich mit einem tüchtigen Biß nach der Wade, die ich ausgerissen hätte, wenn es möglich gewesen wäre, etwas Anderes zu fassen als den festen Knochen. Da stieß das Männlein einen Schrei aus, der bis in das dritte Zimmer nachgellte, und schwur mir den Tod. Cäcilia behielt mich dessenungeachtet lieb — sie bat für mich; aber mich mitzunehmen, so wie sie es im Sinne hatte, daran war nicht zu denken. Alles war dagegen, weil ich nach des Bräutigams Wade geschnappt, wiewol der unentschiedene Charakter, der noch zuweilen ins Haus kam, keck behauptete, George's Wade sei eine Negation, ein Non-Ens, die Sünde dagegen daher unmöglich; in Nichts könne man nicht hineinbeißen u. s. w. Ich sollte bei Madame bleiben. Welch ein trauriges Verhängniß!

Am Hochzeitstage spät abends machte ich mich heimlich davon; als ich aber bei George's hell erleuchtetem Hause vorüberkam und die Hausthür weit geöffnet sah, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, von Cäcilien, koste es, was es wolle, noch einmal ganz nach meiner alten Art Abschied

zu nehmen. Ich schlich mich daher mit den hineinströmenden Gästen die Treppe hinauf, und mein Glücksstern ließ mich die freundliche Lisette, Cäciliens Kammermädchen, finden, die mich in ihr Stübchen lockte, wo mir bald ein stattliches Stück Braten entgegendampfte. Ich fraß im Zorn und Grimm, und um mich zu der mir wahrscheinlich bevorstehenden weiten Reise recht zu stärken, Alles hinein, was sie mir gegeben, und schlich dann in den erleuchteten Corridor. In dem Gedränge der auf- und abtreibenden Bedienten, der Zuschauer, die sich eingefunden, bemerkte mich Niemand.

Ich schnupperte und spürte bedächtig umher, und mein feines Organ verrieth mir Cäciliens Nähe. Eine halb geöffnete Thür erlaubte mir den Eingang, und eben in dem Augenblick kam Cäcilia im prächtigen Brautputz mit einem paar Freundinnen aus einem Nebenzimmer. Unklug wäre es gewesen, sich jetzt schon zu zeigen; ich drückte mich daher in die Ecke und ließ sie vorüber. Kaum war ich allein, als ein süßer Duft, der aus dem Nebenzimmer strömte, mich anlockte. Ich schlüpfte hinein und befand mich in dem herrlich geputzten duftenden Brautgemach. Eine Alabasterlampe warf ihr mildes Licht auf die Gegenstände umher, und ich erblickte Cäciliens zierliche mit Spitzen reich besetzte Nachtkleider, die auf dem Sopha ausgebreitet lagen. Nicht umhin konnte ich, sie mit Wohlgefallen zu beschnüffeln. Indem hörte ich hastige Schritte in dem Nebenzimmer und eilte, mich in einem Winkel neben dem Brautbette zu verstecken. Cäcilia trat erhitzt herein; Lisette folgte ihr, und in wenigen Minuten war das reiche Gewand mit dem einfachen Nachtkleide vertauscht. — Wie schön sie war! — Ich kroch leise winselnd hervor. — „Was, Du da, mein treuer Hund?" rief sie, und meine plötzliche Erscheinung in dieser Stunde schien auf eine ganz eigene gespenstische Weise sie anzuregen; denn eine plötzliche Bläße überflog ihr Gesicht, und die Hand nach mir ausstreckend, schien sie sich überzeugen zu wollen, ob ich denn wirklich da oder ob ich nur ein Phantom sei. Seltsame Ahnungen mußten sie durchdringen; denn Thränen stürzten ihr aus den Augen, und sie sagte: „Geh, geh, treuer Hund! Nun muß

ich Alles verlassen, was mir bisher lieb war, weil ich ihn habe. Ach, sie sagen ja, er wird mir Alles ersetzen. Er ist auch wirklich ein recht guter Mann; er meint es gut, wenn auch bisweilen .... Doch ich versteh' es ja nicht! — Nun geh, geh!" — Lisette öffnete die Thür; ich kroch aber unter das Bett. Lisette sagte nichts, und Cäcilia hatte es nicht bemerkt. —

Sie war allein und mußte bald dem ungeduldigen Bräutigam die Thür öffnen. Er schien berauscht; denn er ergoß sich in den pöbelhaftesten Zoten und mißhandelte die zarte Braut mit seinen plumpen Liebkosungen. Wie er nun so schamlos mit der nie zu befriedigenden Begier des entnervten Lüstlings die geheimsten Reize des keuschen Mädchens enthüllte, wie sie, dem Opferlamm gleich, still weinend unter seinen rohen Fäusten litt, das machte mich schon toll. Ich murrte unwillkürlich; aber Niemand hörte es.

Nun nahm er Cäcilien in seine Arme und wollte sie ins Bett tragen; aber der Wein wirkte immer mehr, und er taumelte mit ihr gegen den Bettpfosten, der sie an den Kopf traf, daß sie aufschrie. Sie riß sich aus seinen Armen und stürzte sich ins Bett. — „Liebchen, bin ich besoffen? — Sei nicht böse, Liebchen!" stammelte er mit lallender Zunge, indem er seinen Schlafrock herunterriß und ihr nach wollte. Aber im jähen Schreck über die entsetzliche Mißhandlung des elenden Schwächlings, der in der keuschen engelreinen Braut nur das feile Freudenmädchen sah, schrie sie auf in schneidendem Jammer: „Ich Unglückselige! Wer schützt mich vor diesem Menschen!"*)

Da sprang ich wüthend hervor aufs Bett, packte mit einem kräftigen Biß den dürren Schenkel des Elenden und riß ihn über den Boden des Zimmers zur Thür, die ich, mich mit voller Gewalt andrängend, aufsprengte, hinaus auf den Flur. Indem ich ihn zerfleischte, daß er blutbedeckt dalag, raf'te er vor Schmerz, und die fürchterlichen hohlen Töne, die

*) Etwas Wahres aus Hoffmann's Leben in Bamberg liegt dieser Geschichte zu Grunde. Vgl. Z. Funck (C. F. Kunz), Aus dem Leben zweier Dichter. (Leipzig 1836), S. 85—93.

er ausstieß, weckten das ganze Haus. Bald wurde es lebendig — Bediente, Mägde rannten die Treppe herab, mit Ofengabeln, Schaufeln, Prügeln bewaffnet; aber mit stummem, starrem Entsetzen betrachteten sie die Scene. Keiner wagte sich mir näher; denn sie hielten mich für toll und fürchteten meinen verderblichen Biß. Unterdessen stöhnte und ächzte halb ohnmächtig George unter meinen Bissen und Tritten; ich konnte nicht von ihm ablassen. Da flogen Prügel, Geschirre nach mir; krachend zersplitterten die Fenster; Gläser, Teller, noch vom gestrigen Schmause stehen geblieben, stürzten zertrümmert von den Tischen; aber mich traf kein wohlgezielter Wurf. Der lange verhaltene Grimm machte mich mordsüchtig; ich war im Begriff, meinen Feind bei der Kehle zu packen und ihm den Garaus zu machen. Da sprang einer mit einem Gewehr aus dem Zimmer, das er sogleich auf mich abdrückte; die Kugel sauste mir dicht bei den Ohren vorbei. Ich ließ den Feind ohnmächtig liegen und setzte die Treppe hinab.

Wie das wüthende Heer kam mir nun der dicke Haufe nachgetrappelt. Meine Flucht gab ihnen Muth. Aufs Neue flogen Besen, Prügel, Ziegelsteine mir nach, von denen mich einige hart genug trafen. Nun war es Zeit, sich aus dem Staube zu machen. Ich stürzte mich auf die Hinterthür; sie war zum Glück nur angelehnt, und im Augenblick befand ich mich in dem weitläufigen Garten. Schon tobte mir der Haufe nach — der Schuß hatte die Nachbarn geweckt. — „Ein toller Hund, ein toller Hund!" erscholl es überall. Nach mir geworfene Steine sausten durch die Luft. Da gelang es mir nach drei vergeblichen Sprüngen, endlich über die Mauer zu setzen, und nun rannte ich unaufhaltsam fort durch das Feld, und gönnte mir kaum einen Augenblick Ruhe, bis ich glücklich hier anlangte, wo ich auf eine seltsame Weise mein Unterkommen beim Theater fand.

Ich. Wie, Berganza? — Du bei dem Theater?

Berganza. Du weißt ja, daß das eine alte Neigung von mir ist.

Ich. Ja, ich erinnere mich, daß Du schon Deine Helden-

thaten auf dem Theater Deinem Freunde Scipio erzähltest. Also setzest Du diese jetzt von Neuem fort?

Berganza. Mit nichten; ich bin jetzt so wie unsere Theaterhelden ganz zahm, in gewisser Art conversationsmäßig geworden. Statt daß ich sonst als des Ritters wackere Dogge den Feind zu Boden warf oder den Drachen in den Wampen packte, tanze ich jetzt nach Tamino's Flöte und erschrecke den Papageno. Ach, mein Freund, es kostet einem ehrlichen Hunde viel Mühe, sich so durch die Welt zu hantiren. Aber sage mir, wie hat Dir die Geschichte der Hochzeitnacht gefallen?

Ich. Aufrichtig gesagt, lieber Berganza, scheinst Du mir die Sache zu schwarz gesehen zu haben. Cäcilia mochte von der Natur auf die seltenste Weise zur Künstlerin ausgestattet gewesen sein, ich geb' es zu ....

Berganza. Zur Künstlerin ausgestattet? — Ha, Freund, hättest Du nur drei Töne von ihr gehört, Du würdest sagen, die Natur habe den geheimnißvollsten Zauber des heiligen Tons, der die Wesen entzückt, in ihr Inneres gelegt! — O Johannes, Johannes, das waren ja oft Deine Worte. Doch weiter mit Deinem Einwurf, mein poetischer Freund!

Ich. Nicht empfindlich, Berganza! — Ich meine ferner, es sei möglich, daß der George eigentlich eine Bestie war — verzeih mir den Ausdruck! Konnte nun aber Cäciliens Gemüth die Bestie nicht entbestialisiren und er wie mancher junge Lüstling nicht ein ganz ordentlicher ehrenfester Ehemann, sie aber eine biedere Hausfrau werden? Und dann wäre doch immer ein sehr guter Zweck erreicht.

Berganza. O ja! Indessen höre recht aufmerksam an, was ich Dir jetzt sagen werde! — Es besitzt Jemand ein Stück Land, das die Natur mit ganz besonderem Wohlgefallen im Schooße der Erde mit allerlei wunderbaren farbigen Schichten und metallischen Oelen, vom Himmel herab aber mit duftigen Dünsten und feurigen Strahlen nährte, daß die schönsten Blumen ihre bunten glänzenden Häupter über das gesegnete Land erheben und ihre mannichfaltigen Wohlgerüche, wie in einem jubelnden Chorał zum Himmel auf-

athmend, die gütige Natur preisen. Nun will er das herrliche Stückchen Erde verkaufen, und es fänden sich auch wohl Viele, die die holden Blumen lieben, hegen und pflegen würden; aber er selbst denkt: Blumen sind nur zum Putz und ihr Duft ist eitel, und schlägt das Land an Einen los, der die Blumen ausrupft und dafür tüchtiges Gemüse, Kartoffeln und Rüben anpflanzte, das nun zwar nützlich ist, weil man satt davon werden kann; aber die holden duftenden Blumen sind untergegangen auf immer. Was würdest Du zu diesem Besitzer, zu diesem Gemüsegärtner sagen?

Ich. O, daß der Teufel den verfluchten Gemüsegärtner tausendmal mit seinen Krallen zerrisse!

Berganza. Recht so, mein Freund! Nun sind wir einig, und so ist mein Grimm in der verrufenen Hochzeitsnacht, die mir ewig unvergeßlich bleiben wird, hinlänglich entschuldigt!

Ich. Höre, lieber Berganza, Du hast da erst eine Materie berührt, die mich nur zu sehr interessirt, — das Theater.

Berganza. Vom Theater überhaupt nur zu reden, ekelt mich über alle Maßen an. Es ist eine der abgedroschensten Materien seit der Zeit, daß Theaternachrichten in allen nur möglichen Zeitschriften stehende Artikel geworden sind und Jeder, der auch mit dem ungeübtesten Blick, ohne alle Vorkenntnisse, hineinguckt, sich berufen fühlt, darüber hin und her zu schwatzen.

Ich. Aber da Du selbst so viel poetischen Sinn zeigst, ja selbst des poetischen Ausdrucks mächtig bist, so daß, da Du Deine Pfote schwerlich jemals wirst zum Schreiben brauchen können, ich immer Deinen Schreiber machen und jedes Deiner Worte aufschreiben möchte, so oft Dir der Himmel zu sprechen vergönnt: sage mir, ist wol die Absicht unserer neuen Dichter, das Theater wieder aus dem Schlamme zu ziehen, in den es bisher versunken, zu verkennen? — Wie viele herrliche Bühnenwerke sind in der neuesten Zeit entstanden, und . . .

Berganza. Halt, lieber Freund! Dies Bestreben, end-

lich einmal die Bühne auf den ihr gebührenden hohen poetischen Standpunkt zu erheben und sie aus dem Schlamme der Gemeinheit zu retten, verdient die rege Theilnahme und das aufmunternde Lob aller wahrhaft poetisch Gesinnten; allein außerdem, daß sich noch eine ganze Masse Menschen, die den Pöbel auf ihrer Seite hat oder vielmehr selbst der Pöbel ist, einerlei, ob er aus der Loge oder von der Galerie ins Theater schaut, jenem Bestreben entgegensetzt, so scheint auch die Verworfenheit und die Imbecillität unserer Schauspieler und Schauspielerinnen immer mehr zuzunehmen, so daß es bald unmöglich sein wird, ihnen irgend ein Meisterwerk in die Hände zu geben, ohne es von ihren groben Fäusten zerrissen und zerfetzt zu sehen.

Ich. Dein Urtheil über unsere Bühnenhelden finde ich hart.

Berganza. Aber wahr! — Um das Volk recht von innen kennen zu lernen, muß man so wie ich eine Zeit lang unter ihnen gelebt und oftmals in der Garderobe den stillen Beobachter gemacht haben. Es ist wohl etwas Herrliches, irgend einen großen Charakter der alten oder neuern Zeit, den der Dichter mit Kraft und Wahrheit geschildert und dem er Worte in den Mund gelegt hat, die dem erhabenen Sinne geziemen, nun darstellend so in das Leben zu rufen, daß es dem Zuschauer vergönnt scheint, den Helden in seiner schönsten Zeit handeln zu sehen und die höchste Glorie, zu der er sich aufgeschwungen, anzustaunen oder seinen Untergang zu betrauern. Man sollte glauben, die ganze Phantasie des Schauspielers müßte erfüllt sein von dem darzustellenden Charakter; ja, er müßte selbst der Held geworden sein, der so und nicht anders sprechen und handeln kann, und der bewußtlos Erstaunen, Bewunderung, Entzücken, Furcht und Entsetzen erregt. — Nun höre man aber den Helden hinter den Coulissen, wie er auf die Rolle schimpft, wenn die Hände sich nicht rührten, wie er sich in der Garderobe in gemeinen Späßen erlabt, wenn er endlich „den Drang des Hohen abgeschüttelt", — ja, wie er sich etwas darauf zu Gute thut, die Rolle, je poetischer sie ist, und je weniger sie daher von ihm verstanden

wird, desto geringer und verächtlicher zu behandeln und, als in der Einbildung höher stehend, die sogenannten Kenner zu bespötteln, denen solch unverständiges tolles Zeug eine kindische Freude machen kann. — Mit den Damen hat es ganz die gleiche Bewandniß; nur ist es noch schwieriger, sie zu irgend einer exotischen Rolle zu bewegen, da sie einen nach ihrem Geschmack vortheilhaften Anzug und wenigstens einen nach ihrem Ausdruck brillanten Abgang als unerläßliche Bedingnisse voraussetzen.

Ich. Berganza, Berganza, — schon wieder ein Ausfall auf die Weiber!

Berganza. Der aber nur zu gerecht ist. Einer von Euern neuesten Bühnendichtern, der wahrhaft poetische Werke geliefert, welche vielleicht blos deshalb nicht mehr Glück auf der Bühne machten, weil die elenden Bretter zu schwach waren, das Kolossale zu tragen, indem ein gigantischer geharnischter Held der Vorzeit ganz anders auftritt als ein Hofrath im gestickten Staatskleide, — dieser Dichter nun war, wenn eins seiner Stücke zur Aufführung kam, vielleicht zu ängstlich besorgt, daß im Aeußern, was Decorationen und Costüme betraf, Alles ganz nach seiner Idee ausgeführt werde. Als nun eine weltberühmte und als poetisch höchst gebildet ausgeschrieene Schauspielerin bei einem großen Theater in seinem neuesten Stücke eine tief in das Ganze eingreifende Rolle übernommen hatte, ging er zu ihr hin und bemühte sich, recht weitläufig und deutlich ihr darzulegen, wie sie in ein langes, ägyptisches, erdfarbenes, faltenreiches Gewand gekleidet sein müsse, da er sich eben von der fremdartigen Kleidung recht viel verspreche. Nachdem er beinahe zwei Stunden hindurch ganz herrlich und tief von den bedeutungsvollen ägyptischen Gewändern und vorzüglich von dem in Rede stehenden gesprochen, ja sich selbst in einen zufällig da liegenden Shawl auf verschiedene Weise ägyptisch drapirt und sie ihm ganz geduldig zugehört hatte, erhielt er den kurzen Bescheid: „Ich will's versuchen. Steht es mir, so ist's gut; steht's mir nicht, so lass' ich's bleiben und kleide mich nach meinem Geschmack."

Ich. Du kennst allerdings die Schwächen unserer Bühnenhelden und Königinnen, lieber Berganza, und ich behaupte auch mit Dir, daß kein Schauspieler in der Welt im Stande sein wird, den Mangel eines innigen tiefen Gefühls, mit dem er den poetischen Charakter seiner Rolle ganz in sich aufnimmt, ja gleichsam zu seinem eigenen Ich macht, durch äußere Vortheile zu ersetzen. Er kann augenblicklich den Zuschauer übertäuben; aber immer wird dem Spiel die Wahrheit fehlen und er jeden Augenblick Gefahr laufen, auf dem Falschen ertappt und des falschen Schmuckes beraubt zu werden. Doch giebt es Ausnahmen.

Berganza. Höchst selten.

Ich. Und doch — manchmal gerade da, wo man sie am Wenigsten sucht. So sah ich vor kurzer Zeit auf einem kleinen Theater einen Schauspieler den Hamlet mit ergreifender Wahrheit darstellen. Die düstere Schwermuth, die Verachtung des menschlichen Treibens um ihn her, bei dem steten Gedanken an die entsetzliche That, die zu rächen ihn eine grauenvolle Erscheinung aus dem Grabe aufgefordert, der verstellte Wahnsinn — Alles trat aus seinem tiefsten Innern in den lebendigsten Zügen heraus. Er war ganz Der, „dem das Schicksal eine Last auflegte, die er nicht zu tragen vermag".

Berganza. Ich errathe, daß Du von dem Schauspieler sprichst, der, von einem Orte zum andern wandernd, vergebens die ideale Bühne sucht, welche nur im Mindesten den gerechten Ansprüchen zusagt, welche er an das Theater als gebildeter, denkender Schauspieler macht. — Glaubst Du nicht — im Vorbeigehen gesagt —, daß sich darin schon die tiefe Erbärmlichkeit unserer gewöhnlichen Schauspieler recht charakteristisch ausspricht, daß man als etwas Besonderes rühmt: es ist ein denkender Schauspieler? Wer also wirklich wie ein Mensch, dem der liebe Gott eine lebendige Seele gegeben, denkt oder wenigstens die Mühe nicht scheut, zu denken, der ist schon etwas Außerordentliches.

Ich. Du hast Recht, Berganza. — So ist oft ein gäng und gebe gewordenes Wort der Typus dafür, wie es überhaupt mit der Sache steht.

Berganza. Uebrigens gehört der Schauspieler, von dem wir sprechen,*) wirklich zu den allerseltensten. Nur wird er, weil oft Launen ihn beherrschen, von dem Publicum meistentheils verkannt, von seinen Collegen aber gehaßt, weil er sich nie zu ihren Gemeinheiten, zu ihren pöbelhaften Späßen, zu ihren kleinlichen Klatschereien, und was weiß ich mehr, herabläßt; kurz, er ist für unsre jetzigen Bretter zu gut.

Ich. Sollte denn zur Verbesserung unserer Bühne gar keine Hoffnung vorhanden sein?

Berganza. Wenig. Selbst von den Schauspielern will ich einen Theil der Schuld weg- und ihn dem Heer der überdummen Schauspieldirectoren und Regisseurs zuschieben. Diese gehen von dem Grundsatz aus: „Das Stück ist gut, welches die Kasse füllt und worin die Schauspieler häufig beklascht werden. Mit diesem oder jenem Schauspiel ist dies am Allermehrsten der Fall gewesen, und je mehr sich nun ein neues in der Form, der Anlage und dem Ausdruck demselben nähert, desto besser, je mehr es sich davon entfernt, desto schlechter ist es." — Neuigkeiten müssen auf die Bühne, und da doch nun die Stimmen der Dichter nicht ganz verklingen, sondern von gar Manchem gehört werden, so ist es nicht zu vermeiden, auch manche Producte, die sich dem Maßstabe der Gemeinheit nicht recht fügen wollen, bei dem Theater anzunehmen. Damit der arme Dichter aber nicht ganz sinke, damit er doch nur einigermaßen die auf den Brettern als unerläßlich angenommenen Bedingungen erfülle, ist der Herr Regisseur so gütig, sich seiner anzunehmen und sein Stück zu streichen. Das heißt: es werden Reden, ja sogar Scenen ausgelassen oder versetzt, so daß alle Einheit des Ganzen, jeder von dem Dichter mit Bedacht und Ueberlegung vorbereitete Effect zerstört wird und der Zuschauer, dem nur die gröbsten Farbenstriche ohne alle Verschmelzung durch die Mitteltinten blieben, nicht mehr erkennen kann, was das Ding eigentlich vorstellen soll. Der Regisseur ist hoch erfreut, wenn in seinem Sinn

*) Leo. Anmerkung des Verlegers (C. F. Kunz). — Er war zu Hoffmann's Zeit Schauspieler in Bamberg. — A. d. H.

nur die Personen regelrecht kommen und gehen und ebenso normal das Theater sich verändert.

Ich. Ach, Berganza, Du hast ein wahres Wort gesprochen. — Aber, ist es denn nicht eine furchtbare Eitelkeit, die nur durch die stupideste Stupidität erzeugt werden kann, wenn solch ein Bursche sich über das Werk des Dichters, das dieser so lange im Innern trug, wovon er jeden Moment wohl überdachte und überlegte, ehe er das Ganze gerundet aufschrieb, erheben will? Aber gerade in den Werken der größten Dichter entfaltet sich nur dem poetischen Sinn der innere Zusammenhang; der Faden, der sich durch das Ganze schlängelt und jeden kleinsten Theil dem Ganzen fest anreiht, wird nur dem tiefen Blick des echten Kenners sichtbar. Darf ich's denn wol noch sagen, daß das bei dem Shakespeare mehr als bei irgend einem andern Dichter der Fall ist?

Berganza. Ich setze hinzu: und bei meinem Calderon, dessen Schauspiele zu meiner guten Zeit in Spanien das Publicum entzückten.

Ich. Du hast Recht, und Beide sind auch innig verwandte Geister, die sich oft sogar in ähnlichen Bildern aussprechen.

Berganza. Es giebt nur eine Wahrheit. — Aber was sagst Du zu dem gewissen Mittelgut, das bei Euch nur in zu großer Menge zu Markte gebracht wird? Es ist nicht gerade schlecht zu nennen; glückliche Ideen und Gedanken fehlen nicht; aber diese muß man wie den Goldfisch mühsam aus dem Wasser angeln, und die Langeweile, die man dabei empfindet, stumpft den Geist für die momentane Erscheinung irgend eines poetischen Blitzes ganz ab; — man wird ihn endlich kaum gewahr.

Ich. Dies Mittelgut — zugeben muß ich Dir leider, daß es dessen bei uns nur zu viel giebt — überlasse ich unbedingt der Discretion der Regisseurs, die ihre Blei- und Rothstifte daran üben können. Denn gewöhnlich gleicht ein solches Werk den sibyllinischen Büchern, die, so viel man auch davon wegwerfen mochte, noch immer ein brauchbares Ganze blieben, so daß man den Verlust nicht bemerkte. Vorzüglich herrscht

auch eine gewisse Schwatzhaftigkeit darin, eine gewisse Prägnanz, in der jede einzelne Strophe immer die zehn folgenden zu gebären scheint u. s. f., und leider hat ein schon verstorbener großer Dichter, vorzüglich durch seine ersten metrisch geschriebenen Stücke dazu den mächtigen Anlaß gegeben. — Ja, ja! Dies Mittelgut mag gestrichen werden.

Berganza. Ganz gestrichen! Es soll gar nicht auf die Bühne kommen, da bin ich ganz Deiner Meinung. Muß es aber des launenhaften Publicums wegen, das den steten Wechsel neuer Vorstellungen verlangt, aus Bedürfniß, weil die Meisterwerke so selten sind, dennoch auf die Bühne kommen, so finde ich auch hier sogar das Streichen in der gewöhnlichen Art sehr gefährlich, wo nicht gar unzulässig. Auch der mittelmäßigere Dichter hat seine Intentionen, die er manchmal in Scenen verfolgt, die leicht dem unpoetischen Sinn als sogenannte Flickscenen erscheinen können. — Kurz, lieber Freund, um ein solches Werk im poetischen Feuer zu läutern und so das darin enthaltene Gold, von Schlacken gesäubert, im künstlichen Gefüge zu ordnen, dazu gehört nicht weniger, als daß man selbst ein guter Dichter sei und so die Rechte der Meisterschaft ausübe, die man durch den gereinigtsten Geschmack, durch die tiefste poetische Erfahrung erlangt hat.

Ich. Freilich ist dieser Maßstab für unsere Bühnendirectoren und Regisseurs nicht tauglich. Aber unter dem Mittelgut schleicht sich denn doch zuweilen ein poetisches Stück durch, was lebensvoll und kräftig gedichtet, seine Wirkung auf die Menge nicht verfehlen kann. Director und Regisseur hatten es gemessen und seine Länge, Breite und Dicke regelrecht gefunden; den Inhalt hatten sie im völligen Einverständniß für ungemein abgeschmackt erklärt, und da es mehrmals von Kennern verlangt, freuten sie sich auf ihren Triumph, wenn das Stück, wie natürlich, ausgepfiffen werden würde. Recht boshafterweise hatte der Regisseur auch von dem heillosen Dichter ganz seine wohlthätige Hand abgezogen und ihn völlig in seiner natürlichen Rohheit, in seiner Unkenntniß alles theatralischen Effects bloßgestellt, so daß, wenn er, der

Herr Regisseur, nur an die ersten Scenen dachte, er ein vornehmes mitleidiges Lächeln, in dem sich das stolze Bewußtsein eigener Ueberlegenheit und Größe spiegelte, nicht unterdrücken konnte. — Nun — wer hätte das gedacht? — gefällt aber das lebendige, herrliche Spiel ganz ungemein; es elektrisirt die Menge; stille Andacht und lauter Jubel wechseln, durch die unwiderstehliche Macht der poetischen Wahrheit des Gedichts angeregt. Da giebt es denn eine komische Scene zwischen dem Director und dem Regisseur, die Beide etwas verblüfft die Meinung von dem nicht verstandenen Stück, die sie erst unverholen äußerten, nun einander ableugnen. Trifft es sich gar, daß die Schauspieler in einem solchen Stücke recht applaudirt worden sind, so treten auch diese auf die Seite des Dichters, wiewol sie alle im Stillen doch den Unverstand des Publicums belachen, das sich durch die persönliche Vortrefflichkeit der Spieler so blenden ließ, daß es den unverständlichen Unsinn des Gedichts für was Rechtes hielt.

Berganza. Gar nicht lange her ist es, daß ich ein Beispiel dazu erlebte, was Du eben gesagt hast. Es war das tiefsinnigste und zugleich lebendigste Stücke des hochverehrten Calderon de la Barca, „Die Andacht zum Kreuz", welches man auf vieles Andringen der poetisch Gesinnten in Eurer höchst vortrefflichen Uebersetzung auf die Bühne brachte, und welches bei dem Publicum so wie hinter den Coulissen alle die ergetzlichen Wirkungen hatte, die Du so eben beschriebst.

Ich. Auch ich habe „Die Andacht zum Kreuz" aufführen gesehen, und der Eindruck auf die Menge war nicht zu verkennen; aber manche hochgebildete Personen fanden das Stück verwerflich, weil es unmoralisch sei.

Berganza. Eben in diesem Urtheil spricht sich Eure jetzige Verschrobenheit, ja ich möchte sagen Verderbtheit aus. Ueberhaupt rechne ich den Verfall Eures Theaters von der Zeit, als man die moralische Verbesserung der Menschen als den höchsten, ja einzigen Zweck der Bühne angab und so dieselbe zur Zuchtschule machen wollte. Das Lustigste konnte nicht mehr erfreuen; denn hinter jedem Scherz ragte die Ruthe des moralischen Schulmeisters hervor, der gerade dann am

Geneigtesten ist, die Kinder zu strafen, wenn sie sich dem Vergnügen ganz überlassen.

Ich. Ich fühle die kräftigen Hiebe der Ruthe; schnell wandelt sich das unschickliche Gelächter um in schickliches Weinen.

Berganza. Ihr Deutsche kommt mir vor wie jener Mathematiker, der, nachdem er Gluck's „Iphigenia in Tauris" gehört hatte, dem entzückten Nachbar sanft auf die Achsel klopfte und lächelnd fragte: „Aber was ist dadurch nun bewiesen?" — Alles soll noch außer dem, was es ist, etwas Anderes bedeuten, Alles soll zu einem außerhalb liegenden Zweck führen, den man gleich vor Augen hat, ja selbst jede Lust soll zu etwas Anderem werden als zur Lust und so noch irgend einem andern leiblichen oder moralischen Nutzen dienen, damit nach der alten Küchenregel immer das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden bleibe.

Ich. Aber der Zweck der bloßen vorübergehenden Belustigung ist so kleinlich, daß Du doch der Bühne gewiß einen höheren einräumen wirst?

Berganza. Es giebt keinen höheren Zweck der Kunst, als in dem Menschen diejenige Lust zu entzünden, welche sein ganzes Wesen von aller irdischen Qual, von allem niederbeugenden Druck des Alltagslebens wie von unsaubern Schlacken befreit und ihn so erhebt, daß er, sein Haupt stolz und froh emporrichtend, das Göttliche schaut, ja mit ihm in Berührung kommt. Die Erregung dieser Lust, diese Erhebung zu dem poetischen Standpunkte, auf dem man an die herrlichen Wunder des rein Idealen willig glaubt, ja mit ihnen vertraut wird und auch das gemeine Leben mit seinen mannichfaltigen bunten Erscheinungen durch den Glanz der Poesie in allen seinen Tendenzen verklärt und verherrlicht erblickt — das nur allein ist nach meiner Ueberzeugung der wahre Zweck des Theaters. Ohne die Gabe, diese Erscheinungen des Lebens nicht als unabhängige Einzelnheiten, von der Natur wie im zwecklosen Spiel eines launenhaften Kindes hingeworfen, sondern als aus dem Ganzen entspringend und in seinem Mechanismus wieder tief eingreifend zu betrachten, im Innern aufzufassen und mit den lebendigsten Farben wiederzugeben, giebt es keinen Schauspiel-

dichter. Vergebens ist sonst das Ringen, „der Natur den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild, dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen".

Ich. Und hiernach möchte sich auch die Fähigkeit zu beobachten modificiren, die man hauptsächlich vom Lustspieldichter verlangt.

Berganza. Allerdings. Aus dem getreuen Beobachten und Auffassen der individuellen Züge einzelner Personen kann höchstens ein ergetzliches Porträt entstehen, das eigentlich nur dann zu interessiren vermag, wenn man das Original kennt und durch den Vergleich damit in den Stand gesetzt wird, die praktische Fertigkeit des Malers zu beurtheilen. Als Charakter auf der Bühne wird aber dem zu getreuen Porträt oder der gar aus einzelnen Zügen mehrerer Porträts zusammengepinselten Personage immer die innere poetische Wahrheit fehlen, die nur durch die Betrachtung des Menschen von jenem höheren Standpunkte aus erzeugt wird. Kurz, der Schauspieldichter muß nicht sowol die Menschen als den Menschen kennen. Der Blick des wahren Dichters durchschaut die menschliche Natur in ihrer innersten Tiefe und herrscht über ihre Erscheinungen, indem er ihre mannichfaltigste Strahlenbrechung in seinem Geiste wie in einem Prisma auffaßt und reflectirt.

Ich. Deine Ansichten von der Kunst und von dem Theater, lieber Berganza, möchten manchen Widerspruch finden, wiewol vorzüglich das, was Du von der Kenntniß des Menschen und der Menschen sagst, mir recht gut eingeht und ich darin den Grund finde, warum die Schau- und Lustspiele eines gewissen Dichters, der zugleich praktischer Schauspieler war,*) momentan so hoch geachtet und so bald vergessen wurden; das gänzliche Vorübergehen seiner Periode, noch während seines Lebens, hatte seine Fittige dermaßen gelähmt, daß er sie nicht mehr zum neuen Fluge zu schwingen vermochte.

Berganza. Der Dichter, von dem Du sprichst, trägt auch größtentheils die Schuld der Sünde, welche als unabwendbare Folge den Fall unseres Theaters nach sich zog. Er war

*) Iffland's? — A. d. H.

einer der Koryphäen jener langweiligen, weinerlichen, moralisirenden Secte, die mit ihrem Thränenwasser jeden emporblitzenden Funken der wahren Poesie auszulöschen strebten. Er bot uns in reichlicher Fülle die verbotenen Aepfel dar, deren Genuß uns das Paradies kostete.

Ich. Aber man kann ihm eine gewisse lebensvolle Darstellung nicht absprechen. . .

Berganza. Die aber mehrentheils in dem geschraubten Dialog sich selbst wieder vernichtet. Mir ist es, als wenn er lebhaft aufgefaßte individuelle Züge einzelner Personen so wie ein fremdes Kleid sich selbst angepaßt, alsdann so lange daran geschnörkelt und geschnitten, bis sie ihm gerecht waren, und in der Art seine Charaktere geschaffen hätte. Wie es da um die innere poetische Wahrheit stehen muß, kannst Du leicht selbst ermessen.

Ich. Indessen waren doch seine Intentionen meistentheils gut.

Berganza. Ich hoffe, daß Du das Wort Intention nicht in dem höhern Sinn der Kunstsprache nimmst, sondern nur den wenigstens scheinbar moralischen Zweck der Schauspiele jenes Dichters darunter verstehst, und da muß ich Dir gestehen, daß vielleicht, abgesehen von aller Kunst, von allem Poetischen, jene Schauspiele in der Absicht und dem Erfolg wirklich den erbaulichen Fastenpredigten an die Seite zu stellen sind, die den Gottlosen mit der Hölle drohen und den Frommen den Himmel versprechen. Nur hat der Dichter den Vortheil, als Handhaber und Vollstrecker der poetischen Gerechtigkeit nach Befund gleich mit dem Schwerte selbst dreinschlagen zu können. Belohnung und Strafe, Geldbörsen und Geheimderathstitel, bürgerliche Schande und Festung, Alles ist in Bereitschaft, sobald sich der Vorhang vor dem fünften Acte hebt.

Ich. Mich wundert, daß in diesen Dingen noch eine gewisse Varietät stattfinden kann.

Berganza. Warum das nicht? Wäre es nicht für unsere Dichter eine herrliche fruchtbare Idee gewesen, die zehn Gebote cyklisch in Schauspielen zu behandeln? Die beiden Gebote: „Du sollst nicht stehlen", und: „Du sollst nicht ehebrechen", sind schon

ganz artig theatralisch ausgeführt worden, und es käme nur darauf an, solche Gebote, als z. B.: „Du sollst nicht begehren ꝛc.“ schicklich einzukleiden.

Ich. Vor einiger Zeit klang der Einfall weniger ironisch als jetzt. Doch wie war es möglich, daß jene weinerliche, moralisirende Periode bis zur höchsten Stufe der unerträglichsten Langeweile sich nicht mit einem allgemeinen Auflehnen dagegen, mit einer plötzlichen Revolution endigen konnte, sondern nach und nach verbleichen und verlöschen mußte?

Berganza. Ich glaube nicht, daß Ihr Deutsche, selbst bei dem schwersten Druck, zum Aufstande dagegen durch einen plötzlichen Blitz aufzuregen seid. Indessen würde die Sache doch anders, und zwar eindringender, schneller gegangen sein, wenn ein herrlicher Dichter, der Euch noch manchmal bis in das Innerste hinein erfreuen wird,*) damals seinen gerechten Abscheu gegen die armseligen Bretter überwunden und uns ein Märchen, wie Gozzi**) „Das Märchen von den drei Pomeranzen“, von der Bühne herab erzählt hätte. Wie es nur an ihm lag, mit der ihm zu Gebote stehenden unendlichen poetischen Kraft das jämmerliche Kartenhaus einzuschließen***), zeigt die Wirkung, ja die gänzliche Revolution in allen dem Theater befreundeten poetischen Gemüthern, die sein polemisches, in Form des Lustspiels abgefaßtes Märchen hervorbrachte, das, wenn alle Beziehungen längst fremd geworden sind, als ein für sich bestehendes ergetzliches Product nicht ohne das innigste Behagen gelesen werden wird.

Ich. Ich merke, daß Du den „Gestiefelten Kater“ meinst, ein Buch, was mich schon damals, als ich noch von den unglückseligen Erscheinungen jener Periode befangen war, mit dem reinsten Vergnügen erfüllte. — Warum springst Du so, Berganza?

Berganza. Ach — es ist der Aufheiterung wegen. — Ich will mir all die verfluchten Erinnerungen an das Theater

*) Ludwig Tieck.

**) Carlo Graf G., geb. zu Venedig 1722, gest. 1806, behandelte Volksmärchen dramatisch und ist in Deutschland besonders durch seine „Turandot“ bekannt, welche Schiller bearbeitete.

***) ? einzuschießen? — A. d. H.

aus dem Sinne schlagen und ein Gelübde thun, mich nie mehr darauf einzulassen. — Am Liebsten ginge ich zu meinem Kapellmeister.

Ich. So nimmst Du also das Anerbieten, bei mir zu bleiben, nicht an?

Berganza. Schon deshalb nicht, weil ich mit Dir gesprochen. Es ist überhaupt nicht rathsam, Jemandem alle Talente, die man besitzt, zu enthüllen, weil dieser dann das wohlerworbene Recht zu haben glaubt, sie in Anspruch zu nehmen, wie er nur mag. So könntest Du nun oft von mir verlangen, daß ich mit Dir sprechen sollte.

Ich. Weiß ich denn aber nicht, daß es nicht von Dir abhängt, zu sprechen, wann Du willst?

Berganza. Wenn auch! — Du könntest es oft für Eigensinn halten, wenn ich hartnäckig schwiege, unerachtet es mir in dem Augenblick unmöglich sein dürfte, menschlich zu schwatzen. Verlangt man nicht oft von dem Musiker, er solle spielen, von dem Dichter, er solle Verse machen, sind auch Zeit und Umstände so ungünstig, daß es unmöglich ist, dem Zudringlichen zu genügen, und doch schilt man dann jede Weigerung Eigensinn. Kurz, ich bin Dir mit meinen besondern Gaben und Eigenheiten zu bekannt geworden, als daß auf ein näheres Verhältniß zwischen uns zu rechnen wäre. Ueberdem habe ich mein Unterkommen schon gefunden. Laß uns also davon abbrechen!

Ich. Es ist mir unlieb, daß Du so wenig Zutrauen zu mir hast.

Berganza. Du bist also auch neben Deinem Musiktreiben Schriftsteller — Dichter?

Ich. Ich schmeichle mir bisweilen —

Berganza. Schon genug. — Ihr taugt Alle nicht viel; denn der reine einfarbige Charakter ist selten.

Ich. Was willst Du damit sagen?

Berganza. Nächst Denen, die nur im äußern Prunkstaat der Poesie erscheinen, nächst Euern geleckten Männlein, Euern gebildeten gemüth- und herzlosen Weibern giebt es noch welche, die von innen und außen gesprenkelt sind und

in mehreren Farben schillern, ja bisweilen wie das Chamäleon die Farben wechseln können.

Ich. Noch immer verstehe ich Dich nicht.

Berganza. Sie haben Kopf — Gemüth; aber nur dem Geheiligten entfaltet die blaue Blume willig ihren Kelch.

Ich. Was willst Du mit der blauen Blume?

Berganza. Eine Erinnerung an einen verstorbenen Dichter, der zu den reinsten gehörte, die jemals gelebt. Wie Johannes sagte, leuchteten in seinem kindlichen Gemüthe die reinsten Strahlen der Poesie, und sein frommes Leben war ein Hymnus, den er dem höchsten Wesen und den heiligen Wundern der Natur in herrlichen Tönen sang. Sein Dichtername war Novalis.*)

Ich. Viele hielten ihn jederzeit für einen Schwärmer und Phantasten.

Berganza. Weil er in der Poesie so wie im Leben nur das Höchste, das Heiligste wollte und vorzüglich manchen gesprenkelten Collegen herzlich verachtete. Wiewol eigentlicher Haß seiner Seele fremd war, so hatte er manchen ihn verfolgenden Feind. Ebenso weiß ich recht gut, daß man ihm Unverständlichkeit und Schwulst vorwarf, unerachtet es zu seinem Verständniß nur darauf ankam, mit ihm in die tiefsten Tiefen hinabzusteigen und wie aus einem in Ewigkeit ergiebigen Schacht die wundervollen Combinationen, womit die Natur alle Erscheinungen in ein Ganzes verknüpft, heraufzubergen, wozu denn freilich den Mehrsten es an innerer Kraft und an Muth mangelte.

Ich. Ich glaube, daß wenigstens in Ansehung des kindlichen Gemüths und des wahren poetischen Sinnes ihm ein Dichter der neuesten Zeit ganz an die Seite zu setzen ist.

Berganza. Meinst Du den, der mit seltner Kraft die nordische Riesenharfe ertönen ließ, der mit wahrhafter Weihe und Begeisterung den hohen Helden Sigurd in das Leben rief, daß sein Glanz all die matten Dämmerlichter der Zeit

*) Pseudonym für Friedrich Freiherrn von Hardenberg, geb. 1772, gest. 1801, Dichter der romantischen Schule. Seine Schriften sind gesammelt herausgegeben in 2 Bdn. von Friedr. Schlegel und L. Tieck. — A. d. H.

überstrahlte und vor seinem mächtigen Tritt all die Harnische, die man sonst für die Helden selbst gehalten, hohl und körperlos umfielen, — meinst Du den, so gebe ich Dir Recht.*) Er herrscht als unumschränkter Herr im Reich des Wunderbaren, dessen seltsame Gestalten und Erscheinungen willig seinem mächtigen Zauberrufe folgen und .... Doch in diesem Augenblick fällt mir durch eine besondere Ideencombination ein Bild oder vielmehr ein Kupferstich ein, der, anders, als was er vorstellt, gedeutet, mir das eigentliche innere Wesen solcher Dichter, als von denen wir eben sprechen, auszudrücken scheint. —

Ich. Sprich, lieber Berganza, was ist das für ein Bild?

Berganza. Meine Dame — Du weißt, daß ich die Dichterin und mimische Künstlerin meine — hatte ein sehr schönes Zimmer mit guten Abdrücken der sogenannten Shakespeare-Galerie ausgeziert. Das erste Blatt, gleichsam als Prologus, stellte „Shakespeare's Geburt" vor. Mit ernster hoher Stirn, mit hellen klaren Augen um sich schauend, liegt der Knabe in der Mitte, um ihn die Leidenschaften, ihm dienend; die Furcht, die Verzweiflung, die Angst, das Entsetzen schmiegen gräßlich gestaltet sich willig dem Kinde und scheinen auf seinen ersten Laut zu horchen.

Ich. Aber die Deutung auf unsere Dichter?

Berganza. Kann man nicht ohne allen Zwang jenes Bild so deuten: Sehet, wie dem kindlichen Gemüthe die Natur in allen ihren Erscheinungen unterworfen, wie selbst das Furchtbare, das Entsetzliche sich seinem Willen und seinem Worte schmiegt, und erkennet, daß nur ihm diese zauberische Macht verstattet!

Ich. In diesem Sinne habe ich wirklich noch nie das mir wohlbekannte Bild betrachtet; aber ich muß gestehen, daß Deine Deutung nicht allein paßt, sondern auch überdem sehr pittoresk ist. Ueberhaupt scheint Deine Phantasie sehr regsam.

*) Baron Friedr. de la Motte Fouqué, geb. 1777, gest. 1843. Sein Heldenspiel „Sigurd der Schlangentödter" erschien in Berlin 1808. Am bekanntesten ist seine „Undine", welche Hoffmann als Oper componirte. — A. d. H.

— Doch, Du bist mir noch die Erklärung Deiner sogenannten gesprenkelten Charaktere schuldig.

Berganza. Der Ausdruck taugt nicht viel, um das zu bezeichnen, was ich eigentlich meine; indessen hat ihn der Haß geboren, den ich gegen alle buntfarbig gesprenkelten Creaturen von meinem Stande trage. Oft bin ich einem blos deshalb in die Ohren gefahren, weil er, in Weiß und Braun gefärbt, mir wie ein verächtlicher buntscheckichter Narr vorkam. Sieh, lieber Freund, es giebt so Viele unter Euch, die man Dichter nennt und denen man Geist, Tiefe, ja selbst Gemüth nicht absprechen kann, die aber, als sei die Dichtkunst etwas Anderes als das Leben des Dichters selbst, von jeder Gemeinheit des Alltagslebens angeregt, sich willig den Gemeinheiten selbst hingeben, und die Stunden der Weihe am Schreibtische von allem übrigen Treiben und Thun sorgfältig trennen. Sie sind selbstsüchtig, eigennützig, schlechte Gatten, schlechte Väter, untreue Freunde, indem sie, sobald der neue Bogen zur Presse soll, das Heiligste in heiligen Tönen verkünden.

Ich. Was thut aber das Privatleben, wenn der Dichter nur Dichter ist und bleibt! Aufrichtig gesprochen, ich halte es mit „Rameau's Neffen",*) der den Dichter der „Athalia" dem guten Hausvater vorzieht.

Berganza. Mir ist es schon fatal, daß man bei dem Dichter, als sei er eine diplomatische Person oder nur überhaupt ein Geschäftsmann, immer das Privatleben — und nun von welchem Leben denn? — absondert. Niemals werde ich mich davon überzeugen, daß Der, dessen ganzes Leben die Poesie nicht über das Gemeine, über die kleinlichen Erbärmlichkeiten der conventionellen Welt erhebt, der nicht zu gleicher Zeit gutmüthig und grandios ist, ein wahrhafter, aus innerem Beruf, aus der tiefsten Anregung des Gemüths hervorgegangener Dichter sei. Ich möchte immer etwas aufsuchen, wodurch erklärt würde, wie das, was er verkündet, von außen hineingegangen sei und den Samen gestreut habe, den nun

*) Von Diderot, übers. von Goethe. Vgl. dessen Werke, Hempel'sche Ausg., Thl. 31, S. 26. — A. d. H.

der lebhafte Geist, das regbare Gemüth zur Blüthe und Frucht reifen läßt. Mehrentheils verräth auch irgend eine Sünde, sei es auch nur eine Geschmacklosigkeit, von dem Zwange des fremdartigen Schmuckes erzeugt, den Mangel an innerer Wahrheit.

Ich. Das ist also Dein gesprenkelter Charakter?

Berganza. Allerdings! — Ihr habt einen Dichter — gehabt, möcht' ich beinahe sagen, dessen Werke oft eine in Seele und Herz dringende Frömmigkeit athmen, und der übrigens ganz für das Original jenes schwarzen Bildes gelten kann, das ich von dem gesprenkelten Charakter entworfen. Er ist selbstsüchtig, eigennützig, perfid gegen Freunde, die es gut und redlich mit ihm meinten, und keck will ich es behaupten, daß nur das Auffassen und Verfolgen einer fixen Idee ohne einen eigentlichen innern Beruf ihn den Weg betreten ließ, den er nun für immer eingeschlagen. — Vielleicht dichtet er sich hinauf bis zum Heiligen!*)

Ich. Das ist mir räthselhaft.

Berganza. Und möge Dir das Räthsel auch ungedeutet bleiben! — Du siehst kein weißes Haar an mir — ich bin durchaus schwarz. Schiebe allenfalls darauf meinen tiefen Haß gegen alles Bunte! — Närrisch war es doch, sich gerade für die Jungfrau Maria zu halten.

Ich. Du springst auf etwas Neues?

Berganza. Im Gegentheil — ich bleibe bei dem Alten. Johannes Kreisler erzählte einmal in meiner Gegenwart einem Freunde, wie einst der Wahnsinn der Mutter den Sohn zum Dichter in der frömmsten Manier gebildet habe. Die Frau bildete sich ein, sie sei die Jungfrau Maria und ihr Sohn der verkannte Christus, der auf Erden wandle, Kaffee trinke und Billard spiele; aber bald werde die Zeit kommen, wo er seine Gemeine sammeln und sie geradesweges in den Himmel führen würde. Des Sohnes rege Phantasie fand in der Mutter Wahnsinn die Andeutung seines höheren

*) Zacharias Werner ist gemeint. Vgl. Hoffmann's Serapions-Brüder, Thl. 4, S. 122 ff. — A. d. H.

Berufs. Er hielt sich für einen Auserwählten Gottes, der die Geheimnisse einer neuen geläuterten Religion verkünden solle; mit innerer Kraft, die ihn das Leben an den erkannten Beruf setzen ließ, hätte er ein neuer Prophet, oder was weiß ich, werden können; aber bei der angeborenen Schwächlichkeit, bei dem Kleben an den Alltäglichkeiten des gemeinen Lebens fand er es bequemer, jenen Beruf nur in Versen anzudeuten, ihn auch nachgerade zu verleugnen, wenn er seine bürgerliche Existenz gefährdet glaubte. — Ach, mein Freund! Ach! —

Ich. Was ist Dir, lieber Berganza?

Berganza. Bedenke das Schicksal eines armen Hundes, der verdammt ist, recht was man sagt, aus der Schule zu schwatzen, wenn ihm einmal der Himmel zu sprechen erlaubt. Doch freut es mich, daß Du meinen Zorn, meine Verachtung gegen Eure falschen Propheten — so will ich Die nennen, die der wahren Poesie zum Hohn sich nur im Falschen, Angeeigneten bewegen, — so gut aufgenommen oder vielmehr für gerecht erkannt hast. Ich sage Dir, Freund, traue nicht den Gesprenkelten! —

In diesem Augenblicke schüttelte ein frischer Morgenwind die Aeste der hohen Bäume, daß die Vögel sich vom Schlafe ermunterten und in leichtem Fluge sich in dem Purpur badeten, der nun hinter den Bergen aufstieg und die Luft erfüllte.

Berganza machte seltsame Grimassen und Sprünge. Seine funkelnden Augen schienen Feuer zu sprühen. Ich stand auf, und ein Grauen wandelte mich an, dem ich in der Nacht widerstanden.

„Trau — Hau — Hau — Au — Au!“ —

Ach! Berganza wollte reden; aber die versuchten Worte gingen unter in dem Bellen des gewöhnlichen Hundes.

Mit Blitzesschnelle sprang er fort. Bald war er mir aus den Augen; aber noch aus weiter Ferne erschallte das

„Trau — Hau — Hau — Hau — Hau!“ Und ich wußte, was ich dabei zu denken hatte.

E. T. A. Hoffmann's Werke.

Sechster Theil.

Phantasiestücke.

Zweiter Theil.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Phantasiestücke

in Callot's Manier.

Zweiter Theil.

I.

Der Magnetiseur.

Eine Familienbegebenheit.

Träume sind Schäume.

„Träume sind Schäume!“ sagte der alte Baron, indem er die Hand nach der Klingelschnur ausstreckte, um den alten Kaspar herbeizurufen, der ihm ins Zimmer leuchten sollte; denn es war spät geworden. Ein kalter Herbstwind strich durch den übel verwahrten Sommersaal, und Maria, in ihren Shawl fest eingewickelt, schien mit halbgeschlossenen Augen sich des Einschlummerns nicht mehr erwehren zu können. „Und doch“, fuhr er fort, die Hand wieder zurückziehend und aus dem Lehnstuhl vorgebeugt beide Arme auf die Kniee stützend, „und doch erinnere ich mich manches merkwürdigen Traumes aus meiner Jugendzeit.“

„Ach, bester Vater,“ fiel Ottmar ein, „welcher Traum ist denn nicht merkwürdig? Aber nur die, welche irgend eine auffallende Erscheinung verkündigen, — mit Schiller's Worten: ‚die Geister, die den großen Geschicken voranschreiten,‘*) — die uns gleich mit Gewalt in das dunkle geheimnißvolle Reich stoßen, dem sich unser befangener Blick nur mit Mühe erschließt, — nur die ergreifen uns mit einer Macht, deren Einwirkung wir nicht ableugnen können.“

---

*) Schiller, Wallenstein's Tod, Werke, Hempel'sche Ausgabe Th. 4, S. 232. Vgl. auch ebenda S. 7, Z. 5 von unten. — A. d. H.

„Träume sind Schäume!“ wiederholte der Baron mit dumpfer Stimme.

„Und selbst in diesem Weidspruch der Materialisten, die das Wunderbarste ganz natürlich, das Natürlichste aber oft abgeschmackt und unglaublich finden,“ erwiderte Ottmar, „liegt eine treffende Allegorie.“

„Was wirst Du in dem alten verbrauchten Sprichwort wieder Sinniges finden?“ fragte gähnend Maria.

Lachend erwiderte Ottmar mit Prospero's Worten: „‚Zieh Deiner Augen Fransenvorhang auf und hör mich freundlich an!‘*) Im Ernst, liebe Maria, wärst Du weniger schläfrig, so würdest Du selbst schon geahnet haben, daß, da von einer über alle Maßen herrlichen Erscheinung im menschlichen Leben, nämlich vom Traume, die Rede ist, ich mir bei der Zusammenstellung mit Schaum auch nur den edelsten denken kann, den es giebt. Und das ist denn doch offenbar der Schaum des gährenden, zischenden, brausenden Champagners, den Du abzunippen auch nicht verschmähst, unerachtet Du sonst recht jüngferlich und zimperlich allen Rebensaft schnöde verachtest. Sieh die tausend kleinen Bläschen, die perlend im Glase aufsteigen und oben im Schaume sprudeln! Das sind die Geister, die sich ungeduldig von der irdischen Fessel loslösen; und so lebt und webt im Schaum das höhere geistige Princip, das frei von dem Drange des Materiellen, frisch die Fittige regend, in dem fernen uns Allen verheißenen himmlischen Reiche sich zu dem verwandten höheren Geistigen freudig gesellt und alle wundervollen Erscheinungen in ihrer tiefsten Bedeutung wie das Bekannteste aufnimmt und erkennt. Es mag daher auch der Traum von dem Schaum, in welchem unsere Lebensgeister, wenn der Schlaf unser extensives Leben befängt, froh und frei aufsprudeln, erzeugt werden und ein höheres intensives Leben beginnen, in dem wir alle Erscheinungen der uns fernen Geisterwelt nicht nur ahnen, sondern wirklich erkennen, ja, in dem wir über Raum und Zeit schweben.“

*) Shakespeare, Der Sturm. 1. Aufz., 4. Scene. — A. d. H.

„Mich dünkt," unterbrach ihn der alte Baron, wie sich von einer Erinnerung, in die er versunken, gewaltsam losreißend, „ich höre Deinen Freund Alban sprechen. Ihr kennt mich als Euern unzubekehrenden Gegner. So ist das Alles, was Du so eben gesagt, recht schön anzuhören, und gewisse empfindliche oder empfindelnde Seelen mögen sich daran ergetzen, allein schon der Einseitigkeit wegen unwahr. Nach dem, was Du da von der Verbindung mit der Geisterwelt und was weiß ich schwärmtest, sollte man glauben, der Traum müsse den Menschen in den glückseligsten Zustand versetzen; aber alle die Träume, welche ich deshalb merkwürdig nenne, weil der Zufall ihnen eine gewisse Einwirkung in mein Leben gab, — Zufall nenne ich nämlich ein gewisses Zusammentreffen an und für sich selbst fremdartiger Begebenheiten, die nun sich zu einer Totalerscheinung verbinden, — alle diese Träume, sage ich, waren unangenehm, ja qualvoll, daß ich oft darüber erkrankte, wiewol ich mich alles Nachgrübelns darüber enthielt, da es damals noch nicht Mode war, auf Alles, was die Natur weise uns fern gerückt hat, Jagd zu machen."

„Sie wissen, bester Vater," erwiderte Ottmar, „wie ich über das Alles, was Sie Zufall, Zusammentreffen der Umstände und sonst nennen, mit meinem Freunde Alban denke. Und was die Mode des Nachgrübelns betrifft, so mag mein guter Vater daran denken, daß diese Mode, als in der Natur des Menschen begründet, uralt ist. Die Lehrlinge zu Sais. . ."

„Halt!" fuhr der Baron auf, „vertiefen wir uns weiter nicht in ein Gespräch, das ich heute um so mehr zu meiden Ursache habe, als ich mich gar nicht aufgelegt fühle, es mit Deinem überbrausenden Enthusiasmus für das Wunderbare aufzunehmen. Nicht leugnen kann ich, daß mich gerade heute am neunten September eine Erinnerung aus meinen Jugendjahren befängt, die ich nicht los werden kann, und sollte ich Euch das Abenteuer erzählen, so würde Ottmar den Beweis darin finden, wie ein Traum oder ein träumerischer Zustand, der sich auf eine ganz eigene Weise an die Wirklichkeit knüpfte, von dem feindlichsten Einfluß auf mich war."

„Vielleicht, bester Vater," sagte Ottmar, „geben Sie mir

und meinem Alban einen herrlichen Beitrag zu den vielfachen Erfahrungen, die die jetzt aufgestellte Theorie des magnetischen Einflusses, die von der Untersuchung des Schlafs und des Träumens ausgeht, bestätigen."

„Schon das Wort magnetisch macht mich erbeben," zürnte der Baron; „aber Jeder nach seiner Weise, und wohl Euch, wenn die Natur es leidet, daß Ihr mit täppischen Händen an ihrem Schleier zupft, und Eure Neugierde nicht mit Euerm Untergange bestraft!"

„Lassen Sie uns, bester Vater," erwiderte Ottmar, „nicht über Dinge streiten, die aus der innersten Ueberzeugung hervorgehen! Aber die Erinnerung aus Ihrer Jugendzeit, darf sich denn die nicht in Worten aussprechen?"

Der Baron setzte sich tief in den Lehnstuhl zurück, und indem er, wie er zu thun pflegte, wenn sein Innerstes angeregt wurde, den seelenvollen Blick in die Höhe richtete, fing er an:

„Ihr wißt, daß ich meine militärische Bildung auf der Ritterakademie in B. erhielt. Unter den dort angestellten Lehrern befand sich nun ein Mann, der mir ewig unvergeßlich bleiben wird; ja, ich kann noch jetzt an ihn nicht denken ohne innern Schauer — ohne Entsetzen, möcht' ich sagen. Es ist mir oft, als werde er gespenstisch durch die Thür hereinschreiten. Seine Riesengröße wurde noch auffallender durch die Hagerkeit seines Körpers, der nur aus Muskeln und Nerven zu bestehen schien. Er mochte in jüngern Jahren ein schöner Mann gewesen sein; denn noch jetzt warfen seine großen schwarzen Augen einen brennenden Blick, den man kaum ertragen konnte. Ein tiefer Funfziger, hatte er die Kraft und Gewandtheit eines Jünglings; alle seine Bewegungen waren rasch und entschieden. Im Fechten auf Stoß und Hieb war er dem Geschicktesten überlegen, und das wildeste Pferd drückte er zusammen, daß es unter ihm ächzte.

„Er war ehemals Major in dänischen Diensten gewesen und hatte, wie man sagte, deshalb flüchten müssen, weil er seinen General im Duell erstochen. Manche behaupteten, dies sei nicht im Duell geschehen, sondern auf ein beleidigendes

Wort vom General habe er, ehe dieser sich zur Wehr setzen konnte, ihm den Degen durch den Leib gerannt. Genug, er war aus Dänemark herübergeflüchtet und mit dem Majorsrange bei der Ritterakademie zum höhern Unterricht in der Fortification angestellt. Im höchsten Grade jähzornig, konnte ihn ein Wort, ein Blick in Wuth setzen; er bestrafte die Zöglinge mit ausgedachter Grausamkeit, und doch hing Alles an ihm auf eine ganz unbegreifliche Weise. So hatte einmal die gegen alle Regel und Ordnung harte Behandlung eines Zöglings die Aufmerksamkeit der Obern erregt, und es wurde eine Untersuchung verfügt; aber gerade dieser Zög ing klagte sich nur selbst an und sprach so eifrig für den Major, daß dieser aller Schuld entbunden werden mußte. Bisweilen hatte er Tage, in denen er sich selbst nicht ähnlich war. Der sonst harte polternde Ton seiner tiefen Stimme hatte dann etwas unbeschreiblich Sonores, und von seinem Blick konnte man sich nicht losreißen. Gutmüthig und weich übersah er jede kleine Ungeschicklichkeit, und wenn er Diesem oder Jenem, dem etwas besonders gelungen, die Hand drückte, so war es, als habe er ihn wie durch eine unwiderstehliche Zauberkraft zu seinem Leibeigenen gemacht; denn den augenblicklichen schmerzvollsten Tod hätte er gebieten können, und sein Wort wäre erfüllt worden.

„Auf solche Tage folgte aber gewöhnlich ein schrecklicher Sturm, vor dem Jeder sich verbergen oder flüchten mußte. Dann zog er in aller Frühe seine rothe dänische Staatsuniform an und lief mit Riesenschritten, gleichviel, war es Sommer oder Winter, in dem großen Garten, der sich an das Palais der Ritterakademie anschloß, rastlos den ganzen Tag umher. Man hörte ihn mit schrecklicher Stimme und mit den heftigsten Gesticulationen Dänisch sprechen; er zog den Degen — er schien es mit einem fürchterlichen Gegner zu thun zu haben — er empfing — er parirte Stöße — endlich war durch einen wohlberechneten Stoß der Gegner gefallen, und unter den gräßlichsten Flüchen und Verwünschungen schien er den Leichnam mit den Füßen zu zermalmen. Nun flüchtete er mit unglaublicher Schnelle durch die Alleen;

er erkletterte die höchsten Bäume und lachte dann höhnisch herab, daß uns, die wir es bis in das Zimmer hören konnten, das Blut in den Adern erstarrte. Gewöhnlich tobte er auf diese Art vierundzwanzig Stunden, und man bemerkte, daß er in der Tag- und Nachtgleiche jedesmal von diesem Paroxismus befallen wurde. Den Tag darauf schien er von Allem, was er unternommen, auch nicht das Mindeste zu ahnen; nur war er störrischer, jähzorniger, härter als je, bis er wieder in jene gutmüthige Stimmung gerieth.

„Ich weiß nicht, woher die wunderlichen, abenteuerlichen Gerüchte kamen, die von ihm unter den Dienstboten der Akademie und sogar in der Stadt unter dem gemeinen Volke verbreitet wurden. So hieß es von ihm, er könne das Feuer besprechen und Krankheiten durch das Auflegen der Hände, ja durch den bloßen Blick heilen, und ich erinnere mich, daß er einmal Leute, die durchaus von ihm auf diese Art geheilt sein wollten, mit Stockschlägen verjagte. Ein alter Invalide, der zu meiner Aufwartung bestimmt war, äußerte ganz unverholen, daß man wohl wisse, wie es mit dem Herrn Major nicht natürlich zugehe, und daß vor vielen Jahren einmal im Sturm auf der See der böse Feind zu ihm getreten und ihm Rettung aus der Todesnoth so wie übermenschliche Kraft, allerlei Wunderbares zu wirken, verheißen, welches er denn angenommen und sich dem Bösen ergeben habe; nun habe er oft harte Kämpfe mit dem Bösen zu bestehen, den man bald als schwarzen Hund, bald als ein anderes häßliches Thier im Garten umherlaufen sehe; aber über kurz oder lang werde der Major doch gewiß auf eine schreckliche Weise unterliegen müssen.

„So albern und abgeschmackt mir diese Erzählungen vorkamen, so konnte ich mich doch eines gewissen innern Schauers nicht erwehren, und unerachtet ich die ganz besondere Zuneigung, die der Major mir allein vor allen Andern bewies, mit getreuer Anhänglichkeit erwiderte, so mischte sich doch in mein Gefühl für den sonderbaren Mann ein unbegreifliches Etwas, das mich unaufhörlich verfolgte, und das ich mir selbst nicht erklären konnte. Es war, als würde ich von einem

höhern Wesen gezwungen, treu an dem Manne zu halten, als würde der Augenblick des Aufhörens meiner Liebe auch der Augenblick des Unterganges sein. Erfüllte mich nun mein Beisammensein mit ihm auch mit einem gewissen Wohlbehagen, so war es doch wieder eine gewisse Angst, das Gefühl eines unwiderstehlichen Zwanges, das mich auf eine unnatürliche Art spannte, ja das mich innerlich erbeben machte. War ich lange bei ihm gewesen, ja hatte er mich besonders freundlich behandelt und mir, wie er dann zu thun pflegte, mit starr auf mich geheftetem Blick, meine Hand in der seinigen festhaltend, allerlei Seltsames erzählt, so konnte mich jene ganz eigene wunderbare Stimmung bis zur höchsten Erschöpfung treiben. Ich fühlte mich krank und matt zum Umsinken.

„Ich übergehe alle die sonderbaren Auftritte, die ich mit meinem Freunde und Gebieter hatte, wenn er sogar an meinen kindischen Spielen Theil nahm und fleißig an der unüberwindlichen Festung mit bauen half, die ich in dem Garten nach den strengsten Regeln der Befestigungskunst anlegte. Ich komme zur Hauptsache.

„Es war, wie ich mich genau erinnere, in der Nacht vom achten auf den neunten September im Jahre 17.., als ich lebhaft, als geschähe es wirklich, träumte, der Major öffne leise meine Thür, komme langsam an mein Bett geschritten und lege, mich mit seinen hohlen schwarzen Augen auf furchtbare Weise anstarrend, die rechte Hand auf meine Stirn über die Augen, und doch könne ich ihn vor mir stehen sehen. Ich ächzte vor Beklemmung und Entsetzen. Da sprach er mit dumpfer Stimme: ‚Armes Menschenkind, erkenne Deinen Meister und Herrn! Was krümmst und windest Du Dich in Deiner Knechtschaft, die Du vergebens abzuschütteln strebst? Ich bin Dein Gott, der Dein Innerstes durchschaut, und Alles, was Du darin jemals verborgen hast oder verbergen willst, liegt hell und klar vor mir. Damit Du aber nicht wagst, an meiner Macht über Dich, Du Erdenwurm, zu zweifeln, will ich auf eine Dir selbst sichtbarliche Weise in die geheimste Werkstatt Deiner Gedanken eindringen.‘

„Plötzlich sah ich ein spitzes glühendes Instrument in seiner Hand, mit dem er in mein Gehirn fuhr. Ueber den fürchterlichen Schrei des Entsetzens, den ich ausstieß, erwachte ich, in Angstschweiß gebadet, — ich war der Ohnmacht nahe. Endlich erholte ich mich, aber eine dumpfe schwüle Luft erfüllte das Zimmer. Es war mir, als höre ich die Stimme des Majors, der, wie aus weiter Ferne, mich mehrmals bei dem Vornamen rief. Ich hielt dies für die Nachwirkung des gräßlichen Traumes; ich sprang aus dem Bette, ich öffnete die Fenster, um die freie Luft hineinströmen zu lassen in das schwüle Zimmer. Aber welch ein Schreck ergriff mich, als ich in der mondhellen Nacht den Major in seiner Staatsuniform, ganz so wie er mir im Traum erschienen, durch die Hauptallee nach dem Gatterthor, das aufs freie Feld führte, schreiten sah; er riß es auf, ging hindurch, warf die Flügel hinter sich zu, daß Riegel und Angel klirrend und rasselnd zusammensprangen und das Getöse weit in der stillen Nacht widerhallte.

„Was war das? Was will der Major in der Nacht draußen im Felde? dachte ich, und es überfiel mich eine unbeschreibliche Angst und Unruhe. Wie von unwiderstehlicher Gewalt getrieben, zog ich mich schnell an, weckte den guten Inspector, einen frommen Greis von siebzig Jahren, den Einzigen, den der Major selbst in seinem ärgsten Paroxismus scheute und schonte, und erzählte ihm meinen Traum sowie den Vorgang nachher. Der Alte wurde sehr aufmerksam und sagte: ‚Auch ich habe das Gatterthor stark zuwerfen gehört, es aber für Täuschung gehalten; auf jeden Fall mag wol etwas Besonderes mit dem Major vorgegangen und deshalb es gut sein, in seinem Zimmer nachzusehen'. Die Hausglocke weckte Zöglinge und Lehrer, und wir gingen mit Lichtern wie in feierlicher Procession durch den langen Gang nach den Zimmern des Majors. Die Thür war verschlossen, und vergebliche Versuche, sie mit dem Hauptschlüssel zu öffnen, überzeugten uns, daß von innen der Riegel vorgeschoben war. Auch die Hauptthür, durch die der Major hätte gehen müssen, um in den Garten zu kommen, war verschlossen und verriegelt wie den Abend zuvor. Man erbrach endlich, als alles Rufen ohne Antwort

blieb, die Thür des Schlafzimmers und — mit starrem gräßlichen Blick, blutigen Schaum vor dem Munde, lag der Major in seiner rothen dänischen Staatsuniform, den Degen mit zusammengekrampfter Hand festhaltend, — todt auf der Erde! — Alle Versuche, ihn wieder in das Leben zu bringen, blieben fruchtlos."

Der Baron schwieg. Ottmar war im Begriff, etwas zu sagen; doch unterließ er es und schien, die Hand an die Stirn gelegt, Alles was er vielleicht über die Erzählung äußern wollte, erst im Innern zu regeln und zu ordnen. Maria unterbrach das Stillschweigen, indem sie rief: „Ach, bester Vater, welche schauerliche Begebenheit! Ich sehe den fürchterlichen Major in seiner dänischen Uniform vor mir stehen, den Blick starr auf mich gerichtet. Um meinen Schlaf in dieser Nacht ist es geschehen."

Der Maler Franz Bickert, nun schon seit funfzehn Jahren im Hause des Barons als wahrer Hausfreund, hatte, wie er manchmal pflegte, bisher an dem Gespräche gar keinen Antheil genommen, sondern war mit über den Rücken zusammengeflochtenen Armen, allerlei skurrile Gesichter schneidend und wol gar bisweilen einen possierlichen Sprung versuchend, auf- und abgeschritten. Nun brach er los: „Die Baronesse hat ganz Recht. Wozu schauerliche Erzählungen, wozu abenteuerliche Begebenheiten gerade vor dem Schlafengehen? Das ist wenigstens ganz gegen meine Theorie vom Schlafen und Träumen, die sich auf die Kleinigkeit von ein paar Millionen Erfahrungen stützt. Wenn der Herr Baron nur lauter Unglücksträume hatte, so war es blos, weil er meine Theorie nicht kannte und also danach nicht verfahren konnte. Wenn Ottmar von magnetischen Einflüssen, Planetenwirkung und was weiß ich spricht, so mag er nicht Unrecht haben; aber meine Theorie schmiedet den Panzer, den kein Mondstrahl durchdringt." — „Nun, so bin ich denn wirklich auf Deine vortreffliche Theorie begierig," sagte Ottmar. — „Laß den Franz nur reden!" fiel der Baron ein. „Er wird uns bald von Allem, was und wie er will, überzeugen." Der Maler setzte sich Marien gegenüber, und indem er mit komischem Anstande und mit einem höchst skurrilen süßlichen Lächeln eine Prise nahm, fing er an:

„Geehrte Versammlung! Träume sind Schäume, das ist ein altes körnichtes, recht ehrlich deutsches Sprichwort; aber Ottmar hat es so fein gewendet, so subtilisirt, daß ich, indem er sprach, in meinem Haupte ordentlich die Bläschen fühlte, die aus dem Irdischen entwickelt aufstiegen, um sich mit dem höheren geistigen Princip zu vermählen. Aber ist es denn nicht wieder unser Geist, der den Hefen bereitet, aus dem jene subtileren Theile, die auch nur das Erzeugniß eines und desselben Princips sind, emporsteigen? Findet unser Geist in sich selbst allein alle Elemente, alles Zubehör, woraus er, um in dem Gleichniß zu bleiben, jenen Hefen bereitet, oder kommt ihm außerhalb ihm Liegendes dabei zu Hilfe? frage ich ferner, und antworte schnell: Die ganze Natur mit allen ihren Erscheinungen steht ihm nicht sowol bei, als sie selbst in Raum und Zeit die Werkstatt darbietet, in welcher er, sich ein freier Meister wähnend, nur als Arbeiter für ihre Zwecke schafft und wirkt. Wir stehen mit allen Außendingen, mit der ganzen Natur in solch enger psychischer und physischer Verbindung, daß das Loslösen davon, sollte es möglich sein, auch unsere Existenz vernichten würde. Unser sogenanntes intensives Leben wird von dem extensiven bedingt; es ist nur ein Reflex von diesem, in dem aber die Figuren und Bilder, wie in einem Hohlspiegel aufgefangen, sich oft in veränderten Verhältnissen und daher wunderlich und fremdartig darstellen, unerachtet auch wieder diese Karikaturen im Leben ihre Originale finden.

„Ich behaupte keck, daß niemals ein Mensch im Innern etwas gedacht oder geträumt hat, wozu sich nicht die Elemente in der Natur finden ließen; aus ihr heraus kann er nun einmal nicht. Abgesehen von äußern unabwendbaren Eindrücken, die unser Gemüth aufregen und in eine unnatürliche Spannung versetzen, z. B. plötzlicher Schreck, großes Herzeleid u. s. w., so meine ich, daß unser Geist, hält er sich bescheiden in den ihm angewiesenen Schranken, aus den angenehmsten Erscheinungen des Lebens bequem den Hefen bereiten kann, aus dem dann die Bläschen aufsteigen, die nach Ottmar's Ausspruch den Schaum des Traums bilden. Ich meines Theils, dessen gute Laune vorzüglich abends unverwüstlich ist,

wie man mir einräumen wird, präparire förmlich die Träume der Nacht, indem ich mir tausend närrische Dinge durch den Kopf laufen lasse, die mir dann nachts meine Phantasie in den lebendigsten Farben auf eine höchst ergetzliche Weise darstellt. Am Liebsten sind mir aber meine theatralischen Darstellungen."

„Was meinst Du damit?" fragte der Baron.

„Wir sind," fuhr Bickert fort, „im Traum, wie schon ein geistreicher Schriftsteller bemerkt hat, die herrlichsten Schauspieldichter und Schauspieler, indem wir jeden außer uns liegenden Charakter mit allen seinen individuellsten Zügen richtig auffassen und mit der vollendetsten Wahrheit darstellen. Darauf baue ich denn, und denke so manchmal an die vielfachen komischen Abenteuer auf meinen Reisen, an manche komische Charaktere, mit denen ich lebte, und da giebt mir denn nachts meine Phantasie, indem sie diese Personen mit allen ihren närrischen Zügen und Albernheiten auftreten läßt, das ergetzlichste Schauspiel von der Welt. Es ist, als habe ich mir abends vorher nur den Canevas, die Skizze des Stückes gegeben, und im Traum würde dann Alles mit Feuer und Leben nach des Dichters Willen improvisirt. Ich trage die ganze Sacchi'sche Truppe in mir, die das Gozzi'sche Märchen mit allen aus dem Leben gegriffenen Nuancen so lebendig darstellt, daß das Publicum, welches ich auch wieder selbst repräsentire, daran als an etwas Wahrhaftiges glaubt.

„Wie gesagt, von diesen gleichsam willkürlich erregten Träumen rechne ich jeden ab, den eine besondere, durch äußere Zufälle herbeigeführte Gemüthsstimmung oder ein äußerer physischer Eindruck erzeugt. So werden alle diejenigen Träume, welche beinahe Jeden bisweilen quälen, als da sind: vom Thurm fallen, enthauptet werden u. s. w. von irgend einem physischen Schmerz erzeugt, den der Geist, im Schlaf von dem animalischen Leben mehr getrennt und für sich allein arbeitend, nach seiner Weise deutet und ihm die phantastische Ursache giebt, die gerade in die Reihe seiner Vorstellungen paßt. Ich erinnere mich, im Traum in einer lustigen Punschgesellschaft gewesen zu sein. Ein mir wohlbekannter Bramarbas von

Officier zog unaufhörlich einen Studenten auf, bis dieser ihm sein Glas ins Gesicht warf. Nun entstand eine allgemeine Schlägerei, und ich, der ich Frieden stiften wollte, wurde hart an der Hand verwundet, so daß der brennende Schmerz mich weckte, und — siehe da! — meine Hand blutete wirklich; denn an einer starken, in der Bettdecke verborgenen Nadel hatte ich sie aufgerissen."

„Ei, Franz," rief der Baron, „das war kein angenehmer Traum, den Du Dir bereitet."

„Ach, ach," sagte der Maler mit kläglicher Stimme, „wer kann dafür, was uns oft das Schicksal als Strafe auferlegt! Auch ich habe freilich schreckliche, qualvolle, entsetzliche Träume gehabt, die mir Angstschweiß auspreßten, die mich außer mich selbst setzten."

„Heraus damit!" rief Ottmar, „und sollte es Deine Theorie über den Haufen werfen."

„Aber um des Himmels willen," klagte Maria, „wollt Ihr denn meiner gar nicht schonen?"

„Nein," rief Franz, „nun keine Schonung mehr! Auch ich habe das Entsetzliche geträumt so gut wie Einer. War ich nicht bei der Prinzessin von Amaldasongi zum Thee eingeladen? Hatte ich nicht den herrlichsten Tressenrock an mit gestickter Weste? Sprach ich nicht das reinste Italienisch — lingua toscana in bocca romana?*) War ich nicht verliebt in die herrliche Frau, wie es einem Künstler wohl ansteht? Sagte ich ihr nicht die erhabensten, göttlichsten, poetischsten Dinge, als ein zufällig abwärts gerichteter Blick mich zu meinem Entsetzen wahrnehmen ließ, daß ich mich zwar auf das Sorgfältigste hofmäßig angekleidet, aber das Beinkleid vergessen hatte?"

Noch ehe Jemand über die Unart zürnen konnte, fuhr Bickert in Begeisterung fort: „Gott, was soll ich noch von manchen Höllenqualen meiner Träume sagen! War ich nicht wieder in mein zwanzigstes Jahr zurückgegangen und wollte auf dem Ball mit den gnädigen Fräulein sehr tanzen? Hatte

*) Toskanische Sprache im Römischen Munde — gilt als das schönste Italienisch. — A. d. H.

ich nicht mein letztes Geld daran gewandt, einem alten Rocke durch schickliches Umkehren einige Neuheit geben zu lassen und ein paar weißseidene Strümpfe zu kaufen? Und als ich endlich glücklich vor der Thür des von tausend Lichtern und schön geputzten Menschen schimmernden Saals angekommen und mein Billet abgegeben, öffnete da nicht ein teuflischer Hund von Portier ein kleines Ofenloch und sagte zum Erdrosseln höflich, ich möge doch nur gefälligst hineinspazieren, denn da müsse man durch, um in den Saal zu kommen? — Aber Alles dieses sind Kleinigkeiten gegen den gräßlichen Traum, der mich gestern Nacht geängstigt und gefoltert hat. Ach, — ich war ein Bogen Cavalierpapier; ich saß recht in der Mitte als Wasserzeichen, und Jemand — es war ja eigentlich ein weltbekannter Satan von Dichter; aber mag's bei Jemand bleiben! — dieser Jemand also hatte eine unmenschlich lange, übel zweispaltig-zahnicht geschnittene Truthahnsfeder und kratzte auf mir Armen herum, indem er diabolische holperichte Verse niederschrieb. Hat nicht ein anderer anatomischer Satan mich einmal zu seiner Lust wie eine Gliederpuppe aus einander genommen und nun allerlei teuflische Versuche angestellt, z. B. wie es wol aussehen würde, wenn mir aus dem Nacken ein Fuß wüchse oder der rechte Arm sich zum linken Bein gesellte?"

Der Baron und Ottmar unterbrachen den Maler durch ein schallendes Gelächter. Die ernste Stimmung war verschwunden, und der Baron fing an: „Sag' ich es denn nicht, daß in unserm kleinen Familienzirkel der alte Franz der wahrhafte Maitre de Plaisir ist? Wie pathetisch fing er nicht seine Discussion über unser Thema an! Und um so herrlicher war die Wirkung des humoristischen Scherzes, den er zuletzt ganz unerwartet losbrannte, und der wie mit einer gewaltsamen Explosion unsern feierlichen Ernst zerstörte. Mit einem Ruck waren wir aus der Geisterwelt heraus in das wirkliche, lebendige, frohe Leben."

„Glaubt ja nicht," erwiderte Bickert, „daß ich als Euer Pagliasso Spaß gemacht habe, um Euch aufzuheitern! Nein, jene abscheulichen Träume haben mich wirklich gequält, und

es mag sein, daß ich sie mir unbewußt auch selbst bereitet habe."

„Unser Franz," fiel Ottmar ein, „hat rücksichts seiner Theorie des Entstehens der Träume manche Erfahrung für sich; indessen war sein Vortrag, was den Zusammenhang und die Folgerungen aus hypothetischen Principien betrifft, eben nicht zu rühmen. Ueberdem giebt es eine höhere Art des Träumens, und nur diese hat der Mensch in dem gewissen beseelenden und beseligenden Schlafe, der ihm vergönnt, die Strahlen des Weltgeistes, dem er sich näher geschwungen, in sich zu ziehen, die ihn mit göttlicher Kraft nähren und stärken."

„Gebt Acht!" sagte der Baron, „Ottmar wird gleich wieder auf seinem Steckenpferde sitzen, um einen Ritt in das unbekannte Reich zu machen, welches wir Ungläubigen, wie er behauptet, nur von ferne, wie Moses das gelobte Land, erblicken können. Aber wir wollen es ihm schwer machen, uns zu verlassen. Es ist eine recht unfreundliche Herbstnacht; wie wäre es, wenn wir noch ein Stündchen zusammenblieben, wenn wir Feuer in den Kamin legen ließen und Maria uns nach ihrer Art einen köstlichen Punsch bereitete, den wir vor der Hand wenigstens als den Geist annehmen könnten, der unsere muntere Laune nährte und stärkte?"

Bickert schaute wie mit verklärtem Blick zum Himmel hinauf, stark seufzend, und neigte sich dann schnell in demüthig bittender Stellung zu Marien herab. Maria, die so lange ziemlich stumm und in sich gekehrt da gesessen, lachte, wie sie selten zu thun pflegte, recht herzlich über des alten Malers possierliche Stellung und stand dann schnell auf, um Alles nach des Barons Wünschen sorglich zu veranstalten. Bickert trippelte geschäftig hin und her; er half Kasparn das Holz herbeitragen, und indem er, auf einem Knie ruhend, in seitwärts gedrehter Stellung die Flamme anblies, rief er Ottmarn unaufhörlich zu, sich doch als sein gelehriger Schüler zu zeigen und schnell ihn als gute Studie zu zeichnen, mit genauer Beachtung des Feuereffects und der schönen Reflexe, in denen jetzt sein Gesicht erglühe. Der alte Baron wurde

immer heiterer und ließ sich sogar, welches nur in den gemüthlichsten Stunden geschah, sein langes türkisches Rohr, dem ein seltener Bernstein zum Mundstück diente, reichen. Als nun der feine flüchtige Duft des türkischen Tabaks durch den Saal zog und Maria auf den Zucker, den sie selbst in Stücke zerschlagen, den Citronensaft in den silbernen Punschnapf tröpfelte, war es Allen, als ginge ihnen ein freundlicher heimathlicher Geist auf, und das innere Wohlbehagen, das er erzeuge, müsse den Genuß des Augenblicks so anregen und beleben, daß alles Vorher und Nachher farblos und unbeachtet bliebe.

„Wie ist es doch so eigen," fing der Baron an, „daß Marien die Bereitung des Punsches immer so wohl geräth! Ich mag ihn kaum anders genießen. Ganz vergebens ist ihr genauester Unterricht über das Verhältniß der Bestandtheile und was weiß ich sonst. So hatte einmal in meiner Gegenwart ganz nach Mariens Weise unsere launische Katinka*) den Punsch bereitet; aber ich habe kein Glas hinunterbringen können. Es ist, als ob Maria noch eine Zauberformel über den Trank spräche, die ihm eine besondere magische Kraft gäbe."

„Ist es denn anders?" rief Bickert. „Es ist der Zauber der Zierlichkeit, der Anmuth, mit dem Maria Alles, was sie thut, belebt; schon das Bereiten-Sehen des Punsches macht ihn herrlich und schmackhaft."

„Sehr galant," fiel Ottmar ein, „aber — mit Deiner Erlaubniß, liebe Schwester! — nicht ganz wahr. Ich stimme darin dem guten Vater bei, daß Alles, was Du bereitest, was durch Deine Hände gegangen, auch mir bei dem Genuß, bei der Berührung ein inneres Wohlbehagen erregt. Den Zauber, der dies bewirkt, suche ich aber in tieferen geistigen Beziehungen, und nicht in Deiner Schönheit und Anmuth wie Bickert, der natürlicherweise Alles nur darauf bezieht, weil er Dir den Hof gemacht hat schon seit Deinem achten Jahr."

„Was Ihr nur noch heute aus mir machen werdet!" rief Maria mit heiterm Ton. „Kaum habe ich die nächtlichen Phantasien und Erscheinungen überstanden, so findest Du

*) Russische Koseform für Katharina. Der Ton liegt auf der ersten Silbe. — A. d. H.

in mir selbst etwas Geheimnißvolles, und wenn ich auch weder an den fürchterlichen Major noch sonst an irgend einen Doppelgänger mehr denke, so laufe ich doch Gefahr, mir selbst gespenstisch zu werden und vor meinem eigenen Bilde im Spiegel zu erschrecken."

„Das wäre denn doch arg," sagte der Baron lachend, „wenn ein sechzehnjähriges Mädchen nicht mehr in den Spiegel sehen dürfte ohne Gefahr, ihr eigenes Bild für eine gespenstische Erscheinung zu halten. Aber wie kommt es, daß wir heute von dem phantastischen Zeuge nicht loskommen können?"

„Und daß", erwiderte Ottmar, „Sie selbst, guter Vater, mir unwillkürlich jeden Augenblick Gelegenheit geben, mich über alle jene Dinge auszusprechen, die Sie als unnütze, ja sündliche Geheimnißkrämerei geradehin verwerfen und deshalb meinen guten Alban — gestehen Sie es nur! — nicht recht leiden mögen. Den Forschungstrieb, den Drang zum Wissen, den die Natur selbst in uns legte, kann sie nicht strafen, und es scheint vielmehr, als ob, je nachdem er in uns thätig wirkt, wir desto fähiger würden, auf einer Stufenleiter, die sie uns selbst hingestellt hat, zum Höheren emporzuklimmen . . ."

„Und wenn wir uns recht hoch glauben," fiel Bickert ein, „schändlich herunterzupurzeln und an dem Schwindel, der uns ergriff, zu bemerken, daß die subtile Luft in der obern Region für unsere schweren Köpfe nicht taugt."

„Ich weiß nicht," antwortete Ottmar, „was ich aus Dir, Franz, seit einiger Zeit, ja, ich möchte sagen, seitdem Alban im Hause ist, machen soll. Sonst hingst Du mit ganzer Seele, mit dem ganzen Gemüthe am Wunderbaren. Du sannst über die farbigen Flecken, über die sonderbaren Figuren auf Schmetterlingsflügeln, auf Blumen, auf Steinen nach; Du . . ."

„Halt!" rief der Baron, „nicht lange dauert's, so sind wir in unser altes Capitel gerathen. Alles das, was Du mit Deinem mystischen Alban aus allen Winkeln, ja, ich möchte sagen, gleichsam aus einer phantastischen Rumpelkammer zusammensuchst, um daraus ein künstliches Gebäude, dem jedes feste Fundament fehlt, aufzuführen, rechne ich zu den Träumen, die nach meinem Grundsatz Schäume sind und

bleiben. Der Schaum, den das Getränk aufwirft, ist unhaltbar, geschmacklos, kurz, ebenso wenig das höhere Resultat der innern Arbeit als die Späne, welche dem Drechsler wegfliegen, die, hat der Zufall ihnen auch eine gewisse Form gegeben, man doch wol nie für das Höhere halten wird, welches der Künstler bei seiner Arbeit bezweckte. Uebrigens ist mir Bickert's Theorie so einleuchtend, daß ich mich ihrer praktisch zu bedienen suchen werde."

„Da wir doch nun einmal von den Träumen nicht loskommen," sagte Ottmar, „so sei es mir erlaubt, eine Begebenheit zu erzählen, die mir neulich Alban mittheilte, und die uns Alle in der gemüthlichen Stimmung erhalten wird, in der wir uns jetzt befinden!"

„Nur unter der Bedingung," erwiderte der Baron, „magst Du erzählen, daß Du von dem Letztern überzeugt bist, und daß Bickert frei seine Anmerkungen dreinwerfen darf."

„Sie sprechen mir aus der Seele, lieber Vater," sagte Maria; „denn Alban's Erzählungen sind gemeinhin, wenn auch nicht schrecklich und schauderhaft, doch auf eine solche seltsame Weise spannend, daß der Eindruck zwar in gewisser Art wohlthätig ist, aber man sich doch erschöpft fühlt."

„Meine gute Maria wird mit mir zufrieden sein," erwiderte Ottmar, „und Bickert's Anmerkungen darf ich mir deshalb verbitten, weil er in meiner Erzählung eine Bestätigung seiner Theorie des Träumens zu finden glauben wird. Mein guter Vater soll sich aber überzeugen, wie Unrecht er meinem guten Alban und der Kunst thut, welche auszuüben ihm Gott die Macht verliehen."

„Ich werde", sagte Bickert, „jede Anmerkung, die schon auf die Zunge gekommen, mit Punsch hinabspülen; aber Gesichter schneiden muß ich frei können, so viel ich will. Das lasse ich mir nicht nehmen."

„Das sei Dir vergönnt!" rief der Baron, und Ottmar fing nun ohne weitere Vorrede zu erzählen an:

„Meinem Alban wurde auf der Universität in J. ein Jüngling bekannt, dessen vortheilhaftes Aeußere bei dem ersten Blick Jeden einnahm, und der daher überall mit Zutrauen

und Wohlwollen empfangen wurde. Das gleiche Studium der Arzneikunde und der Umstand, daß Beide im regen Eifer für ihre Wissenschaft in einem Frühcollegium immer die Ersten der sich Versammelnden waren und sich zu einander gesellten, führte bald ein näheres Verhältniß herbei, das endlich, da Theobald — so nannte Alban seinen Freund — mit ganzer Seele, mit dem treuesten Gemüth sich hingab, in die engste Freundschaft überging. Theobald entwickelte immer mehr einen überaus zarten, beinahe weiblich-weichlichen Charakter und eine idyllische Schwärmerei, welche in der jetzigen Zeit, die wie ein geharnischter Riese, nicht dessen achtend, was die donnernden Tritte zermalmen, vorüberschreitet, sich so kleinlich, so süßlich ausnahm, daß die Mehrsten ihn darob verlachten. Nur Alban, seines Freundes zartes Gemüth schonend, verschmähte es nicht, ihm in seine kleinen phantastischen Blumengärten zu folgen, wiewol er nicht unterließ, ihn dann auch oft wieder in die rauhen Stürme des wirklichen Lebens zurückzuführen und so jeden Funken von Kraft und Muth, der vielleicht im Innern glimmte, zur Flamme zu entzünden. Alban glaubte um so mehr, dies seinem Freunde schuldig zu sein, als er die Universitätsjahre für die einzige Zeit halten mußte, die dem Manne in jetziger Zeit so nöthige Kraft, tapfern Widerstand zu leisten, da wo unvermuthet wie ein Blitz aus heiterer Luft das Unglück einschlägt, in Theobald zu wecken und zu stärken. Theobald's Lebensplan war nämlich ganz nach seiner einfachen, nur die nächste Umgebung beachtenden Sinnesart zugeschnitten. Nach vollendeten Studien und erlangter Doctorwürde wollte er in seine Vaterstadt zurückkehren, dort die Tochter seines Vormundes, — er war elternlos — mit der er aufgewachsen, heirathen und im Besitz eines beträchtlichen Vermögens, ohne Praxis zu suchen, nur sich selbst und der Wissenschaft leben. Der wiedererweckte thierische Magnetismus sprach seine ganze Seele an, und indem er unter Alban's Leitung eifrig Alles, was je darüber geschrieben, studirte und selbst auf Erfahrungen ausging, wandte er sich bald — jedes physische Medium, als der tiefen Idee rein psychisch wirkender Naturkräfte zuwider, verwerfend — zu dem

sogenannten Barbarini'schen Magnetismus oder der älteren Schule der Spiritualisten."

Sowie Ottmar das Wort Magnetismus aussprach, zuckte es auf Bickert's Gesicht, erst leise, dann aber crescendo durch alle Muskeln, so daß zuletzt wie ein Fortissimo solch eine über alle Maßen tolle Fratze dem Baron ins Gesicht guckte, daß dieser im Begriff war, hell aufzulachen, als Bickert aufsprang und anfangen wollte, zu dociren. In dem Augenblicke reichte ihm Ottmar ein Glas Punsch, das er in voller Bosheit hineinschluckte, während Ottmar in seiner Erzählung fortfuhr:

„Alban war früher, und zwar als noch ganz in der Stille sich nur hie und da die Lehre von dem thierischen Magnetismus fortpflanzte, dem Mesmerismus*) mit Leib und Seele ergeben und vertheidigte selbst die Herbeiführung der gewaltsamen Krisen, welche Theobald mit Abscheu erfüllten. Indem nun beide Freunde ihre verschiedenen Meinungen in dieser Materie zum Gegenstande mannichfacher Discussionen machten, kam es, daß Alban, der manche von Theobald gemachte Erfahrung nicht leugnen konnte und den Theobald's liebliche Schwärmerei von dem rein psychischen Einfluß unwillkürlich hinriß, sich auch mehr zum psychischen Magnetismus hinneigte und zuletzt der neueren Schule, die wie die Puysegur'sche**) beide Arten verbindet, ganz anhing, ohne daß der sonst so leicht fremde Ueberzeugungen auffassende Theobald auch nur im Mindesten von seinem System abwich, sondern beharrlich jedes physische Medium verwarf. Seine ganze Muße und daher sein Leben wollte er dazu verwenden, so viel als möglich in die geheimnißvollen Tiefen der psychischen Einwirkungen zu dringen und — fortwährend seinen Geist fester und fester darauf fixirend, sich rein erhaltend von

*) Franz Anton Mesmer, geb. 1734 in Baiern, von den Jesuiten erzogen, war Begründer des sogenannten thierischen Magnetismus; lebte von 1778—1789 in Paris und starb 1815 in Meersburg. Vgl. sein Werk über „Mesmerismus". Berlin 1814. — A. d. H.

**) Armand M. J. de Chastenet, Marquis de Puysegur (geb. 1752, gest. 1825), einer der thätigsten Förderer des thierischen Magnetismus in Frankreich. — A. d. H.

allem dem Widerstreben, — ein würdiger Lehrling der Natur zu werden. In dieser Hinsicht sollte sein contemplatives Leben eine Art Priesterthum sein und ihn wie in immer höheren Weihen zum Betreten der innersten Gemächer in dem großen Isistempel heiligen. Alban, der von des Jünglings frommem Gemüthe Alles hoffte, bestärkte ihn in diesem Vorsatz, und als nun endlich Theobald seinen Zweck erreicht und in die Heimath zurückkehrte, war Alban's letztes Wort, er solle treu bleiben dem, was er begonnen.

„Bald darauf erhielt Alban von seinem Freunde einen Brief, dessen Mangel an Zusammenhang von der Verzweiflung, ja von der innern Zerrüttung zeugte, die ihn ergriffen. Sein ganzes Lebensglück, schrieb er, sei dahin; in den Krieg müsse er; denn dort wäre das Mädchen seiner Seele hingezogen aus stiller Heimath, und nur der Tod könne ihn von dem Elend, in dem er dahinschmachte, erlösen. Alban hatte nicht Ruh', nicht Rast; auf der Stelle reiste er zu seinem Freunde, und es gelang ihm nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Unglücklichen wenigstens bis zu einem gewissen Grade zu beruhigen.

„Bei dem Durchmarsch fremder Truppen — so erzählte die Mutter der Geliebten Theobald's — wurde ein italienischer Officier in das Haus einquartiert, der sich bei dem ersten Blick auf das Heftigste in das Mädchen verliebte und der, mit dem Feuer, das seiner Nation eigen, sie bestürmend und dabei mit Allem ausgestattet, was der Weiber Herz befängt, in wenigen Tagen ein solches Gefühl in ihr erweckte, daß der arme Theobald ganz vergessen war und sie nur in dem Italiener lebte und webte. Er mußte fort in den Krieg, und nun verfolgte das Bild des Geliebten, wie er in gräßlichen Kämpfen blute, wie er, zu Boden geworfen, sterbend ihren Namen rufe, unaufhörlich das arme Mädchen, so daß sie in eine wirkliche Verstandesverwirrung gerieth und den unglücklichen Theobald, als er wiederkehrte und die frohe Braut in seine Arme zu schließen hoffte, gar nicht wiedererkannte. — Kaum war es Alban gelungen, Theobald wieder ins Leben zurückzuführen, als er ihm das untrügliche Mittel vertraute,

das er ersonnen, ihm die Geliebte wiederzugeben, und Theobald fand Alban's Rath so aus seiner innersten Ueberzeugung entnommen, daß er keinen Augenblick an dem glücklichsten Erfolg zweifelte; er gab sich Allem gläubig hin, was der Freund als wahr erkannt hatte.

„Ich weiß, Bickert," — unterbrach sich hier Ottmar — „was Du jetzt sagen willst. Ich fühle Deine Pein; es ergetzt mich die komische Verzweiflung, in der Du jetzt das Glas Punsch ergreifst, das Dir Maria so freundlich reicht. Aber schweige, ich bitte Dich! Dein sauersüßes Lächeln ist die schönste Anmerkung, viel besser als jedes Wort, jede Redensart, die Du nur ersinnen könntest, um mir allen Effect zu verderben. Aber was ich Euch zu sagen habe, ist so herrlich und so wohlthuend, daß Du selbst zum gemüthvollsten Antheil bekehrt werden wirst. Also merk auf, und Sie, bester Vater, werden mir auch eingestehen, daß ich mein Wort im ganzen Umfange erfülle."

Der Baron ließ es bei einem: „Hm, hm!" bewenden, und Maria schaute Ottmarn mit klarem Blick ins Auge, indem sie gar lieblich das Köpfchen auf die Hand stützte, so daß die blonden Locken in üppiger Fülle über den Arm wallten.

„Waren des Mädchens Tage", fuhr Ottmar in seiner Erzählung fort, „qualvoll und schrecklich, so waren die Nächte geradezu verderbend. Alle schrecklichen Bilder, die sie tags über verfolgten, traten dann mit verstärkter Kraft hervor. Mit herzzerschneidendem Ton rief sie den Namen ihres Geliebten, und in halb erstickten Seufzern schien sie bei seinem blutigen Leichnam die Seele auszuathmen. Wenn nun eben nächtlich die schrecklichsten Träume das arme Mädchen ängsteten, führte die Mutter Theobald an ihr Bett. Er setzte sich daneben hin, und den Geist mit der ganzen Kraft des Willens auf sie fixirend, schaute er sie mit festem Blicke an. Nachdem er dies einigemal wiederholt, schien der Eindruck ihrer Träume schwächer zu werden; denn der Ton, mit dem sie sonst den Namen des Officiers gewaltsam hervorschrie, hatte nicht mehr das die ganze Seele Durchdringende, und tiefe

Seufzer machten der gepreßten Brust Luft. — Nun legte Theobald auf ihre Hand die seinige und nannte leise, ganz leise seinen Namen. Bald zeigte sich die Wirkung. Sie nannte nun den Namen des Officiers abgebrochen; es war, als müßte sie sich auf jede Silbe, auf jeden Buchstaben besinnen, als dränge sich etwas Fremdes in die Reihe ihrer Vorstellungen. Bald darauf sprach sie gar nicht mehr; nur eine Bewegung der Lippen zeigte, daß sie sprechen wollte und wie durch irgend eine äußere Einwirkung daran verhindert würde. Dies hatte wieder einige Nächte hindurch gedauert. Nun fing Theobald an, ihre Hand in der seinigen festhaltend und mit leiser Stimme, in abgebrochenen Sätzen zu sprechen. Es war die frühe Kinderzeit, in die er sich zurückversetzte. Bald sprang er mit Auguſten — erst jetzt fällt mir wieder der Name des Mädchens ein — in des Onkels großem Garten umher und pflückte von den höchsten Bäumen die schönsten Kirschen für sie; denn immer das Beste wußte er den Blicken der anderen Kinder zu entziehen und es ihr zuzustecken. Bald hatte er den Onkel mit Bitten so lange gequält, bis er ihm das schöne theuere Bilderbuch mit den Trachten fremder Nationen hervorgelangt. Nun durchblätterten beide Kinder, auf einem Lehnstuhl zusammen knieend über den Tisch gelehnt, das Buch. Immer war ein Mann und eine Frau in der Tracht ihres Landes abgebildet, und immer waren es Theobald und Auguſte. In solchen fremden Gegenden seltsamlich gekleidet, wollten sie allein sein und mit den schönen Blumen und Kräutern spielen.

„Wie erstaunte die Mutter, als Auguſte in einer Nacht zu sprechen begann und ganz in Theobald's Ideen einging. Auch sie war das siebenjährige Mädchen, und nun spielten Beide ihre Kinderspiele durch. Auguſte führte selbst die charaktervollsten Begebenheiten ihrer Kinderjahre herbei. Sie war immer sehr heftig und lehnte sich oft gegen ihre ältere Schwester, die, übrigens von wirklich bösartiger Natur, sie unverdienterweise quälte, förmlich auf, welches manchen tragikomischen Vorfall veranlaßte. So saßen die drei Kinder einmal an einem Winterabend beisammen, und die ältere Schwester,

übellauniger als je, quälte die kleine Auguste mit ihrem Eigensinn, daß Diese vor Zorn und Unmuth weinte. Theobald zeichnete wie gewöhnlich allerlei Figuren, denen er dann eine sinnige Deutung zu geben wußte; um besser zu sehen, wollte er das Licht putzen, löschte es aber unversehens aus. Da benutzte Auguste schnell die Gelegenheit und gab zur Wiedervergeltung des erlittenen Verdrusses der älteren Schwester eine derbe Ohrfeige. Das Mädchen lief weinend und schreiend zum Vater, dem Onkel Theobald's, und klagte, wie Theobald das Licht ausgelöscht und sie dann geschlagen habe. Der Onkel eilte herbei, und als er Theobald seine gehässige Bosheit vorhielt, leugnete Dieser, der die Schuldige wohl kannte, die That keineswegs. Auguste war zerrissen von innerem Gram, als sie ihren Theobald beschuldigen hörte, er habe, um Alles auf sie schieben zu können, erst das Licht ausgelöscht und dann geschlagen; aber je mehr sie weinte, desto mehr tröstete sie der Onkel, daß nun ja doch der Thäter entdeckt und alle List des boshaften Theobald vereitelt sei. Als nun der Onkel zur harten Strafe schritt, da brach ihr das Herz; sie klagte sich an, sie gestand Alles. Allein in diesem Selbstbekenntniß fand der Onkel nur die überschwängliche Liebe des Mädchens zu dem Knaben, und gerade Theobald's Standhaftigkeit, der sich mit wahrhaftem Heroismus glücklich fühlte, für Augusten zu leiden, gab ihm den Anlaß, ihn als den halsstarrigsten Buben bis aufs Blut zu züchtigen. Augustens Schmerz war grenzenlos — alle ihre Heftigkeit, ihr gebieterisches Wesen war verschwunden; der sanfte Theobald war nun ihr Gebieter, dem sie sich willig schmiegte. Mit ihrem Spielzeug, mit ihren schönsten Puppen konnte er schalten und walten, und wenn er sonst, um nur bei ihr bleiben zu dürfen, sich fügen mußte, Blätter und Blumen für ihre kleine Küche zu suchen, so ließ sie es sich jetzt gefallen, ihm durchs Gesträuch auf dem muthigen Steckenhengst zu folgen. Aber so wie das Mädchen jetzt mit ganzer Seele an ihm hing, so war es auch, als habe das für sie erlittene Unrecht Theobald's Zuneigung zur glühendsten Liebe entzündet. Der Onkel bemerkte Alles; aber nur dann, als er in späteren Jahren zu seinem Erstaunen den wahren

Zusammenhang jenes Vorfalls erfuhr, zweifelte er nicht länger an der tiefen Wahrheit der wechselseitigen Liebe, die die Kinder geäußert, und billigte mit ganzer Seele die innigste Verbindung, in die sie für ihr ganzes Leben treten zu wollen erklärten. Eben jener tragikomische Vorfall sollte auch jetzt das Paar aufs Neue vereinigen.

„Auguste fing ihre Darstellung von dem Moment an, als der Onkel zürnend hereinfuhr, und Theobald unterließ nicht, richtig in seine Rolle einzugreifen. Bis jetzt war Auguste am Tage still und in sich gekehrt gewesen; aber an dem Morgen nach jener Nacht äußerte sie ganz unerwartet der Mutter, wie sie seit einiger Zeit lebhaft von Theobald träume, und warum er denn nicht käme, ja nicht einmal schriebe. Immer mehr stieg diese Sehnsucht, und nun zögerte Theobald nicht länger, als käme er erst jetzt von der Reise, vor Augusten zu erscheinen. Sorgfältig hatte er nämlich seit dem schrecklichen Augenblick, als Auguste ihn nicht wiederkannte, vermieden, sich vor ihr sehen zu lassen. Auguste empfing ihn mit der höchsten Aufwallung der innigsten Liebe. Bald nachher gestand sie unter vielen Thränen, wie sie sich gegen ihn vergangen; wie es einem Fremden auf eine seltsame Weise gelungen, sie von ihm abwendig zu machen, so daß sie, wie von einer fremden Gewalt befangen, ganz aus ihrem eigenen Wesen herausgetreten sei; aber Theobald's wohlthätige Erscheinung in lebhaften Träumen habe die feindlichen Geister, die sie bestrickt, verjagt; ja, sie müsse gestehen, daß sie jetzt nicht einmal des Fremden äußere Gestalt sich ins Gedächtniß zurückrufen könne, und nur Theobald lebe in ihrem Innern. Alban und Theobald, Beide waren überzeugt, daß Augusten der wirkliche Wahnsinn, von dem sie ergriffen worden, gänzlich verlassen hatte, und kein Hinderniß stand der Vereinigung des . . . "

So wollte Ottmar seine Erzählung endigen, als Maria mit einem dumpfen Schrei ohnmächtig vom Stuhle in die Arme des schnell herbeigesprungenen Bickert sank. Der Baron fuhr entsetzt auf; Ottmar eilte Bickerten zu Hilfe, und Beide brachten Marien auf das Sopha. Sie lag todtenbleich da;

jede Spur des Lebens war auf dem krampfhaft verzogenen Gesichte verschwunden.

„Sie ist todt, sie ist todt!“ schrie der Baron. — „Nein,“ rief Ottmar, „sie soll leben, sie muß leben. Alban wird helfen.“ — „Alban! Alban! Kann Der Todte erwecken?“ schrie Bickert auf.

In dem Augenblick öffnete sich die Thür, und Alban trat herein. Mit dem ihm eigenen imponirenden Wesen trat er schweigend vor die Ohnmächtige. Der Baron sah ihm mit zornglühendem Gesichte ins Auge — Keiner vermochte zu sprechen. Alban schien nur Marien zu gewahren; er heftete seinen Blick auf sie. „Maria, was ist Ihnen?“ sprach er mit feierlichem Ton, und es zuckte durch ihre Nerven. Jetzt faßte er ihre Hand. Ohne sich von ihr wegzuwenden, sagte er: „Warum dieses Erschrecken, meine Herren? Der Puls geht leise, aber gleich . . . Ich finde das Zimmer voll Dampf. Man öffne ein Fenster! Gleich wird sich Maria von dem unbedeutenden ganz gefahrlosen Nervenzufall erholen.“ — Bickert that es; da schlug Maria die Augen auf; ihr Blick fiel auf Alban. „Verlaß mich, entsetzlicher Mensch! Ohne Qual will ich sterben,“ lispelte sie kaum hörbar, und indem sie, sich von Alban abwendend, das Gesicht in die Sophakissen verbarg, sank sie in einen tiefen Schlaf, wie man an den schweren Athemzügen bemerken konnte. Ein seltsames, furchtbares Lächeln durchflog Alban's Gesicht. Der Baron fuhr auf; er schien etwas mit Heftigkeit sagen zu wollen. Alban faßte ihn scharf ins Auge, und mit einem Tone, in dem, des Ernstes unerachtet, eine gewisse höhnende Ironie lag, sprach er: „Ruhig, Herr Baron! Die Kleine ist etwas ungeduldig; aber erwacht sie aus ihrem wohlthätigen Schlafe, welches genau morgens um sechs Uhr geschehen wird, so gebe man ihr zwölf von diesen Tropfen, und Alles ist vergessen.“ — Er reichte Ottmarn das Fläschchen, das er aus der Tasche gezogen, und verließ langsamen Schrittes den Saal.

„Da haben wir den Wunderdoctor!“ rief Bickert, als man die schlafende Marie in ihr Zimmer gebracht und Ottmar den Saal verlassen hatte, „den tiefsinnigen Blick des

Geisterſehers — das feierliche Weſen — das prophetiſche Vorausſagen — das Fläſchchen mit dem Wunder-Elixir! Ich habe nur gepaßt, ob er nicht wie Swedenborg vor unſern Augen in der Luft verdampfen oder wenigſtens wie Beireis*) mit dem urplötzlich aus Schwarz in Roth umgefärbten Frack zum Saal hinausſchreiten würde."

„Bickert!" antwortete der Baron, der ſtarr und ſtumm in den Lehnſtuhl gedrückt, Marien wegbringen geſehen, „Bickert, was iſt aus unſerm frohen Abend geworden! Aber gefühlt im Innern habe ich es, daß mich noch heute etwas Unglückliches treffen, ja daß ich noch Alban aus beſonderm Anlaß ſehen würde. Und gerade in dem Augenblicke, als ihn Ottmar citirte, erſchien er wie der waltende Schutzgeiſt. Sage mir, Bickert, kam er nicht durch jene Thür?"

„Allerdings," erwiderte Bickert, „und erſt jetzt fällt es mir ein, daß er wie ein zweiter Caglioſtro**) uns ein Kunſtſtückchen gemacht hat, das uns in der Angſt und Noth ganz entgangen: die einzige Thür des Vorzimmers da drüben habe ich ja von innen verſchloſſen, und hier iſt der Schlüſſel; einmal habe ich mich aber doch geirrt und ſie offen gelaſſen." — Bickert unterſuchte die Thür, und zurückkehrend rief er mit Lachen: „Der Caglioſtro iſt fertig! Die Thür iſt richtig feſt verſchloſſen wie vorher."

„Hm," ſagte der Baron, „der Wunderdoctor fängt an, in einen gemeinen Taſchenſpieler überzugehen."

„Es thut mir leid," erwiderte Bickert. „Alban hat den allgemeinen Ruf eines geſchickten Arztes, und wahr iſt es, daß, als unſere Marie, die ſonſt ſo geſund geweſen, an den heilloſen Nervenübeln erkrankte und alle Mittel ſcheiterten, ſie durch Alban's magnetiſche Cur in wenigen Wochen geheilt wurde. Schwer entſchloſſeſt Du Dich dazu, nur auf vieles

*) Profeſſor Gottfr. Chriſtoph B. zu Helmſtedt (geb. 1730, geſt. 1809). Vgl. über ihn Goethe, Werke, Hempel'ſche Ausg. Th. 27, 1. Abth. S. 123, 126—134, 136—138. — A. d. H.

**) Giuſeppe Balſamo oder, wie er ſich nannte, Alexander Graf v. C. (geb. 1743, geſt. 1795), ein Abenteurer und Charlatan (vgl. Goethe, Der Großkophta, Th. 10, S. 129). — A. d. H.

Zureden Ottmar's, und weil Du die herrliche Blume, die sonst ihr Haupt keck und frei zur Sonne emporrichtete, immer mehr hinwelken sahst."

„Glaubst Du, daß ich wohl gethan habe, Ottmarn nachzugeben?" fragte der Baron.

„In jener Zeit allerdings," erwiderte Bickert; „aber Alban's verlängerte Gegenwart ist mir gerade nicht angenehm, und was den Magnetismus betrifft..."

„Den verwirfst Du ganz und gar," fiel der Baron ein.

„Mit nichten," antwortete Bickert. „Nicht Zeuge mancher dadurch herbeigeführten Erscheinung hätte ich sein dürfen, um nicht daran zu glauben; ja, ich fühle es nur zu sehr, wie alle die wunderbaren Beziehungen und Verknüpfungen des organischen Lebens der ganzen Natur in ihm liegen. All unser Wissen darüber ist und bleibt aber Stückwerk, und sollte der Mensch den völligen Besitz dieses tiefen Naturgeheimnisses erlangen, so käme es mir vor, als habe die Mutter unversehens ein schneidendes Werkzeug verloren, womit sie manches Herrliche zur Lust und Freude ihrer Kinder geformt; die Kinder fänden es, verwundeten sich aber selbst damit im blinden Eifer, es der Mutter im Formen und Bilden nachmachen zu wollen."

„Meine innerste Meinung hast Du richtig ausgesprochen," sagte der Baron; „was aber besonders den Alban betrifft, so liegt es dunkel in meiner Seele, wie ich mir all die besonderen Gefühle, die mich in seiner Nähe befangen, zusammenreimen und erklären soll. Zuweilen glaube ich über ihn ganz im Klaren zu sein. Seine tiefe Wissenschaft machte ihn zum Schwärmer; aber sein Eifer, sein Glück erwirbt ihm Achtung. Allein, nur wenn ich ihn nicht sehe, erscheint er mir so. Nahet er sich mir, so ist jenes Bild aus der Perspective gerückt, und deformirte Züge, die mit einer furchtbaren Charakteristik im Einzelnen sich doch nicht zum Ganzen fügen wollen, erfüllen mich mit Grauen. Als Ottmar ihn vor mehreren Monaten als seinen innigsten Freund zu uns brachte, war es mir, als habe ich ihn irgend einmal schon gesehen. Seine Feinheit, sein gewandtes Betragen gefielen mir; aber im Ganzen war mir seine Gegenwart nicht wohlthuend. Bald darauf, und zwar,

wie es mir schon oft schwer aufs Herz gefallen, gleich nach Alban's Erscheinung, erkrankte, wie Du weißt, Maria auf eine ganz seltsame Weise, und ich muß es gestehen, Alban, als er endlich herbeigerufen wurde, unterzog sich der Cur mit einem beispiellosen Eifer, mit einer Ergebenheit, mit einer Liebe und Treue, die ihm bei dem glücklichsten Erfolg die höchste, unzweideutigste Liebe und Achtung erwerben mußte. Ich hätte ihn mit Gold überschütten mögen; aber jedes Wort des Dankes wurde mir schwer. Ja, in eben dem Grade, als die magnetische Cur anschlug, erfüllte sie mich mit Abscheu, und Alban wurde mir mit jedem Tage verhaßter. Zuweilen war es mir, als könne er mich aus der dringendsten Lebensgefahr retten, ohne auch nur im Mindesten für sich bei mir zu gewinnen. Sein feierliches Wesen, seine mystischen Reden, seine Charlatanerien, wie er z. B. die Ulmen, die Linden und was weiß ich noch was für Bäume magnetisirt, wenn er, mit ausgestreckten Armen nach Norden gerichtet, von dem Weltgeist neue Kraft in sich zieht, — Alles spannt mich auf eine gewisse Weise, trotz der herzlichen Verachtung, die ich dagegen spüre. Aber, Bickert, merk wohl auf! Die sonderbarste Erscheinung dünkt mir, daß, seitdem Alban hier ist, ich öfter als je an meinen dänischen Major, von dem ich vorhin erzählt habe, denken muß. Jetzt, eben jetzt, als er so höhnisch, so wahrhaft diabolisch lächelte und mich mit seinen großen pechschwarzen Augen anstarrte, da stand der Major ganz vor mir. Die Aehnlichkeit ist auffallend . . ."

„Und", fiel Bickert ein, „so ist mit einem Mal Deine seltsame Empfindung, Deine Idiosynkrasie erklärt. Nicht Alban, nein, der dänische Major ist es, der Dich ängstigt und quält; der wohlthuende Arzt trägt die Schuld seiner Habichtsnase und seiner schwarzen feurigen Augen. Beruhige Dich ganz und schlage Dir alles Böse aus dem Sinn! Alban mag ein Schwärmer sein; aber er will gewiß das Gute und vollbringt es, und so lasse man ihm seine Charlatanerien als ein unschädliches Spielwerk und achte ihn als den geschickten, tiefschauenden Arzt!"

Der Baron stand auf und sagte, indem er Bickert's beide

Hände faßte: „Franz, das hast Du gegen Deine innere Ueberzeugung gesprochen; es soll ein Palliativmittel sein für meine Angst, für meine Unruhe. Aber — tief liegt es in meiner Seele — Alban ist mein feindlicher Dämon. Franz, ich beschwöre Dich, sei achtsam — rathe — hilf — stütze, wenn Du an meinem morschen Familiengebäude etwas wanken siehst! Du verstehst mich — kein Wort weiter!"

Die Freunde umarmten sich, und Mitternacht war längst vorüber, als Jeder gedankenvoll mit unruhigem, aufgeregtem Gemüth in sein Zimmer schlich. Punkt sechs Uhr erwachte Maria, wie es Alban vorausgesagt; man gab ihr zwölf Tropfen aus dem Fläschchen, und zwei Stunden später trat sie heiter und blühend in das Gesellschaftszimmer, wo der Baron, Ottmar und Vickert sie freudig empfingen. Alban hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen und sagen lassen, wie ihn eine dringende Correspondenz den ganzen Tag über darin festhalten werde.

Mariens Brief an Adelgunde.

So hast Du Dich endlich aus den Stürmen, aus den Bedrängnissen des bösen Krieges gerettet und eine sichere Freistatt gefunden? — Nein, ich kann es Dir nicht sagen, geliebte Herzensfreundin, was ich empfand, als ich nach so langer, langer Zeit endlich Deine kleinen niedlichen Schriftzüge wieder erblickte. Vor lauter Ungeduld hätte ich beinahe den fest gesiegelten Brief zerrissen. Erst habe ich gelesen und gelesen, und ich wußte doch nicht, was darin stand, bis ich endlich ruhiger wurde und nun mit Entzücken erfuhr, daß Dein theurer Bruder, mein geliebter Hippolyt, wohl ist, daß ich ihn bald wiedersehen werde. Also keiner meiner Briefe hat Dich erreicht? Ach, liebe Adelgunde! Deine Marie ist recht krank gewesen, recht sehr krank; aber nun ist Alles wieder besser, wiewol mein Uebel von einer solchen, mir selbst unbegreiflichen Art war, daß ich noch jetzt mich ordentlich entsetze, wenn ich daran denke, und Ottmar und der Arzt sagen, diese Empfindung sei eben auch noch Krankheit, die von Grund aus gehoben werden müsse. Verlange nicht, daß ich Dir sagen soll, was mir eigent-

lich gefehlt hat! Ich weiß es selbst nicht; kein Schmerz, kein mit Namen zu nennendes Leiden, und doch alle Ruhe, alle Heiterkeit hin. — Alles kam mir verändert vor. Laut gesprochene Worte, Fußtritte bohrten wie Stacheln in meinen Kopf. Zuweilen hatte Alles um mich herum, leblose Dinge, Stimme und Klang und neckte und quälte mich mit wundersamen Zungen; seltsame Einbildungen rissen mich heraus aus dem wirklichen Leben.

Kannst Du es Dir denken, Adelgundchen, daß die närrischen Kindermärchen vom grünen Vogel, vom Prinzen Fakardin von Trebisond und was weiß ich sonst, die uns Tante Klara so hübsch zu erzählen wußte, nun auf eine für mich schreckbare Weise ins Leben traten? Denn ich selbst unterlag ja den Verwandlungen, die der böse Zauberer über mich verhängte; ja, es ist wohl lächerlich, zu sagen, wie diese Albernheiten so feindselig auf mich wirkten, daß ich zusehends matter und kraftloser wurde. Indem ich mich oft über ein Unding, über ein Nichts bis zum Tode betrüben und wieder eben über solch ein Nichts bis zur Ausgelassenheit erfreuen konnte, zehrte sich mein Selbst auf in den gewaltsamen Ausbrüchen einer innern mir unbekannten Kraft. Gewisse Dinge, die ich sonst gar nicht beachtete, fielen mir jetzt nicht allein auf, sondern konnten mich recht quälen. So hatte ich einen solchen Abscheu gegen Lilien, daß ich jedesmal ohnmächtig wurde, sobald, war es auch in weiter Ferne, eine blühte; denn aus ihren Kelchen sah ich glatte, glänzende, züngelnde Basiliske auf mich zuspringen.

Doch was trachte ich, Dir, liebe Adelgunde, auch nur eine Idee von dem Zustande zu geben, den ich nicht Krankheit nennen möchte, wenn er mich nicht immer mehr und mehr ermattet hätte! Mit jedem Tage schwächer werdend, sah ich den Tod vor Augen. —

Nun muß ich Dir aber etwas Besonderes sagen — nämlich, was mein Genesen betrifft, das habe ich einem herrlichen Mann zu danken, den Ottmar schon früher ins Haus gebracht, und der in der Residenz unter all den großen und geschickten Aerzten der einzige sein soll, der das Geheimniß

besitzt, eine solche sonderbare Krankheit wie die meinige schnell und sicher zu heilen. — Das Besondere ist aber, daß in meinen Träumen und Erscheinungen immer ein schöner ernster Mann im Spiele war, der, unerachtet seiner Jugend, mir wahrhafte Ehrfurcht einflößte und der, bald auf diese, bald auf jene Weise, aber immer in lange Talare gekleidet, mit einer diamantenen Krone auf dem Haupte, mir wie der romantische König in der märchenhaften Geisterwelt erschien und allen bösen Zauber löste. Ich mußte ihm lieb und innig verwandt sein; denn er nahm sich meiner besonders an, und ich war ihm dafür mit meinem Leben verpflichtet. Bald kam er mir vor wie der weise Salomo, und dann mußte ich auch wieder auf ganz ungereimte Weise an den Sarastro in der Zauberflöte denken, wie ich ihn in der Residenz gesehen.

Ach, liebe Adelgunde, wie erschrak ich nun, als ich auf den ersten Blick in Alban jenen romantischen König aus meinen Träumen erkannte! — Alban ist nämlich eben der seltene Arzt, den Ottmar schon vor langer Zeit einmal als seinen Herzensfreund aus der Residenz mitbrachte; indessen war er mir damals bei dem kurzen Besuch so gleichgiltig geblieben, daß ich mich nachher nicht einmal seines Aeußern zu entsinnen wußte. Alsdann aber, als er wiederkam, zu meiner Heilung berufen, wußte ich mir selbst von der innern Empfindung, die mich durchdrang, nicht Rechenschaft zu geben. — So wie Alban überhaupt in seiner Bildung, in seinem ganzen Betragen eine gewisse Würde, ich möchte sagen, etwas Gebietendes hat, das ihn über seine Umgebung erhebt, so war es mir gleich, als er seinen ernsten durchdringenden Blick auf mich richtete, ich müsse Alles unbedingt thun, was er gebieten werde, und als ob er meine Genesung nur recht lebhaft wollen dürfe, um mich ganz herzustellen. Ottmar sagte, ich solle durch den sogenannten Magnetismus geheilt werden, und Alban werde durch gewisse Mittel mich in einen exaltirten Zustand setzen, in dem ich schlafend und in diesem Schlaf erwachend selbst meine Krankheit genau einsehen und die Art meiner Cur bestimmen werde.

Du glaubst nicht, liebe Adelgunde, welch ein eigenes Gefühl

von Angst — Furcht — ja Grausen und Entsetzen mich durchbebte, wenn ich an den bewußtlosen und doch höher lebenden Zustand dachte, und doch war es mir nur zu klar, daß ich mich vergebens dagegen sträuben würde, was Alban beschlossen. — Jene Mittel sind angewendet worden, und ich habe, meiner Scheu, meiner Furcht zum Trotz, nur wohlthätige Folgen gespürt. Meine Farbe, meine Munterkeit ist wiedergekehrt, und statt der entsetzlichen Spannung, in der mir oft das Gleichgiltigste zur Qual wurde, befinde ich mich in einem ziemlich ruhigen Zustande. Jene närrischen Traumbilder sind verschwunden, und der Schlaf erquickt mich, indem selbst das tolle Zeug, was mir oft darin vorkommt, statt mich zu quälen, mich belebt und erheitert.

Denke einmal, liebe Adelgunde, ich träume jetzt oft, ich könne mit geschlossenen Augen, als sei mir ein anderer Sinn aufgegangen, Farben erkennen, Metalle unterscheiden, lesen u. s. w., sobald es nur Alban verlange; ja, oft gebietet er mir, mein Inneres zu durchschauen und ihm Alles zu sagen, was ich darin erblicke, und ich thue es mit der größten Bestimmtheit. Zuweilen muß ich plötzlich an Alban denken — er steht vor mir, und ich versinke nach und nach in einen träumerischen Zustand, dessen letzter Gedanke, in dem mein Bewußtsein untergeht, mir fremde Ideen bringt, welche mit besonderem, ich möchte sagen, golden glühendem Leben mich durchstrahlen, und ich weiß, daß Alban diese göttlichen Ideen in mir denkt; denn er ist dann selbst in meinem Sein wie der höhere belebende Funke, und entfernt er sich, was nur geistig geschehen kann, da die körperliche Entfernung gleichgiltig ist, so ist Alles erstorben. Nur in diesem Mit-ihm- und In-ihm-sein kann ich wahrhaftig leben, und es müßte, wäre es ihm möglich, sich mir geistig ganz zu entziehen, mein Selbst in todter Oede erstarren; ja, indem ich Dieses schreibe, fühle ich nur zu sehr, daß nur er es ist, der mir den Ausdruck giebt, mein Sein in ihm wenigstens anzudeuten.

Ich weiß nicht, Adelgundchen, ob ich Dir nicht fremdartig oder vielleicht als eine phantastische Schwärmerin erscheine, ob Du mich überhaupt verstehst, und es war mir, als ob eben

jetzt leise und wehmüthig der Name Hippolyt über Deine Lippen gleite. — Glaube mir, daß Hippolyt nie inniger von mir geliebt wurde! Ich nenne ihn oft im frommen Gebet um sein Heil. Die heiligen Engel mögen ihn schirmen vor jedem feindlichen Streich, der ihm in wilder Feldschlacht droht! Aber seitdem Alban mein Herr und Meister ist, dünkt es mich, nur durch ihn könne ich meinen Hippolyt stärker und inniger lieben, und als habe ich die Macht, mich wie sein Schutzgeist zu ihm zu schwingen und ihn mit meinem Gebet wie mit einem Seraphsfittig zu umhüllen, so daß der Mord ihn vergebens listig spähend umschleicht. Alban, der hohe, herrliche Mann, führt mich als die durch das höhere Leben geweihte Braut in seine Arme; aber nicht ohne seinen Meister darf das Kind sich in die Stürme der Welt wagen. — Erst seit wenigen Tagen erkenne ich ganz Alban's wahrhaftige Größe. — Aber glaubst Du wol, liebe Adelgunde, daß, als ich noch kränker und über alle Maßen reizbar war, sich oft niedrige Zweifel gegen meinen Herrn und Meister in meiner Brust erhoben? — Da hielt ich es denn für gesündigt gegen Liebe und Treue, wenn selbst im Gebet für meinen Hippolyt Alban's Gestalt in meinem Innern aufstieg, zürnend und drohend, daß ich ohne ihn mich hinauswagen wolle aus dem Kreise, den er mir beschrieben, wie ein böses Kind, das, des Vaters Warnung vergessend, hinauslaufe aus dem friedlichen Garten in den Wald, wo feindliche Thiere blutgierig hinter den grünen anmuthigen Büschen lauern. Ach, Adelgunde, diese Zweifel quälten mich schrecklich. Lache mich recht aus, wenn ich Dir sage, daß ich sogar auf den Gedanken gerieth: Alban wolle mich künstlich umstricken und unter dem Schein des heiligen Wunders irdische Liebe in meinem Innern entzünden! — Ach, Hippolyt! —

Neulich saßen wir, der Vater, der Bruder, der alte Bickert und ich, traulich abends beisammen; Alban war, wie es seine Gewohnheit ist, noch auf weitem Spaziergange begriffen. Es war die Rede von Träumen, und der Vater so wie Bickert wußten davon allerlei Wunderbares und Ergetzliches zu sagen. Da nahm auch Ottmar das Wort und erzählte, wie nach

Alban's Rath und unter seiner Leitung es einem seiner Freunde gelungen sei, eines Mädchens innige Liebe dadurch zu gewinnen, daß er, ohne ihr Wissen, wenn sie schlief, in ihrer Nähe war und ihre innersten Gedanken durch magnetische Mittel auf sich leitete. Dazu kam, daß der Vater und auch mein alter treuer Bickert sich, wie sie noch nie in meiner Gegenwart gethan, bestimmt und hart gegen den Magnetismus und auch in gewisser Art gegen Alban erklärten. Alle Zweifel gegen den Meister erwachten mit doppelter Stärke in meiner Seele: Wie, wenn er sich geheimer höllischer Mittel bediente, mich zu seiner Sklavin zu fesseln? Wie, wenn er dann geböte, ich solle, nur ihn in Sinn und Gedanken tragend, Hippolyt lassen? Ein nie gekanntes Gefühl ergriff mich mit tödtender Angst. Ich sah Alban in seinem Zimmer, mit unbekannten Instrumenten und häßlichen Pflanzen und Thieren und Steinen und blinkenden Metallen umgeben, wie er in krampfhafter Bewegung seltsame Kreise mit den Armen und Händen beschrieb. Sein Gesicht, sonst so ruhig und ernst, war zur grausigen Larve verzogen, und aus seinen gluthrothen Augen schlängelten sich in ekelhafter Schnelle blanke, glatte Basiliske, wie ich sie sonst in den Lilienkelchen zu erblicken wähnte. Da war es, als gleite ein eiskalter Strom über meinen Rücken hin — ich erwachte aus meinem ohnmachtähnlichen Zustande. Alban stand vor mir — aber, Du heiliger Gott! — nicht er war's, nein, jene entsetzliche Larve, die meine Einbildung geschaffen! — Wie habe ich am andern Morgen mich vor mir selbst geschämt!

Alban war mit meinen Zweifeln gegen ihn bekannt, und nur in seiner gütigen Milde hat er mir wol verschwiegen, daß er es auch wohl wußte, wie ich ihn selbst mir gebildet; denn er lebt ja in meinem Innern und weiß meine geheimsten Gedanken, die ich in Frömmigkeit und Demuth auch nicht trachte ihm zu verschweigen. Uebrigens machte er aus meinem krankhaften Anfall nicht viel, sondern schob Alles auf den Dunst des türkischen Tabaks, den mein Vater an jenem Abende geraucht. Du hättest nur sehen sollen, mit welchem gütigen Ernst, mit welcher väterlichen Sorglichkeit mich jetzt

der herrliche Meister behandelte! Es ist nicht allein der Körper, den er gesund zu erhalten weiß, nein, — es ist der Geist, den er dem höheren Leben zuführt.

Könnte meine liebe treue Adelgunde nur hier sein und sich an dem wahrhaft frommen Leben erlaben, das wir in friedlicher Stille führen! Bickert ist noch der frohe Alte wie immer; nur mein Vater und Ottmar sind zuweilen in sonderbarer Verstimmung. Den im treibenden Leben wühlenden Männern mag oft unsere Einförmigkeit nicht zusagen. — Alban spricht ganz herrlich über die Sagen und Mythen der alten Aegypter und Indier; oft versinke ich darüber, zumal unter den großen Buchen im Park, unwillkürlich in einen Schlaf, von dem ich wie neu belebt erwache. Ich komme mir dann beinahe vor, wie die Miranda in Shakespeare's Sturm, die von Prospero vergebens ermuntert wird, seine Erzählung zu hören. Recht mit Prospero's Worten sagte neulich Ottmar zu mir: „Gieb Deiner Müdigkeit nach! — Du kannst nicht anders."*)

Nun, Adelgundchen, hast Du mein inneres Leben ganz; ich habe Dir Alles erzählt, und das thut meinem Herzen wohl. Beiliegende Zeilen für Hippolyt u. s. w.

Fragment von Alban's Brief an Theobald.

— — — zurückgeblieben ist. Die Frömmigkeit schließt das Frommthun in sich, und jedes Frommthun ist eine Heuchelei, sei es auch nicht sowol, um Andere zu betrügen, als sich selbst an dem Reflex des in unechtem Golde blinkernden Strahlenscheins zu ergetzen, mit dem man sich zum Heiligen gekrönt hat. Regten sich denn in Deiner eigenen Brust nicht manchmal Gefühle, die Du, mein lieber Bramine, mit dem, was Du aus Gewohnheit und bequem in dem Geleise bleibend, das die verjährte Ammenmoral eingefurcht hat, als gut und weise erkennen willst, nicht zusammenreimen konntest? Alle diese Zweifel gegen die Tugendlehre der Mutter Gans,**)

*) Sturm, 1. Act, 2. Scene.

**) Contes de la mère l'oie — Erzählungen der Mutter Gans — ist der Titel einer französischen Kindermärchen-Sammlung. — A. d. H.

alle diese über die künstlichen Ufer des durch Moralsysteme eingedämmten Stroms überbrausenden Neigungen, der unwiderstehliche Drang, den Fittig, den man kräftig befiedert an den Schultern fühlt, frisch zu schütteln und sich dem Höhern zuzuschwingen, sind die Anfechtungen des Satans, vor denen die ascetischen Schulmeister warnen. Wir sollen wie gläubige Kinder die Augen zudrücken, um an dem Glanz und Schimmer des heiligen Christs, den uns die Natur überall in den Weg stellt, nicht zu erblinden. — Jede Neigung, die den höheren Gebrauch der inneren Kräfte in Anspruch nimmt, kann nicht verwerflich sein, sondern muß eben, aus der menschlichen Natur entsprungen und in ihr begründet, nach der Erfüllung des Zwecks unseres Daseins streben. Kann dieser denn ein anderer sein als die höchstmögliche, vollkommenste Ausbildung und Anwendung unserer physischen und psychischen Kräfte?

Ich weiß, daß, ohne weiter zu reden, ich Dich, mein lieber Bramine — so und nicht anders muß ich Dich nach Deinen Lebensansichten nennen — schon zum Widerspruch gereizt habe, da Dein ganzes Thun und Treiben der innern Meinung entgegenstrebt, die ich nur angedeutet. Sei indessen überzeugt, daß ich Dein contemplatives Leben und Deine Bemühungen, durch immer geschärfteres Anschauen in die Geheimnisse der Natur einzudringen, achte; aber statt Dich an dem Glanz des diamantenen Schlüssels in stiller unthätiger Betrachtung zu erfreuen, ergreife ihn keck und kühn und öffne die geheimnißvolle Pforte, vor der Du sonst stehen bleiben wirst in Ewigkeit! — Du bist zum Kampfe gerüstet; was weilst Du in träger Ruhe? — Alle Existenz ist Kampf und geht aus dem Kampfe hervor. In einem fortsteigenden Klimax wird dem Mächtigern der Sieg zu Theil, und mit dem unterjochten Vasallen vermehrt er seine Kraft.

Du weißt, lieber Theobald, wie ich immer diesen Kampf auch im geistigen Leben statuirt, wie ich keck behauptet, daß eben die geheimnißvolle geistige Uebermacht dieses oder jenes Schooßkindes der Natur, die Herrschaft, die er sich anmaßen darf, ihm auch Nahrung und Kraft zu immer höherem Schwunge giebt. Die Waffe, mit der wir, denen die Kraft

und Uebermacht innewohnt, diesen geistigen Kampf gegen das untergeordnete Princip kämpfen und uns dasselbe unterjochen, ist uns, ich möchte sagen, sichtbarlich in die Hand gegeben. Wie ist es doch gekommen, daß man jenes Eindringen, jenes gänzliche In-uns-ziehen und Beherrschen des außer uns liegenden geistigen Princips durch uns bekannt gewordene Mittel, Magnetismus genannt hat, da diese Benennung nicht genügt, oder vielmehr, als von einer einzelnen physisch wirkenden Kraft hergenommen, gar nicht das bezeichnet, was wir darunter verstanden wissen wollen. Es mußte gerade ein Arzt sein, der zuerst von einem Geheimnisse zur Welt sprach, das eine unsichtbare Kirche wie ihren besten Schatz im Stillen aufbewahrte, um eine ganz untergeordnete Tendenz als den einzigen Zweck der Wirkung aufzustellen; denn so wurde der Schleier gewebt, den die blöden Augen der Ungeweihten nicht durchdringen.

Ist es denn nicht lächerlich, zu glauben, die Natur habe uns den wunderbaren Talisman, der uns zum König der Geister macht, anvertraut, um Zahnweh oder Kopfschmerz oder was weiß ich sonst zu heilen? — Nein, es ist die unbedingte Herrschaft über das geistige Princip des Lebens, die wir, immer vertrauter werdend mit der gewaltigen Kraft jenes Talismans, erzwingen. Sich unter seinem Zauber schmiegend, muß das unterjochte fremde Geistige nur in uns existiren und mit seiner Kraft nur uns nähren und stärken. — Der Focus, in dem sich alles Geistige sammelt, ist Gott. Je mehr Strahlen sich zur Feuerpyramide sammeln, desto näher ist der Focus. Wie breiten sich diese Strahlen aus! — Sie umfassen das organische Leben der ganzen Natur, und es ist der Schimmer des Geistigen, der uns in Pflanze und Thier unsere durch dieselbe Kraft belebten Genossen erkennen läßt. Das Streben nach jener Herrschaft ist das Streben nach dem Göttlichen, und das Gefühl der Macht steigert in dem Verhältniß seiner Stärke den Grad der Seligkeit. Der Inbegriff aller Seligkeit ist im Focus! — Wie klein und erbärmlich erscheint mir alles Geschwätz über jene herrliche Kraft, die den Geweihten verliehen, und es ist wohl zu begreifen, daß nur

die höhere Ansicht als der Ausdruck der inneren Weihe auch die höhere Wirksamkeit herbeiführt. —

Nach Allem diesem wirst Du glauben müssen, daß mir bei der Anwendung alle physischen Mittel fremd geworden; allein es ist dem nicht so. Hier ist es, wo wir noch im Dunkeln tappen, so lange uns die geheime Verbindung des Geistigen mit dem Körper nicht klar vor Augen liegt, und ich möchte sagen, die physischen Hilfsmittel sind uns nur wie Zeichen des Herrschers in die Hand gegeben, denen sich unbekannte Vasallen unterwerfen.

Ich weiß selbst nicht, wie ich dazu gekommen bin, Dir, mein Theobald, so viel über einen Gegenstand zu sagen, von dem ich ungern spreche, da ich es fühle, wie nur die aus einer besondern inneren geistigen Organisation entsprießende Ueberzeugung den leeren Worten Gewicht und Nachdruck geben muß. Deinen Vorwurf, einer lebhaft aufwallenden Neigung gefolgt zu sein und gegen Deine sogenannten moralischen Ansichten gesündigt zu haben, wollte ich beantworten, und jetzt erst werde ich gewahr, daß ich Dir neulich meine Verhältnisse in dem Hause des Barons viel zu rhapsodisch entwickelte, um nicht mißverstanden zu werden. Ich gebe mir Zeit und Mühe, Manches von meinem Eintritt in dies Haus nachzuholen, und wenn mein lieber frommer Bramine in einem höher beschwingten Augenblicke mir nur einigermaßen in mein Gebiet folgen will, so werde ich von aller Schuld gereinigt sein. —

Ottmar ist nun einmal einer von den vielen Menschen, die, nicht ohne Geist und Verstand, ja selbst mit einer enthusiastischen Lebendigkeit, alles Neue im Gebiet der Wissenschaft auffassen; aber eben dieses Auffassen ist ihr letzter Zweck, und es ist nur die Kenntniß der Form, die sie, der inneren Kraft sich freuend, mit leichter Mühe erringen. Mit dieser Kenntniß ist ihr Geist, dem selbst die Ahnungen des Innern fremd bleiben, zufrieden; dem Gemüth, das man ihnen nicht absprechen kann, fehlt Tiefe. — Ottmar hat sich, wie Du weißt, an mich gedrängt, und indem er mir wie der Koryphäus einer ganz überzahlreichen Klasse von jungen Leuten, wie sie jetzt so häufig angetroffen werden, erschien, ergetzte es mich,

mit ihm höhnend zu spielen. Mein Zimmer hat er mit einer Ehrfurcht betreten, als sei es das innerste heiligste Gemach im Tempel zu Sais, und da er sich als mein Schüler willig unter meine Zuchtruthe schmiegte, hielt ich es für billig, ihm manches unschuldige Spielzeug anzuvertrauen, das er triumphirend den Knaben vorwies und recht groß that mit der Liebe des Meisters.

Als ich seinen Bitten nachgab und ihn auf seines Vaters Gut begleitete, fand ich in dem Baron, seinem Vater, einen störrischen Alten, umgeben von einem wunderlichen humoristischen alten Maler, der manchmal den weinerlichen moralischen Pagliasso macht.

Was ich Dir über den Eindruck, den Marie auf mich machte, früher gesagt habe, weiß ich nicht mehr; aber ich fühle es in diesem Augenblick, daß es schwer sein wird, mich so darüber auszusprechen, daß ich von Dir ganz verstanden werde. In Wahrheit, ich muß mich darauf beziehen, daß Du mich kennst, ja daß Du von je her mein ganzes Thun und Treiben in den höheren Tendenzen, die dem Volke ewig verschlossen, begriffen. Du bist daher überzeugt, daß eine schlanke Gestalt, die wie eine herrliche Pflanze, in zartem Wuchs üppige Blätter und Blüthen treibend, aufgeschossen, ein blaues Auge, das emporblickend sich nach dem zu sehnen scheint, was die fernen Wolken verschleiern, kurz, daß ein engelschönes Mädchen mich nicht in den süßlich schmachtenden Zustand des lächerlichen Amoroso versetzen kann. Es war einzig und allein die augenblickliche Erkenntniß der geheimen geistigen Beziehung zwischen Marien und mir, die mich mit dem wunderbarsten Gefühl durchbebte. Der innigsten Wonne mischte sich ein schneidender stechender Grimm bei, den die Opposition in Marien erzeugte: eine fremde feindliche Kraft widerstrebte meiner Einwirkung und hielt Mariens Geist befangen. Mit ganzer Macht meinen Geist darauf fixirend, wurde ich den Feind gewahr, und in vollem Kampfe suchte ich alle Strahlen, die aus Mariens Innern mir zuströmten, wie in einem Brennspiegel aufzufangen.

Der alte Maler beachtete mich mehr, als die Uebrigen es

thaten; er schien die innere Spannung, die Maria in mir hervorgebracht, zu ahnen. Vielleicht war es mein Blick, der mich verrieth; denn so zwängt der Körper den Geist ja ein, daß die leiseste seiner Bewegungen in den Nerven oscillirend nach außen wirkt und die Gesichtszüge — wenigstens den Blick des Auges — verändert. Wie ergetzte es mich aber, daß er die Sache so gemein nahm! Er sprach unaufhörlich von dem Grafen Hippolyt, Mariens verlobtem Bräutigam, und daß er die bunte Musterkarte von allen seinen Tugenden recht mit Behagen vor mir ausbreitete, diente mir nur dazu, die läppischen Verhältnisse, welche die Menschen in einfältiger kindischer Thätigkeit anknüpfen, im Innersten zu belachen und mich meiner tieferen Erkenntniß jener Verbindungen, die die Natur knüpft, und der Kraft, diese zu hegen und zu pflegen, zu erfreuen. Marien ganz in mein Selbst zu ziehen, ihre ganze Existenz, ihr Sein so mit dem meinigen zu verweben, daß die Trennung davon sie vernichten muß, — das war der Gedanke, der, mich hoch beseligend, nur die Erfüllung dessen aussprach, was die Natur wollte. Diese innigste geistige Verbindung mit dem Weibe, im Seligkeitsgefühl jeden andern als den höchsten ausgeschrieenen thierischen Genuß himmelhoch überflügelnd, ziemt dem Priester der Isis, und Du kennst mein System in diesem Punkt; ich darf nichts weiter darüber sagen.

Die Natur organisirte das Weib in allen seinen Tendenzen passiv. Es ist das willige Hingeben, das begierige Auffassen des fremden außerhalb liegenden, das Anerkennen und Verehren des höheren Princips, worin das wahrhaft kindliche Gemüth besteht, das nur dem Weibe eigen und das ganz zu beherrschen, ganz in sich aufzunehmen die höchste Wonne ist.

Von diesen Augenblicken an blieb ich, unerachtet ich mich wieder, wie Du weißt, von dem Gute des Barons entfernte, Marien geistig nah, und welcher Mittel ich mich bediente, insgeheim mich auch körperlich ihr zu nahen, um kräftiger zu wirken, mag ich Dir nicht sagen, da Manches sich kleinlich ausnehmen würde, unerachtet es zu dem vorgesetzten Zweck führte. Maria fiel bald darauf in einen phantastischen Zustand, den

Ottmar natürlicherweise für eine Nervenkrankheit halten mußte, und ich kam wieder als Arzt in das Haus, wie ich es vorausgesehen. — Maria erkannte in mir Den, der ihr schon oft in der Glorie der beherrschenden Macht als ihr Meister im Traume erschienen, und Alles, was sie nur dunkel geahnet, sah sie nun hell und klar mit ihres Geistes Augen. Nur meines Blickes, meines festen Willens bedurfte es, sie in den sogenannten somnambulen Zustand zu versetzen, der nichts Anderes war als das gänzliche Hinaustreten aus sich selbst und das Leben in der höheren Sphäre des Meisters. Es war mein Geist, der sie dann willig aufnahm und ihr die Schwingen gab, dem Kerker, mit dem sie die Menschen überbaut hatten, zu entschweben. Nur in diesem Sein in mir kann Maria fortleben, und sie ist ruhig und glücklich. Hippolyt's Bild kann in ihr nur noch in schwachen Umrissen existiren, und auch diese sollen bald in Duft zerfließen. Der Baron und der alte Maler sehen mich mit feindlichen Blicken an; aber es ist herrlich, wie sich auch da die Kraft bewährt, die mir die Natur verliehen. Ein unheimliches Gefühl mag es sein, daß sie widerstrebend doch den Meister erkennen müssen.

Du weißt, auf welche wunderbare Weise ich mir einen Schatz geheimer Kenntnisse gesammelt. Nie hast Du das Buch lesen mögen, unerachtet es Dich überrascht haben würde, wie noch in keinem der physikalischen Lehrbücher solche herrliche Combinationen mancher Naturkräfte und ihrer Wirkung so wie hier entwickelt sind. Ich verschmähe es nicht, Manches sorglich zu bereiten; und kann man es denn Trug nennen, wenn der gaffende Pöbel über etwas erschrickt und staunt, das er mit Recht für wunderbar hält, da die Kenntniß der nächsten Ursache nicht das Wundervolle, sondern nur die Ueberraschung vernichtet? — Hippolyt ist Obrister in ...schen Diensten, mithin im Felde. Ich wünsche nicht seinen Tod; er mag zurückkommen, und mein Triumph wird herrlicher sein; denn der Sieg ist gewiß. Sollte sich der Gegner kräftiger zeigen, als ich es gedacht, so wirst Du mir im Gefühl meiner Kraft zutrauen, daß .... — —

Das einsame Schloß.

Das Gewitter war vorüber, und in rothem Feuer brennend, brach die sinkende Sonne durch die finsteren Wolken, die schnell fliehend in den tiefen Gründen verdampften. Der Abendwind rührte seine Fittige, und wie in schwellenden Wogen strömten die Wohlgerüche, die aus Bäumen, Blumen, Gräsern emporstiegen, durch die warme Luft. Als ich aus dem Walde trat, lag das freundliche Dorf, dessen Nähe mir der Postillon verheißen, dicht vor mir im blumigen Wiesengrunde, und hoch hervor ragten die gothischen Thürme des Schlosses, dessen Fenster im Schein der Sonne glühten, als wollten innere Flammen hervorbrechen. Glockengeläute und geistlicher Gesang tönten zu mir herüber; in der Ferne sah ich einen feierlichen Leichenzug auf der Straße von dem Schlosse her nach dem Kirchhofe wallen. Als ich endlich ankam, war der Gesang verstummt; man hatte nach der dortigen Sitte den Sarg geöffnet vor dem Grabe niedergesetzt, und der Pfarrer hielt den Leichen-Sermon. Sie waren im Begriff, den Deckel auf den Sarg zu heben, als ich hinzutrat und den Todten erblickte. Es war ein hochbejahrter Mann, der mit heiterem Gesicht unentstellt da lag, als schlummere er sanft und friedlich. Ein alter Bauer sagte tief gerührt: „Sieh, wie unser alter Franz so schön da liegt! Gott schenke mir ein so frommes Ende! — Ja, selig sind, die in dem Herrn entschlafen.“ — Mir war es, als sei dies die rechte Todtenfeier für den frommen Entschlafenen und des Bauern einfache Worte die herrlichste Leichenrede. — Sie senkten den Sarg hinab, und als nun die Erdschollen mit dumpfem Klang hinabfielen, ergriff mich die bitterste Wehmuth, als läge der Herzensfreund in der todten kalten Erde.

Eben wollte ich den Berg hinaufsteigen, auf dem das Schloß lag, als mir der Pfarrer entgegentrat, bei dem ich mich nach dem Todten, den man eben zu Grabe getragen, erkundigte. Der alte Maler Franz Bickert, der seit drei Jahren allein in dem verödeten Schlosse gewohnt und den Kastellan gemacht hatte, war es, den man beerdigt hatte. Ich wünschte

in das Schloß zu gehen; der Geistliche hatte bis zur Ankunft des Bevollmächtigten des jetzigen Besitzers die Schlüssel übernommen, und ich trat nicht ohne Schauer in die verödeten weiten Säle, wo sonst fröhliche Menschen gehauset und worin nun eine Todtenstille herrschte.

Bickert hatte sich in den letzten drei Jahren, die er wie ein Einsiedler in dem Schlosse zubrachte, auf eine wunderliche Weise mit der Kunst beschäftigt. Ohne alle Hilfe, selbst was die mechanischen Verrichtungen betrifft, unternahm er es, den ganzen oberen Stock, in welchem er selbst ein Zimmer bewohnte, im gothischen Stil auszumalen, und auf den ersten Blick ahnte man in den phantastischen Zusammenstellungen fremdartiger Dinge, wie sie dem Charakter der gothischen Verzierungen eigen, tiefsinnige Allegorieen. Sehr oft wiederholt war eine häßliche Teufelsgestalt, die ein schlafendes Mädchen belauscht.

Ich eilte nach Bickert's Zimmer. — Der Lehnstuhl stand noch so abgerückt vom Tische, auf dem eine angefangene Zeichnung lag, als sei Bickert eben von der Arbeit aufgestanden; ein grauer Ueberrock hing auf der Lehne, und ein kleines graues Mützchen lag neben der Zeichnung. Es war, als werde im Augenblick der Alte mit dem freundlichen frommen Gesichte, über das selbst die Qual des Todes keine Macht gehabt, hereintreten und den Fremden mit offener Gutherzigkeit in seiner Werkstatt bewillkommnen.

Ich eröffnete dem Geistlichen meinen Wunsch, mehrere Tage, ja vielleicht Wochen im Schlosse zu wohnen. Das schien ihm befremdlich; er äußerte, wie leid es ihm thue, meinen Wunsch nicht erfüllen zu können, da bis zur Ankunft des Bevollmächtigten die gerichtliche Siegelung vorgenommen werden müsse und kein Fremder im Schlosse wohnen dürfe. „Wie aber," fuhr ich fort, „wenn ich dieser Bevollmächtigte selbst wäre?" indem ich ihm die ausgedehnte Vollmacht des Barons von F., als des jetzigen Besitzers, vorwies. Er erstaunte nicht wenig und überschüttete mich mit Höflichkeitsbezeigungen. Er bot mir Zimmer im Pfarrgebäude an, da mir die Wohnung im öden Schlosse doch wahrscheinlich nicht zusagen werde. Ich

lehnte dies ab. Ich blieb im Schlosse, und es waren Bickert's nachgelassene Papiere, die mich in den Stunden der Muße auf das Anziehendste beschäftigten. Bald fanden sich ein paar Blätter vor, die in kurzen hingeworfenen Notizen nach Art eines Tagebuchs Aufschluß über die Katastrophe gaben, in der ein ganzer Zweig einer bedeutenden Familie unterging. Durch die Zusammenstellung mit einem ziemlich humoristischen Aufsatz: „Träume sind Schäume", und den Fragmenten zweier Briefe, die dem Maler auf ganz eigene Weise zu Händen gekommen sein müssen, rundet sich das Ganze.

Aus Bickert's Tagebuch.

Hab' ich mich denn nicht trotz dem heiligen Antonius mit dreitausend Teufeln herumgebalgt und mich ebenso tapfer gehalten? Sieht man dem Volke keck ins Auge, so verdunstet es von selbst in den Staub und Rauch. — Könnte Alban in meiner Seele lesen, so würde er eine förmliche Abbitte und Ehrenerklärung darin finden, daß ich ihm alles Satanische aufgebürdet, was eine allzu rege Phantasie mir in grellen Farben dargestellt zu eigner Buße und Belehrung. — Er ist da — frisch — gesund — herrlich blühend! Apollo's Locken, — Jovis hohe Stirn — ein Aug' wie Mars — des Götter-Herolds Stellung — ja, ganz wie Hamlet den Helden schildert. — Maria ist nicht mehr auf der Erde — sie schwebt im strahlenden Himmel. — Hippolyt und Maria — welch ein Paar! — —

Aber trauen kann ich ihm doch nicht. — Warum verschließt er sich in sein Zimmer? — Warum schleicht er in der Nacht auf den Zehen umher wie der lauernde Mord? — Ich kann ihm nicht trauen! — Zuweilen ist es mir, als müßte ich ihm in möglichster Kürze und Schnelligkeit meinen Stockdegen durch den Leib rennen und nachher höflich sagen: „Pardonnez!" — Ich kann ihm nicht trauen.

Sonderbares Ereigniß! — Als ich meinen Freund, mit dem ich in die Nacht hinein Manches vom Herzen zum Herzen

gesprochen, über den Corridor in sein Zimmer begleitete, rauschte eine hagere Figur im weißen Schlafrock mit dem Licht in der Hand vorüber. — Der Baron schrie auf: „Der Major! — Franz, der Major!“ — Es war unbestritten Alban, und nur die Beleuchtung von unten herauf mochte sein Gesicht, welches alt und häßlich schien, verzerren. — Er kam von der Seite wie aus Mariens Zimmern. Der Baron bestand darauf, zu ihr zu gehen. Sie schlief ruhig wie ein frommer Engel Gottes. — Morgen ist endlich der lang ersehnte Tag. — Glücklicher Hippolyt! — Aber jene Erscheinung erfüllt mich mit Grausen, unerachtet ich mich zu überzeugen bemühe, daß es Alban war. — Sollte der feindliche Dämon, der sich dem Baron schon in früher Jugend verkündete, nun wie ein über ihn waltendes böses Princip wieder sichtbarlich und das Gute entzweiend ins Leben treten? — Doch weg mit den finstern Ahnungen! Ueberzeuge Dich, Franz, daß das häßliche träumerische Zeug oft das Erzeugniß des verdorbenen Magens ist! Sollte man nicht Diavolinis verschlucken, um sich gegen die Unbill böser Träume zu verwahren?

Gerechter Gott! — Sie ist hin — hin! — Ew. Hochgeboren soll ich melden, wie es mit dem Tode der holdseligen Baronesse Marie zugegangen, — des Familien-Archivs wegen. — Ich habe durchaus wenig Sinn für diplomatische Geschäfte. Hätte mir Gott nicht das Bißchen Faust verliehen des Malens halber! — Aber so viel ist gewiß, daß sie in dem Augenblick, als Hippolyt sie vor dem Altar in seine Arme schließen wollte, todt — todt — todt niedersank. Das Uebrige empfehle ich der Gerechtigkeit Gottes. —

Ja, Du warst es — Alban — hämischer Satan! — Du hast sie gemordet mit höllischen Künsten! Welcher Gott hat es Hippolyt offenbart? — Du bist entflohen; aber flieh nur — verbirg Dich im Mittelpunkt der Erde! Die Rache wird Dich auffinden und zermalmen.

Nein, ich kann Dich nicht entschuldigen, Ottmar. — Du warst es, der sich von dem Satan verlocken ließ; — von Dir fordert Hippolyt die Geliebte seiner Seele! — Sie haben heute zu harte Worte gewechselt; der Zweikampf ist unvermeidlich.

Hippolyt ist geblieben. — Wohl ihm! Er sieht sie wieder. — Unglücklicher Ottmar! Unglücklicher Vater!

Exeunt omnes. — Friede und ewige Ruhe den Verstorbenen! — Heute am neunten September in der Mitternachtsstunde starb mein Freund in meinen Armen. — Wie bin ich doch so wunderbar getröstet, da ich weiß, daß ich ihn bald wiedersehe. — Die Nachricht, daß Ottmar auf erhabene Weise gebüßt, durch den Heldentod in der Schlacht, zerschnitt den letzten Faden, der den Geist noch an das Irdische knüpfte. — Hier im Schlosse will ich bleiben, in den Zimmern will ich wandeln, wo sie lebten und mich liebten. — Oft werd' ich ihre Stimme hören — manches freundliche Wort der holdseligen frommen Maria, mancher gemüthliche Scherz des unwandelbaren Freundes wird wie ein Geisterruf widerhallen und mich aufrecht und stark erhalten, des Lebens Bürde leicht zu tragen. — Es giebt für mich keine Gegenwart mehr; nur der Vergangenheit glückliche Tage schließen sich an das ferne Jenseits, das mich oft in wunderbaren Träumen mit lieblichem Schimmer, aus dem die geliebten Freunde lächelnd mir zuwinken, umfängt. — Wann — wann werde ich zu Euch hinüber wallen? — — —

Und er ist hinüber!*)

---

*) Ein Seitenstück zu obiger Erzählung findet sich in den Serapions-Brüdern, Th. 3, S. 105 ff. „Der unheimliche Gast". — A. d. H.

II.

Der goldene Topf.

Ein Märchen aus der neuen Zeit.

Erste Vigilie.

Die Unglücksfälle des Studenten Anselmus. — Des Conrectors Paulmann Sanitätsknaster und die goldgrünen Schlangen.

Am Himmelfahrtstage nachmittags um drei Uhr rannte ein junger Mensch in Dresden durchs Schwarze Thor und geradezu in einen Korb mit Aepfeln und Kuchen hinein, die ein altes häßliches Weib feil bot, so daß Alles, was der Quetschung glücklich entgangen, hinausgeschleudert wurde und die Straßenjungen sich lustig in die Beute theilten, die ihnen der hastige Herr zugeworfen. Auf das Zetergeschrei, das die Alte erhob, verließen die Gevatterinnen ihre Kuchen- und Branntweintische, umringten den jungen Menschen und schimpften mit pöbelhaftem Ungestüm auf ihn hinein, so daß er, vor Aerger und Scham verstummend, nur seinen kleinen, nicht eben besonders gefüllten Geldbeutel hinhielt, den die Alte begierig ergriff und schnell einsteckte. Nun öffnete sich der festgeschlossene Kreis; aber indem der junge Mensch hinausschoß, rief ihm die Alte nach: „Ja, renne — renne nur zu, Satanskind! — Ins Krystall — bald Dein Fall — ins Krystall!" — Die gellende krächzende Stimme des Weibes hatte etwas Entsetzliches, so daß die Spaziergänger verwundert stillstanden und das Lachen, das sich erst verbreitet, mit einem Mal verstummte.

Der Student Anselmus — Niemand anders war der junge Mensch — fühlte sich, unerachtet er des Weibes sonderbare Worte durchaus nicht verstand, von einem unwillkürlichen Grausen ergriffen, und er beflügelte noch mehr seine Schritte, um sich

den auf ihn gerichteten Blicken der neugierigen Menge zu entziehen. Wie er sich nun durch das Gewühl geputzter Menschen durcharbeitete, hörte er überall murmeln: „Der arme junge Mann! — Ei! — Ueber das verdammte Weib!“ — Auf ganz sonderbare Weise hatten die geheimnißvollen Worte der Alten dem lächerlichen Abenteuer eine gewisse tragische Wendung gegeben, so daß man dem vorhin ganz Unbemerkten jetzt theilnehmend nachsah. Die Frauenzimmer verziehen dem wohlgebildeten Gesichte, dessen Ausdruck die Gluth des innern Grimms noch erhöhte, sowie dem kräftigen Wuchse des Jünglings alles Ungeschick sowie den ganz aus dem Gebiete aller Mode liegenden Anzug. Sein hechtgrauer Frack war nämlich so zugeschnitten, als habe der Schneider, der ihn gearbeitet, die moderne Form nur vom Hörensagen gekannt, und das schwarzatlassene wohlgeschonte Unterkleid gab dem Ganzen einen gewissen magistermäßigen Stil, dem sich nun wieder Gang und Stellung durchaus nicht fügen wollte. —

Als der Student schon beinahe das Ende der Allee erreicht, die nach dem Linke'schen Bade führt, wollte ihm beinahe der Athem ausgehen. Er war genöthigt, langsamer zu wandeln; aber kaum wagte er den Blick in die Höhe zu richten; denn noch immer sah er die Aepfel und Kuchen um sich tanzen, und jeder freundliche Blick dieses oder jenes Mädchens war ihm nur der Reflex des schadenfrohen Gelächters am Schwarzen Thor. So war er bis an den Eingang des Linke'schen Bades gekommen; eine Reihe festlich gekleideter Menschen nach der andern zog herein. Musik von Blasinstrumenten ertönte von innen, und immer lauter und lauter wurde das Gewühl der lustigen Gäste.

Die Thränen wären dem armen Studenten Anselmus beinahe in die Augen getreten; denn auch er hatte, da der Himmelfahrtstag immer ein besonderes Familienfest für ihn gewesen, an der Glückseligkeit des Linke'schen Paradieses Theil nehmen; ja, er hatte es bis zu einer halben Portion Kaffee mit Rum und einer Bouteille Doppelbier treiben wollen und, um so recht schlampampen zu können, mehr Geld eingesteckt, als eigentlich erlaubt und thunlich war. Und nun hatte ihn

der fatale Tritt in den Aepfelkorb um Alles gebracht, was er bei sich getragen. An Kaffee, an Doppelbier, an Musik, an den Anblick der geputzten Mädchen — kurz, an alle geträumten Genüsse war nicht zu denken; er schlich langsam vorbei und schlug endlich den Weg an der Elbe ein, der gerade ganz einsam war. Unter einem Hollunderbaume, der aus der Mauer hervorgesprossen, fand er ein freundliches Rasenplätzchen. Da setzte er sich hin und stopfte eine Pfeife von dem Sanitätsknaster, den ihm sein Freund, der Conrector Paulmann, geschenkt.

Dicht vor ihm plätscherten und rauschten die goldgelben Wellen des schönen Elbstroms; hinter demselben streckte das herrliche Dresden kühn und stolz seine lichten Thürme empor in den duftigen Himmelsgrund, der sich hinabsenkte auf die blumigen Wiesen und frisch grünenden Wälder, und aus tiefer Dämmerung gaben die zackichten Gebirge Kunde vom fernen Böhmerlande. Aber finster vor sich hinblickend, blies der Student Anselmus die Dampfwolken in die Luft, und sein Unmuth wurde endlich laut, indem er sprach: „Wahr ist es doch, ich bin zu allem möglichen Kreuz und Elend geboren! — Daß ich niemals Bohnenkönig geworden, daß ich im Paar oder Unpaar immer falsch gerathen, daß mein Butterbrod immer auf die fette Seite gefallen — von allem diesem Jammer will ich gar nicht reden; aber, ist es nicht ein schreckliches Verhängniß, daß ich, als ich denn doch nun dem Satan zum Trotz Student geworden war, ein Kümmeltürke*) sein und bleiben mußte? — Ziehe ich wol je einen neuen Rock an, ohne gleich das erste Mal einen Talgfleck hineinzubringen oder mir an einem übel eingeschlagenen Nagel ein verwünschtes Loch hineinzureißen? — Grüße ich wol je einen Herrn Hofrath oder eine Dame, ohne den Hut weit von mir zu schleudern oder gar auf dem glatten Boden auszugleiten und schändlich umzustülpen? — Hatte ich nicht schon in Halle jeden Markt-

*) So heißt in der Studentensprache eigentlich ein Studiosus, dessen Eltern am Universitätsorte wohnen. Hier soll aber wahrscheinlich ein solcher gemeint sein, der aus Armuth in keine studentische Verbindung eintreten konnte. — A. d. H.

tag eine bestimmte Ausgabe von drei bis vier Groschen für zertretene Töpfe, weil mir der Teufel in den Kopf setzt, meinen Gang geradeaus zu nehmen wie die Lemminge?*) — Bin ich denn ein einziges Mal ins Collegium, oder wo man mich sonst hinbeschieden, zu rechter Zeit gekommen? Was half es, daß ich eine halbe Stunde vorher ausging und mich vor die Thür hinstellte, den Drücker in der Hand? Denn sowie ich mit dem Glockenschlage aufdrücken wollte, goß mir der Satan ein Waschbecken über den Kopf oder ließ mich mit einem Heraustretenden zusammenrennen, daß ich in tausend Händel verwickelt wurde und darüber Alles versäumte.

„Ach, ach, wo seid Ihr hin, Ihr seligen Träume künftigen Glücks, wie ich stolz wähnte, ich könne es wol hier noch bis zum Geheimen Secretär bringen! Aber hat mir mein Unstern nicht die besten Gönner verfeindet? — Ich weiß, daß der Geheime Rath, an den ich empfohlen bin, verschnittenes Haar nicht leiden mag; mit Mühe befestigt der Friseur einen kleinen Zopf an meinem Hinterhaupt; aber bei der ersten Verbeugung springt die unglückselige Schnur, und ein munterer Mops, der mich umschnüffelt, apportirt im Jubel das Zöpfchen dem Geheimen Rathe. Ich springe erschrocken nach und stürze über den Tisch, an dem er frühstückend gearbeitet hat, so daß Tassen, Teller, Tintenfaß, Sandbüchse klirrend herabstürzen und der Strom von Schokolade und Tinte sich über die eben geschriebene Relation ergießt. „„Herr, sind Sie des Teufels?““ brüllt der erzürnte Geheime Rath und schiebt mich zur Thür hinaus. — Was hilft es, daß mir der Conrector Paulmann Hoffnung zu einem Schreiberdienste gemacht hat? Wird es denn mein Unstern zulassen, der mich überall verfolgt? — Nur noch heute! — Ich wollte den lieben Himmelfahrtstag recht in der Gemüthlichkeit feiern, ich wollte ordentlich was daraufgehen lassen. Ich hätte ebenso gut wie jeder andere Gast in Linke's Bade stolz rufen können: „Marqueur, eine Flasche Doppelbier — aber vom besten, bitte ich!“ Ich hätte bis spät abends sitzen

*) Die Wandermäuse des Nordens (in Norwegen, Lappland). Auf ihren großen Wanderungen pflegen sie hinter einander in gerader Linie zu marschiren und vor keinem Hinderniß zurückzuschrecken. — A. d. H.

können, und noch dazu ganz nahe bei dieser oder jener Gesellschaft herrlich geputzter schöner Mädchen. Ich weiß es schon, der Muth wäre mir gekommen, ich wäre ein ganz anderer Mensch geworden; ja, ich hätte es so weit gebracht, daß, wenn Diese oder Jene gefragt: „Wie spät mag es wol jetzt sein?“ oder: „Was ist denn das, was sie spielen?“ — da wäre ich mit leichtem Anstande aufgesprungen, ohne mein Glas umzuwerfen oder über die Bank zu stolpern. Mich in gebeugter Stellung anderthalb Schritte vorwärts bewegend, hätte ich gesagt: „Erlauben Sie, Mademoiselle, Ihnen zu dienen, es ist die Ouverture aus dem Donauweibchen,“ oder: „Es wird gleich sechs Uhr schlagen.“ — Hätte mir das ein Mensch in der Welt übel deuten können? — Nein, sage ich; die Mädchen hätten sich so schalkhaft lächelnd angesehen, wie es wol zu geschehen pflegt, wenn ich mich ermuthige, zu zeigen, daß ich mich auch wohl auf den leichten Welttton verstehe und mit Damen umzugehen weiß. Aber da führt mich der Satan in den verwünschten Aepfelkorb, und nun muß ich in der Einsamkeit meinen Sanitätskraster . . .“

Hier wurde der Student Anselmus in seinem Selbstgespräch durch ein sonderbares Rieseln und Rascheln unterbrochen, das sich dicht neben ihm im Grase erhob, bald aber in die Zweige und Blätter des Hollunderbaumes hinaufglitt, der sich über seinem Haupte wölbte. Bald war es, als schüttle der Abendwind die Blätter, bald, als kos'ten Vögelein in den Zweigen, die kleinen Fittige im muthwilligen Hin- und Herflattern rührend. — Da fing es an, zu flüstern und zu lispeln, und es war, als ertönten die Blüthen wie aufgehangene Krystallglöckchen. Anselmus horchte und horchte. Da wurde, er wußte selbst nicht wie, das Gelispel und Geflüster und Geklingel zu leisen, halbverwehten Worten:

„Zwischen durch — zwischen ein — zwischen Zweigen, zwischen schwellenden Blüthen — schwingen, schlängeln, schlingen wir uns. — Schwesterlein — Schwesterlein, — schwinge Dich im Schimmer — schnell, schnell herauf — herab! — Abendsonne schießt Strahlen — zischelt der Abendwind — raschelt der Thau — Blüthen singen

— rühren wir Zünglein, singen wir mit Blüthen und Zweigen! — Sterne bald glänzen — müssen herab — zwischen durch — zwischen ein — schlängeln, schlingen, schwingen wir uns, Schwesterlein." —

So ging es fort in sinnverwirrender Rede. Der Student Anselmus dachte: „Das ist denn doch nur der Abendwind, der heute mit ordentlich verständlichen Worten flüstert". Aber in dem Augenblick ertönte es über seinem Haupte wie ein Dreiklang heller Krystallglocken; er schaute hinauf und erblickte drei in grünem Gold erglänzende Schlänglein, die sich um die Zweige gewickelt hatten und die Köpfchen der Abendsonne entgegenstreckten. Da flüsterte und lispelte es von Neuem in jenen Worten, und die Schlänglein schlüpften und kos'ten auf und nieder durch die Blätter und Zweige, und wie sie sich so schnell rührten, da war es, als streue der Hollunderbusch tausend funkelnde Smaragde durch seine dunklen Blätter.

„Das ist die Abendsonne, die so in dem Hollunderbusch spielt," dachte der Student Anselmus; aber da ertönten die Glocken wieder, und Anselmus sah, wie eine Schlange ihr Köpfchen nach ihm herabstreckte. Durch alle Glieder fuhr es ihm wie ein elektrischer Schlag; er erbebte im Innersten — er starrte hinauf, und ein Paar herrliche dunkelblaue Augen blickten ihn an mit unaussprechlicher Sehnsucht, so daß ein nie gekanntes Gefühl der höchsten Seligkeit und des tiefsten Schmerzes seine Brust zersprengen wollte. Und wie er voll heißen Verlangens immer in die holdseligen Augen schaute, da ertönten stärker in lieblichen Accorden die Krystallglocken, und die funkelnden Smaragde fielen auf ihn herab und umspannen ihn, in tausend Flämmchen um ihn her flackernd und spielend mit schimmernden Goldfäden. Der Hollunderbusch rührte sich und sprach: „Du lagst in meinem Schatten, mein Duft umfloß Dich; aber Du verstandest mich nicht. Der Duft ist meine Sprache, wenn ihn die Liebe entzündet." Der Abendwind strich vorüber und sprach: „Ich umspielte Deine Schläfe; aber Du verstandest mich nicht. Der Hauch ist meine Sprache, wenn ihn die Liebe entzündet." Die Sonnenstrahlen brachen durch das Gewölk, und der Schein brannte wie in Worten: „Ich umgoß Dich mit

glühendem Gold; aber Du verstandest mich nicht. Gluth ist meine Sprache, wenn sie die Liebe entzündet."

Und immer inniger und inniger versunken in den Blick des herrlichen Augenpaars, wurde heißer die Sehnsucht, glühender das Verlangen. Da regte und bewegte sich Alles, wie zum frohen Leben erwacht. Blumen und Blüthen dufteten um ihn her, und ihr Duft war wie herrlicher Gesang von tausend Flötenstimmen, und was sie gesungen, trugen im Widerhall die goldenen vorüberfliehenden Abendwolken in ferne Lande. Aber als der letzte Strahl der Sonne schnell hinter den Bergen verschwand und nun die Dämmerung ihren Flor über die Gegend warf, da rief, wie aus weiter Ferne, eine rauhe tiefe Stimme:

„Hei, hei, was ist das für ein Gemunkel und Geflüster da drüben? — Hei, hei, wer sucht mir doch den Strahl hinter den Bergen? — Genug gesonnt, genug gesungen! — Hei, hei, durch Busch und Gras — durch Gras und Strom! — Hei, — hei! — Heru — u — unter! — Heru — u — unter!"

So verschwand die Stimme wie im Murmeln eines fernen Donners; aber die Krystallglocken zerbrachen im schneidenden Mißton. Alles war verstummt, und Anselmus sah, wie die drei Schlangen schimmernd und blinkend durch das Gras nach dem Strome schlüpften; rischelnd und raschelnd stürzten sie sich in die Elbe, und über den Wogen, wo sie verschwunden, knisterte ein grünes Feuer empor, das in schiefer Richtung nach der Stadt zu leuchtend verdampfte.

Zweite Vigilie.

Wie der Student Anselmus für betrunken und wahnwitzig gehalten wurde. — Die Fahrt über die Elbe. — Die Bravour-Arie des Kapellmeisters Graun. — Conradi's Magen-Liqueur und das bronzirte Aepfelweib.

„Der Herr ist wol nicht recht bei Troste?" sagte eine ehrbare Bürgersfrau, die, vom Spaziergange mit der Familie

heimkehrend, still stand und mit übereinandergeschlagenen Armen dem tollen Treiben des Studenten Anselmus zusah. Der hatte nämlich den Stamm des Hollunderbaumes umfaßt und rief unaufhörlich in die Zweige und Blätter hinein: „O, nur noch einmal blinket und leuchtet, Ihr lieblichen goldenen Schlänglein! Nur noch einmal laßt Eure Glockenstimmchen hören! Nur noch einmal blicket mich an, Ihr holdseligen blauen Augen, nur noch einmal! Ich muß ja sonst vergehen in Schmerz und heißer Sehnsucht." Und dabei seufzte und ächzte er aus der tiefsten Brust recht kläglich und schüttelte vor Verlangen und Ungeduld den Hollunderbaum, der aber statt aller Antwort nur ganz dumpf und unvernehmlich mit den Blättern rauschte und so den Schmerz des Studenten Anselmus ordentlich zu verhöhnen schien.

„Der Herr ist wol nicht recht bei Troste?" sagte die Bürgersfrau, und dem Anselmus war es so, als würde er aus einem tiefen Traume gerüttelt oder gar mit eiskaltem Wasser begossen, um ja recht jählings zu erwachen. Nun sah er erst wieder deutlich, wo er war, und besann sich, wie ein sonderbarer Spuk ihn geneckt und gar dazu getrieben habe, ganz allein für sich selbst in laute Worte auszubrechen. Bestürzt blickte er die Bürgersfrau an und griff endlich nach dem Hute, der zur Erde gefallen, um davonzueilen. Der Familienvater war unterdessen auch herangekommen und hatte, nachdem er das Kleine, das er auf dem Arm getragen, ins Gras gesetzt, auf seinen Stock sich stützend mit Verwunderung dem Studenten zugehört und zugeschaut. Er hob jetzt Pfeife und Tabaksbeutel auf, die der Student fallen lassen, und sprach, Beides ihm hinreichend: „Lamentir' der Herr nicht so schrecklich in der Finsterniß, und vexir' Er nicht die Leute, wenn Ihm sonst nichts fehlt, als daß Er zu viel ins Gläschen geguckt! — Geh' Er fein ordentlich zu Hause und leg' Er sich aufs Ohr!" — Der Student Anselmus schämte sich sehr; er stieß ein weinerliches „Ach!" aus. — „Nun, nun," fuhr der Bürgersmann fort, „laß es der Herr nur gut sein! So was geschieht dem Besten, und am lieben Himmelfahrtstage kann man wol in der Freude seines Herzens ein Schlückchen über den Durst thun.

Das passirt auch wohl einem Mann Gottes — der Herr ist ja doch wol ein Candidat. — Aber wenn es der Herr erlaubt, stopf' ich mir ein Pfeifchen von seinem Tabak; meiner ist mir da droben ausgegangen." Dies sagte der Bürger, als der Student Anselmus schon Pfeife und Beutel einstecken wollte, und nun reinigte der Bürger langsam und bedächtig seine Pfeife und fing ebenso langsam an, zu stopfen. Mehrere Bürgermädchen waren dazugetreten; die sprachen heimlich mit der Frau und kicherten mit einander, indem sie den Anselmus ansahen. Dem war es, als stände er auf lauter spitzigen Dornen und glühenden Nadeln. Sowie er nur Pfeife und Tabaksbeutel erhalten, rannte er spornstreichs davon. Alles, was er Wunderbares gesehen, war ihm rein aus dem Gedächtniß geschwunden, und er besann sich nur, daß er unter dem Hollunderbaum allerlei tolles Zeug ganz laut geschwatzt, was ihm denn um so entsetzlicher war, als er von je her einen innerlichen Abscheu gegen alle Selbstredner gehegt. „Der Satan schwatzt aus ihnen," sagte sein Rector, und daran glaubte er auch in der That. Für einen am Himmelfahrtstage betrunkenen Candidatus theologiae gehalten zu werden — der Gedanke war ihm unerträglich.

Schon wollte er in die Pappelallee bei dem Kosel'schen Garten einbiegen, als eine Stimme hinter ihm herrief: „Herr Anselmus, Herr Anselmus, wo rennen Sie denn um tausend Himmels willen hin in solcher Hast?" Der Student blieb wie in den Boden gewurzelt stehen; denn er war überzeugt, daß nun gleich ein neues Unglück auf ihn einbrechen werde. Die Stimme ließ sich wieder hören: „Herr Anselmus, so kommen Sie doch zurück! Wir warten hier am Wasser."

Nun vernahm der Student erst, daß es sein Freund, der Conrector Paulmann war, der ihn rief. Er ging zurück an die Elbe und fand den Conrector mit seinen beiden Töchtern, so wie den Registrator Heerbrand, wie sie eben im Begriff waren, in eine Gondel zu steigen. Der Conrector Paulmann lud den Studenten ein, mit ihm über die Elbe zu fahren, und dann in seiner auf der Pirnaer Vorstadt gelegenen Wohnung abends über bei ihm zu bleiben. Der Student Anselmus

nahm das recht gern an, weil er denn doch so dem bösen Verhängniß, das heute über ihn walte, zu entrinnen glaubte.

Als sie nun über den Strom fuhren, begab es sich, daß auf dem jenseitigen Ufer bei dem Anton'schen Garten ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Prasselnd und zischend fuhren die Raketen in die Höhe, und die leuchtenden Sterne zersprangen in den Lüften, tausend knisternde Strahlen und Flammen um sich sprühend. Der Student Anselmus saß in sich gekehrt bei dem rudernden Schiffer; als er nun aber im Wasser den Widerschein der in der Luft herumsprühenden und knisternden Funken und Flammen erblickte, da war es ihm, als zögen die goldenen Schlänglein durch die Fluth. Alles, was er unter dem Hollunderbaum Seltsames geschaut, trat wieder lebendig in Sinn und Gedanken, und aufs Neue ergriff ihn die unaussprechliche Sehnsucht, das glühende Verlangen, welches dort seine Brust in krampfhaft schmerzvollem Entzücken erschüttert. „Ach, seid Ihr es denn wieder, Ihr goldenen Schlänglein? Singt nur, singt! In Eurem Gesange erscheinen ja wieder die holden lieblichen dunkelblauen Augen — ach, seid Ihr denn unter den Fluthen?" So rief der Student Anselmus und machte dabei eine heftige Bewegung, als wolle er sich gleich aus der Gondel in die Fluth stürzen. — „Ist der Herr des Teufels?" rief der Schiffer und erwischte ihn beim Rockschoß. Die Mädchen, welche bei ihm gesessen, schrieen im Schreck und flüchteten auf die andere Seite der Gondel; der Registrator Heerbrand sagte dem Conrector Paulmann etwas ins Ohr, worauf Dieser Mehreres antwortete, wovon der Student Anselmus aber nur die Worte verstand: „Dergleichen Anfälle — noch nicht bemerkt?"

Gleich nachher stand auch der Conrector Paulmann auf und setzte sich mit einer gewissen ernsten gravitätischen Amtsmiene zu dem Studenten Anselmus, seine Hand nehmend und sprechend: „Wie ist Ihnen, Herr Anselmus?" — Dem Studenten Anselmus vergingen beinahe die Sinne; denn in seinem Innern erhob sich ein toller Zwiespalt, den er vergebens beschwichtigen wollte. Er sah nun wohl deutlich, daß das, was er für das Leuchten der goldenen Schlänglein gehalten, nur

der Widerschein des Feuerwerks bei Anton's Garten war; aber ein nie gekanntes Gefühl — er wußte selbst nicht, ob Wonne, ob Schmerz — zog krampfhaft seine Brust zusammen, und wenn der Schiffer nun so mit dem Ruder ins Wasser hineinschlug, daß es wie im Zorn sich emporkräuselnd plätscherte und rauschte, da vernahm er in dem Getöse ein heimliches Lispeln und Flüstern: „Anselmus! Anselmus! Siehst Du nicht, wie wir stets vor Dir herziehen? — Schwesterlein blickt Dich wol wieder an. — Glaube — glaube — glaube an uns!" — Und es war ihm, als säh' er im Widerschein drei grün-glühende Streifen. Aber als er dann recht wehmüthig ins Wasser hineinblickte, ob nun nicht die holdseligen Augen aus der Fluth herausschauen würden, da gewahrte er wohl, daß der Schein nur von den erleuchteten Fenstern der nahen Häuser herrührte. Schweigend saß er da und im Innern mit sich kämpfend; aber der Conrector Paulmann sprach noch heftiger: „Wie ist Ihnen, Herr Anselmus?" Ganz kleinmüthig antwortete der Student: „Ach, lieber Herr Conrector, wenn Sie wüßten, was ich eben unter einem Hollunderbaum bei der Linke'schen Gartenmauer ganz wachend mit offenen Augen für ganz besondere Dinge geträumt habe, ach, Sie würden mir es gar nicht verdenken, daß ich so gleichsam abwesend . . ."

„Ei, ei, Herr Anselmus!" fiel der Conrector Paulmann ein, „ich habe Sie immer für einen soliden jungen Mann gehalten; aber träumen — mit hellen offenen Augen träumen, und dann mit einem Mal ins Wasser springen wollen, das — verzeihen Sie mir! — können nur Wahnwitzige oder Narren."

Der Student Anselmus wurde ganz betrübt über seines Freundes harte Rede; da sagte Paulmann's älteste Tochter Veronika, ein recht hübsches blühendes Mädchen von sechzehn Jahren: „Aber, lieber Vater, es muß dem Herrn Anselmus doch was Besonderes begegnet sein, und er glaubt vielleicht nur, daß er gewacht habe, unerachtet er unter dem Hollunderbaum wirklich geschlafen und ihm allerlei närrisches Zeug vorgekommen, was ihm noch in Gedanken liegt."

„Und, theuerste Mademoiselle, werther Conrector," nahm der Registrator Heerbrand das Wort, „sollte man denn

nicht auch wachend in einen gewissen träumerischen Zustand versinken können? So ist mir in der That selbst einmal nachmittags beim Kaffee in einem solchen Hinbrüten, dem eigentlichen Moment körperlicher und geistiger Verdauung, die Lage eines verlorenen Actenstücks wie durch Inspiration eingefallen, und nur noch gestern tanzte auf gleiche Weise eine herrliche große lateinische Fracturschrift vor meinen hellen offenen Augen umher." —

„Ach, geehrtester Registrator," erwiderte der Conrector Paulmann, „Sie haben immer solch einen Hang zu den Poeticis gehabt, und da verfällt man leicht in das Phantastische und Romanhafte."

Aber dem Studenten Anselmus that es wohl, daß man sich seiner höchst betrübten Lage, für betrunken oder wahnwitzig gehalten zu werden, annahm, und unerachtet es ziemlich finster geworden, glaubte er doch zum ersten Male zu bemerken, wie Veronika recht schöne dunkelblaue Augen habe, ohne daß ihm jedoch jenes wunderbare Augenpaar, das er in dem Hollunderbaum geschaut, in Gedanken kam. Ueberhaupt war dem Studenten Anselmus mit einem Mal nun wieder das Abenteuer unter dem Hollunderbaum ganz verschwunden. Er fühlte sich so leicht und froh; ja, er trieb es wie im lustigen Uebermuthe so weit, daß er bei dem Heraussteigen aus der Gondel seiner Schutzrednerin Veronika die hilfreiche Hand bot und ohne Weiteres, als sie ihren Arm in den seinigen hing, sie mit so vieler Geschicklichkeit und so vielem Glück zu Hause führte, daß er nur ein einziges Mal ausglitt, und da es gerade der einzige schmutzige Fleck auf dem ganzen Wege war, Veronika's weißes Kleid nur ganz wenig bespritzte.

Dem Conrector Paulmann entging die glückliche Aenderung des Studenten Anselmus nicht; er gewann ihn wieder lieb und bat ihn der harten Worte wegen, die er vorhin gegen ihn fallen lassen, um Verzeihung. „Ja," fügte er hinzu, „man hat wol Beispiele, daß oft gewisse Phantasmata dem Menschen vorkommen und ihn ordentlich ängstigen und quälen können; das ist aber körperliche Krankheit, und es helfen Blutigel, die man, salva venia, dem Hintern appli-

cirt, wie ein berühmter bereits verstorbener Gelehrter*) bewiesen."

Der Student Anselmus wußte nun in der That selbst nicht, ob er betrunken, wahnwitzig oder krank gewesen; auf jeden Fall schienen ihm aber die Blutigel ganz unnütz, da die etwaigen Phantasmata gänzlich verschwunden und er sich immer heiterer fühlte, je mehr es ihm gelang, sich in allerlei Artigkeiten um die hübsche Veronika zu bemühen. Es wurde wie gewöhnlich nach der frugalen Mahlzeit Musik gemacht; der Student Anselmus mußte sich ans Klavier setzen, und Veronika ließ ihre helle klare Stimme hören. — „Werthe Mademoiselle," sagte der Registrator Heerbrand, „Sie haben eine Stimme wie eine Krystallglocke." — „Das nun wol nicht!" fuhr es dem Studenten Anselmus heraus, er wußte selbst nicht wie, und Alle sahen ihn verwundert und betroffen an. „Krystallglocken tönen in Hollunderbäumen wunderbar — wunderbar!" fuhr der Student Anselmus halbleise murmelnd fort. — Da legte Veronika ihre Hand auf seine Schulter und sagte: „Was sprechen Sie denn da, Herr Anselmus?" Gleich wurde der Student wieder ganz munter und fing an, zu spielen. Der Conrector Paulmann sah ihn finster an; aber der Registrator Heerbrand legte ein Notenblatt auf den Pult und sang zum Entzücken eine Bravour-Arie vom Kapellmeister Graun. Der Student Anselmus accompagnirte noch Manches, und ein fugirtes Duett, das er mit Veronika vortrug und das der Conrector Paulmann selbst componirt, setzte Alles in die fröhlichste Stimmung.

Es war ziemlich spät worden, und der Registrator Heerbrand griff nach Hut und Stock. Da trat der Conrector Paulmann geheimnißvoll zu ihm hin und sprach: „Ei, wollten Sie nicht, geehrter Registrator, dem guten Herrn Anselmus selbst . . . Nun, wovon wir vorhin sprachen?" — „Mit tausend Freuden!" erwiderte der Registrator Heerbrand;

*) Chr. Friedr. Nicolai in einem Vortrag in der Berliner Akademie der Wissenschaften: „Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen" (1799.) — A. d. H.

und begann, nachdem sie sich im Kreise gesetzt, ohne Weiteres in folgender Art:

„Es ist hier am Orte ein alter wunderlicher, merkwürdiger Mann — man sagt, er treibe allerlei geheime Wissenschaften; da es nun aber dergleichen eigentlich nicht giebt, so halte ich ihn eher für einen forschenden Antiquar, auch wol nebenher für einen experimentirenden Chemiker. Ich meine Niemand Andern als unsern Geheimen Archivarius Lindhorst. Er lebt, wie Sie wissen, einsam in seinem entlegenen alten Hause, und wenn ihn der Dienst nicht beschäftigt, findet man ihn in seiner Bibliothek oder in seinem chemischen Laboratorio, wo er aber Niemanden hineinläßt. Er besitzt außer vielen seltenen Büchern eine Anzahl zum Theil arabischer, koptischer und gar in sonderbaren Zeichen, die keiner bekannten Sprache angehören, geschriebener Manuscripte. Diese will er auf geschickte Weise copiren lassen, und es bedarf dazu eines Mannes, der sich darauf versteht, mit der Feder zu zeichnen, um mit der höchsten Genauigkeit und Treue alle Zeichen auf Pergament, und zwar mit Tusche, übertragen zu können. Er läßt in einem besondern Zimmer seines Hauses unter seiner Aufsicht arbeiten, bezahlt außer dem freien Tisch während der Arbeit jeden Tag einen Speciesthaler und verspricht noch ein ansehnliches Geschenk, wenn die Abschriften glücklich beendet. Die Zeit der Arbeit ist täglich von zwölf bis sechs Uhr. Von drei bis vier Uhr wird geruht und gegessen. Da er schon mit ein paar jungen Leuten vergeblich den Versuch gemacht hat, jene Manuscripte copiren zu lassen, so hat er sich endlich an mich gewendet, ihm einen geschickten Zeichner zuzuweisen. Da habe ich an Sie gedacht, lieber Herr Anselmus; denn ich weiß, daß Sie sowol sehr sauber schreiben als auch mit der Feder zierlich und rein zeichnen. Wollen Sie daher in dieser schlechten Zeit und bis zu Ihrer etwaigen Anstellung den Speciesthaler täglich verdienen und das Geschenk obendrein, so bemühen Sie sich morgen Punkt zwölf Uhr zu dem Herrn Archivarius, dessen Wohnung Ihnen bekannt sein wird. — Aber hüten Sie sich ja vor jedem Tintenflecke! Fällt er auf die Abschrift, so müssen Sie ohne Gnade von vorn an-

fangen; fällt er auf das Original, so ist der Herr Archivarius im Stande, Sie zum Fenster hinauszuwerfen; denn es ist ein zorniger Mann."

Der Student Anselmus war voll inniger Freude über den Antrag des Registrators Heerbrand; denn nicht allein, daß er sauber schrieb und mit der Feder zeichnete, so war es auch seine wahre Passion, mit mühsamem kalligraphischen Aufwande abzuschreiben. Er dankte daher seinen Gönnern in den verbindlichsten Ausdrücken und versprach, die morgende Mittagsstunde nicht zu versäumen. In der Nacht sah der Student Anselmus nichts als blanke Speciesthaler und hörte ihren lieblichen Klang. Wer mag das dem Armen verargen, der, um so manche Hoffnung durch ein launisches Mißgeschick betrogen, jeden Heller zu Rathe halten und manchem Genuß, den jugendliche Lebenslust forderte, entsagen mußte?

Schon am frühen Morgen suchte er seine Bleistifte, seine Rabenfedern, seine chinesischen Tusche zusammen; denn besser, dachte er, kann der Archivarius keine Materialien erfinden. Vor allen Dingen musterte und ordnete er seine kalligraphischen Meisterstücke und seine Zeichnungen, um sie dem Archivarius zum Beweis seiner Fähigkeit, das Verlangte zu erfüllen, aufzuweisen. Alles ging glücklich von statten; ein besonderer Glücksstern schien über ihn zu walten: die Halsbinde saß gleich beim ersten Umknüpfen, wie sie sollte; keine Nath platzte, keine Masche zerriß in den schwarzseidenen Strümpfen; der Hut fiel nicht noch einmal in den Staub, als er schon sauber abgebürstet. Kurz, Punkt halb zwölf Uhr stand der Student Anselmus in seinem hechtgrauen Frack und seinen schwarzatlassenen Unterkleidern, eine Rolle Schönschriften und Federzeichnungen in der Tasche, schon auf der Schloßgasse in Conradi's Laden und trank — eins — zwei Gläschen des besten Magenliqueurs; denn hier, dachte er, indem er auf die annoch leere Tasche schlug, werden bald Speciesthaler erklingen. Unerachtet des weiten Weges bis in die einsame Straße, in der sich das uralte Haus des Archivarius Lindhorst befand, war der Student Anselmus doch vor zwölf Uhr an der Hausthür. Da stand er und schaute den großen

schönen bronzenen Thürklopfer an; aber als er nun auf den letzten, die Luft mit mächtigem Klange durchbebenden Schlag der Thurmuhr an der Kreuzkirche den Thürklopfer ergreifen wollte, da verzog sich das metallene Gesicht im ekelhaften Spiel blau glühender Lichtblicke zum grinsenden Lächeln. Ach, es war ja das Aepfelweib vom Schwarzen Thor! Die spitzigen Zähne klappten in dem schlaffen Maule zusammen, und in dem Klappern schnarrte es: „Du Narre — Narre — Narre! — Warte, warte! — Warum warst herausgerannt! Narre!"

Entsetzt taumelte der Student Anselmus zurück. Er wollte den Thürpfosten ergreifen; aber seine Hand erfaßte die Klingelschnur und zog sie an. Da läutete es stärker und stärker in gellenden Mißtönen, und durch das ganze öde Haus rief und spottete der Widerhall: „Bald Dein Fall — ins Krystall!" Den Studenten Anselmus ergriff ein Grausen, das im krampfhaften Fieberfrost durch alle Glieder bebte. Die Klingelschnur senkte sich herab und wurde zur weißen durchsichtigen Riesenschlange; die umwand und drückte ihn, fester und fester ihr Gewinde schnürend, zusammen, daß die mürben zermalmten Glieder knackend zerbröckelten und sein Blut aus den Adern spritzte, eindringend in den durchsichtigen Leib der Schlange und ihn roth färbend. — „Tödte mich, tödte mich!" wollte er schreien in der entsetzlichen Angst; aber sein Geschrei war nur ein dumpfes Röcheln. Die Schlange erhob ihr Haupt und legte die lange spitzige Zunge von glühendem Erz auf die Brust des Anselmus; da zerriß ein schneidender Schmerz jählings die Pulsader des Lebens, und es vergingen ihm die Gedanken. — Als er wieder zu sich selbst kam, lag er auf seinem dürftigen Bettlein. Vor ihm stand aber der Conrector Paulmann und sprach: „Was treiben Sie denn um des Himmels willen für tolles Zeug, lieber Herr Anselmus?"

Dritte Vigilie.

Nachrichten von der Familie des Archivarius Lindhorst. — Veronika's blaue Augen. — Der Registrator Heerbrand.

„Der Geist schaute auf das Wasser; da bewegte es sich und brauste in schäumenden Wogen und stürzte sich donnernd in die Abgründe, die ihre schwarzen Rachen aufsperrten, es gierig zu verschlingen. Wie triumphirende Sieger hoben die Granitfelsen ihre zackicht gekrönten Häupter empor, das Thal schützend, bis es die Sonne in ihren mütterlichen Schooß nahm und, es umfassend mit ihren Strahlen wie mit glühenden Armen, pflegte und wärmte. Da erwachten tausend Keime, die unter dem öden Sande geschlummert, aus dem tiefen Schlafe und streckten ihre grünen Blättlein und Halme zum Angesicht der Mutter hinauf, und wie lächelnde Kinder in grüner Wiege ruhten in den Blüthen und Knospen Blümlein, bis auch sie, von der Mutter geweckt, erwachten und sich schmückten mit den Lichtern, die die Mutter ihnen zur Freude auf tausendfache Weise bunt gefärbt. Aber in der Mitte des Thals war ein schwarzer Hügel; der hob sich auf und nieder wie die Brust des Menschen, wenn glühende Sehnsucht sie schwellt. Aus den Abgründen rollten die Dünste empor, und sich zusammenballend in gewaltige Massen, strebten sie das Angesicht der Mutter feindlich zu verhüllen. Die rief aber den Sturm herbei; der fuhr zerstäubend unter sie, und als der reine Strahl wieder den schwarzen Hügel berührte, da brach im Uebermaß des Entzückens eine herrliche Feuerlilie hervor, die schönen Blätter wie holdselige Lippen öffnend, der Mutter süße Küsse zu empfangen.

„Nun schritt ein glänzendes Leuchten in das Thal; es war der Jüngling Phosphorus. Den sah die Feuerlilie und flehte, von heißer sehnsüchtiger Liebe befangen: ‚Sei doch mein ewiglich, Du schöner Jüngling! Denn ich liebe Dich und muß vergehen, wenn Du mich verlässest.' Da sprach der Jüngling Phosphorus: ‚Ich will Dein sein, Du schöne

Blume. Aber dann wirst Du wie ein entartet Kind Vater und Mutter verlassen; Du wirst Deine Gespielen nicht mehr kennen; Du wirst größer und mächtiger sein wollen als Alles, was sich jetzt als Deinesgleichen mit Dir freut. Die Sehnsucht, die jetzt Dein ganzes Wesen wohlthätig erwärmt, wird, in hundert Strahlen zerspaltet, Dich quälen und martern; denn der Sinn wird die Sinne gebären, und die höchste Wonne, die der Funke entzündet, den ich in Dich hineinwerfe, ist der hoffnungslose Schmerz, in dem Du untergehst, um aufs Neue fremdartig emporzukeimen. Dieser Funke ist der Gedanke.'

„‚Ach,' klagte die Lilie, ‚kann ich denn nicht in der Gluth, wie sie jetzt in mir brennt, Dein sein? Kann ich Dich denn mehr lieben als jetzt, und kann ich Dich denn schauen wie jetzt, wenn Du mich vernichtest?' — Da küßte sie der Jüngling Phosphorus, und, wie vom Lichte durchstrahlt, loderte sie auf in Flammen, aus denen ein fremdes Wesen hervorbrach, das, schnell dem Thale entfliehend, im unendlichen Raume herumschwärmte, sich nicht kümmernd um die Gespielen der Jugend und um den geliebten Jüngling. Der klagte um die verlorene Geliebte — denn auch ihn brachte ja nur die unendliche Liebe zu der schönen Lilie in das einsame Thal, — und die Granitfelsen neigten ihre Häupter theilnehmend vor dem Jammer des Jünglings.

„Aber einer öffnete seinen Schooß, und es kam ein schwarzer geflügelter Drache rauschend herausgeflattert und sprach: ‚Meine Brüder, die Metalle, schlafen da drinnen; aber ich bin stets munter und wach und will Dir helfen.' — Sich auf- und niederschwingend, erhaschte endlich der Drache das Wesen, das der Lilie entsprossen, trug es auf den Hügel und umschloß es mit seinem Fittig. Da war es wieder die Lilie; aber der bleibende Gedanke zerriß ihr Innerstes, und die Liebe zu dem Jüngling Phosphorus war ein schneidender Jammer, vor dem, von giftigen Dünsten angehaucht, die Blümlein, die sonst sich ihres Blicks gefreut, verwelkten und starben.

„Der Jüngling Phosphorus legte eine glänzende Rüstung an, die in tausendfarbigen Strahlen spielte, und kämpfte mit

dem Drachen, der mit seinem schwarzen Fittig an den Panzer schlug, daß er hell erklang. Und von dem mächtigen Klange lebten die Blümlein wieder auf und umflatterten wie bunte Vögel den Drachen, dessen Kräfte schwanden und der besiegt sich in der Tiefe der Erde verbarg. Die Lilie war befreit; der Jüngling Phosphorus umschlang sie voll glühenden Verlangens himmlischer Liebe, und im hochjubelnden Hymnus huldigten ihr die Blumen, die Vögel, ja selbst die hohen Granitfelsen als Königin des Thals." —

„Erlauben Sie, das ist orientalischer Schwulst, werther Herr Archivarius!" sagte der Registrator Heerbrand, „und wir baten denn doch, Sie sollten, wie Sie sonst wol zu thun pflegen, uns etwas aus Ihrem höchst merkwürdigen Leben, etwa von Ihren Reise-Abenteuern, und zwar etwas Wahrhaftiges erzählen." — „Nun, was denn?" erwiderte der Archivarius Lindhorst. „Das, was ich so eben erzählt, ist das Wahrhaftigste, was ich Euch auftischen kann, Ihr Leute, und gehört in gewisser Art auch zu meinem Leben. Denn ich stamme eben aus jenem Thale her, und die Feuerlilie, die zuletzt als Königin herrschte, ist meine Ur — ur — ur — ur-Großmutter, weshalb ich denn auch eigentlich ein Prinz bin." — Alle brachen in ein schallendes Gelächter aus.

„Ja, lacht nur recht herzlich!" fuhr der Archivarius Lindhorst fort. „Euch mag wol das, was ich freilich nur in ganz dürftigen Zügen erzählt habe, unsinnig und toll vorkommen; aber es ist dessen unerachtet nichts weniger als ungereimt oder auch nur allegorisch gemeint, sondern buchstäblich wahr. Hätte ich aber gewußt, daß Euch die herrliche Liebesgeschichte, der auch ich meine Entstehung zu verdanken habe, so wenig gefallen würde, so hätte ich lieber manches Neue mitgetheilt, das mir mein Bruder beim gestrigen Besuch mitbrachte."

„Ei, wie das? Haben Sie denn einen Bruder, Herr Archivarius? Wo ist er denn? — wo lebt er denn? — Auch in königlichen Diensten? — oder vielleicht ein privatisirender Gelehrter?" so fragte man von allen Seiten. — „Nein," erwiderte der Archivarius, ganz kalt und gelassen eine Prise nehmend,

„er hat sich auf die schlechte Seite gelegt und ist unter die Drachen gegangen." — „Wie beliebten Sie doch zu sagen, wertheſter Archivarius?" nahm der Registrator Heerbrand das Wort, „unter die Drachen?" — „Unter die Drachen?" hallte es von allen Seiten wie ein Echo nach.

„Ja, unter die Drachen," fuhr der Archivarius Lindhorst fort. „Eigentlich war es Desperation. Sie wissen, meine Herren, daß mein Vater vor ganz kurzer Zeit starb, — es sind nur höchstens dreihundertundfünfundachtzig Jahre her, weshalb ich auch noch Trauer trage; — der hatte mir, dem Liebling, einen prächtigen Onyx vermacht, den durchaus mein Bruder haben wollte. Wir zankten uns bei der Leiche des Vaters darüber auf eine ungebührliche Weise, bis der Selige, der die Geduld verlor, aufsprang und den bösen Bruder die Treppe hinunterwarf. Das wurmte meinen Bruder, und er ging stehenden Fußes unter die Drachen. Jetzt hält er sich in einem Cypressenwalde dicht bei Tunis auf. Dort hat er einen berühmten mystischen Karfunkel zu bewachen, dem ein Teufelskerl von Nekromant, der ein Sommerlogis in Lappland bezogen, nachstellt, weshalb er denn nur auf ein Viertelstündchen, wenn gerade der Nekromant im Garten seine Salamanderbeete besorgt, abkommen kann, um mir in der Geschwindigkeit zu erzählen, was es gutes Neues an den Quellen des Nils giebt."

Zum zweiten Male brachen die Anwesenden in ein schallendes Gelächter aus; aber dem Studenten Anselmus wurde ganz unheimlich zu Muthe, und er konnte dem Archivarius Lindhorst kaum in die starren ernsten Augen sehen, ohne innerlich auf eine ihm selbst unbegreifliche Weise zu erbeben. Zumal hatte die rauhe, aber sonderbar metallartig tönende Stimme des Archivarius Lindhorst für ihn etwas geheimnißvoll Eindringendes, daß er Mark und Bein erzittern fühlte.

Der eigentliche Zweck, weshalb ihn der Registrator Heerbrand mit in das Kaffeehaus genommen hatte, schien heute nicht erreichbar zu sein. Nach jenem Vorfall vor dem Hause des Archivarius Lindhorst war nämlich der Student Ansel-

mus nicht dahin zu vermögen gewesen, den Besuch zum zweiten Male zu wagen; denn nach seiner innigsten Ueberzeugung hatte nur der Zufall ihn, wo nicht vom Tode, doch von der Gefahr, wahnwitzig zu werden, befreit. Der Conrector Paulmann war eben durch die Straße gegangen, als er ganz von Sinnen vor der Hausthür lag und ein altes Weib, die ihren Kuchen- und Aepfelkorb beiseite gesetzt, um ihn beschäftigt war. Der Conrector Paulmann hatte sogleich eine Portechaise herbeigerufen und ihn so nach Hause transportirt. — „Man mag von mir denken, was man will," sagte der Student Anselmus, „man mag mich für einen Narren halten oder nicht, — genug, an dem Thürklopfer grinste mir das vermaledeite Gesicht der Hexe vom Schwarzen Thor entgegen. Was nachher geschah, davon will ich lieber gar nicht reden; aber wäre ich aus meiner Ohnmacht erwacht und hätte das verwünschte Aepfelweib vor mir gesehen, — denn Niemand Anderes war doch das alte um mich beschäftigte Weib — mich hätte augenblicklich der Schlag gerührt, oder ich wäre wahnsinnig geworden.

Alles Zureden, alle vernünftigen Vorstellungen des Conrectors Paulmann und des Registrators Heerbrand fruchteten gar nichts, und selbst die blauäugige Veronika vermochte nicht, ihn aus einem gewissen tiefsinnigen Zustande zu reißen, in den er versunken. Man hielt ihn nun in der That für seelenkrank und sann auf Mittel, ihn zu zerstreuen, worauf der Registrator Heerbrand meinte, daß nichts dazu dienlicher sein könne als die Beschäftigung bei dem Archivarius Lindhorst, nämlich das Nachmalen der Manuscripte. Es kam nur darauf an, den Studenten Anselmus auf gute Art dem Archivarius Lindhorst bekannt zu machen, und da der Registrator Heerbrand wußte, daß dieser beinahe jeden Abend ein gewisses Kaffeehaus besuchte, so lud er den Studenten Anselmus ein, jeden Abend so lange auf seine, des Registrators, Kosten in jenem Kaffeehause ein Glas Bier zu trinken und eine Pfeife zu rauchen, bis er auf diese oder jene Art dem Archivarius bekannt und mit ihm über das Geschäft des Abschreibens der Manuscripte einig worden,

welches der Student Anselmus dankbarlichst annahm. — „Sie verdienen Gotteslohn, werther Registrator, wenn Sie den jungen Menschen zur Raison bringen," sagte der Conrector Paulmann. — „Gotteslohn!" wiederholte Veronika, indem sie die Augen fromm zum Himmel erhob und lebhaft daran dachte, wie der Student Anselmus schon jetzt ein recht artiger junger Mann sei, auch ohne Raison.

Als der Archivarius Lindhorst eben mit Hut und Stock zur Thür hinausschreiten wollte, da ergriff der Registrator Heerbrand den Studenten Anselmus rasch bei der Hand, und mit ihm dem Archivarius den Weg vertretend, sprach er: „Geschätztester Herr Geheimer Archivarius, hier ist der Student Anselmus, der, ungemein geschickt im Schönschreiben und Zeichnen, Ihre seltenen Manuscripte copiren will." — „Das ist mir ganz ungemein lieb," erwiderte der Archivarius Lindhorst rasch, warf den dreieckigen soldatischen Hut auf den Kopf und eilte, den Registrator Heerbrand und den Studenten Anselmus beiseite schiebend, mit vielem Geräusch die Treppe hinab, so daß Beide ganz verblüfft da standen und die Stubenthür anguckten, die er dicht vor ihnen zugeschlagen, daß die Angeln klirrten.

„Das ist ja ein ganz wunderlicher alter Mann!" sagte der Registrator Heerbrand. — „Wunderlicher alter Mann," stotterte der Student Anselmus nach, fühlend, wie ein Eisstrom ihm durch alle Adern fröstelte, daß er beinahe zur starren Bildsäule worden. Aber alle Gäste lachten und sagten: „Der Archivarius war heute einmal wieder in seiner besondern Laune; morgen ist er gewiß sanftmüthig und spricht kein Wort, sondern sieht in die Dampfwirbel seiner Pfeife oder liest Zeitungen. Man muß sich daran gar nicht kehren." — „Das ist auch wahr," dachte der Student Anselmus; „wer wird sich an so etwas kehren? Hat der Archivarius nicht gesagt, es sei ihm ganz ungemein lieb, daß ich seine Manuscripte copiren wolle? Und warum vertrat ihm auch der Registrator Heerbrand den Weg, als er gerade nach Hause gehen wollte? Nein, nein, es ist ein lieber Mann im Grunde genommen, der Herr Geheime Archivarius Lindhorst, und

liberal erstaunlich — nur kurios in absonderlichen Redensarten. Allein was schadet das mir? Morgen gehe ich hin Punkt zwölf Uhr, und setzten sich hundert bronzirte Aepfelweiber dagegen!"

Vierte Vigilie.

Melancholie des Studenten Anselmus. — Der smaragdene Spiegel. — Wie der Archivarius Lindhorst als Stoßgeier davonflog und der Student Anselmus Niemandem begegnete.

Wol darf ich geradezu Dich selbst, günstiger Leser, fragen, ob Du in Deinem Leben nicht Stunden, ja Tage und Wochen hattest, in denen Dir all Dein gewöhnliches Thun und Treiben ein recht quälendes Mißbehagen erregte, und in denen Dir Alles, was Dir sonst recht wichtig und werth in Sinn und Gedanken zu tragen vorkam, nun läppisch und nichtswürdig erschien. Du wußtest dann selbst nicht, was Du thun und wohin Du Dich wenden solltest; ein dunkles Gefühl, es müsse irgendwo und zu irgend einer Zeit ein hoher, den Kreis alles irdischen Genusses überschreitender Wunsch erfüllt werden, den der Geist, wie ein streng gehaltenes furchtsames Kind, gar nicht auszusprechen wage, erhob Deine Brust, und in dieser Sehnsucht nach dem unbekannten Etwas, das Dich überall, wo Du gingst und standest, wie ein duftiger Traum mit durchsichtigen, vor dem schärferen Blick zerfließenden Gestalten umschwebte, verstummtest Du für Alles, was Dich hier umgab. Du schlichest mit trübem Blick umher wie ein hoffnungslos Liebender, und Alles, was Du die Menschen auf allerlei Weise im bunten Gewühl durch einander treiben sahst, erregte Dir keinen Schmerz und keine Freude, als gehörtest Du nicht mehr dieser Welt an. Ist Dir, günstiger Leser, jemals so zu Muthe gewesen, so kennst Du selbst aus eigener Erfahrung den Zustand, in dem sich der Student Anselmus befand.

Ueberhaupt wünschte ich, es wäre mir schon jetzt gelungen, Dir, geneigter Leser, den Studenten Anselmus recht lebhaft vor Augen zu bringen. Denn in der That, ich habe in den Nachtwachen, die ich dazu verwende, seine höchst sonderbare Geschichte aufzuschreiben, noch so viel Wunderliches, das wie eine spukhafte Erscheinung das alltägliche Leben ganz gewöhnlicher Menschen ins Blaue hinausrückt, zu erzählen, daß mir bange ist, Du werdest am Ende weder an den Studenten Anselmus noch an den Archivar Lindhorst glauben, ja wol gar einige ungerechte Zweifel gegen den Conrector Paulmann und den Registrator Heerbrand hegen, unerachtet wenigstens die letztgenannten achtbaren Männer noch jetzt in Dresden umherwandeln. Versuche es, geneigter Leser, in dem feenhaften Reiche voll herrlicher Wunder, die die höchste Wonne so wie das tiefste Entsetzen in gewaltigen Schlägen hervorrufen, ja, wo die ernste Göttin ihren Schleier lüftet, daß wir ihr Antlitz zu schauen wähnen, — aber ein Lächeln schimmert oft aus dem ernsten Blick, und das ist der neckhafte Scherz, der in allerlei verwirrendem Zauber mit uns spielt, so wie die Mutter oft mit ihren liebsten Kindern tändelt, — ja, in diesem Reiche, das uns der Geist so oft, wenigstens im Traume aufschließt, versuche es, geneigter Leser, die bekannten Gestalten, wie sie täglich, wie man zu sagen pflegt im gemeinen Leben, um Dich herwandeln, wiederzuerkennen! Du wirst dann glauben, daß Dir jenes herrliche Reich viel näher liege, als Du sonst wol meintest, welches ich nun eben recht herzlich wünsche und Dir in der seltsamen Geschichte des Studenten Anselmus anzudeuten strebe.

Also, wie gesagt, der Student Anselmus gerieth seit jenem Abende, als er den Archivarius Lindhorst gesehen, in ein träumerisches Hinbrüten, das ihn für jede äußere Berührung des gewöhnlichen Lebens unempfindlich machte. Er fühlte, wie ein unbekanntes Etwas in seinem Innersten sich regte und ihm jenen wonnevollen Schmerz verursachte, der eben die Sehnsucht ist, welche dem Menschen ein anderes höheres Sein verheißt. Am Liebsten war es ihm, wenn er allein durch Wiesen und Wälder schweifen und wie losgelöst

von Allem, was ihn an sein dürftiges Leben fesselte, nur im Anschauen der mannichfachen Bilder, die aus seinem Innern stiegen, sich gleichsam selbst wiederfinden konnte.

So kam es denn, daß er einst, von einem weiten Spaziergange heimkehrend, bei jenem merkwürdigen Hollunderbusch vorüberschritt, unter dem er damals, wie von Feerei befangen, so viel Seltsames sah. Er fühlte sich wunderbarlich von dem grünen heimathlichen Rasenfleck angezogen; aber kaum hatte er sich daselbst niedergelassen, als Alles, was er damals wie in einer himmlischen Verzückung geschaut, und das wie von einer fremden Gewalt aus seiner Seele verdrängt worden, ihm wieder in den lebhaftesten Farben vorschwebte, als sähe er es zum zweiten Mal. Ja, noch deutlicher als damals war es ihm, daß die holdseligen blauen Augen der goldgrünen Schlange angehörten, die in der Mitte des Hollunderbaums sich emporwand, und daß in den Windungen des schlanken Leibes all die herrlichen Krystallglockentöne hervorblitzen mußten, die ihn mit Wonne und Entzücken erfüllten. So wie damals am Himmelfahrtstage umfaßte er den Hollunderbaum und rief in die Zweige und Blätter hinein: „Ach, nur noch einmal schlängle und schlinge und winde Dich, Du holdes grünes Schlänglein, in den Zweigen, daß ich Dich schauen mag! Nur noch einmal blicke mich an mit Deinen holdseligen Augen! Ach, ich liebe Dich ja und muß in Trauer und Schmerz vergehen, wenn Du nicht wiederkehrst!“ Alles blieb jedoch stumm und still, und wie damals rauschte der Hollunderbaum nur ganz unvernehmlich mit seinen Zweigen und Blättern. Aber dem Studenten Anselmus war es, als wisse er nun, was sich in seinem Innern so rege und bewege, ja, was seine Brust so im Schmerz einer unendlichen Sehnsucht zerreiße. „Ist es denn etwas Anderes,“ sprach er, „als daß ich Dich so ganz mit voller Seele bis zum Tode liebe, Du herrliches goldenes Schlänglein, ja, daß ich ohne Dich nicht zu leben vermag und vergehen muß in hoffnungsloser Noth, wenn ich Dich nicht wiedersehe, Dich nicht habe wie die Geliebte meines Herzens? Aber ich weiß es, Du wirst mein, und dann wird Alles, was herrliche Träume aus einer andern höheren Welt mir verheißen, erfüllt sein.“

Nun ging der Student Anselmus jeden Abend, wenn die Sonne nur noch in die Spitzen der Bäume ihr funkelndes Gold streute, unter den Hollunderbaum und rief aus tiefer Brust mit ganz kläglichen Tönen in die Blätter und Zweige hinein nach der holden Geliebten, dem goldgrünen Schlänglein. Als er dieses wieder einmal nach gewöhnlicher Weise trieb, stand plötzlich ein langer hagerer Mann, in einen weiten lichtgrauen Ueberrock gehüllt, vor ihm und rief, indem er ihn mit seinen großen feurigen Augen anblitzte: „Hei, hei — was klagt und winselt denn da? — Hei, hei — das ist ja Herr Anselmus, der meine Manuscripte copiren will." Der Student Anselmus erschrak nicht wenig vor der gewaltigen Stimme; denn es war ja dieselbe, die damals am Himmelfahrtstage gerufen: „Hei, hei, was ist das für ein Gemunkel und Geflüster? ꝛc." Er konnte vor Staunen und Schreck kein Wort herausbringen.

„Nun, was ist Ihnen denn, Herr Anselmus?" fuhr der Archivarius Lindhorst fort — Niemand anders war der Mann im weißgrauen Ueberrock. „Was wollen Sie von dem Hollunderbaum, und warum sind Sie denn nicht zu mir gekommen, um Ihre Arbeit anzufangen?" — Wirklich hatte der Student Anselmus es noch nicht über sich vermocht, den Archivarius Lindhorst wieder in seinem Hause aufzusuchen, unerachtet er sich jeden Abend ganz dazu ermuthigt. In diesem Augenblick aber, als er seine schönen Träume, und noch dazu durch dieselbe feindselige Stimme, die schon damals ihm die Geliebte geraubt, zerrissen sah, erfaßte ihn eine Art Verzweiflung, und er brach ungestüm los: „Sie mögen mich nun für wahnsinnig halten oder nicht, Herr Archivarius, das gilt mir ganz gleich; aber hier auf diesem Baume erblickte ich am Himmelfahrtstage die goldgrüne Schlange — ach, die ewig Geliebte meiner Seele, und sie sprach zu mir in herrlichen Krystalltönen; aber Sie — Sie, Herr Archivarius, schrieen und riefen so erschrecklich übers Wasser her." — „Wie das, mein Gönner?" unterbrach ihn der Archivarius Lindhorst, indem er ganz sonderbar lächelnd eine Prise nahm. — Der Student Anselmus fühlte, wie seine Brust sich erleichterte, als es ihm nur gelungen, von jenem wunderbaren Abenteuer anzufangen, und es war ihm, als

sei es schon ganz recht, daß er den Archivarius geradezu beschuldigt, er sei es gewesen, der so aus der Ferne gedonnert. Er nahm sich zusammen, sprechend: „Nun, so will ich denn Alles erzählen, was mir an dem Himmelfahrtsabende Verhängnißvolles begegnet, und dann mögen Sie reden und thun und überhaupt denken über mich, was Sie wollen!“

Er erzählte nun wirklich die ganze wunderliche Begebenheit von dem unglücklichen Tritt in den Aepfelkorb an bis zum Entfliehen der drei goldgrünen Schlangen übers Wasser, und wie ihn nun die Menschen für betrunken oder wahnsinnig gehalten. „Das Alles,“ schloß der Student Anselmus, „habe ich wirklich gesehen, und tief in der Brust ertönen noch im hellen Nachklang die lieblichen Stimmen, die zu mir sprachen. Es war keineswegs ein Traum, und soll ich nicht vor Liebe und Sehnsucht sterben, so muß ich an die goldgrünen Schlangen glauben, unerachtet ich an Ihrem Lächeln, werther Herr Archivarius, wahrnehme, daß Sie eben diese Schlangen nur für ein Erzeugniß meiner erhitzten, überspannten Einbildungskraft halten.“

„Mit nichten,“ erwiderte der Archivarius in der größten Ruhe und Gelassenheit. „Die goldgrünen Schlangen, die Sie, Herr Anselmus, in dem Hollunderbusch gesehen, waren nun eben meine drei Töchter, und daß Sie sich in die blauen Augen der jüngsten, Serpentina genannt, gar sehr verliebt, das ist nun wol klar. Ich wußte es übrigens schon am Himmelfahrtstage, und da mir, zu Hause am Arbeitstische sitzend, des Gemunkels und Geklingels zu viel wurde, rief ich den losen Dirnen zu, daß es Zeit sei, nach Hause zu eilen; denn die Sonne ging schon unter, und sie hatten sich genug mit Singen und Strahlentrinken erlustigt.“

Dem Studenten Anselmus war es, als würde ihm nur etwas mit deutlichen Worten gesagt, was er längst geahnet, und ob er gleich zu bemerken glaubte, daß sich Hollunderbusch, Mauer und Rasenboden und alle Gegenstände rings umher leise zu drehen anfingen, so raffte er sich doch zusammen und wollte etwas reden; aber der Archivarius ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern zog schnell den Handschuh von der

linken Hand herunter, und indem er den in wunderbaren Funken und Flammen blitzenden Stein eines Ringes dem Studenten vor die Augen hielt, sprach er: „Schauen Sie her, werther Herr Anselmus! Sie können darüber, was Sie erblicken, eine Freude haben."

Der Student Anselmus schaute hin, und — o Wunder! Der Stein warf wie aus einem brennenden Focus Strahlen rings herum, und die Strahlen verspannen sich zum hellen leuchtenden Krystallspiegel, in dem in mancherlei Windungen, bald einander fliehend, bald sich in einander schlingend, die drei goldgrünen Schlänglein tanzten und hüpften. Und wenn die schlanken, in tausend Funken blitzenden Leiber sich berührten, da erklangen herrliche Accorde wie Krystallglocken, und die mittelste streckte wie voll Sehnsucht und Verlangen das Köpfchen zum Spiegel heraus, und die dunkelblauen Augen sprachen: „Kennst Du mich denn? — glaubst Du denn an mich, Anselmus? — Nur in dem Glauben ist die Liebe — kannst Du denn lieben?" — „O Serpentina, Serpentina!" schrie der Student Anselmus in wahnsinnigem Entzücken; aber der Archivarius Lindhorst hauchte schnell auf den Spiegel; da fuhren in elektrischem Geknister die Strahlen in den Focus zurück, und an der Hand blitzte nur wieder ein kleiner Smaragd, über den der Archivarius den Handschuh zog.

„Haben Sie die goldenen Schlänglein gesehen, Herr Anselmus?" fragte der Archivarius Lindhorst. — „Ach Gott, ja," erwiderte der Student, „und die holde liebliche Serpentina." — „Still," fuhr der Archivarius Lindhorst fort, „genug für heute! Uebrigens können Sie ja, wenn Sie sich entschließen wollen, bei mir zu arbeiten, meine Töchter oft genug sehen, oder vielmehr, ich will Ihnen dies wahrhaftige Vergnügen verschaffen, wenn Sie sich bei der Arbeit recht brav halten, das heißt: mit der größten Genauigkeit und Reinheit jedes Zeichen copiren. Aber Sie kommen ja gar nicht zu mir, unerachtet mir der Registrator Heerbrand versicherte, Sie würden sich nächstens einfinden, und ich deshalb mehrere Tage vergebens gewartet."

Sowie der Archivarius Lindhorst den Namen Heerbrand nannte, war es dem Studenten Anselmus erst wieder, als stehe er wirklich mit beiden Füßen auf der Erde und er sei wirklich der Student Anselmus und der vor ihm stehende Mann der Archivarius Lindhorst. Der gleichgiltige Ton, in dem Dieser sprach, hatte im grellen Contrast mit den wunderbaren Erscheinungen, die er wie ein wahrhafter Nekromant hervorrief, etwas Grauenhaftes, das durch den stechenden Blick der funkelnden Augen, die aus den knöchernen Höhlen des magern, runzlichten Gesichts wie aus einem Gehäuse hervorstrahlten, noch erhöht wurde, und den Studenten ergriff mit Macht dasselbe unheimliche Gefühl, welches sich seiner schon auf dem Kaffeehause bemeisterte, als der Archivarius so viel Abenteuerliches erzählte. Nur mit Mühe faßte er sich, und als der Archivarius nochmals fragte: „Nun, warum sind Sie denn nicht zu mir gekommen?“ da erhielt er es über sich, Alles zu erzählen, was ihm an der Hausthür begegnet.

„Lieber Herr Anselmus,“ sagte der Archivarius, als der Student seine Erzählung geendet, „ich kenne wohl das Aepfelweib, von der Sie zu sprechen belieben. Es ist eine fatale Creatur, die mir allerhand Possen spielt, und daß sie sich hat bronziren lassen, um als Thürklopfer die mir angenehmen Besuche zu verscheuchen, das ist in der That sehr arg und nicht zu leiden. Wollten Sie doch, werther Herr Anselmus, wenn Sie morgen um zwölf Uhr zu mir kommen und wieder etwas von dem Angrinsen und Anschnarren vermerken, ihr gefälligst was Weniges von diesem Liquor auf die Nase tröpfeln; dann wird sich sogleich Alles geben. Und nun adieu, lieber Herr Anselmus! Ich gehe etwas rasch; deshalb will ich Ihnen nicht zumuthen, mit mir nach der Stadt zurückzukehren. Adieu! Auf Wiedersehen morgen um zwölf Uhr!“

Der Archivarius hatte dem Studenten Anselmus ein kleines Fläschchen mit einem goldgelben Liquor gegeben, und nun schritt er rasch von dannen, so daß er in der tiefen Dämmerung, die unterdessen eingebrochen, mehr in das Thal hinab zu schweben als zu gehen schien. Schon war er in der Nähe des Kosel'schen Gartens; da setzte sich der Wind in den

weiten Ueberrock und trieb die Schöße aus einander, daß sie wie ein Paar große Flügel in den Lüften flatterten und es dem Studenten Anselmus, der verwunderungsvoll dem Archivarius nachsah, vorkam, als breite ein großer Vogel die Fittige aus zum raschen Fluge. Wie der Student nun so in die Dämmerung hineinstarrte, da erhob sich mit krächzendem Geschrei ein weißgrauer Geier hoch in die Lüfte, und er merkte nun wohl, daß das weiße Geflatter, was er noch immer für den davonschreitenden Archivarius gehalten, schon eben der Geier gewesen sein müsse, unerachtet er nicht begreifen konnte, wo denn der Archivarius mit einem Mal hingeschwunden. — „Er kann aber auch selbst in Person davongeflogen sein, der Herr Archivarius Lindhorst," sprach der Student Anselmus zu sich selbst; „denn ich sehe und fühle nun wohl, daß alle die fremden Gestalten aus einer fernen wundervollen Welt, die ich sonst nur in ganz besondern merkwürdigen Träumen schaute, jetzt in mein waches reges Leben geschritten sind und ihr Spiel mit mir treiben. — Dem sei aber, wie ihm wolle! Du lebst und glühst in meiner Brust, holde, liebliche Serpentina! Nur Du kannst die unendliche Sehnsucht stillen, die mein Innerstes zerreißt. Ach, wann werde ich in Dein holdseliges Auge blicken — liebe, liebe Serpentina!" — — So rief der Student Anselmus ganz laut.

„Das ist ein schnöder unchristlicher Name," murmelte eine Baßstimme neben ihm, die einem heimkehrenden Spaziergänger gehörte. Der Student Anselmus, zu rechter Zeit erinnert, wo er war, eilte raschen Schrittes von dannen, indem er bei sich selbst dachte: „Wäre es nicht ein rechtes Unglück, wenn mir jetzt der Conrector Paulmann oder der Registrator Heerbrand begegnete?" — Aber er begegnete Keinem von Beiden.

Fünfte Vigilie.

Die Frau Hofräthin Anselmus. — Cicero „de officiis“. — Meerkatzen und anderes Gesindel. — Die alte Lise. — Das Aequinoctium.

„Mit dem Anselmus ist nun einmal in der Welt nichts anzufangen,“ sagte der Conrector Paulmann; „alle meine guten Lehren, alle meine Ermahnungen sind fruchtlos; er will sich ja zu gar nichts appliciren, unerachtet er die besten Schulstudia besitzt, die denn doch die Grundlage von Allem sind.“ Aber der Registrator Heerbrand erwiderte schlau und geheimnißvoll lächelnd: „Lassen Sie dem Anselmus doch nur Raum und Zeit, wertheſter Conrector! Das ist ein curioſes Subject; aber es steckt viel in ihm, und wenn ich sage: viel, so heißt das: ein geheimer Secretär oder wol gar ein Hofrath.“ — „Hof...?“ — fing der Conrector im größten Erstaunen an; das Wort blieb ihm stecken. — „Still, still!“ fuhr der Registrator Heerbrand fort; „ich weiß, was ich weiß. — Schon seit zwei Tagen sitzt er bei dem Archivarius Lindhorst und copirt, und der Archivarius sagte gestern Abend auf dem Kaffeehause zu mir: ‚Sie haben mir einen wackern Mann empfohlen, Verehrter; aus dem wird was.‘ Und nun bedenken Sie des Archivarii Connexionen! Still — still! — Sprechen wir uns übers Jahr!“ — Mit diesen Worten ging der Registrator im fortwährenden schlauen Lächeln zur Thür hinaus und ließ den vor Erstaunen und Neugierde verstummten Conrector im Stuhl festgebannt sitzen.

Aber auf Veronika hatte das Gespräch einen ganz eigenen Eindruck gemacht. „Habe ich's denn nicht schon immer gewußt,“ dachte sie, „daß der Herr Anselmus ein recht gescheiter, liebenswürdiger junger Mann ist, aus dem noch was Großes wird? Wenn ich nur wüßte, ob er mir wirklich gut ist? — Aber hat er mir nicht jenen Abend, als wir über die Elbe fuhren, zweimal die Hand gedrückt? Hat er mich nicht im Duett angesehen mit solchen ganz sonderbaren Blicken, die

bis ins Herz drangen? Ja, ja, er ist mir wirklich gut — und ich . . . ."

Veronika überließ sich ganz, wie junge Mädchen wol pflegen, den süßen Träumen von einer heitern Zukunft. Sie war Frau Hofräthin, bewohnte ein schönes Logis in der Schloßgasse oder auf dem Neumarkt oder auf der Moritzstraße — der moderne Hut, der neue türkische Shawl stand ihr vortrefflich — sie frühstückte im eleganten Negligé im Erker, der Köchin die nöthigen Befehle für den Tag ertheilend. „Aber daß Sie mir die Schüssel nicht verdirbt! Es ist des Herrn Hofraths Leibessen." — Vorübergehende Elegants schielen herauf; sie hört deutlich: „Es ist doch eine göttliche Frau, die Hofräthin. Wie ihr das Spitzenhäubchen so allerliebst steht!" — Die Geheime Räthin Ypsilon schickt den Bedienten und läßt fragen, ob es der Frau Hofräthin gefällig wäre, heute ins Linke'sche Bad zu fahren. — „Viel Empfehlungen, es thäte mir unendlich leid, ich sei schon engagirt zum Thee bei der Präsidentin Tezett." — Da kommt der Hofrath Anselmus, der schon früh in Geschäften ausgegangen, zurück; er ist nach der letzten Mode gekleidet. „Wahrhaftig schon Zehn," ruft er, indem er die goldene Uhr repetiren läßt und der jungen Frau einen Kuß giebt. „Wie geht's, liebes Weibchen? Weißt Du auch, was ich für Dich habe?" fährt er schäkernd fort und zieht ein Paar herrliche, nach der neuesten Art gefaßte Ohrringe aus der Westentasche, die er ihr statt der sonst getragenen gewöhnlichen einhängt. „Ach, die schönen niedlichen Ohrringe!" ruft Veronika ganz laut und springt, die Arbeit wegwerfend, vom Stuhl auf, um in dem Spiegel die Ohrringe wirklich zu beschauen.

„Nun, was soll denn das sein?" sagte der Conrector Paulmann, der, eben in Cicero „de officiis" vertieft, beinahe das Buch fallen lassen; „man hat ja Anfälle wie der Anselmus!" Aber da trat der Student Anselmus, der wider seine Gewohnheit sich mehrere Tage nicht sehen lassen, ins Zimmer, zu Veronika's Schreck und Erstaunen; denn in der That war er in seinem ganzen Wesen verändert. Mit einer gewissen Bestimmtheit, die ihm sonst gar nicht eigen, sprach er

von ganz andern Tendenzen seines Lebens, die ihm klar worden, von den herrlichen Aussichten, die sich ihm geöffnet, die Mancher aber gar nicht zu schauen vermöge. Der Conrector Paulmann wurde, der geheimnißvollen Rede des Registrators Heerbrand gedenkend, noch mehr betroffen und konnte kaum eine Silbe hervorbringen, als der Student Anselmus, nachdem er einige Worte von dringender Arbeit bei dem Archivarius Lindhorst fallen lassen und der Veronika mit eleganter Gewandtheit die Hand geküßt, schon die Treppe hinunter, auf und vondannen war.

„Das war ja schon der Hofrath," murmelte Veronika in sich hinein, „und er hat mir die Hand geküßt, ohne dabei auszugleiten oder mir auf den Fuß zu treten wie sonst — er hat mir einen recht zärtlichen Blick zugeworfen — er ist mir wol in der That gut." — Veronika überließ sich aufs Neue jener Träumerei; indessen war es, als träte immer eine feindselige Gestalt unter die lieblichen Erscheinungen, wie sie aus dem künftigen häuslichen Leben als Frau Hofräthin hervorgingen, und die Gestalt lachte recht höhnisch und sprach: „Das ist ja Alles recht dummes ordinäres Zeug und noch dazu erlogen; denn der Anselmus wird nimmermehr Hofrath und Dein Mann. Er liebt Dich ja nicht, unerachtet Du blaue Augen hast und einen schlanken Wuchs und eine feine Hand." — Da goß sich ein Eisstrom durch Veronika's Inneres, und ein tiefes Entsetzen vernichtete die Behaglichkeit, mit der sie sich nur noch erst im Spitzenhäubchen und den eleganten Ohrringen gesehen. Die Thränen wären ihr beinahe aus den Augen gestürzt, und sie sprach laut: „Ach, es ist ja wahr: er liebt mich nicht, und ich werde nimmermehr Frau Hofräthin." — „Romanenstreiche, Romanenstreiche!" schrie der Conrector Paulmann, nahm Hut und Stock und eilte zornig vondannen. — „Das fehlte noch!" seufzte Veronika und ärgerte sich recht über die zwölfjährige Schwester, welche theilnahmlos an ihrem Rahmen sitzend fortgestickt hatte.

Unterdessen war es beinahe drei Uhr geworden und nun gerade Zeit, das Zimmer aufzuräumen und den Kaffeetisch zu ordnen; denn die Mademoiselln Oster hatten sich bei der Freundin

ansagen lassen. Aber hinter jedem Schränkchen, das Veronika wegrückte, hinter den Notenbüchern, die sie vom Clavier, hinter jeder Tasse, hinter der Kaffeekanne, die sie aus dem Schrank nahm, sprang jene Gestalt wie ein Alräunchen hervor und lachte höhnisch und schlug mit den kleinen Spinnenfingern Schnippchen und schrie: „Er wird doch nicht Dein Mann, er wird doch nicht Dein Mann!" Und dann, wenn sie Alles stehen und liegen ließ und in die Mitte des Zimmers flüchtete, sah es mit langer Nase riesengroß hinter dem Ofen hervor und knurrte und schnurrte: „Er wird doch nicht Dein Mann!" — „Hörst Du denn nichts, siehst Du denn nichts, Schwester?" rief Veronika, die vor Furcht und Zittern gar nichts mehr anrühren mochte. Fränzchen stand ganz ernsthaft und ruhig von ihrem Stickrahmen auf und sagte: „Was ist Dir denn heute, Schwester? Du wirfst ja Alles durch einander, daß es klippert und klappert. Ich muß Dir nur helfen."

Aber da traten schon die muntern Mädchen in vollem Lachen herein, und in dem Augenblick wurde nun auch Veronika gewahr, daß sie den Ofenaufsatz für eine Gestalt und das Knarren der übel verschlossenen Ofenthür für die feindseligen Worte gehalten hatte. Von einem innern Entsetzen gewaltsam ergriffen, konnte sie sich aber nicht so schnell erholen, daß die Freundinnen nicht ihre ungewöhnliche Spannung, die selbst ihre Blässe, ihr verstörtes Gesicht verrieth, hätten bemerken sollen. Als sie, schnell abbrechend von all dem Lustigen, das sie eben erzählen wollten, in die Freundin drangen, was ihr denn um des Himmels willen widerfahren, mußte Veronika eingestehen, wie sie sich ganz besonderen Gedanken hingegeben und plötzlich am hellen Tage von einer sonderbaren Gespensterfurcht, die ihr sonst gar nicht eigen, übermannt worden. Nun erzählte sie so lebhaft, wie aus allen Winkeln des Zimmers ein kleines graues Männchen sie geneckt und gehöhnt habe, daß die Mademoiselles Oster sich schüchtern nach allen Seiten umsahen und ihnen bald gar unheimlich und grausig zu Muthe wurde. Da trat Fränzchen mit dem dampfenden Kaffee herein, und alle Drei, sich schnell besinnend, lachten über ihre eigene Albernheit.

Angelika, so hieß die älteste Oster, war mit einem Officier versprochen, der bei der Armee stand und von dem die Nachrichten so lange ausgeblieben, daß man an seinem Tode, oder wenigstens an seiner schweren Verwundung kaum zweifeln konnte. Dies hatte Angelika in die tiefste Betrübniß gestürzt; aber heute war sie fröhlich bis zur Ausgelassenheit, worüber Veronika sich nicht wenig wunderte und es ihr unverhohlen äußerte. „Liebes Mädchen," sagte Angelika, „glaubst Du denn nicht, daß ich meinen Victor immerdar im Herzen, in Sinn und Gedanken trage? Aber eben deshalb bin ich so heiter, — ach Gott! — so glücklich, so selig in meinem ganzen Gemüthe. Denn mein Victor ist wohl, und ich sehe ihn in weniger Zeit als Rittmeister, geschmückt mit den Ehrenzeichen, die ihm seine unbegrenzte Tapferkeit erworben, wieder. Eine starke, aber durchaus nicht gefährliche Verwundung des rechten Arms, und zwar durch den Säbelhieb eines feindlichen Husaren, verhindert ihn, zu schreiben, und der schnelle Wechsel seines Aufenthaltes, da er durchaus sein Regiment nicht verlassen will, macht es auch noch immer unmöglich, mir Nachricht zu geben; aber heute Abend erhält er die bestimmte Weisung, sich erst ganz heilen zu lassen. Er reiset morgen ab, um herzukommen, und indem er in den Wagen steigen will, erfährt er seine Ernennung zum Rittmeister."

„Aber, liebe Angelika", fiel Veronika ein, „das weißt Du jetzt schon Alles?"

„Lache mich nicht aus, liebe Freundin!" fuhr Angelika fort. „Aber Du wirst es nicht; denn könnte nicht Dir zur Strafe gleich das kleine graue Männchen dort hinter dem Spiegel hervorgucken? — Genug, ich kann mich von dem Glauben an gewisse geheimnißvolle Dinge nicht losmachen, weil sie oft genug ganz sichtbarlich und handgreiflich, möcht' ich sagen, in mein Leben getreten. Vorzüglich kommt es mir denn nun gar nicht einmal so wunderbar und unglaublich vor als manchen Andern, daß es Leute geben kann, denen eine gewisse Sehergabe eigen, die sie durch ihnen bekannte untrügliche Mittel in Bewegung zu setzen wissen. Es ist hier am Orte eine alte Frau, die diese Gabe ganz besonders besitzt.

Nicht so wie Andere ihres Gelichters prophezeit sie aus Karten, gegossenem Blei oder aus dem Kaffeesatze, sondern nach gewissen Vorbereitungen, an denen die fragende Person Theil nimmt, erscheint in einem hell polirten Metallspiegel ein wunderliches Gemisch von allerlei Figuren und Gestalten, welche die Alte deutet und aus ihnen die Antwort auf die Frage schöpft. Ich war gestern Abend bei ihr und erhielt jene Nachrichten von meinem Victor, an deren Wahrheit ich nicht einen Augenblick zweifle."

Angelika's Erzählung warf einen Funken in Veronika's Gemüth, der schnell den Gedanken entzündete, die Alte über den Anselmus und über ihre Hoffnungen zu befragen. Sie erfuhr, daß die Alte Frau Rauerin hieße, in einer entlegenen Straße vor dem Seethor wohne, durchaus nur Dinstags, Mittwochs und Freitags von sieben Uhr abends, dann aber die ganze Nacht hindurch bis zum Sonnenaufgang zu treffen sei und es gern sehe, wenn man allein komme. Es war eben Mittwoch, und Veronika beschloß, unter dem Vorwande, die Osters nach Hause zu begleiten, die Alte aufzusuchen, welches sie denn auch in der That ausführte.

Kaum hatte sie nämlich von den Freundinnen, die in der Neustadt wohnten, vor der Elbbrücke Abschied genommen, als sie geflügelten Schrittes vor das Seethor eilte und sich bald in der beschriebenen abgelegenen engen Straße befand, an deren Ende sie das kleine rothe Häuschen erblickte, in welchem die Frau Rauerin wohnen sollte. Sie konnte sich eines gewissen unheimlichen Gefühls, ja, eines innern Erbebens nicht erwehren, als sie vor der Hausthür stand. Endlich raffte sie sich, des innern Widerstrebens unerachtet, zusammen und zog an der Klingel, worauf sich die Thür öffnete und sie durch den finstern Gang nach der Treppe tappte, die zum obern Stock führte, wie es Angelika beschrieben. „Wohnt hier nicht die Frau Rauerin?" rief sie in den öden Hausflur hinein, als sich Niemand zeigte. Da erscholl statt der Antwort ein langes klares „Miau!" und ein großer schwarzer Kater schritt mit hochgekrümmtem Rücken, den Schweif in Wellenringeln hin und her drehend, gravitätisch vor ihr her bis

an die Stubenthür, die auf ein zweites „Miau!" geöffnet wurde.

„Ach, sieh da, Töchterchen, bist schon hier? Komm herein — herein!" So rief die heraustretende Gestalt, deren Anblick Veronika an den Boden festbannte. Ein langes, hageres, in schwarze Lumpen gehülltes Weib! — Indem sie sprach, wackelte das hervorragende spitze Kinn, verzog sich das zahnlose Maul, von der knöchernen Habichtsnase beschattet, zum grinsenden Lächeln, und leuchtende Katzenaugen flackerten Funken werfend durch die große Brille. Aus dem bunten um den Kopf gewickelten Tuche starrten schwarze borstige Haare hervor; aber zum Gräßlichen erhoben das ekle Antlitz zwei große Brandflecke, die sich von der linken Backe über die Nase wegzogen.

Veronika's Athem stockte, und der Schrei, der der gepreßten Brust Luft machen sollte, wurde zum tiefen Seufzer, als der Hexe Knochenhand sie ergriff und in das Zimmer hineinzog. Drinnen regte und bewegte sich Alles; es war ein sinneverwirrendes Quieken und Miauen und Gekrächze und Gepiepe durch einander. Die Alte schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Still da, Ihr Gesindel!" Und die Meerkatzen kletterten winselnd auf das hohe Himmelbett, und die Meerschweinchen liefen unter den Ofen, und der Rabe flatterte auf den runden Spiegel; nur der schwarze Kater, als gingen ihn die Scheltworte nichts an, blieb ruhig auf dem großen Polsterstuhle sitzen, auf den er gleich nach dem Eintritt gesprungen.

So wie es still wurde, ermuthigte sich Veronika. Es war ihr nicht so unheimlich als draußen auf dem Flur; ja, selbst das Weib schien ihr nicht mehr so scheußlich. Jetzt erst blickte sie im Zimmer umher. Allerhand häßliche ausgestopfte Thiere hingen von der Decke herab; unbekanntes, seltsames Geräthe lag durch einander auf dem Boden, und in dem Kamin brannte ein blaues sparsames Feuer, das nur dann und wann in gelben Funken emporknisterte; aber dann rauschte es von oben herab, und ekelhafte Fledermäuse wie mit verzerrten lachenden Menschengesichtern schwangen sich hin und

her, und zuweilen leckte die Flamme herauf an der rußigen Mauer, und dann erklangen schneidende, heulende Jammertöne, daß Veronika von Angst und Grausen ergriffen wurde.

„Mit Verlaub, Mamsellchen!" sagte die Alte schmunzelnd, erfaßte einen großen Wedel und besprengte, nachdem sie ihn in einen kupfernen Kessel getaucht, den Kamin. Da erlosch das Feuer, und wie von dickem Rauch erfüllt, wurde es stockfinster in der Stube; aber bald trat die Alte, die in ein Kämmerchen gegangen, mit einem angezündeten Lichte wieder herein, und Veronika erblickte nichts mehr von den Thieren, von den Geräthschaften; es war eine gewöhnliche, ärmlich ausstaffirte Stube. Die Alte trat ihr näher und sagte mit schnarrender Stimme: „Ich weiß wohl, was Du bei mir willst, mein Töchterchen; was gilt es, Du möchtest erfahren, ob Du den Anselmus heirathen wirst, wenn er Hofrath worden?"

Veronika erstarrte vor Staunen und Schreck; aber die Alte fuhr fort: „Du hast mir ja schon Alles gesagt zu Hause beim Papa, als die Kaffeekanne vor Dir stand. Ich war ja die Kaffeekanne; hast Du mich denn nicht gekannt? — Töchterchen, höre! Laß ab, laß ab von dem Anselmus! Das ist ein garstiger Mensch, der hat meinen Söhnlein ins Gesicht getreten, meinen lieben Söhnlein, den Aepfelchen mit den rothen Backen, die, wenn sie die Leute gekauft haben, ihnen wieder aus den Taschen in meinen Korb zurückrollen. Er hält's mit dem Alten; er hat mir vorgestern den verdammten Auripigment ins Gesicht gegossen, daß ich beinahe darüber erblindet. Du kannst noch die Brandflecken sehen, Töchterchen. Laß ab von ihm, laß ab! Er liebt Dich nicht; denn er liebt die goldgrüne Schlange. Er wird niemals Hofrath werden, weil er sich bei den Salamandern anstellen lassen, und er will die grüne Schlange heirathen. Laß ab von ihm, laß ab!"

Veronika, die eigentlich ein festes standhaftes Gemüth hatte und mädchenhaften Schreck bald zu überwinden wußte, trat einen Schritt zurück und sprach mit ernsthaftem, gefaßtem Ton: „Alte, ich habe von Eurer Gabe, in die Zukunft zu blicken, gehört und wollte darum, vielleicht zu neugierig und voreilig, von Euch wissen, ob wol Anselmus, den ich liebe

und hochschätze, jemals mein werden wird. Wollt Ihr mich daher, statt meinen Wunsch zu erfüllen, mit Eurem tollen unsinnigen Geschwätze necken, so thut Ihr Unrecht; denn ich habe nur gewollt, was Ihr Andern, wie ich weiß, gewährtet. Da Ihr, wie es scheint, meine innersten Gedanken wisset, so wäre es Euch vielleicht ein Leichtes gewesen, mir Manches zu enthüllen, was mich jetzt quält und ängstigt; aber nach Euern albernen Verleumdungen des guten Anselmus mag ich von Euch weiter nichts erfahren. Gute Nacht!"

Veronika wollte davon eilen; da fiel die Alte weinend und jammernd auf die Kniee nieder und rief, das Mädchen am Kleide festhaltend: „Veronikchen, kennst Du denn die alte Lise nicht mehr, die Dich so oft auf den Armen getragen und gepflegt und gehätschelt?" Veronika traute kaum ihren Augen; denn sie erkannte ihre, freilich nun durch hohes Alter und vorzüglich durch die Brandflecke entstellte ehemalige Wärterin, die vor mehreren Jahren aus des Conrector Paulmann's Hause verschwand. Die Alte sah auch nun ganz anders aus; sie hatte statt des häßlichen buntgefleckten Tuchs eine ehrbare Haube, und statt der schwarzen Lumpen eine großblumichte Jacke an, wie sie sonst wol gekleidet gegangen. Sie stand vom Boden auf und fuhr, Veronika in ihre Arme nehmend, fort:

„Es mag Dir Alles, was ich Dir gesagt, wol recht toll vorkommen; aber es ist leider dem so. Der Anselmus hat mir viel zu Leide gethan, doch wider seinen Willen; er ist dem Archivarius Lindhorst in die Hände gefallen, und der will ihn mit seiner Tochter verheirathen. Der Archivarius ist mein größter Feind, und ich könnte Dir allerlei Dinge von ihm sagen; die würdest Du aber nicht verstehen oder Dich doch sehr entsetzen. Er ist der weise Mann; aber ich bin die weise Frau. — Es mag darum sein! — Ich merke nun wohl, daß Du den Anselmus recht lieb hast, und ich will Dir mit allen Kräften beistehen, daß Du recht glücklich werden und fein ins Ehebette kommen sollst, wie Du es wünschest."

„Aber sage mir um des Himmels willen, Lise! . . ." fiel Veronika ein.

„Still, Kind, still!“ unterbrach sie die Alte. „Ich weiß, was Du sagen willst. Ich bin das worden, was ich bin, weil ich es werden mußte; ich konnte nicht anders. Nun also — ich kenne das Mittel, das den Anselmus von der thörichten Liebe zur grünen Schlange heilt und ihn als den liebenswürdigsten Hofrath in Deine Arme führt; aber Du mußt helfen.“

„Sage es nur gerade heraus, Lise! Ich will ja Alles thun; denn ich liebe den Anselmus sehr,“ lispelte Veronika kaum hörbar.

„Ich kenne Dich“, fuhr die Alte fort, „als ein beherztes Kind. Vergebens habe ich Dich mit dem Wauwau zum Schlaf treiben wollen; denn gerade alsdann öffnetest Du die Augen, um den Wauwau zu sehen. Du gingst ohne Licht in die hinterste Stube und erschrecktest oft in des Vaters Puder-mantel des Nachbars Kinder. Nun also — ist's Dir Ernst, durch meine Kunst den Archivarius Lindhorst und die grüne Schlange zu überwinden, ist's Dir Ernst, den Anselmus als Hofrath Deinen Mann zu nennen, so schleiche Dich in der künftigen Tag- und Nachtgleiche nachts um elf Uhr aus des Vaters Hause und komme zu mir! Ich werde dann mit Dir auf den Kreuzweg gehen, der unfern das Feld durch-schneidet; wir bereiten das Nöthige, und alles Wunderliche, was Du vielleicht erblicken wirst, soll Dich nicht anfechten. Und nun Töchterchen, gute Nacht! Der Papa wartet schon mit der Suppe.“

Veronika eilte von dannen; fest stand bei ihr der Entschluß, die Nacht des Aequinoctiums nicht zu versäumen; „denn“, dachte sie, „die Lise hat Recht: Der Anselmus ist verstrickt in wunderliche Bande; aber ich erlöse ihn daraus und nenne ihn mein immerdar und ewiglich. Mein ist und bleibt er, der Hof-rath Anselmus.“

Sechste Vigilie.

Der Garten des Archivarius Lindhorst nebst einigen Spottvögeln. — Der goldene Topf. — Die englische Cursivschrift. — Schnöde Hahnenfüße. — Der Geisterfürst.

„Es kann aber auch sein," sprach der Student Anselmus zu sich selbst, „daß der superfeine starke Magenliqueur, den ich bei dem Monsieur Conradi etwas begierig genossen, alle die tollen Phantasmata geschaffen, die mich vor der Hausthür des Archivarius Lindhorst ängsteten. Deshalb bleibe ich heute ganz nüchtern und will nun wohl allem weiteren Ungemach, das mir begegnen könnte, Trotz bieten." — So wie damals, als er sich zum ersten Besuch bei dem Archivarius Lindhorst rüstete, steckte er seine Federzeichnungen und kalligraphischen Kunstwerke, seine Tuschstangen, seine wohlgespitzten Rabenfedern ein, und schon wollte er zur Thür hinausschreiten, als ihm das Fläschchen mit dem gelben Liquor in die Augen fiel, das er von dem Archivarius Lindhorst erhalten. Da gingen ihm wieder all die seltsamen Abenteuer, welche er erlebt, mit glühenden Farben durch den Sinn, und ein namenloses Gefühl von Wonne und Schmerz durchschnitt seine Brust. Unwillkürlich rief er mit recht kläglicher Stimme aus: „Ach, gehe ich denn nicht zum Archivarius, nur um Dich zu sehen, Du holde liebliche Serpentina?" — Es war ihm in dem Augenblick so, als könne Serpentina's Liebe der Preis einer mühevollen gefährlichen Arbeit sein, die er unternehmen müsse, und diese Arbeit sei keine andere als das Copiren der Lindhorst'schen Manuscripte.

Daß ihm schon bei dem Eintritt ins Haus oder vielmehr noch vor demselben allerlei Wunderliches begegnen könne wie neulich, davon war er überzeugt. Er dachte nicht mehr an Conradi's Magenwasser, sondern steckte schnell den Liquor in die Westentasche, um ganz nach des Archivarius Vorschrift zu verfahren, wenn das bronzirte Aepfelweib sich unterstehen sollte, ihn anzugrinsen. — Erhob sich denn nicht auch wirklich gleich die spitze Nase, funkelten nicht die Katzenaugen aus

dem Thürdrücker, als er ihn auf den Schlag zwölf Uhr ergreifen wollte? — Da spritzte er, ohne sich weiter zu bedenken, den Liquor in das fatale Gesicht hinein, und es glättete und plättete sich augenblicklich aus zum glänzenden kugelrunden Thürklopfer.

Die Thür ging auf, die Glocken läuteten gar lieblich durch das ganze Haus: „Klingling — Jüngling — flink — flink — spring — spring — klingling!" — Er stieg getrost die schöne breite Treppe hinauf und weidete sich an dem Duft des seltenen Räucherwerks, der durch das Haus floß. Ungewiß blieb er auf dem Flur stehen; denn er wußte nicht, an welche der vielen schönen Thüren er wol pochen sollte. Da trat der Archivarius Lindhorst in einem weiten damastenen Schlafrock heraus und rief: „Nun, es freut mich, Herr Anselmus, daß Sie endlich Wort halten. Kommen Sie mir nur nach; denn ich muß Sie ja doch wol gleich ins Laboratorium führen."

Damit schritt er schnell den langen Flur hinauf und öffnete eine kleine Seitenthür, die in einen Corridor führte. Anselmus schritt getrost hinter dem Archivarius her. Sie kamen aus dem Corridor in einen Saal oder vielmehr in ein herrliches Gewächshaus; denn von beiden Seiten bis an die Decke hinauf standen allerlei seltene wunderbare Blumen, ja, große Bäume mit sonderbar gestalteten Blättern und Blüthen. Ein magisches blendendes Licht verbreitete sich überall, ohne daß man bemerken konnte, wo es herkam, da durchaus kein Fenster zu sehen war. Sowie der Student Anselmus in die Büsche und Bäume hineinblickte, schienen lange Gänge sich in weiter Ferne auszudehnen. Im tiefen Dunkel dicker Cypressenstauden schimmerten Marmorbecken, aus denen sich wunderliche Figuren erhoben, Krystallstrahlen hervorspritzend, die plätschernd niederfielen in leuchtende Lilienkelche; seltsame Stimmen rauschten und säuselten durch den Wald der wunderbaren Gewächse, und herrliche Düfte strömten auf und nieder. Der Archivarius war verschwunden, und Anselmus erblickte nur einen riesenhaften Busch glühender Feuerlilien vor sich. Von dem Anblick, von den süßen Düften des Feengartens berauscht, blieb Anselmus festgezaubert stehen.

Da fing es überall an zu kichern und zu lachen, und feine Stimmchen neckten und höhnten: „Herr Studiosus, Herr Studiosus, wo kommen Sie denn her? Warum haben Sie sich denn so schön geputzt, Herr Anselmus? Wollen Sie eins mit uns plappern, wie die Großmutter das Ei mit dem Steiß zerdrückte und der Junker einen Klecks auf die Sonntagsweste bekam? Können Sie die neue Arie schon auswendig, die Sie vom Papa Staarmatz gelernt, Herr Anselmus? Sie sehen recht possierlich aus in der gläsernen Perücke und den postpapiernen Stulpstiefeln!" — So rief und kicherte und neckte es aus allen Winkeln hervor — ja, dicht neben dem Studenten, der nun erst wahrnahm, wie allerlei bunte Vögel ihn umflatterten und ihn so in vollem Gelächter aushöhnten.

In dem Augenblick schritt der Feuerlilienbusch auf ihn zu, und er sah, daß es der Archivarius Lindhorst war, dessen blumichter, in Gelb und Roth glänzender Schlafrock ihn nur getäuscht hatte. „Verzeihen Sie, werther Herr Anselmus," sagte der Archivarius, „daß ich Sie stehen ließ; aber vorübergehend sah ich nur nach meinem schönen Cactus, der diese Nacht seine Blüthen aufschließen wird; — aber wie gefällt Ihnen denn mein kleiner Hausgarten?" — „Ach Gott, über alle Maßen schön ist es hier, geschätzester Herr Archivarius," erwiderte der Student; „aber die bunten Vögel moquiren sich über meine Wenigkeit gar sehr." — „Was ist denn das für ein Gewäsche?" rief der Archivarius zornig in die Büsche hinein. Da flatterte ein großer grauer Papagei hervor, und sich neben dem Archivarius auf einen Myrtenast setzend und ihn ungemein ernsthaft und gravitätisch durch eine Brille, die auf dem krummen Schnabel saß, anblickend, schnarrte er: „Nehmen Sie es nicht übel, Herr Archivarius! Meine muthwilligen Buben sind einmal wieder recht ausgelassen; aber der Herr Studiosus sind selbst daran schuld, denn ..." — „Still da, still da!" unterbrach der Archivarius den Alten, „ich kenne die Schelme; aber Er sollte sie besser in Zucht halten, mein Freund! — Gehen wir weiter, Herr Anselmus!" —

Noch durch manches fremdartig aufgeputzte Gemach schritt der Archivarius, so daß der Student ihm kaum folgen und einen Blick auf all die glänzenden, sonderbar geformten Mobilien und andere unbekannte Sachen werfen konnte, womit Alles überfüllt war. Endlich traten sie in ein großes Gemach, in dem der Archivarius, den Blick in die Höhe gerichtet, stehen blieb und Anselmus Zeit gewann, sich an dem herrlichen Anblick, den der einfache Schmuck dieses Saals gewährte, zu weiden. Aus den azurblauen Wänden traten die goldbronzenen Stämme hoher Palmenbäume hervor, welche ihre kolossalen, wie funkelnde Smaragde glänzenden Blätter oben zur Decke wölbten. In der Mitte des Zimmers ruhte auf drei aus dunkler Bronze gegossenen ägyptischen Löwen eine Porphyrplatte, auf welcher ein einfacher goldener Topf stand, von dem, als er ihn erblickte, Anselmus nun gar nicht mehr die Augen wegwenden konnte. Es war, als spielten in tausend schimmernden Reflexen allerlei Gestalten auf dem strahlend polirten Golde, — manchmal sah er sich selbst mit sehnsüchtig ausgebreiteten Armen — ach, neben dem Hollunderbusch, — Serpentina schlängelte sich auf und nieder, ihn anblickend mit den holdseligen Augen. Anselmus war außer sich vor wahnsinnigem Entzücken. „Serpentina, Serpentina!" schrie er laut auf. Da wandte sich der Archivarius Lindhorst schnell um und sprach: „Was meinen Sie, werther Herr Anselmus? Ich glaube, Sie belieben meine Tochter zu rufen; die ist aber ganz auf der andern Seite meines Hauses in ihrem Zimmer und hat so eben Klavierstunde. Kommen Sie nur weiter!" Anselmus folgte beinahe besinnungslos dem davonschreitenden Archivarius; er sah und hörte nichts mehr, bis ihn der Archivarius heftig bei der Hand ergriff und sprach: „Nun sind wir an Ort und Stelle."

Anselmus erwachte wie aus einem Traum und bemerkte nun, daß er sich in einem hohen, rings mit Bücherschränken umstellten Zimmer befand, welches sich in keiner Art von gewöhnlichen Bibliothek- und Studirzimmern unterschied. In der Mitte stand ein großer Arbeitstisch und ein gepolsterter Lehnstuhl vor demselben. „Dieses", sagte der Archi-

varius Lindhorst, „ist vor der Hand Ihr Arbeitszimmer; ob Sie künftig auch in dem andern blauen Bibliothekſaal, in dem Sie so plötzlich meiner Tochter Namen riefen, arbeiten werden, weiß ich noch nicht; aber nun wünschte ich mich erst von Ihrer Fähigkeit, die Ihnen zugedachte Arbeit wirklich meinem Wunsch und Bedürfniß gemäß auszuführen, zu überzeugen."

Der Student Anselmus ermuthigte sich nun ganz und gar und zog nicht ohne innere Selbstzufriedenheit und in der Ueberzeugung, den Archivarius durch sein ungewöhnliches Talent höchlich zu erfreuen, seine Zeichnungen und Schreibereien aus der Tasche. Der Archivarius hatte kaum das erste Blatt, eine Handschrift in der elegantesten englischen Schreibmanier, erblickt, als er recht sonderbar lächelte und mit dem Kopfe schüttelte. Das wiederholte er bei jedem folgenden Blatte, so daß dem Studenten Anselmus das Blut in den Kopf stieg und er, als das Lächeln zuletzt recht höhnisch und verächtlich wurde, in vollem Unmuthe losbrach: „Der Herr Archivarius scheinen mit meinen geringen Talenten nicht ganz zufrieden?"

„Lieber Herr Anselmus," sagte der Archivarius Lindhorst, „Sie haben für die Kunst des Schönschreibens wirklich treffliche Anlagen; aber vor der Hand, sehe ich wohl, muß ich mehr auf Ihren Fleiß, auf Ihren guten Willen rechnen als auf Ihre Fertigkeit. Es mag auch wol an den schlechten Materialien liegen, die Sie verwandt." — Der Student Anselmus sprach viel von seiner sonst anerkannten Kunstfertigkeit, von chinesischer Tusche und ganz auserlesenen Rabenfedern. Da reichte ihm der Archivarius Lindhorst das englische Blatt hin und sprach: „Urtheilen Sie selbst!"

Anselmus wurde wie vom Blitz getroffen, als ihm seine Handschrift so höchst miserabel vorkam. Da war keine Ründe in den Zügen, kein Druck richtig, kein Verhältniß der großen und kleinen Buchstaben, ja, schülermäßige schnöde Hahnenfüße verdarben oft die sonst ziemlich gerathene Zeile. „Und dann", fuhr der Archivarius Lindhorst fort, „ist Ihre Tusche auch nicht haltbar." Er tunkte den Finger in ein mit Wasser

gefülltes Glas, und indem er nur leicht auf die Buchstaben tupfte, war Alles spurlos verschwunden. Dem Studenten Anselmus war es, als schnüre ein Ungethüm ihm die Kehle zusammen, — er konnte kein Wort herausbringen. So stand er da, das unglückliche Blatt in der Hand; aber der Archivarius Lindhorst lachte laut auf und sagte: „Lassen Sie sich das nicht anfechten, werthester Herr Anselmus! Was Sie bisher nicht vollbringen konnten, wird hier bei mir vielleicht besser sich fügen; ohnedies finden Sie ein besseres Material, als Ihnen sonst wol zu Gebote stand. Fangen Sie nur getrost an!"

Der Archivarius Lindhost holte erst eine flüssige schwarze Masse, die einen ganz eigenthümlichen Geruch verbreitete, sonderbar gefärbte scharf zugespitzte Federn und ein Blatt von besonderer Weiße und Glätte, dann aber ein arabisches Manuscript aus einem verschlossenen Schranke herbei, und sowie Anselmus sich zur Arbeit gesetzt, verließ er das Zimmer. Der Student Anselmus hatte schon öfters arabische Schrift copirt; die erste Aufgabe schien ihm daher nicht so schwer zu lösen. „Wie die Hahnenfüße in meine schöne englische Cursivschrift gekommen, mag Gott und der Archivarius Lindhorst wissen", sprach er; „aber daß sie nicht von meiner Hand sind, darauf will ich sterben."

Mit jedem Worte, das nun wohlgelungen auf dem Pergamente stand, wuchs sein Muth und mit ihm seine Geschicklichkeit. In der That schrieb es sich mit den Federn auch ganz herrlich, und die geheimnißvolle Tinte floß rabenschwarz und gefügig auf das blendend weiße Pergament. Als er nun so emsig und mit angestrengter Aufmerksamkeit arbeitete, wurde es ihm immer heimlicher in dem einsamen Zimmer, und er hatte sich schon ganz in das Geschäft, welches er glücklich zu vollenden hoffte, geschickt, als auf den Schlag drei Uhr ihn der Archivarius in das Nebenzimmer zu dem wohlbereiteten Mittagsmahle rief.

Bei Tische war der Archivarius Lindhorst bei ganz besonders heiterer Laune; er erkundigte sich nach des Studenten Anselmus Freunden, dem Conrector Paulmann und dem

Registrator Heerbrand und wußte vorzüglich von dem Letztern recht viel Ergetzliches zu erzählen. Der gute alte Rheinwein schmeckte dem Anselmus gar sehr und machte ihn gesprächiger, als er wol sonst zu sein pflegte. Auf den Schlag vier Uhr stand er auf, um an seine Arbeit zu gehen, und diese Pünktlichkeit schien dem Archivarius Lindhorst wohl zu gefallen.

War ihm schon vor dem Essen das Copiren der arabischen Zeichen geglückt, so ging die Arbeit jetzt noch viel besser von statten; ja, er konnte selbst die Schnelle und Leichtigkeit nicht begreifen, womit er die krausen Züge der fremden Schrift nachzumalen vermochte. Aber es war, als flüstere aus dem innersten Gemüthe eine Stimme in vernehmlichen Worten: „Ach, könntest Du denn das vollbringen, wenn Du sie nicht in Sinn und Gedanken trügest, wenn Du nicht an sie, an ihre Liebe glaubtest?“ Da wehte es wie in leisen, leisen, lispelnden Krystallklängen durch das Zimmer: „Ich bin Dir nahe — nahe — nahe. Ich helfe Dir. Sei muthig, sei standhaft, lieber Anselmus! Ich mühe mich mit Dir, damit Du mein werdest.“ Und so wie er voll innern Entzückens die Töne vernahm, wurden ihm immer verständlicher die unbekannten Zeichen — er durfte kaum mehr hineinblicken in das Original — ja, es war, als stünden schon wie in blasser Schrift die Zeichen auf dem Pergament, und er dürfe sie nur mit geübter Hand schwarz überziehen. So arbeitete er fort, von lieblichen tröstenden Klängen wie vom süßen zarten Hauch umflossen, bis die Glocke sechs Uhr schlug und der Archivarius Lindhorst in das Zimmer trat.

Er ging sonderbar lächelnd an den Tisch. Anselmus stand schweigend auf; der Archivarius sah ihn noch immer so wie in höhnendem Spott lächelnd an. Kaum hatte er aber in die Abschrift geblickt, als das Lächeln in dem tiefen feierlichen Ernst unterging, zu dem sich alle Muskeln des Gesichts verzogen. Bald schien er nicht mehr Derselbe. Die Augen, welche sonst funkelndes Feuer strahlten, blickten jetzt mit unbeschreiblicher Milde den Anselmus an; eine sanfte Röthe färbte die bleichen Wangen, und statt der Ironie, die sonst

den Mund zusammenpreßte, schienen die weich geformten anmuthigen Lippen sich zu öffnen zur weisheitvollen, ins Gemüth dringenden Rede. Die ganze Gestalt war höher, würdevoller; der weite Schlafrock legte sich wie ein Königsmantel in breiten Falten um Brust und Schultern, und durch die weißen Löckchen, welche an der hohen offenen Stirn lagen, schlang sich ein schmaler goldener Reif.

„Junger Mensch," fing der Archivarius an im feierlichen Ton, „ich habe, noch ehe Du es ahntest, all die geheimen Beziehungen erkannt, die Dich an mein Liebstes, Heiligstes fesseln. Serpentina liebt Dich, und ein seltsames Geschick, dessen verhängnißvollen Faden feindliche Mächte spannen, ist erfüllt, wenn sie Dein wird, und wenn Du als nothwendige Mitgift den goldenen Topf erhältst, der ihr Eigenthum ist. Aber nur dem Kampfe entsprießt Dein Glück im höheren Leben. Feindliche Principe fallen Dich an, und nur die innere Kraft, mit der Du den Anfechtungen widerstehst, kann Dich retten von Schmach und Verderben. Indem Du hier arbeitest, überstehst Du Deine Lehrzeit. Glauben und Erkenntniß führen Dich zum nahen Ziele, wenn Du fest hältst an dem, was Du beginnen mußtest. Trage sie recht getreulich im Gemüthe, sie, die Dich liebt, und Du wirst die herrlichen Wunder des goldenen Topfes schauen und glücklich sein immerdar. — Gehab Dich wohl! Der Archivarius Lindhorst erwartet Dich morgen um zwölf Uhr in Deinem Cabinet. — Gehab Dich wohl!"

Der Archivarius schob den Studenten Anselmus sanft zur Thür hinaus, die er dann verschloß, und er befand sich in dem Zimmer, in welchem er gespeiset, dessen einzige Thür auf den Flur führte. Ganz betäubt von den wunderbaren Erscheinungen, blieb er vor der Hausthür stehen. Da wurde über ihm ein Fenster geöffnet; er schaute hinauf: Es war der Archivarius Lindhorst, ganz der Alte im weißgrauen Rocke, wie er ihn sonst gesehen. Er rief ihm zu: „Ei, werther Herr Anselmus, worüber sinnen Sie denn so? Was gilt's, das Arabische geht Ihnen nicht aus dem Kopf? Grüßen Sie doch den Herrn Conrector Paulmann, wenn Sie etwa zu ihm

gehen, und kommen Sie morgen Punkt zwölf Uhr wieder! Das Honorar für heute steckt bereits in Ihrer rechten Westentasche." — Der Student Anselmus fand wirklich den blanken Speciesthaler in der bezeichneten Tasche; aber er freute sich gar nicht darüber.

„Was aus dem Allem werden wird, weiß ich nicht," sprach er zu sich selbst. „Umfängt mich aber auch nur ein toller Wahn und Spuk, so lebt und webt doch in meinem Innern die liebliche Serpentina, und ich will, ehe ich von ihr lasse, lieber untergehen ganz und gar; denn ich weiß doch, daß der Gedanke in mir ewig ist, und kein feindliches Princip kann ihn vernichten. Aber ist der Gedanke denn was Anderes als Serpentina's Liebe?"

Siebente Vigilie.

Wie der Conrector Paulmann die Pfeife ausklopfte und zu Bett ging. — Rembrandt und Höllen-Breughel.*) — Der Zauberspiegel und des Doctors Eckstein Recept gegen eine unbekannte Krankheit.

Endlich klopfte der Conrector Paulmann die Pfeife aus, sprechend: „Nun ist es doch wol Zeit, sich zur Ruhe zu begeben." — „Ja wol," erwiderte die durch des Vaters längeres Aufbleiben beängstete Veronika; denn es schlug längst zehn Uhr. Kaum war nun der Conrector in sein Studir- und Schlafzimmer gegangen, kaum hatten Fränzchens schwerere Athemzüge kundgethan, daß sie wirklich fest eingeschlafen, als Veronika, die sich zum Schein auch ins Bett gelegt, leise, leise wieder aufstand, sich anzog, den Mantel umwarf und zum Hause hinausschlüpfte.

Seit dem Augenblick, als Veronika die alte Lise verlassen, stand ihr unaufhörlich der Anselmus vor Augen, und sie wußte selbst nicht, welch eine fremde Stimme im Innern ihr immer und ewig wiederholte, daß sein Widerstreben von einer ihr feindlichen Person herrühre, die ihn in Banden halte,

*) Richtig wird der Name Brueghel geschrieben. — A. d. H.

welche Veronika durch geheimnißvolle Mittel der magischen Kunst zerreißen könne. Ihr Vertrauen auf die alte Lise wuchs mit jedem Tage, und selbst der Eindruck des Unheimlichen, Grausigen stumpfte sich ab, so daß alles Wunderliche, Seltsame ihres Verhältnisses mit der Alten ihr nur im Schimmer des Ungewöhnlichen, Romanhaften erschien, wovon sie eben recht angezogen wurde. Deshalb stand auch der Vorsatz bei ihr fest, selbst mit Gefahr, vermißt zu werden und in tausend Unannehmlichkeiten zu gerathen, das Abenteuer der Tag- und Nachtgleiche zu bestehen.

Endlich war nun die verhängnißvolle Nacht des Aequinoctiums, in der ihr die alte Lise Hilfe und Trost verheißen, eingetreten, und Veronika, mit dem Gedanken der nächtlichen Wanderung längst vertraut geworden, fühlte sich ganz ermuthigt. Pfeilschnell flog sie durch die einsamen Straßen, des Sturmes nicht achtend, der durch die Lüfte brauste und ihr die dicken Regentropfen ins Gesicht warf. — Mit dumpfem, dröhnendem Klange schlug die Glocke des Kreuzthurms elf Uhr, als Veronika ganz durchnäßt vor dem Hause der Alten stand. „Ei, Liebchen, Liebchen, schon da? Nun, warte, warte!" rief es von oben herab, und gleich darauf stand auch die Alte, mit einem Korbe beladen und von ihrem Kater begleitet, vor der Thür. „So wollen wir denn gehen und thun und treiben, was ziemlich ist und gedeiht in der Nacht, die dem Werke günstig!" — Dies sprechend, ergriff die Alte mit kalter Hand die zitternde Veronika, welcher sie den schweren Korb zu tragen gab, während sie für sich selbst einen Kessel, Dreifuß und Spaten auspackte.

Als sie ins Freie kamen, regnete es nicht mehr; aber der Sturm war stärker geworden. Tausendstimmig heulte es in den Lüften. Ein entsetzlicher, herzzerschneidender Jammer tönte herab aus den schwarzen Wolken, die sich in schneller Flucht zusammenballten und Alles einhüllten in dicke Finsterniß. Aber die Alte schritt rasch fort, mit gellender Stimme rufend: „Leuchte, leuchte, mein Junge!" — Da schlängelten und kreuzten sich blaue Blitze vor ihnen her, und Veronika wurde inne, daß der Kater, knisternde Funken sprühend und leuchtend, vor

ihnen herumsprang, und dessen ängstliches, grausiges Zetergeschrei sie vernahm, wenn der Sturm nur einen Augenblick schwieg. Ihr wollte der Athem vergehen; es war, als griffen eiskalte Krallen in ihr Inneres; aber gewaltsam raffte sie sich zusammen, und sich fester an die Alte klammernd, sprach sie: „Nun muß Alles vollbracht werden, und es mag geschehen, was da will!" — „Recht so, mein Töchterchen!" erwiderte die Alte, „bleibe fein standhaft, und ich schenke Dir was Schönes und den Anselmus obendrein!" — Endlich stand die Alte still und sprach: „Nun sind wir an Ort und Stelle."

Sie grub ein Loch in die Erde, schüttete Kohlen hinein und stellte den Dreifuß darüber, auf den sie den Kessel setzte. Alles dieses begleitete sie mit seltsamen Geberden, während der Kater sie umkreiste. Aus seinem Schweif sprühten Funken, die einen Feuerreif bildeten. Bald fingen die Kohlen an zu glühen, und endlich schlugen blaue Flammen unter dem Dreifuß hervor. Veronika mußte Mantel und Schleier ablegen und sich bei der Alten niederkauern, die ihre Hände ergriff und fest drückte, mit den funkelnden Augen das Mädchen anstarrend. Nun fingen die sonderbaren Massen — waren es Blumen — Metalle — Kräuter — Thiere, — man konnte es nicht unterscheiden —, die die Alte aus dem Korbe genommen und in den Kessel geworfen, an zu sieden und zu brausen. Die Alte ließ Veronika los; sie ergriff einen eisernen Löffel, mit dem sie in die glühende Masse hineinfuhr und darin rührte, während Veronika auf ihr Geheiß festen Blickes in den Kessel hineinschauen und ihre Gedanken auf den Anselmus richten mußte. Nun warf die Alte aufs Neue blinkende Metalle und auch eine Haarlocke, die sich Veronika vom Kopfwirbel geschnitten, so wie einen kleinen Ring, den sie lange getragen, in den Kessel, indem sie unverständliche, durch die Nacht grausig gellende Töne ausstieß und der Kater im unaufhörlichen Rennen winselte und ächzte. — —

Ich wollte, daß Du, günstiger Leser, am dreiundzwanzigsten September auf der Reise nach Dresden begriffen gewesen wärest. Vergebens suchte man, als der späte Abend hereinbrach, Dich auf der letzten Station aufzuhalten; der

freundliche Wirth stellte Dir vor, es stürme und regne doch gar zu sehr, und überhaupt sei es auch nicht geheuer, in der Aequinoctialnacht so ins Dunkle hineinzufahren; aber Du achtetest dessen nicht, indem Du ganz richtig annahmst: „Ich zahle dem Postillon einen ganzen Thaler Trinkgeld und bin spätestens um ein Uhr in Dresden, wo mich im Goldnen Engel oder im Helm oder in der Stadt Naumburg ein gut zugerichtetes Abendessen und ein weiches Bett erwartet." Wie Du nun so in der Finsterniß daherfährst, siehst Du plötzlich in der Ferne ein ganz seltsames flackerndes Leuchten. Näher gekommen, erblickst Du einen Feuerreif, in dessen Mitte bei einem Kessel, aus dem dicker Qualm und blitzende rothe Strahlen und Funken emporschießen, zwei Gestalten sitzen. Gerade durch das Feuer geht der Weg; aber die Pferde prusten und stampfen und bäumen sich — der Postillon flucht und betet und peitscht auf die Pferde hinein — sie gehen nicht von der Stelle.

Unwillkürlich springst Du aus dem Wagen und rennst einige Schritte vorwärts. Nun siehst Du deutlich das schlanke holde Mädchen, die im weißen dünnen Nachtgewande bei dem Kessel kniet. Der Sturm hat die Flechten aufgelöst, und das lange kastanienbraune Haar flattert frei in den Lüften. Ganz im blendenden Feuer der unter dem Dreifuß emporflackernden Flammen steht das engelschöne Gesicht; aber in dem Entsetzen, das seinen Eisstrom darüber goß, ist es erstarrt zur Todtenbleiche, und in dem stieren Blick, in den hinaufgezogenen Augenbrauen, in dem Munde, der sich vergebens dem Schrei der Todesangst öffnet, welcher sich nicht entwinden kann der von namenloser Folter gepreßten Brust, siehst Du ihr Grausen, ihr Entsetzen. Die kleinen Händchen hält sie krampfhaft zusammengefaltet in die Höhe, als riefe sie betend die Schutzengel herbei, sie zu schirmen vor den Ungethümen der Hölle, die, dem mächtigen Zauber gehorchend, nun gleich erscheinen werden. — So kniet sie da, unbeweglich wie ein Marmorbild.

Ihr gegenüber sitzt auf dem Boden niedergekauert ein langes, hageres, kupfergelbes Weib mit spitzer Habichtsnase und funkelnden Katzenaugen. Aus dem schwarzen Mantel, den

sie umgeworfen, starren die nackten knöchernen Arme hervor, und rührend in dem Höllensud lacht und ruft sie mit krächzender Stimme durch den brausenden, tosenden Sturm.

Ich glaube wol, daß Dir, günstiger Leser, kenntest Du auch sonst keine Furcht und Scheu, sich doch bei dem Anblick dieses Rembrandt'schen oder Höllen-Breughel'schen Gemäldes, das nun ins Leben getreten, vor Grausen die Haare auf dem Kopfe gesträubt hätten. Aber Dein Blick konnte nicht loskommen von dem im höllischen Treiben befangenen Mädchen, und der elektrische Schlag, der durch alle Deine Fibern und Nerven zitterte, entzündete mit der Schnelligkeit des Blitzes in Dir den muthigen Gedanken, Trotz zu bieten den geheimnißvollen Mächten des Feuerkreises. In ihm ging Dein Grausen unter, ja, der Gedanke selbst keimte auf in diesem Grausen und Entsetzen als dessen Erzeugniß. Es war Dir, als seist Du selber der Schutzengel einer, zu denen das zum Tode geängstigte Mädchen flehte, ja, als müßtest Du nur gleich Dein Taschenpistol hervorziehen und die Alte ohne Weiteres todtschießen. Aber indem Du das lebhaft dachtest, schriest Du laut auf: „Heda!" oder: „Was giebt es dorten?" oder: „Was treibt Ihr da?" Der Postillon stieß schmetternd in sein Horn, die Alte kugelte um in ihren Sud hinein, und Alles war mit einem Mal verschwunden in dickem Qualm. — Ob Du das Mädchen, das Du nun mit recht innigem Verlangen in der Finsterniß suchtest, gefunden hättest, mag ich nicht behaupten; aber den Spuk des alten Weibes hattest Du zerstört und den Bann des magischen Kreises, in den sich Veronika leichtsinnig begeben, gelöset.

Weder Du, günstiger Leser, noch sonst Jemand fuhr oder ging aber am dreiundzwanzigsten September in der stürmischen, den Hexenkünsten günstigen Nacht des Weges, und Veronika mußte ausharren am Kessel in tödtlicher Angst, bis das Werk der Vollendung nahe. Sie vernahm wohl, wie es um sie her heulte und brauste, wie allerlei widrige Stimmen durch einander blökten und schnatterten; aber sie schlug die Augen nicht auf; denn sie fühlte, wie der Anblick des Gräßlichen, des Entsetzlichen, von dem sie umgeben, sie in unheil-

baren zerstörenden Wahnsinn stürzen könne. Die Alte hatte aufgehört, im Kessel zu rühren; immer schwächer und schwächer wurde der Qualm, und zuletzt brannte nur eine leichte Spiritusflamme im Boden des Kessels. Da rief die Alte: „Veronika, mein Kind, mein Liebchen, schau hinein in den Grund! — Was siehst Du denn — was siehst Du denn?" — Aber Veronika vermochte nicht zu antworten, unerachtet es ihr schien, als drehten sich allerlei verworrene Figuren im Kessel durch einander; immer deutlicher und deutlicher gingen Gestalten hervor, und mit einem Mal trat, sie freundlich anblickend und die Hand ihr reichend, der Student Anselmus aus der Tiefe des Kessels. Da rief sie laut: „Ach, der Anselmus — der Anselmus!" — Rasch öffnete die Alte den am Kessel befindlichen Hahn, und glühendes Metall strömte zischend und prasselnd in eine kleine Form, die sie daneben gestellt. Nun sprang das Weib auf und kreischte, mit wilder gräßlicher Geberde sich herumschwingend: „Vollendet ist das Werk! — Dank Dir, mein Junge! — Hast Wache gehalten. — Hui — Hui — er kommt! — Beiß ihn todt — beiß ihn todt!" Aber da brauste es mächtig durch die Lüfte; es war, als rausche ein ungeheuerer Adler herab, mit den Fittigen um sich schlagend, und es rief mit entsetzlicher Stimme: „Hei, hei, Ihr Gesindel! — Nun ist's aus — nun ist's aus — fort zu Haus!" Die Alte stürzte heulend nieder; aber der Veronika vergingen Sinn' und Gedanken. — —

Als sie wieder zu sich selbst kam, war es heller Tag geworden; sie lag in ihrem Bette, und Fränzchen stand mit einer Tasse dampfenden Thees vor ihr, sprechend: „Aber sage mir nur, Schwester, was Dir ist? Da stehe ich nun schon eine Stunde oder länger vor Dir, und Du liegst wie in der Fieberhitze besinnungslos da und stöhnst und ächzest, daß uns angst und bange wird. Der Vater ist Deinetwegen heute nicht in die Klasse gegangen und wird gleich mit dem Herrn Doctor hereinkommen." — Veronika nahm schweigend den Thee; indem sie ihn hinunterschlürfte, traten ihr die gräßlichen Bilder der Nacht lebhaft vor Augen. „So war denn wol Alles nur ein ängstlicher Traum, der mich gequält hat?

— Aber ich bin doch gestern Abend wirklich zur Alten gegangen; es war ja der dreiundzwanzigste September! — Doch bin ich wol schon gestern recht krank geworden und habe mir das Alles nur eingebildet, und nichts hat mich krank gemacht, als das ewige Denken an den Anselmus und an die wunderliche alte Frau, die sich für die Lise ausgab und mich wol nur damit geneckt hat."

Fränzchen, die hinausgegangen, trat wieder herein mit Veronika's ganz durchnäßtem Mantel in der Hand. „Sieh nur, Schwester," sagte sie, „wie es Deinem Mantel ergangen ist! Da hat der Sturm in der Nacht das Fenster aufgerissen und den Stuhl, auf dem der Mantel lag, umgeworfen; da hat es nun wol hereingeregnet; denn der Mantel ist ganz naß." — Das fiel der Veronika schwer aufs Herz; denn sie merkte nun wohl, daß nicht ein Traum sie gequält, sondern daß sie wirkich bei der Alten gewesen. Da ergriff sie Angst und Grausen, und ein Fieberfrost zitterte durch alle Glieder. Im krankhaften Erbeben zog sie die Bettdecke fest über sich; aber da fühlte sie, daß etwas Hartes ihre Brust drückte, und als sie mit der Hand danach faßte, schien es ein Medaillon zu sein. Sie zog es hervor, als Fränzchen mit dem Mantel fortgegangen, und es war ein kleiner runder, hell polirter Metallspiegel. „Das ist ein Geschenk der Alten!" rief sie lebhaft, und es war, als schössen feurige Strahlen aus dem Spiegel, die in ihr Innerstes drangen und es wohlthuend erwärmten. Der Fieberfrost war vorüber, und es durchströmte sie ein unbeschreibliches Gefühl von Behaglichkeit und Wohlsein. An den Anselmus mußte sie denken, und als sie immer fester und fester den Gedanken auf ihn richtete, da lächelte er ihr freundlich aus dem Spiegel entgegen wie ein lebhaftes Miniatur-Porträt.

Aber bald war es ihr, als sähe sie nicht mehr das Bild — nein, — sondern den Studenten Anselmus selbst leibhaftig. Er saß in einem hohen, seltsam ausstaffirten Zimmer und schrieb emsig. Veronika wollte zu ihm hintreten, ihm auf die Schulter klopfen und sprechen: „Herr Anselmus, schauen Sie doch um sich! Ich bin ja da!" Aber das ging durchaus

nicht an; denn es war, als umgebe ihn ein leuchtender Feuerstrom, und wenn Veronika recht genau hinsah, waren es doch nur große Bücher mit vergoldetem Schnitt. Aber endlich gelang es der Veronika, den Anselmus ins Auge zu fassen. Da war es, als müsse er im Anschauen sich erst auf sie besinnen; doch endlich lächelte er und sprach: „Ach, — sind Sie es, liebe Mademoiselle Paulmann! Aber warum belieben Sie sich denn zuweilen als ein Schlänglein zu geberden?" Veronika mußte über diese seltsamen Worte laut auflachen. Darüber erwachte sie wie aus einem tiefen Traume, und sie verbarg schnell den kleinen Spiegel, als die Thür aufging und der Conrector Paulmann mit dem Doctor Eckstein ins Zimmer kam. Der Doctor Eckstein ging sogleich ans Bett, faßte, lange in tiefes Nachdenken versunken, Veronika's Puls und sagte dann: „Ei! — Ei!" Hierauf schrieb er ein Recept, faßte noch einmal den Puls, sagte wiederum: „Ei! — Ei!" und verließ die Patientin. Aus diesen Aeußerungen des Doctors Eckstein konnte aber der Conrector Paulmann nicht recht deutlich entnehmen, was der Veronika denn wol eigentlich fehlen möge.

Achte Vigilie.

Die Bibliothek der Palmbäume. — Schicksale eines unglücklichen Salamanders. — Wie die schwarze Feder eine Runkelrübe liebkoſete und der Regiſtrator Heerbrand ſich ſehr betrank.

Der Student Anselmus hatte nun schon mehrere Tage bei dem Archivarius Lindhorst gearbeitet. Diese Arbeitsstunden waren für ihn die glücklichsten seines Lebens; denn immer von lieblichen Klängen, von Serpentina's tröstenden Worten umflossen, ja oft von einem vorübergleitenden Hauche leise berührt, durchströmte ihn eine nie gefühlte Behaglichkeit, die oft bis zur höchsten Wonne stieg. Jede Noth, jede kleinliche Sorge seiner dürftigen Existenz war ihm aus Sinn und Gedanken entschwunden, und in dem neuen Leben, das ihm wie im hellen Sonnenglanze aufgegangen, begriff er alle Wunder einer höheren Welt, die ihn sonst mit Staunen, ja, mit Grausen

erfüllt hatten. Mit dem Abschreiben ging es sehr schnell, indem es ihn immer mehr dünkte, er schreibe nur längst gekannte Züge auf das Pergament hin und dürfe kaum nach dem Originale sehen, um Alles mit der größten Genauigkeit nachzumalen.

Außer der Tischzeit ließ sich der Archivarius Lindhorst nur dann und wann sehen; aber jedesmal erschien er genau in dem Augenblick, wenn Anselmus eben die letzten Zeichen einer Handschrift vollendet hatte, und gab ihm dann eine andere, verließ ihn aber gleich wieder schweigend, nachdem er nur mit einem schwarzen Stäbchen die Tinte umgerührt und die gebrauchten Federn mit neuen, schärfer gespitzten vertauscht hatte.

Eines Tages, als Anselmus mit dem Glockenschlag Zwölf bereits die Treppe hinaufgestiegen, fand er die Thür, durch die er gewöhnlich hineingegangen, verschlossen, und der Archivarius Lindhorst erschien in seinem wunderlichen, wie mit glänzenden Blumen bestreuten Schlafrock von der andern Seite. Er rief laut: „Heute kommen Sie nur hier herein, werther Anselmus; denn wir müssen in das Zimmer, wo Bhogovadgita's*) Meister unserer warten!" Er schritt durch den Corridor und führte Anselmus durch dieselben Gemächer und Säle wie das erste Mal. Der Student Anselmus erstaunte aufs Neue über die wunderbare Herrlichkeit des Gartens; aber er sah nun deutlich, daß manche seltsame Blüthen, die an den dunkeln Büschen hingen, eigentlich in glänzenden Farben prunkende Insecten waren, die mit den Flüglein auf- und niederschlugen und, durch einander tanzend und wirbelnd, sich mit ihren Saugrüsseln zu liebkosen schienen. Dagegen waren wieder die rosenfarbenen und himmelblauen Vögel duftende Blumen, und der Geruch, den sie verbreiteten, stieg aus ihren Kelchen empor in leisen lieblichen Tönen, die sich mit dem Geplätscher der fernen Brunnen, mit dem Säuseln

*) Bhagâvad-Gitâ (indisch: Herrengesang) heißt eine philosophische Episode des großen cyklischen Sanskrit-Epos Mahabharata (d. h. Bharatas der Große [ein alter König von Indien]), das viele alte Sagen und Legenden enthält. — Bhagavad bedeutet auch: Der Selige und ist Beiname des Gottes Krischna. — Bhogowati endlich ist nach der indischen Mythologie eine Stadt der Unterwelt, von Schlangen bewohnt, welche die Gesetz-Verächter durch Bisse quälen. — A. d. H.

der hohen Stauden und Bäume zu geheimnißvollen Accorden einer tief klagenden Sehnsucht vermischten. Die Spottvögel, die ihn das erste Mal so geneckt und gehöhnt, flatterten ihm wieder um den Kopf und schrien mit ihren feinen Stimmchen unaufhörlich: „Herr Studiosus, Herr Studiosus — eilen Sie nicht so! — Gucken Sie nicht so in die Wolken! — Sie könnten auf die Nase fallen! — He, he! Herr Studiosus — nehmen Sie den Pudermantel um! — Gevatter Schuhu soll Ihnen das Toupet frisiren.“ — So ging es fort in allerlei dummem Geschwätz, bis Anselmus den Garten verlassen.

Der Archivarius Lindhorst trat endlich in das azurblaue Zimmer. Der Porphyr mit dem goldenen Topf war verschwunden; statt dessen stand ein mit violetem Sammt behangener Tisch, auf dem die dem Anselmus bekannten Schreibmaterialien befindlich, in der Mitte des Zimmers, und ein ebenso beschlagener Lehnstuhl stand vor demselben.

„Lieber Herr Anselmus,“ sagte der Archivarius Lindhorst, „Sie haben nun schon manches Manuscript schnell und richtig zu meiner großen Zufriedenheit copirt; Sie haben sich mein Zutrauen erworben. Das Wichtigste bleibt aber noch zu thun übrig, und das ist das Abschreiben oder vielmehr Nachmalen gewisser in besonderen Zeichen geschriebener Werke, die ich hier in diesem Zimmer aufbewahre und die nur an Ort und Stelle copirt werden können. Sie werden daher künftig hier arbeiten; aber ich muß Ihnen die größte Vorsicht und Aufmerksamkeit empfehlen: ein falscher Strich oder, was der Himmel verhüten möge, ein Tintenfleck, auf das Original gespritzt, stürzt Sie ins Unglück.“

Anselmus bemerkte, daß aus den goldenen Stämmen der Palmbäume kleine smaragdgrüne Blätter herausragten. Eins dieser Blätter erfaßte der Archivarius, und Anselmus wurde gewahr, daß das Blatt eigentlich in einer Pergamentrolle bestand, die der Archivarius aufwickelte und vor ihm auf den Tisch breitete. Anselmus wunderte sich nicht wenig über die seltsam verschlungenen Zeichen, und bei dem Anblick der vielen Pünktchen, Striche und Züge und Schnörkel, die bald Pflanzen, bald Moose, bald Thiergestalten darzustellen schienen, wollte

ihm beinahe der Muth sinken, Alles so genau nachmalen zu können. Er gerieth darüber in tiefe Gedanken. „Muth gefaßt, junger Mensch!“ rief der Archivarius. „Hast Du bewährten Glauben und wahre Liebe, so hilft Dir Serpentina.“ Seine Stimme tönte wie klingendes Metall, und als Anselmus in jähem Schreck aufblickte, stand der Archivarius Lindhorst in der königlichen Gestalt vor ihm, wie er ihm bei dem ersten Besuch im Bibliothek-Zimmer erschienen. Es war dem Anselmus, als müsse er von Ehrfurcht durchdrungen auf die Kniee sinken; aber da stieg der Archivarius Lindhorst an dem Stamm eines Palmbaums in die Höhe und verschwand in den smaragdenen Blättern.

Der Student Anselmus begriff, daß der Geisterfürst mit ihm gesprochen und nun in sein Studirzimmer hinaufgestiegen, um vielleicht mit den Strahlen, die einige Planeten als Gesandte zu ihm geschickt, Rücksprache zu halten, was nun mit ihm und der holden Serpentina geschehen solle. Auch kann es sein, dachte er ferner, daß ihn Neues von den Quellen des Nils erwartet, oder daß ein Magus aus Lappland ihn besucht — mir geziemt es nun, emsig an die Arbeit zu gehen. Und damit fing er an, die fremden Zeichen der Pergamentrolle zu studiren.

Die wunderbare Musik des Gartens tönte zu ihm herüber und umgab ihn mit süßen lieblichen Düften. Auch hörte er wol die Spottvögel kichern; doch verstand er ihre Worte nicht, was ihm auch recht lieb war. Zuweilen war es auch, als rauschten die smaragdenen Blätter der Palmbäume, und als strahlten dann die holden Krystallklänge, welche Anselmus an jenem verhängnißvollen Himmelfahrtstage unter dem Hollunderbusch hörte, durch das Zimmer. Der Student Anselmus, wunderbar gestärkt durch dies Tönen und Leuchten, richtete immer fester und fester Sinn und Gedanken auf die Ueberschrift der Pergamentrolle, und bald fühlte er wie aus dem Innersten heraus, daß die Zeichen nichts Anderes bedeuten könnten als die Worte: „Von der Vermählung des Salamanders mit der grünen Schlange.“ — Da ertönte ein starker Dreiklang heller Krystallglocken.

„Anselmus, lieber Anselmus!“ wehte es ihm zu aus den Blättern, und — o Wunder! — an dem Stamm des Palmbaums schlängelte sich die grüne Schlange herab. — „Serpentina, holde Serpentina!“ rief Anselmus wie im Wahnsinn des höchsten Entzückens; denn sowie er schärfer hinblickte, da war es ja ein liebliches, herrliches Mädchen, die mit den dunkelblauen Augen, wie sie in seinem Innern lebten, voll unaussprechlicher Sehnsucht ihn anschauend, ihm entgegenschwebte. Die Blätter schienen sich herabzulassen und auszudehnen, überall sproßten Stacheln aus den Stämmen; aber Serpentina wand und schlängelte sich geschickt durch, indem sie ihr flatterndes, wie in schillernden Farben glänzendes Gewand nach sich zog, so daß es, sich dem schlanken Körper anschmiegend, nirgends hängen blieb an den hervorragenden Spitzen und Stacheln der Palmbäume. Sie setzte sich neben dem Anselmus auf denselben Stuhl, ihn mit dem Arm umschlingend und an sich drückend, so daß er den Hauch, der von ihren Lippen strömte, die elektrische Wärme ihres Körpers fühlte.

„Lieber Anselmus,“ fing Serpentina an, „nun bist Du bald ganz mein. Durch Deinen Glauben, durch Deine Liebe erringst Du mich, und ich bringe Dir den goldenen Topf, der uns Beide beglückt immerdar.“ — „O Du holde, liebe Serpentina,“ sagte Anselmus, „wenn ich nur Dich habe, was kümmert mich sonst alles Uebrige! Wenn Du nur mein bist, so will ich gern untergehen in all dem Wunderbaren und Seltsamen, was mich befängt seit dem Augenblick, als ich Dich sah.“ — „Ich weiß wohl,“ fuhr Serpentina fort, „daß das Unbekannte und Wunderbare, womit mein Vater oft nur zum Spiel seiner Laune Dich umfangen, Grausen und Entsetzen in Dir erregt hat; aber jetzt soll es, wie ich hoffe, nicht wieder geschehen; denn ich bin in diesem Augenblick nur da, um Dir, mein lieber Anselmus, Alles und Jedes aus tiefem Gemüthe, aus tiefer Seele haarklein zu erzählen, was Dir zu wissen nöthig, um meinen Vater ganz zu kennen und überhaupt recht deutlich einzusehen, was es mit ihm und mit mir für eine Bewandniß hat.“

Dem Anselmus war es, als sei er von der holden, lieblichen Gestalt so ganz und gar umschlungen und umwunden, daß er sich nur mit ihr regen und bewegen könne, und als sei es nur der Schlag ihres Pulses, der durch seine Fibern und Nerven zittere; er horchte auf jedes ihrer Worte, das bis in sein Innerstes hinein erklang und wie ein leuchtender Strahl die Wonne des Himmels in ihm entzündete. Er hatte den Arm um ihren schlanken Leib gelegt; aber der schillernde glänzende Stoff ihres Gewandes war so glatt, so schlüpfrig, daß es ihm schien, als könne sie, sich ihm schnell entwindend, unaufhaltsam entschlüpfen, und er erbebte bei dem Gedanken. — „Ach, verlaß mich nicht, holde Serpentina!" rief er unwillkürlich aus; „nur Du bist mein Leben!" — „Nicht eher heute," sagte Serpentina, „als bis ich Alles erzählt habe, was Du in Deiner Liebe zu mir begreifen kannst.

„Wisse also, Geliebter, daß mein Vater aus dem wunderbaren Geschlecht der Salamander abstammt, und daß ich mein Dasein seiner Liebe zur grünen Schlange verdanke. In uralter Zeit herrschte in dem Wunderlande Atlantis der mächtige Geisterfürst Phosphorus, dem die Elementargeister dienten. Einst ging der Salamander, den er vor Allen liebte — es war mein Vater —, in dem prächtigen Garten, den des Phosphorus Mutter mit ihren schönsten Gaben auf das Herrlichste geschmückt hatte, umher und hörte, wie eine hohe Lilie in leisen Tönen sang: ‚Drücke fest die Aeuglein zu, bis mein Geliebter, der Morgenwind, Dich weckt!' Er trat hinzu; von seinem glühenden Hauche berührt, erschloß die Lilie ihre Blätter, und er erblickte der Lilie Tochter, die grüne Schlange, welche in dem Kelche schlummerte. Da wurde der Salamander von heißer Liebe zu der schönen Schlange ergriffen, und er raubte sie der Lilie, deren Düfte in namenloser Klage vergebens im ganzen Garten nach der geliebten Tochter riefen. Denn der Salamander hatte sie in das Schloß des Phosphorus getragen und bat ihn: ‚Vermähle mich mit der Geliebten; denn sie soll mein eigen sein immerdar!' —

„‚Thörichter, was verlangst Du?' sprach der Geisterfürst. ‚Wisse, daß einst die Lilie meine Geliebte war und mit mir

herrschte; aber der Funke, den ich in sie warf, drohte sie zu vernichten, und nur der Sieg über den schwarzen Drachen, den jetzt die Erdgeister in Ketten gebunden halten, erhielt die Lilie, daß ihre Blätter stark genug blieben, den Funken in sich zu schließen und zu bewahren. Aber wenn Du die grüne Schlange umarmst, wird Deine Gluth den Körper verzehren und ein neues Wesen schnell emporkeimend sich Dir entschwingen.'

„Der Salamander achtete der Warnung des Geisterfürsten nicht; voll glühenden Verlangens schloß er die grüne Schlange in seine Arme. Sie zerfiel in Asche, und ein geflügeltes Wesen, aus der Asche geboren, rauschte fort durch die Lüfte. Da ergriff den Salamander der Wahnsinn der Verzweiflung, und er rannte, Feuer und Flammen sprühend, durch den Garten und verheerte ihn in wilder Wuth, daß die schönsten Blumen und Blüthen verbrannt niedersanken und ihr Jammer die Luft erfüllte.

„Der hocherzürnte Geisterfürst erfaßte im Grimm den Salamander und sprach: ‚Ausgeraset hat Dein Feuer, erloschen sind Deine Flammen, erblindet Deine Strahlen. Sinke hinab zu den Erdgeistern! Die mögen Dich necken und höhnen und gefangen halten, bis der Feuerstoff sich wieder entzündet und mit Dir als einem neuen Wesen aus der Erde emporstrahlt!'

„Der arme Salamander sank erloschen hinab; aber da trat der alte mürrische Erdgeist, der des Phosphorus Gärtner war, hinzu und sprach: ‚Herr, wer sollte mehr über den Salamander klagen als ich? Habe ich nicht all die schönen Blumen, die er verbrannt, mit meinen schönsten Metallen geputzt? Habe ich nicht ihre Keime wacker gehegt und gepflegt und an ihnen manche schöne Farbe verschwendet? Und doch nehme ich mich des armen Salamanders an, den nur die Liebe, von der Du selbst schon oft, o Herr, befangen, zur Verzweiflung getrieben, in der er den Garten verwüstet. Erlasse ihm die zu harte Strafe!'

„‚Sein Feuer ist für jetzt erloschen,' sprach der Geisterfürst. ‚In der unglücklichen Zeit, wenn die Sprache der Natur

dem entarteten Geschlecht der Menschen nicht mehr verständlich sein, wenn die Elementargeister, in ihre Regionen gebannt, nur aus weiter Ferne in dumpfen Anklängen zu dem Menschen sprechen werden, wenn, dem harmonischen Kreise entrückt, nur ein unendliches Sehnen ihm die dunkle Kunde von dem wundervollen Reiche geben wird, das er sonst bewohnen durfte, als noch Glaube und Liebe in seinem Gemüthe wohnten, — in dieser unglücklichen Zeit entzündet sich der Feuerstoff des Salamanders aufs Neue. Doch nur zum Menschen keimt er empor und muß, ganz eingehend in das dürftige Leben, dessen Bedrängnisse ertragen. Aber nicht allein die Erinnerung an seinen Urzustand soll ihm bleiben, sondern er lebt auch wieder auf in der heiligen Harmonie mit der ganzen Natur; er versteht ihre Wunder, und die Macht der verbrüderten Geister steht ihm zu Gebote. In einem Lilienbusch findet er dann die grüne Schlange wieder, und die Frucht seiner Vermählung mit ihr sind drei Töchter, die den Menschen in der Gestalt der Mutter erscheinen. Zur Frühlingszeit sollen sie sich in den dunklen Hollunderbusch hängen und ihre lieblichen Krystallstimmen ertönen lassen. Findet sich dann in der dürftigen armseligen Zeit der innern Verstocktheit ein Jüngling, der ihren Gesang vernimmt, ja, blickt ihn eine der Schlänglein mit ihren holdseligen Augen an, entzündet der Blick in ihm die Ahnung des fernen wundervollen Landes, zu dem er sich muthig emporschwingen kann, wenn er die Bürde des Gemeinen abgeworfen, keimt mit der Liebe zur Schlange in ihm der Glaube an die Wunder der Natur, ja, an seine eigene Existenz in diesen Wundern gluthvoll und lebendig auf, so wird die Schlange sein. Aber nicht eher, bis drei Jünglinge dieser Art gefunden und mit den drei Töchtern vermählt werden, darf der Salamander seine lästige Bürde abwerfen und zu seinen Brüdern gehen.'

„‚Erlaube, Herr,' sagte der Erdgeist, ‚daß ich diesen drei Töchtern ein Geschenk mache, das ihr Leben mit dem gefundenen Gemahl verherrlicht. Jede erhält von mir einen Topf vom schönsten Metall, das ich besitze; den polire ich mit Strahlen, die ich dem Diamant entnommen. In seinem

Glanze soll sich unser wundervolles Reich, wie es jetzt im Einklang mit der ganzen Natur besteht, in blendendem, herrlichem Widerschein abspiegeln, aus seinem Innern aber in dem Augenblick der Vermählung eine Feuerlilie entsprießen, deren ewige Blüthe den bewährt befundenen Jüngling süß duftend umfängt. Bald wird er dann ihre Sprache, die Wunder unseres Reiches verstehen und selbst mit der Geliebten in Atlantis wohnen.' —

„Du weißt nun wol, lieber Anselmus, daß mein Vater eben der Salamander ist, von dem ich Dir erzählt. Er mußte seiner höheren Natur unerachtet sich den kleinlichsten Bedrängnissen des gemeinen Lebens unterwerfen, und daher kommt wol oft die schadenfrohe Laune, mit der er Manche neckt. Er hat mir oft gesagt, daß für die innere Geistesbeschaffenheit, wie sie der Geisterfürst Phosphorus damals als Bedingniß der Vermählung mit mir und meinen Schwestern aufgestellt, man jetzt einen Ausdruck habe, der aber nur zu oft unschicklicherweise gemißbraucht werde; man nenne das nämlich ein kindliches poetisches Gemüth. Oft finde man dieses Gemüth bei Jünglingen, die der hohen Einfachheit ihrer Sitten wegen, und weil es ihnen ganz an der sogenannten Weltbildung fehle, von dem Pöbel verspottet würden. — Ach, lieber Anselmus! Du verstandest ja unter dem Hollunderbusch meinen Gesang — meinen Blick. Du liebst die grüne Schlange, Du glaubst an mich und willst mein sein immerdar. Die schöne Lilie wird emporblühen aus dem goldenen Topf, und wir werden vereint glücklich und selig in Atlantis wohnen!

„Aber nicht verhehlen kann ich Dir, daß im gräßlichen Kampf mit den Salamandern und Erdgeistern sich der schwarze Drache loswand und durch die Lüfte davonbrauste. Phosphorus hält ihn zwar wieder in Banden; aber aus den schwarzen Federn, die im Kampfe auf die Erde stäubten, keimten feindliche Geister empor, die überall den Salamandern und Erdgeistern widerstreben. Jenes Weib, das Dir so feindlich ist, lieber Anselmus, und die, wie mein Vater recht gut weiß, nach dem Besitze des goldenen Topfes strebt, hat ihr

Dasein der Liebe einer solchen aus dem Fittig des Drachen herabgestäubten Feder zu einer Runkelrübe zu verdanken. Sie kennt ihren Ursprung und ihre Gewalt; denn in dem Stöhnen, in den Zuckungen des gefangenen Drachen wurden ihr die Geheimnisse mancher wundervollen Constellation offenbar, und sie bietet alle Mittel auf, von außen hinein ins Innere zu wirken, wogegen sie mein Vater mit den Blitzen, die aus dem Innern des Salamanders hervorschießen, bekämpft. Alle die feindlichen Principe, die in schädlichen Kräutern und giftigen Thieren wohnen, sammelt sie und erregt, sie mischend in günstiger Constellation, manchen bösen Spuk, der des Menschen Sinne mit Grauen und Entsetzen befängt und ihn der Macht jener Dämonen, die der Drache, im Kampfe unterliegend, erzeugte, unterwirft. Nimm Dich vor der Alten in Acht, lieber Anselmus! Sie ist Dir feind, weil Dein kindlich frommes Gemüth schon manchen ihrer bösen Zauber vernichtet. Halte treu — treu an mir, — bald bist Du am Ziel!"

„O meine — meine Serpentina!" — rief der Student Anselmus, „wie sollte ich denn nur von Dir lassen können? Wie sollte ich Dich nicht lieben ewiglich?" — Ein Kuß brannte auf seinem Munde; er erwachte wie aus einem tiefen Traume. Serpentina war verschwunden. Es schlug sechs Uhr. Da fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er nicht das Mindeste copirt habe. Er blickte voll Besorgniß, was der Archivarius wol sagen werde, auf das Blatt, und — o Wunder! — die Copie des geheimnißvollen Manuscripts war glücklich beendigt, und er glaubte, schärfer die Züge betrachtend, Serpentina's Erzählung von ihrem Vater, dem Liebling des Geisterfürsten Phosphorus im Wunderlande Atlantis, abgeschrieben zu haben.

Jetzt trat der Archivarius Lindhorst in seinem weißgrauen Ueberrock, den Hut auf dem Kopfe, den Stock in der Hand, herein; er sah in das von dem Anselmus beschriebene Pergament, nahm eine große Prise und sagte lächelnd: „Das dacht' ich wohl! — Nun, hier ist der Speciesthaler, Herr Anselmus. Jetzt wollen wir noch nach dem Linke'schen Bade gehen. Nur mir nach!"

Der Archivarius schritt rasch durch den Garten, in dem

ein solcher Lärm von Singen, Pfeifen, Sprechen durch einander war, daß der Student Anselmus ganz betäubt wurde und dem Himmel dankte, als er sich auf der Straße befand. Kaum waren sie einige Schritte gegangen, als sie dem Registrator Heerbrand begegneten, der freundlich sich anschloß. Vor dem Thore stopften sie die mitgenommenen Pfeifen. Der Registrator Heerbrand beklagte, kein Feuerzeug bei sich zu tragen; da rief der Archivarius Lindhorst ganz unwillig: „Was Feuerzeug! — Hier ist Feuer, so viel Sie wollen!" Und damit schnippte er mit den Fingern, aus denen große Funken strömten, die die Pfeifen schnell anzündeten. „Sehen Sie das chemische Kunststückchen!" sagte der Registrator Heerbrand; aber der Student Anselmus dachte nicht ohne inneres Erbeben an den Salamander.

Im Linke'schen Bade trank der Registrator Heerbrand so viel starkes Doppelbier, daß er, sonst ein gutmüthiger stiller Mann, anfing, in einem quäkenden Tenor Burschenlieder zu singen, Jeden hitzig fragte, ob er sein Freund sei oder nicht, und endlich von dem Studenten Anselmus nach Hause gebracht werden mußte, als der Archivarius Lindhorst schon längst auf und davon war.

Neunte Vigilie.

Wie der Student Anselmus zu einiger Vernunft gelangte. — Die Punschgesellschaft. — Wie der Student Anselmus den Conrector Paulmann für einen Schuhu hielt und Dieser sich darob sehr erzürnte. — Der Tintenklecks und seine Folgen.

Alles das Seltsame und Wundervolle, welches dem Studenten Anselmus täglich begegnet war, hatte ihn ganz dem gewöhnlichen Leben entrückt. Er sah keinen seiner Freunde mehr und harrte jeden Morgen mit Ungeduld auf die zwölfte Stunde, die ihm sein Paradies aufschloß. Und doch, indem sein ganzes Gemüth der holden Serpentina und den Wundern des Feenreichs bei dem Archivarius Lindhorst zugewandt war,

mußte er zuweilen unwillkürlich an Veronika denken; ja, manchmal schien es ihm, als träte sie zu ihm hin und gestehe erröthend, wie herzlich sie ihn liebe und wie sie danach trachte, ihn den Phantomen, von denen er nur geneckt und verhöhnt werde, zu entreißen. Zuweilen war es, als risse eine fremde plötzlich auf ihn einbrechende Macht ihn unwiderstehlich hin zur vergessenen Veronika, und er müsse ihr folgen, wohin sie nur wolle, als sei er festgekettet an das Mädchen.

Gerade in der Nacht darauf, als er Serpentina zum ersten Mal in der Gestalt einer wunderbar holdseligen Jungfrau geschaut, als ihm das wunderbare Geheimniß der Vermählung des Salamanders mit der grünen Schlange offenbar worden, trat ihm Veronika lebhafter vor Augen als jemals. Ja, erst als er erwachte, wurde er deutlich gewahr, daß er nur geträumt habe, da er überzeugt gewesen, Veronika sei wirklich bei ihm und klage mit dem Ausdruck eines tiefen Schmerzes, der sein Innerstes durchdrang, daß er ihre innige Liebe den phantastischen Erscheinungen, die nur seine innere Zerrüttung hervorrufe, aufopfern und noch darüber in Unglück und Verderben gerathen werde. Veronika war liebenswürdiger, als er sie je gesehen; er konnte sie kaum aus den Gedanken bringen, und dieser Zustand verursachte ihm eine Qual, der er bei einem Morgenspaziergang zu entrinnen hoffte.

Eine geheime magische Gewalt zog ihn vor das Pirnaer Thor, und eben wollte er in eine Nebenstraße einbiegen, als der Conrector Paulmann hinter ihm herkommend laut rief: „Ei, ei, wertheſter Herr Anſelmus! Amice — Amice! Wo um des Himmels willen stecken Sie denn? Sie lassen sich ja gar nicht mehr sehen! Wissen Sie wol, daß sich Veronika recht sehnt, wieder einmal eins mit Ihnen zu singen? — Nun, kommen Sie nur! Sie wollten ja doch zu mir.“ Der Student Anſelmus ging nothgedrungen mit dem Conrector.

Als sie in das Haus traten, kam ihnen Veronika sehr sauber und sorgfältig gekleidet entgegen, so daß der Conrector Paulmann voll Erstaunen fragte: „Nun, warum so geputzt? — Hat man denn Besuch erwartet? — Aber hier bringe ich den Herrn Anſelmus.“ — Als der Student Anſelmus sittig und artig der

Veronika die Hand küßte, fühlte er einen leisen Druck, der wie ein Gluthstrom durch alle Fibern und Nerven zuckte. Veronika war die Heiterkeit, die Anmuth selbst, und als Paulmann nach seinem Studirzimmer gegangen, wußte sie durch allerhand Neckerei und Schalkheit den Anselmus so hinaufzuschrauben, daß er alle Blödigkeit vergaß und sich zuletzt mit dem ausgelassenen Mädchen im Zimmer herumjagte. Da kam ihm aber wieder einmal der Dämon des Ungeschicks über den Hals; er stieß an den Tisch, und Veronika's niedliches Nähkästchen fiel herab. Anselmus hob es auf; der Deckel war aufgesprungen, und es blinkte ihm ein kleiner runder Metallspiegel entgegen, in den er mit ganz eigener Lust hineinschaute.

Veronika schlich sich leise hinter ihn, legte die Hand auf seinen Arm und schaute, sich fest an ihn schmiegend, ihm über die Schulter auch in den Spiegel. Da war es dem Anselmus, als beginne ein Kampf in seinem Innern; — Gedanken — Bilder blitzten hervor und vergingen wieder — der Archivarius Lindhorst — Serpentina — die grüne Schlange; — endlich wurde es ruhiger, und alles Verworrene fügte und gestaltete sich zum deutlichen Bewußtsein. Ihm wurde es nun klar, daß er nur beständig an Veronika gedacht, ja, daß die Gestalt, welche ihm gestern in dem blauen Zimmer erschienen, auch eben Veronika gewesen, und daß die phantastische Sage von der Vermählung des Salamanders mit der grünen Schlange ja nur von ihm geschrieben, keineswegs aber ihm erzählt worden sei. Er wunderte sich selbst über seine Träumereien und schrieb sie lediglich seinem durch die Liebe zu Veronika exaltirten Seelenzustande sowie der Arbeit bei dem Archivarius Lindhorst zu, in dessen Zimmern es noch überdem so sonderbar betäubend dufte. Er mußte herzlich über die tolle Einbildung lachen, in eine kleine Schlange verliebt zu sein und einen wohlbestallten geheimen Archivarius für einen Salamander zu halten.

„Ja, ja, — es ist Veronika!" rief er laut; aber indem er den Kopf umwandte, schaute er gerade in Veronika's blaue Augen hinein, in denen Liebe und Sehnsucht strahlten. Ein dumpfes „Ach!" entfloh ihren Lippen, die in dem Augenblick auf

den seinigen brannten. — „O ich Glücklicher!“ seufzte der entzückte Student. „Was ich gestern nur träumte, wird mir heute wirklich und in der That zu Theil.“ — „Und willst Du mich denn wirklich heirathen, wenn Du Hofrath worden?“ fragte Veronika. — „Allerdings!“ antwortete der Student Anselmus. Indem knarrte die Thür, und der Conrector Paulmann trat mit den Worten herein: „Nun, wertheſter Herr Anselmus, lasse ich Sie heute nicht fort; Sie nehmen vorlieb bei mir mit einer Suppe, und nachher bereitet uns Veronika einen köstlichen Kaffee, den wir mit dem Registrator Heerbrand, welcher herzukommen versprochen, genießen.“ — „Ach, beſter Herr Conrector,“ erwiderte der Student Anselmus, „wissen Sie denn nicht, daß ich zum Archivarius Lindhorst muß des Abschreibens wegen?“ — „Schauen Sie, Amice!“ sagte der Conrector Paulmann, indem er ihm die Taschenuhr hinhielt, welche auf halb Eins wies.

Der Student Anselmus sah nun wohl ein, daß es viel zu spät sei, zu dem Archivarius Lindhorst zu wandern, und fügte sich den Wünschen des Conrectors um so lieber, als er nun die Veronika den ganzen Tag über schauen konnte und wohl manchen verstohlenen Blick, manchen zärtlichen Händedruck zu erhalten, ja, wol gar noch einen Kuß zu erobern hoffen durfte. So hoch verstiegen sich jetzt die Wünsche des Studenten Anselmus, und es wurde ihm immer behaglicher zu Muthe, je mehr er sich überzeugte, daß er bald von all den phantastischen Einbildungen befreit sein werde, die ihn wirklich ganz und gar zum wahnwitzigen Narren hätten machen können.

Der Registrator Heerbrand fand sich wirklich nach Tische ein, und als der Kaffee genossen und die Dämmerung bereits eingebrochen, gab er schmunzelnd und fröhlich die Hände reibend zu verstehen, er trage etwas mit sich, was, durch Veronika's schöne Hände gemischt und in gehörige Form gebracht, gleichsam foliirt und rubricirt, ihnen Allen an dem kühlen October-Abende erfreulich sein werde. — „So rücken Sie denn nur heraus mit dem geheimnißvollen Wesen, das Sie bei sich tragen, geschätzteſter Registrator!“ rief der Conrector Paulmann; aber der Registrator Heerbrand griff in die tiefe Tasche seines Matins

und brachte in drei Reprisen eine Flasche Arrak, Citronen und Zucker zum Vorschein. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, so dampfte ein köstlicher Punsch auf Paulmann's Tische. Veronika kredenzte das Getränk, und es gab allerlei gemüthliche, muntere Gespräche unter den Freunden.

Aber sowie dem Studenten Anselmus der Geist des Getränkes zu Kopfe stieg, kamen auch alle Bilder des Wunderbaren, Seltsamen, was er in kurzer Zeit erlebt, wieder zurück. Er sah den Archivarius Lindhorst in seinem damastenen Schlafrock, der wie Phosphor erglänzte, — er sah das azurblaue Zimmer, die goldenen Palmbäume; ja, es wurde ihm wieder so zu Muthe, als müsse er doch an die Serpentina glauben; — es brauste, es gährte in seinem Innern. Veronika reichte ihm ein Glas Punsch, und indem er es faßte, berührte er leise ihre Hand. — „Serpentina! Veronika!" seufzte er in sich hinein. Er versank in tiefe Träume; aber der Registrator Heerbrand rief ganz laut: „Ein wunderlicher alter Mann, aus dem Niemand klug wird, bleibt er doch, der Archivarius Lindhorst. Nun, er soll leben! Stoßen Sie an, Herr Anselmus!"

Da fuhr der Student Anselmus auf aus seinen Träumen und sagte, indem er mit dem Registrator Heerbrand anstieß: „Das kommt daher, verehrungswürdiger Herr Registrator, weil der Herr Archivarius Lindhorst eigentlich ein Salamander ist, der den Garten des Geisterfürsten Phosphorus im Zorn verwüstete, weil ihm die grüne Schlange davongeflogen." — „Wie — was?" fragte der Conrector Paulmann. — „Ja," fuhr der Student Anselmus fort, „deshalb muß er nun königlicher Archivarius sein und hier in Dresden mit seinen drei Töchtern wirthschaften, die aber weiter nichts sind als kleine goldgrüne Schlänglein, die sich in Hollunderbüschen sonnen, verführerisch singen und die jungen Leute verlocken wie die Sirenen." — „Herr Anselmus — Herr Anselmus!" rief der Conrector Paulmann, „rappelt's Ihnen im Kopfe? Was um des Himmels willen schwatzen Sie für ungewaschenes Zeug?"

„Er hat Recht," fiel der Registrator Heerbrand ein. „Der

Kerl, der Archivarius, ist ein verfluchter Salamander, der mit den Fingern feurige Schnippchen schlägt, die einem Löcher in den Ueberrock brennen wie glühender Schwamm. Ja, ja, Du hast Recht, Brüderchen Anselmus, und wer es nicht glaubt, ist mein Feind!" Und damit schlug der Registrator Heerbrand mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. — „Registrator, sind Sie rasend?" schrie der erboste Conrector. „Herr Studiosus, Herr Studiosus, was richten Sie denn nun wieder an?" — „Ach," sagte der Student, „Sie sind auch weiter nichts als ein Vogel, ein Schuhu, der die Toupets frisirt, Herr Conrector!" — „Was? — Ich ein Vogel — ein Schuhu — ein Friseur?" — schrie der Conrector voller Zorn. „Herr, Sie sind toll — toll!" — „Aber die Alte kommt ihm über den Hals," rief der Registrator Heerbrand.

„Ja, die Alte ist mächtig," fiel der Student Anselmus ein, „unerachtet sie nur von niederer Herkunft; denn ihr Papa ist nichts als ein lumpichter Flederwisch und ihre Mama eine schnöde Runkelrübe; aber ihre meiste Kraft verdankt sie allerlei feindlichen Creaturen — giftigen Canaillen, von denen sie umgeben." — „Das ist eine abscheuliche Verleumdung," rief Veronika mit zornglühenden Augen; „die alte Lise ist eine weise Frau und der schwarze Kater keine feindliche Creatur, sondern ein gebildeter junger Mann von feinen Sitten und ihr Cousin germain." — „Kann der Salamander fressen, ohne sich den Bart zu versengen und elendiglich draufzugehen?" sagte der Registrator Heerbrand. — „Nein, nein!" schrie der Student Anselmus, „nun und nimmermehr wird er das können; und die grüne Schlange liebt mich, denn ich bin ein kindliches Gemüth und habe in Serpentina's Augen geschaut." — „Die wird der Kater auskratzen!" rief Veronika. — „Salamander — Salamander bezwingt sie Alle — Alle," brüllte der Conrector Paulmann in höchster Wuth; — „aber — bin ich in einem Tollhause? — Bin ich selbst toll? — Was schwatze ich denn für wahnwitziges Zeug? — Ja, ich bin auch toll — auch toll!" —

Damit sprang der Conrector Paulmann auf, riß sich die Perücke vom Kopfe und schleuderte sie gegen die Stubendecke, daß die gequetschten Locken ächzten und im gänzlichen Verderben

aufgelöst den Puder weit umherstäubten. Da ergriffen der Student Anselmus und der Registrator Heerbrand die Punschterrine, die Gläser und warfen sie jubelnd und jauchzend an die Stubendecke, daß die Scherben klirrend und klingend umhersprangen. „Vivat Salamander! Pereat, pereat die Alte! — Zerbrecht den Metallspiegel! Hackt dem Kater die Augen aus! — Vöglein — Vöglein aus den Lüften! — Eheu — Eheu — Evoe — Salamander!“ — So schrien und brüllten die Drei wie Besessene durch einander. Laut weinend sprang Fränzchen davon; aber Veronika lag winselnd vor Jammer und Schmerz auf dem Sopha.

Da ging die Thür auf. Alles war plötzlich still, und es trat ein kleiner Mann in einem grauen Mäntelchen herein. Sein Gesicht hatte etwas seltsam Gravitätisches, und vorzüglich zeichnete sich die krummgebogene Nase, auf der eine große Brille saß, vor allen jemals gesehenen aus. Auch trug er solch eine besondere Perücke, daß sie eher eine Federmütze zu sein schien. — „Ei, schönen guten Abend!“ schnarrte das possierliche Männlein, „hier finde ich ja wol den Studiosum, Herrn Anselmus? Gehorsamste Empfehlung vom Herrn Archivarius Lindhorst, und er habe heute vergebens auf den Herrn Anselmus gewartet; aber morgen lasse er schönstens bitten, ja nicht die gewohnte Stunde zu versäumen.“ Damit schritt er wieder zur Thür hinaus, und Alle sahen nun wohl, daß das gravitätische Männlein eigentlich ein grauer Papagei war. Der Conrector Paulmann und der Registrator Heerbrand schlugen eine Lache auf, die durch das Zimmer dröhnte, und dazwischen winselte und ächzte Veronika wie von namenlosem Jammer zerrissen; aber den Studenten Anselmus durchzuckte der Wahnsinn des innern Entsetzens, und er rannte bewußtlos zur Thür hinaus durch die Straßen.

Mechanisch fand er seine Wohnung, sein Stübchen. Bald darauf trat Veronika friedlich und freundlich zu ihm und fragte, warum er sie denn im Rausch so geängstigt habe, und er möge sich nur vor neuen Einbildungen hüten, wenn er bei dem Archivarius Lindhorst arbeite. „Gute Nacht, gute Nacht, mein lieber Freund!“ lispelte leise Veronika und hauchte einen

Kuß auf seine Lippen. Er wollte sie mit seinen Armen umfangen; aber die Traumgestalt war verschwunden, und er erwachte heiter und gestärkt. Nun mußte er selbst recht herzlich über die Wirkungen des Punsches lachen; aber indem er an Veronika dachte, fühlte er sich recht von einem behaglichen Gefühl durchdrungen. „Ihr allein," sprach er zu sich selbst, „habe ich es zu verdanken, daß ich von meinen albernen Grillen zurückgekommen bin. Wahrhaftig, mir ging es nicht besser als Jenem, welcher glaubte, er sei von Glas, oder Dem, der die Stube nicht verließ aus Furcht, von den Hühnern gefressen zu werden, weil er sich einbildete, ein Gerstenkorn zu sein. Aber sowie ich Hofrath worden, heirathe ich ohne Weiteres die Mademoiselle Paulmann und bin glücklich."

Als er nun mittags durch den Garten des Archivarius Lindhorst ging, konnte er sich nicht genug wundern, wie ihm das Alles sonst so seltsam und wundervoll habe vorkommen können. Er sah nichts als gewöhnliche Scherbenpflanzen, allerlei Geranien, Myrtenstöcke u. dergl. Statt der glänzenden bunten Vögel, die ihn sonst neckt, flatterten nur einige Sperlinge hin und her, die ein unverständliches, unangenehmes Geschrei erhoben, als sie den Anselmus gewahr wurden. Das blaue Zimmer kam ihm auch ganz anders vor, und er begriff nicht, wie ihm das grelle Blau und die unnatürlichen goldenen Stämme der Palmbäume mit den unförmlichen blinkenden Blättern nur einen Augenblick hatten gefallen können.

Der Archivarius sah ihn mit einem ganz eigenen ironischen Lächeln an und fragte: „Nun, wie hat Ihnen gestern der Punsch geschmeckt, werther Anselmus?" — „Ach, gewiß hat Ihnen der Papagei ...", erwiderte der Student Anselmus ganz beschämt, aber er stockte; denn er dachte nun wieder daran, daß auch die Erscheinung des Papageis wol nur Blendwerk der befangenen Sinne gewesen. — „Ei, ich war ja selbst in der Gesellschaft," fiel der Archivarius Lindhorst ein; „haben Sie mich denn nicht gesehen? Aber bei dem tollen Unwesen, das Ihr triebt, wäre ich beinahe hart beschädigt worden; denn ich saß eben in dem Augenblick noch in der Terrine, als der Registrator Heerbrand darnach griff, um sie

gegen die Decke zu schleudern, und mußte mich schnell in des Conrectors Pfeifenkopf retiriren. Nun adieu, Herr Anselmus! Seien Sie fleißig! Auch für den gestrigen versäumten Tag zahle ich den Speciesthaler, da Sie bisher so wacker gearbeitet."

„Wie kann der Archivarius nur solch tolles Zeug faseln!" sagte der Student Anselmus zu sich selbst und setzte sich an den Tisch, um die Copie des Manuscripts zu beginnen, das der Archivarius wie gewöhnlich vor ihm ausgebreitet. Aber er sah auf der Pergamentrolle so viele sonderbare krause Züge und Schnörkel durch einander, die, ohne dem Auge einen einzigen Ruhepunkt zu geben, den Blick verwirrten, daß es ihm beinahe unmöglich schien, das Alles genau nachzumalen. Ja, bei dem Ueberblick des Ganzen schien das Pergament nur ein bunt geaderter Marmor oder ein mit Moosen durchsprenkelter Stein. Er wollte dessen unerachtet das Mögliche versuchen und tunkte getrost die Feder ein; aber die Tinte wollte durchaus nicht fließen. Er spritzte die Feder ungeduldig aus, und — o Himmel! ein großer Klecks fiel auf das ausgebreitete Original.

Zischend und brausend fuhr ein blauer Blitz aus dem Fleck und schlängelte sich krachend durch das Zimmer bis zur Decke hinauf. Da quoll ein dicker Dampf aus den Wänden; die Blätter fingen an zu rauschen wie vom Sturme geschüttelt, und aus ihnen schossen blinkende Basilisken im flackernden Feuer herab, den Dampf entzündend, daß die Flammenmassen prasselnd sich um den Anselmus wälzten. Die goldenen Stämme der Palmbäume wurden zu Riesenschlangen, die ihre gräßlichen Häupter in schneidendem Metallklange zusammenstießen und mit den geschuppten Leibern den Anselmus umwanden. „Wahnsinniger, erleide nun die Strafe dafür, was Du im frechen Frevel thatest!" so rief die fürchterliche Stimme des gekrönten Salamanders, der über den Schlangen wie ein blendender Strahl in den Flammen erschien, und nun sprühten ihre aufgesperrten Rachen Feuer-Katarakte auf den Anselmus, und es war, als verdichteten sich die Feuerströme um seinen Körper und würden zur festen eiskalten Masse. Aber indem des Anselmus Glieder, enger und enger sich zusammenziehend, erstarrten, vergingen ihm die Gedanken. Als er wieder zu sich

selbst kam, konnte er sich nicht regen und bewegen; er war wie von einem glänzenden Schein umgeben, an dem er sich, wollte er nur die Hand erheben oder sonst sich rühren, stieß. — Ach, er saß in einer wohlverstopften Krystallflasche auf einem Repositorium im Bibliothek-Zimmer des Archivarius Lindhorst.

Zehnte Vigilie.

Die Leiden des Studenten Anselmus in der gläsernen Flasche. — Glückliches Leben der Kreuzschüler und Praktikanten. — Die Schlacht im Bibliothek-Zimmer des Archivarius Lindhorst. — Sieg des Salamanders und Befreiung des Studenten Anselmus.

Mit Recht darf ich zweifeln, daß Du, günstiger Leser, jemals in einer gläsernen Flasche verschlossen gewesen sein solltest, es sei denn, daß ein lebendiger neckhafter Traum Dich einmal mit solchem feeischen Unwesen befangen hätte. War das der Fall, so wirst Du das Elend des armen Studenten Anselmus recht lebhaft fühlen. Hast Du aber auch dergleichen nie geträumt, so schließt Dich Deine rege Phantasie mir und dem Anselmus zu Gefallen wol auf einige Augenblicke in das Krystall ein.

Du bist von blendendem Glanze dicht umflossen — alle Gegenstände rings umher erscheinen Dir von strahlenden Regenbogenfarben erleuchtet und umgeben — Alles zittert und wankt und dröhnt im Schimmer. Du schwimmst regungs- und bewegungslos wie in einem festgefrornen Aether, der Dich einpreßt, so daß der Geist vergebens dem todten Körper gebietet. Immer gewichtiger und gewichtiger drückt die zentnerschwere Last Deine Brust — immer mehr und mehr zehrt jeder Athemzug die Lüftchen weg, die im engen Raum noch auf- und niederwallten. Deine Pulsadern schwellen auf, und von gräßlicher Angst durchschnitten zuckt jeder Nerv, im Todeskampf blutend.

Habe Mitleid, günstiger Leser, mit dem Studenten An-

selmus, den diese namenlose Marter in seinem gläsernen Gefängnisse ergriff! Aber er fühlte wohl, daß der Tod ihn nicht erlösen könne; denn erwachte er nicht aus der tiefen Ohnmacht, in die er im Uebermaß seiner Qual versunken, als die Morgensonne in das Zimmer hell und freundlich hereinschien, und fing seine Marter nicht von Neuem an? Er konnte kein Glied regen; aber seine Gedanken schlugen an das Glas, ihn im mißtönenden Klange betäubend, und er vernahm statt der Worte, die der Geist sonst aus dem Innern gesprochen, nur das dumpfe Brausen des Wahnsinns. — Da schrie er auf in Verzweiflung: „O Serpentina — Serpentina, rette mich von dieser Höllenqual!"

Und es war, als umwehten ihn leise Seufzer; die legten sich um die Flasche wie grüne durchsichtige Hollunderblätter. Das Tönen hörte auf, der blendende verwirrende Schein war verschwunden, und er athmete freier. „Bin ich denn nicht an meinem Elende lediglich selbst schuld? — Ach, habe ich nicht gegen Dich selbst, holde, geliebte Serpentina, gefrevelt? — Habe ich nicht schnöde Zweifel gegen Dich gehegt? — Habe ich nicht den Glauben verloren und mit ihm Alles, Alles, was mich hoch beglücken sollte? — Ach, Du wirst nun wol nimmer mein werden. Für mich ist der goldene Topf verloren; ich darf seine Wunder nimmermehr schauen. Ach, nur ein einziges Mal möcht' ich Dich sehen, Deine holde süße Stimme hören, liebliche Serpentina!" —

So klagte der Student Anselmus, von tiefem, schneidendem Schmerz ergriffen. Da sagte Jemand dicht neben ihm: „Ich weiß gar nicht, was Sie wollen, Herr Studiosus; warum lamentiren Sie so über alle Maßen?" — Der Student Anselmus wurde gewahr, daß neben ihm auf demselben Repositorium noch fünf Flaschen standen, in welchen er drei Kreuzschüler und zwei Praktikanten erblickte. — „Ach, meine Herren und Gefährten im Unglück," rief er aus, „wie ist es Ihnen denn möglich, so gelassen, ja, so vergnügt zu sein, wie ich es an Ihren heitern Mienen bemerke? Sie sitzen ja doch eben so gut eingesperrt in gläsernen Flaschen als ich und können sich nicht regen und bewegen, ja, nicht einmal was Vernünftiges

denken, ohne daß ein Mordlärm entsteht mit Klingen und Schallen, und ohne daß es Ihnen im Kopfe ganz schrecklich saust und braust. Aber Sie glauben gewiß nicht an den Salamander und an die grüne Schlange?"

„Sie faseln wol, mein Herr Studiosus," erwiderte ein Kreuzschüler. „Nie haben wir uns besser befunden als jetzt; denn die Speciesthaler, welche wir von dem tollen Archivarius erhalten für allerlei confuse Abschriften, thun uns wohl. Wir dürfen jetzt keine italienischen Chöre mehr auswendig lernen; wir gehen jetzt alle Tage zu Josephs oder sonst in andere Kneipen, lassen uns das Doppelbier wohl schmecken, sehen auch wol einem hübschen Mädchen in die Augen, singen wie wirkliche Studenten „Gaudeamus igitur" und sind seelenvergnügt." — „Die Herren haben ganz Recht," fiel ein Praktikant ein; „auch ich bin mit Speciesthalern reichlich versehen wie hier mein theurer College nebenan und spaziere fleißig auf den Weinberg, statt bei der leidigen Actenschreiberei zwischen vier Wänden zu sitzen."

„Aber meine besten, wertheften Herren," sagte der Student Anselmus, „spüren Sie es denn nicht, daß Sie Alle sammt und sonders in gläsernen Flaschen sitzen und sich nicht regen und bewegen, viel weniger umherspazieren können?" — Da schlugen die Kreuzschüler und die Praktikanten eine helle Lache auf und schrien: „Der Studiosus ist toll; er bildet sich ein, in einer gläsernen Flasche zu sitzen, und steht auf der Elbbrücke und sieht gerade hinein ins Wasser. Gehen wir nur weiter!" —

„Ach," seufzte der Student, „die schauten niemals die holde Serpentina; sie wissen nicht, was Freiheit und Leben in Glauben und Liebe ist. Deshalb spüren sie nicht den Druck des Gefängnisses, in das sie der Salamander bannte, ihrer Thorheit, ihres gemeinen Sinnes wegen. Aber ich Unglücklicher werde vergehen in Schmach und Elend, wenn *sie*, die ich so unaussprechlich liebe, mich nicht rettet." —

Da wehte und säuselte Serpentina's Stimme durch das Zimmer: „Anselmus, — glaube, liebe, hoffe!" — Und jeder Laut strahlte in das Gefängniß des Anselmus hinein, und das

Krystall mußte seiner Gewalt weichen und sich ausdehnen, daß die Brust des Gefangenen sich regen und erheben konnte. Immer mehr verringerte sich die Qual seines Zustandes, und er merkte wol, daß ihn Serpentina noch liebe, und daß nur sie es sei, die ihm den Aufenthalt in dem Krystall erträglich mache. Er bekümmerte sich nicht mehr um seine leichtsinnigen Unglücksgefährten, sondern richtete Sinn und Gedanken nur auf die holde Serpentina.

Aber plötzlich entstand von der andern Seite her ein dumpfes widriges Gemurmel. Er konnte bald deutlich bemerken, daß dies Gemurmel von einer alten Kaffeekanne mit halb zerbrochenem Deckel herrühre, die ihm gegenüber auf einen kleinen Schrank hingestellt war. So wie er schärfer hinschaute, entwickelten sich immer mehr die garstigen Züge eines alten verschrumpften Weibergesichts, und bald stand das Aepfelweib vom Schwarzen Thor vor dem Repositorium. Die grinsete und lachte ihn an und rief mit gellender Stimme: „Ei, ei, Kindchen, — mußt Du nun ausharren? — Ins Krystall nun Dein Fall! — Hab' ich Dir's nicht längst vorausgesagt?" — „Höhne und spotte nur, Du verdammtes Hexenweib!" sagte der Student Anselmus, „Du bist schuld an Allem; aber der Salamander wird Dich treffen, Du schnöde Runkelrübe!"

„Ho, ho," erwiderte die Alte, „nur nicht so stolz! Du hast meinen Söhnlein ins Gesicht getreten, Du hast mir die Nase verbrannt; aber doch bin ich Dir gut, Du Schelm, weil Du sonst ein artiger Mensch warst, und mein Töchterchen ist Dir auch gut. Aus dem Krystall kommst Du aber nun einmal nicht, wenn ich Dir nicht helfe. Hinauflangen zu Dir kann ich nicht; aber meine Frau Gevatterin, die Ratte, welche gleich über Dir auf dem Boden wohnt, die soll das Brett entzwei nagen, auf dem Du stehst; dann purzelst Du herunter, und ich fange Dich auf in der Schürze, damit Du Dir die Nase nicht zerschlägst, sondern fein Dein glattes Gesichtlein behältst, und ich trage Dich flugs zur Mamsell Veronika. Die mußt Du heirathen, wenn Du Hofrath worden."

„Laß ab von mir, Satansgeburt!" schrie der Student

Anselmus voller Grimm. „Nur Deine höllischen Künste haben mich zu dem Frevel gereizt, den ich nun abbüßen muß. Aber geduldig ertrage ich Alles; denn nur hier kann ich sein, wo die holde Serpentina mich mit Liebe und Trost umfängt. Hör es, Alte, und verzweifle! Trotz biete ich Deiner Macht. Ich liebe ewiglich nur Serpentina. Ich will nie Hofrath werden, nie die Veronika schauen, die mich durch Dich zum Bösen verlockt. Kann die grüne Schlange nicht mein werden, so will ich untergehen in Sehnsucht und Schmerz. Hebe Dich weg — hebe Dich weg — Du schnöder Wechselbalg!"

Da lachte die Alte auf, daß es im Zimmer gellte, und rief: „So sitze denn und verderbe! Aber nun ist's Zeit, ans Werk zu gehen; denn mein Geschäft hier ist noch von anderer Art." — Sie warf den schwarzen Mantel ab und stand da in ekelhafter Nacktheit; dann fuhr sie in Kreisen umher, und große Folianten stürzten herab; aus denen riß sie Pergamentblätter, und diese im künstlichen Gefüge schnell zusammenheftend und auf den Leib ziehend, war sie bald wie in einen seltsamen bunten Schuppenharnisch gekleidet. Feuersprühend sprang der schwarze Kater aus dem Tintenfasse, das auf dem Schreibtische stand, und heulte der Alten entgegen, die laut aufjubelte und mit ihm durch die Thür verschwand. Anselmus merkte, daß sie nach dem blauen Zimmer gegangen, und bald hörte er es in der Ferne ziſchen und brausen. Die Vögel im Garten schrieen, der Papagei schnarrte: „Rette, rette! — Raub, Raub!" — In dem Augenblick kam die Alte ins Zimmer zurückgesprungen, den goldenen Topf auf dem Arm tragend und mit gräßlicher Geberde wild durch die Lüfte schreiend: „Glück auf, Glück auf! — Söhnlein, tödte die grüne Schlange! — Auf, Söhnlein, auf!"

Es war dem Anselmus, als höre er ein tiefes Stöhnen, als höre er Serpentina's Stimme. Da ergriff ihn Entsetzen und Verzweiflung. Er raffte alle seine Kraft zusammen; er stieß mit Gewalt, als sollten seine Nerven und Adern zerspringen, gegen das Krystall. Ein schneidender Klang fuhr durch das Zimmer, und der Archivarius stand in der

Thür in seinem glänzenden damastenen Schlafrock. „Hei, hei! — Gesindel, toller Spuk, Hexenwerk! — Hieher — heisa!" so schrie er. Da richteten sich die schwarzen Haare der Alten wie Borsten empor; ihre gluthrothen Augen erglänzten von höllischem Feuer, und die spitzigen Zähne des weiten Rachens zusammenbeißend, zischte sie: „Frisch — frisch 'raus! — Zisch aus, zisch aus!" und lachte und meckerte höhnend und spottend und drückte den goldenen Topf fest an sich und warf daraus Fäuste voll glänzender Erde auf den Archivarius; aber sowie die Erde den Schlafrock berührte, wurden Blumen daraus, die herabfielen. Da flackerten und flammten die Lilien des Schlafrocks empor, und der Archivarius schleuderte die in knisterndem Feuer brennenden Lilien auf die Hexe, die vor Schmerz heulte; aber indem sie in die Höhe sprang und den pergamentenen Harnisch schüttelte, verlöschten die Lilien und zerfielen in Asche. „Frisch drauf, mein Junge!" kreischte die Alte. Da fuhr der Kater auf in die Luft und brauste fort nach der Thür über den Archivarius; aber der graue Papagei flatterte ihm entgegen und faßte ihn mit dem krummen Schnabel im Genick, daß rothes feuriges Blut ihm aus dem Halse stürzte, und Serpentina's Stimme rief: „Gerettet — gerettet!"

Die Alte sprang voller Wuth und Verzweiflung auf den Archivarius los; sie warf den Topf hinter sich und wollte, die langen Finger der dürren Fäuste emporspreizend, den Archivarius umkrallen; aber dieser riß schnell den Schlafrock herunter und schleuderte ihn der Alten entgegen. Da zischten und sprühten und brausten blaue knisternde Flammen aus den Pergamentblättern, und die Alte wälzte sich im heulenden Jammer und trachtete, immer mehr Erde aus dem Topfe zu greifen, immer mehr Pergamentblätter aus den Büchern zu erhaschen, um die lodernden Flammen zu ersticken, und wenn es ihr gelang, Erde oder Pergamentblätter auf sich zu stürzen, verlöschte das Feuer. Aber nun fuhren wie aus dem Innern des Archivarius flackernde, zischende Strahlen auf die Alte. „Hei, hei! — Drauf und dran! — Sieg dem Salamander!" dröhnte die Stimme des Archivarius durch das

Zimmer, und hundert Blitze schlängelten sich in feurigen Kreisen um die kreischende Alte. Sausend und brausend fuhren in wüthendem Kampfe Kater und Papagei umher. Aber endlich schlug der Papagei mit den starken Fittigen den Kater zu Boden, und mit den Krallen ihn durchspießend und festhaltend, daß er in der Todesnoth gräßlich heulte und ächzte, hackte er ihm mit dem scharfen Schnabel die glühenden Augen aus, daß der brennende Gischt herausspritzte.

Dicker Qualm strömte da empor, wo die Alte zur Erde niedergestürzt unter dem Schlafrock gelegen; ihr Geheul, ihr entsetzliches schneidendes Jammergeschrei verhallte in weiter Ferne. Der Rauch, der sich mit durchdringendem Gestank verbreitet, verdampfte; der Archivarius hob den Schlafrock auf, und unter demselben lag eine garstige Runkelrübe. „Verehrter Herr Archivarius, hier bringe ich den überwundenen Feind," sprach der Papagei, indem er dem Archivarius Lindhorst ein schwarzes Haar im Schnabel darreichte. — „Sehr gut, mein Lieber," antwortete der Archivarius. „Hier liegt auch meine überwundene Feindin. Besorgen Sie gütigst nunmehr das Uebrige! Noch heute erhalten Sie als ein kleines Douceur sechs Kokosnüsse und eine neue Brille, da, wie ich sehe, der Kater Ihnen die Gläser schändlich zerbrochen." — „Lebenslang der Ihrige, verehrungswürdiger Freund und Gönner!" versetzte der Papagei sehr vergnügt, nahm die Runkelrübe in den Schnabel und flatterte damit zum Fenster hinaus, das ihm der Archivarius Lindhorst geöffnet. Dieser ergriff den goldenen Topf und rief stark: „Serpentina, Serpentina!"

Aber wie nun der Student Anselmus, hoch erfreut über den Untergang des schnöden Weibes, das ihn ins Verderben gestürzt, den Archivarius anblickte, da war es wieder die hohe majestätische Gestalt des Geisterfürsten, die mit unbeschreiblicher Anmuth und Würde zu ihm hinaufschaute. — „Anselmus," sprach der Geisterfürst, „nicht Du, sondern nur ein feindliches Princip, das zerstörend in Dein Inneres zu dringen und Dich mit Dir selbst zu entzweien trachtete, war schuld an Deinem Unglauben. Du hast Deine Treue bewährt; sei frei und glücklich!" — Ein Blitz zuckte durch das

Innere des Anselmus — der herrliche Dreiklang der Krystallglocken ertönte stärker und mächtiger, als er ihn je vernommen, — seine Fibern und Nerven erbebten; aber immer mehr anschwellend dröhnte der Akkord durch das Zimmer. Das Glas, welches den Anselmus umschlossen, zersprang, und er stürzte in die Arme der holden lieblichen Serpentina.

Elfte Vigilie.

Des Conrectors Paulmann Unwille über die in seiner Familie ausgebrochene Tollheit. — Wie der Registrator Heerbrand Hofrath worden und im stärksten Froste in Schuhen und seidenen Strümpfen einherging. — Veronika's Geständnisse. — Verlobung bei der dampfenden Suppenschüssel.

„Aber sagen Sie mir nur, werthester Registrator, wie uns gestern der vermaledeite Punsch so in den Kopf steigen und zu allerlei Allotriis treiben konnte?" Dies sprach der Conrector Paulmann, indem er am andern Morgen in das Zimmer trat, das noch voll zerbrochener Scherben lag, und in dessen Mitte die unglückliche Perücke, in ihre ursprünglichen Bestandtheile aufgelöset, im Punsche umherschwamm.

Als nämlich der Student Anselmus zur Thür hinausgerannt war, kreuzten und wackelten der Conrector Paulmann und der Registrator Heerbrand durch das Zimmer, schreiend wie Besessene und mit den Köpfen an einander rennend, bis Fränzchen den schwindlichten Papa mit vieler Mühe ins Bett brachte und der Registrator in höchster Ermattung aufs Sopha sank, welches Veronika, ins Schlafzimmer flüchtend, verlassen.

Der Registrator Heerbrand hatte sein blaues Schnupftuch um den Kopf gewickelt, sah ganz blaß und melancholisch aus und stöhnte: „Ach, werther Conrector, nicht der Punsch, den Mamsell Veronika köstlich bereitet, nein, sondern lediglich der verdammte Student ist an all dem Unwesen schuld. Merken

Sie denn nicht, daß er schon längst mente captus ist? Aber wissen Sie denn nicht auch, daß der Wahnsinn ansteckt? Ein Narr macht viele, — verzeihen Sie, das ist ein altes Sprichwort, — vorzüglich, wenn man ein Gläschen getrunken. Da geräth man leicht in die Tollheit und manövrirt unwillkürlich nach und bricht aus in die Exercitia, die der verrückte Flügelmann vormacht. Glauben Sie denn, Conrector, daß mir noch ganz schwindlich ist, wenn ich an den grauen Papagei denke?"

„Ach was," fiel der Conrector ein, „Possen! Es war ja der alte kleine Famulus des Archivarii, der einen grauen Mantel umgenommen und den Studenten Anselmus suchte." — „Es kann sein," versetzte der Registrator Heerbrand; „aber ich muß gestehen, daß mir ganz miserabel zu Muthe ist. Die ganze Nacht über hat es so wunderlich georgelt und gepfiffen." — „Das war ich," erwiderte der Conrector; „denn ich schnarche stark." — „Nun, mag das sein," fuhr der Registrator fort; „aber Conrector, Conrector! Nicht ohne Ursache hatte ich gestern dafür gesorgt, uns einige Fröhlichkeit zu bereiten — aber der Anselmus hat mir Alles verdorben. Sie wissen nicht — o Conrector, Conrector!" — Der Registrator Heerbrand sprang auf, riß das Tuch vom Kopfe, umarmte den Conrector, drückte ihm feurig die Hand, rief noch einmal ganz herzbrechend: „O Conrector, Conrector!" und rannte, Hut und Stock ergreifend, schnell vondannen.

„Der Anselmus soll mir nicht mehr über die Schwelle," sprach der Conrector Paulmann zu sich selbst; „denn ich sehe nun wohl, daß er mit seinem verstockten innern Wahnsinn die besten Leute um ihr Bißchen Vernunft bringt. Der Registrator ist nun auch geliefert. Ich habe mich bisher noch gehalten; aber der Teufel, der gestern im Rausch stark anklopfte, könnte doch wol am Ende einbrechen und sein Spiel treiben. — Also: apage Satanas! — Fort mit dem Anselmus!"

Veronika war ganz tiefsinnig geworden; sie sprach kein Wort, lächelte nur zuweilen ganz seltsam und war am Liebsten allein. — „Die hat der Anselmus auch auf der Seele," sagte der Conrector voller Bosheit; „aber es ist gut, daß er sich

gar nicht sehen läßt. Ich weiß, daß er sich vor mir fürchtet, der Anselmus; deshalb kommt er gar nicht her." Das Letzte sprach der Conrector Paulmann ganz laut. Da stürzten der Veronika, die eben gegenwärtig, die Thränen aus den Augen, und sie seufzte: „Ach, kann denn der Anselmus herkommen? Der ist ja schon längst in die gläserne Flasche eingesperrt." — „Wie — was?" rief der Conrector Paulmann. „Ach Gott, ach Gott! auch sie faselt schon wie der Registrator; es wird bald zum Ausbruch kommen. Ach, Du verdammter, abscheulicher Anselmus!"

Er rannte gleich fort zum Doctor Eckstein; der lächelte und sagte wieder: „Ei, ei!" Er verschrieb aber nichts, sondern setzte dem Wenigen, was er geäußert, noch weggehend hinzu: „Nervenzufälle! — Wird sich geben von selbst. — In die Luft führen — spazieren fahren — sich zerstreuen — Theater — Sonntagskind — Schwestern von Prag — wird sich geben!" — „So beredt war der Doctor selten," dachte der Conrector Paulmann, „ordentlich geschwätzig." —

Mehrere Tage und Wochen und Monate waren vergangen. Der Anselmus war verschwunden; aber auch der Registrator Heerbrand ließ sich nicht sehen bis am vierten Februar. Da trat er in einem neuen modernen Kleide vom besten Tuch, in Schuhen und seidenen Strümpfen, des starken Frostes unerachtet, einen großen Strauß lebendiger Blumen in der Hand, mittags Punkt zwölf Uhr in das Zimmer des Conrectors Paulmann, der nicht wenig über seinen geputzten Freund erstaunte.

Feierlich schritt der Registrator Heerbrand auf den Conrector Paulmann los, umarmte ihn mit feinem Anstande und sprach dann: „Heute, an dem Namenstage Ihrer lieben verehrten Mamsell Tochter Veronika, will ich denn nun Alles gerade heraus sagen, was mir längst auf dem Herzen gelegen. Damals, an dem unglücklichen Abend, als ich die Ingredienzen zu dem verderblichen Punsch in der Tasche meines Matins herbeitrug, hatte ich es im Sinn, eine freudige Nachricht Ihnen mitzutheilen und den glückseligen Tag in Fröhlichkeit zu feiern. Schon damals hatte ich es erfahren, daß ich Hof-

rath worden, über welche Standeserhöhung ich jetzt das Patent cum nomine et sigillo principis erhalten und in der Tasche trage." — „Ach, ach! Herr Registr — Herr Hofrath Heerbrand wollte ich sagen," stammelte der Conrector. — „Aber Sie, verehrter Conrector," fuhr der nunmehrige Hofrath Heerbrand fort, „Sie können erst mein Glück vollenden. Schon längst habe ich die Mamsell Veronika im Stillen geliebt und kann mich manches freundlichen Blickes rühmen, den sie mir zugeworfen und der mir deutlich gezeigt, daß sie mir wol nicht abhold sein dürfte. Kurz, verehrter Conrector, — ich, der Hofrath Heerbrand, bitte um die Hand Ihrer liebenswürdigen Demoiselle Tochter Veronika, die ich, haben Sie nichts dagegen, in kurzer Zeit heimzuführen gedenke."

Der Conrector Paulmann schlug voller Verwunderung die Hände zusammen und rief: „Ei — ei — ei! — Herr Registr — Herr Hofrath, wollte ich sagen, wer hätte das gedacht? Nun, wenn Veronika Sie in der That liebt, — ich meines Theils habe nichts dagegen. Vielleicht ist auch ihre jetzige Schwermuth nur eine versteckte Verliebtheit in Sie, verehrter Hofrath. Man kennt ja die Possen."

In dem Augenblicke trat Veronika herein, blaß und verstört, wie sie jetzt gewöhnlich war. Da schritt der Hofrath Heerbrand auf sie zu, erwähnte in wohlgesetzter Rede ihres Namenstages und überreichte ihr den duftenden Blumenstrauß nebst einem kleinen Päckchen, aus dem ihr, als sie es öffnete, ein Paar glänzende Ohrgehänge entgegenstrahlten. Eine schnelle fliegende Röthe färbte ihre Wangen; die Augen blitzten lebhafter, und sie rief: „Ei, mein Gott! Das sind ja dieselben Ohrgehänge, die ich schon vor mehreren Wochen trug und mich daran ergetzte!" — „Wie ist denn das möglich," fiel der Hofrath Heerbrand etwas bestürzt und empfindlich ein, „da ich dieses Geschmeide erst seit einer Stunde in der Schloßgasse für schmähliches Geld erkauft?" Aber die Veronika hörte nicht darauf, sondern stand schon vor dem Spiegel, um die Wirkung des Geschmeides, das sie bereits in die kleinen Oehrchen gehängt, zu erforschen.

Der Conrector Paulmann eröffnete ihr mit gravitätischer

Miene und mit ernstem Ton die Standeserhöhung Freund Heerbrand's und seinen Antrag. Veronika schaute den Hofrath mit durchdringendem Blick an und sprach: „Das wußte ich längst, daß Sie mich heirathen wollen. Nun, es sei! Ich verspreche Ihnen Herz und Hand; aber ich muß Ihnen nur gleich — Ihnen Beiden nämlich, dem Vater und dem Bräutigam, — Manches entdecken, was mir recht schwer in Sinn und Gedanken liegt, — jetzt gleich, und sollte darüber die Suppe kalt werden, die, wie ich sehe, Fränzchen so eben auf den Tisch setzt." Ohne des Conrectors und des Hofraths Antwort abzuwarten, unerachtet ihnen sichtlich die Worte auf den Lippen schwebten, fuhr Veronika fort:

„Sie können es mir glauben, bester Vater, daß ich den Anselmus recht von Herzen liebte, und als der Registrator Heerbrand, der nunmehr selbst Hofrath worden, versicherte, der Anselmus könne es wohl zu so etwas bringen, beschloß ich, er und kein Anderer solle mein Mann werden. Da schien es aber, als wenn fremde feindliche Wesen ihn mir entreißen wollten, und ich nahm meine Zuflucht zu der alten Lise, die ehemals meine Wärterin war und jetzt eine weise Frau, eine große Zauberin ist. Die versprach mir, zu helfen und den Anselmus mir ganz in die Hände zu liefern. Wir gingen mitternachts in der Tag- und Nachtgleiche auf den Kreuzweg; sie beschwor die höllischen Geister, und mit Hilfe des schwarzen Katers brachten wir einen kleinen Metallspiegel zu Stande, in den ich, meine Gedanken auf den Anselmus richtend, nur blicken durfte, um ihn ganz in Sinn und Gedanken zu beherrschen. Aber ich bereue jetzt herzlich, das Alles gethan zu haben; ich schwöre allen Satanskünsten ab. Der Salamander hat über die Alte gesiegt. Ich hörte ihr Jammergeschrei; aber es war keine Hilfe möglich. Sowie sie als Runkelrübe vom Papagei verzehrt worden, zerbrach mit schneidendem Klange mein Metallspiegel." — Veronika holte die beiden Stücke des zerbrochenen Spiegels und eine Locke aus dem Nähkästchen, und Beides dem Hofrath Heerbrand hinreichend, fuhr sie fort: „Hier nehmen Sie, geliebter Hofrath, die Stücke des Spiegels! Werfen Sie sie heute Nacht um zwölf Uhr von der

Elbbrücke, und zwar von da, wo das Kreuz steht, hinab in den Strom, der dort nicht zugefroren; die Locke aber bewahren Sie auf treuer Brust! Ich schwöre nochmals allen Satanskünsten ab und gönne dem Anselmus herzlich sein Glück, da er nunmehr mit der grünen Schlange verbunden, die viel schöner und reicher ist als ich. Ich will Sie, geliebter Hofrath, als eine rechtschaffene Frau lieben und verehren."

„Ach Gott, ach Gott!" rief der Conrector Paulmann voller Schmerz, „sie ist wahnsinnig, sie ist wahnsinnig — sie kann nimmermehr Frau Hofräthin werden — sie ist wahnsinnig!" — „Mit nichten," fiel der Hofrath Heerbrand ein, „ich weiß wohl, daß Mamsell Veronika einige Neigung für den vertrackten Anselmus gehegt, und es mag sein, daß sie vielleicht in einer gewissen Ueberspannung sich an die weise Frau gewendet, die, wie ich merke, wol Niemand anders sein kann als die Kartenlegerin und Kaffeegießerin vor dem Seethor, — kurz, die alte Rauerin. Nun ist auch nicht zu leugnen, daß es wirklich wol geheime Künste giebt, die auf den Menschen nur gar zu sehr ihren feindlichen Einfluß äußern; — man lieset schon davon in den Alten. Was aber Mamsell Veronika von dem Sieg des Salamanders und von der Verbindung des Anselmus mit der grünen Schlange gesprochen, ist wol nur eine poetische Allegorie — gleichsam ein Gedicht, worin sie den gänzlichen Abschied von dem Studenten besungen."

„Halten Sie das, wofür Sie wollen, bester Hofrath!" fiel Veronika ein, „vielleicht für einen recht albernen Traum" ... — „Keineswegs thue ich das," versetzte der Hofrath Heerbrand; „denn ich weiß ja wohl, daß der Anselmus auch von geheimen Mächten befangen, die ihn zu allen möglichen tollen Streichen necken und treiben."

Länger konnte der Conrector Paulmann nicht an sich halten; er brach los: „Halt, um Gottes willen, halt! Haben wir uns denn etwa wieder übernommen im verdammten Punsch, oder wirkt des Anselmi Wahnsinn auf uns? Herr Hofrath, was sprechen Sie denn auch wieder für Zeug? — Ich will indessen glauben, daß es die Liebe ist, die Euch in dem

Gehirne spukt. Das giebt sich aber bald in der Ehe; sonst wäre mir bange, daß auch Sie in einigen Wahnsinn verfallen, verehrungswürdiger Hofrath, und würde dann Sorge tragen wegen der Descendenz, die das malum der Eltern vererben könnte. — Nun, ich gebe meinen väterlichen Segen zu der fröhlichen Verbindung und erlaube, daß Ihr Euch als Braut und Bräutigam küsset." Dies geschah sofort, und es war, noch ehe die aufgetragene Suppe kalt worden, die förmliche Verlobung geschlossen.

Wenige Wochen nachher saß die Frau Hofräthin Heerbrand wirklich, wie sie sich schon früher im Geiste erblickt, in dem Erker eines schönen Hauses auf dem Neumarkt und schaute lächelnd auf die Elegants hinab, die vorübergehend und hinauflorgnettirend sprachen: „Es ist doch eine göttliche Frau, die Hofräthin Heerbrand!" — —

Zwölfte Vigilie.

Nachricht von dem Rittergut, das der Anselmus als des Archivarius Lindhorst Schwiegersohn bezogen, und wie er dort mit der Serpentina lebt. — Beschluß.

Wie fühlte ich recht in der Tiefe des Gemüths die hohe Seligkeit des Studenten Anselmus, der, mit der holden Serpentina innigst verbunden, nun nach dem geheimnißvollen wunderbaren Reiche gezogen war, das er für die Heimath erkannte, nach der sich seine von seltsamen Ahnungen erfüllte Brust schon so lange gesehnt! Aber vergebens blieb alles Streben, Dir, günstiger Leser, all die Herrlichkeiten, von denen der Anselmus umgeben, auch nur einigermaßen in Worten anzudeuten. Mit Widerwillen gewahrte ich die Mattigkeit jedes Ausdrucks. Ich fühlte mich befangen in den Armseligkeiten des kleinlichen Alltagslebens, ich erkrankte in quälendem Mißbehagen, ich schlich umher wie ein Träumender; kurz, ich gerieth in jenen Zustand des Studenten Anselmus, den ich Dir, günstiger Leser, in der vierten Vigilie beschrieben. Ich

härmte mich recht ab, wenn ich die elf Vigilien, die ich glücklich zu Stande gebracht, durchlief und nun dachte, daß es mir wol niemals vergönnt sein werde, die zwölfte als Schlußstein hinzuzufügen; denn so oft ich mich zur Nachtzeit hinsetzte, um das Werk zu vollenden, war es, als hielten mir recht tückische Geister — es mochten wol Verwandte, vielleicht Cousins germains der getödteten Hexe sein, — ein glänzend polirtes Metall vor, in dem ich mein Ich erblickte, blaß, übernächtig und melancholisch wie der Registrator Heerbrand nach dem Punschrausch. Da warf ich denn die Feder hin und eilte ins Bett, um wenigstens von dem glücklichen Anselmus und der holden Serpentina zu träumen. So hatte das schon mehrere Tage und Nächte gedauert, als ich endlich ganz unerwartet von dem Archivarius Lindhorst ein Billet erhielt, worin er mir Folgendes schrieb:

„Ew. Wohlgeboren haben, wie mir bekannt worden, die seltsamen Schicksale meines guten Schwiegersohnes, des vormaligen Studenten, jetzigen Dichters Anselmus, in elf Vigilien beschrieben und quälen sich jetzt sehr ab, in der zwölften und letzten Vigilie Einiges von seinem glücklichen Leben in Atlantis zu sagen, wohin er mit meiner Tochter auf das hübsche Rittergut, welches ich dort besitze, gezogen. Unerachtet ich nun nicht eben gern sehe, daß Sie mein eigentliches Wesen der Lesewelt kundgethan, da es mich vielleicht in meinem Dienst als Geheimer Archivarius tausend Unannehmlichkeiten aussetzen, ja wol gar im Collegio die zu ventilirende Frage veranlassen wird, inwiefern wol ein Salamander sich rechtlich und mit verbindenden Folgen als Staatsdiener eidlich verpflichten könne, und inwiefern ihm überhaupt solide Geschäfte anzuvertrauen, da nach Gabalis*) und Swedenborg**) den Elementar-

*) „Entretiens du comte de Gabalis" (Paris 1670) ist ein Buch des Abbé de Villars (gest. in Lyon 1673), auch Verfassers der „Entretiens sur les sciences secrètes" (Paris 1715). — Vgl. Serapionsbrüder, IV. S. 286.

**) Eigentlich Emanuel Swedberg (geb. 1688 in Stockholm, gest. 1772 in London), ein Visionär und religiöser Phantast, Gründer der Kirche des Neuen Jerusalem. — A. d. H.

geistern durchaus nicht zu trauen, — unerachtet nun meine besten Freunde meine Umarmung scheuen werden aus Furcht, ich könnte in plötzlichem Uebermuth was Weniges blitzen und ihnen Frisur und Sonntagsfrack verderben, — unerachtet Alles dessen, sage ich, will ich Ew. Wohlgeboren doch zu der Vollendung des Werkes behilflich sein, da darin viel Gutes von mir und von meiner lieben verheiratheten Tochter — ich wollte, ich wäre die beiden übrigen auch schon los, — enthalten. Wollen Sie daher die zwölfte Vigilie schreiben, so steigen Sie Ihre verdammten fünf Treppen hinunter, verlassen Sie Ihr Stübchen und kommen Sie zu mir! Im blauen Palmbaumzimmer, das Ihnen schon bekannt, finden Sie die gehörigen Schreibmaterialien, und Sie können dann mit wenigen Worten den Lesern kundthun, was Sie geschaut; das wird Ihnen besser sein als eine weitläufige Beschreibung eines Lebens, das Sie ja doch nur vom Hörensagen kennen.

Mit Achtung

Ew. Wohlgeboren

ergebenster,

der Salamander Lindhorst,

p. t.*) Königl. Geh. Archivarius."

Dies freilich etwas rauhe, aber doch freundschaftliche Billet des Archivarius Lindhorst war mir höchst angenehm. Zwar schien es gewiß, daß der wunderliche Alte von der seltsamen Art, wie mir die Schicksale seines Schwiegersohnes bekannt worden, die ich, zum Geheimniß verpflichtet, Dir selbst, günstiger Leser, verschweigen mußte, wohl unterrichtet sei; aber er hatte das nicht so übel vermerkt, als ich wol befürchten konnte. Er bot ja selbst hilfreiche Hand, mein Werk zu vollenden, und daraus konnte ich mit Recht schließen, wie er im Grunde genommen damit einverstanden sei, daß seine wunderliche Existenz in der Geisterwelt durch den Druck bekannt werde. Es kann sein, dachte ich, daß er selbst die Hoffnung daraus schöpft, desto eher seine beiden noch übrigen Töchter an den Mann zu bringen; denn vielleicht fällt doch

*) Pro tempore, d. h. zur Zeit. — A. d. H.

ein Funke in dieses oder jenes Jünglings Brust, der die Sehnsucht nach der grünen Schlange entzündet, welche er dann in dem Hollunderbusch am Himmelfahrtstage sucht und findet. Aus dem Unglück, das den Anselmus betroffen, als er in die gläserne Flasche gebannt wurde, wird er die Warnung entnehmen, sich vor jedem Zweifel, vor jedem Unglauben recht ernstlich zu hüten. Punkt elf Uhr löschte ich meine Studirlampe aus und schlich zum Archivarius Lindhorst, der mich schon auf dem Flur erwartete. „Sind Sie da, Hochverehrter? Nun, das ist mir lieb, daß Sie meine guten Absichten nicht verkennen. Kommen Sie nur!" — Und damit führte er mich durch den von blendendem Glanze erfüllten Garten in das azurblaue Zimmer, in welchem ich den violeten Schreibtisch erblickte, an welchem der Anselmus gearbeitet. Der Archivarius Lindhorst verschwand, erschien aber gleich wieder mit einem schönen goldenen Pokal in der Hand, aus dem eine blaue Flamme hoch emporknisterte. — „Hier," sprach er, „bringe ich Ihnen das Lieblingsgetränk Ihres Freundes, des Kapellmeisters Johannes Kreisler. Es ist angezündeter Arrak, in den ich einigen Zucker geworfen. Nippen Sie was Weniges davon! Ich will gleich meinen Schlafrock abwerfen und zu meiner Lust und um, während Sie sitzen und schauen und schreiben, Ihrer werthen Gesellschaft zu genießen, in dem Pokal auf- und niedersteigen." — „Wie es Ihnen gefällig ist, verehrter Herr Archivarius," versetzte ich; „aber wenn ich nun von dem Getränk genießen will, werden Sie nicht ..." — „Tragen Sie keine Sorge, mein Bester!" rief der Archivarius, warf den Schlafrock schnell ab, stieg zu meinem nicht geringen Erstaunen in den Pokal und verschwand in den Flammen. Ohne Scheu kostete ich, die Flamme leise weghauchend, von dem Getränk — es war köstlich!

Rühren sich nicht in sanftem Säuseln und Rauschen die smaragdenen Blätter der Palmbäume, wie vom Hauch des Morgenwindes geliebkos't? — Erwacht aus dem Schlafe, heben und regen sie sich und flüstern geheimnißvoll von den

Wundern, die wie aus weiter Ferne holdselige Harfentöne verkünden. Das Azur löst sich von den Wänden und wallt wie duftiger Nebel auf und nieder; aber blendende Strahlen schießen durch den Duft, der sich wie in jauchzender kindischer Lust wirbelt und dreht und aufsteigt bis zur unermeßlichen Höhe, die sich über den Palmbäumen wölbt. Aber immer blendender häuft sich Strahl auf Strahl, bis in hellem Sonnenglanze sich der unabsehbare Hain aufschließt, in dem ich den Anselmus erblicke.

Glühende Hyazinthen und Tulipanen und Rosen erheben ihre schönen Häupter, und ihre Düfte rufen in gar lieblichen Lauten dem Glücklichen zu: „Wandle, wandle unter uns, Geliebter, der Du uns verstehst! Unser Duft ist die Sehnsucht der Liebe; wir lieben Dich und sind Dein immerdar.“ Die goldenen Strahlen brennen in glühenden Tönen: „Wir sind Feuer, von der Liebe entzündet. Der Duft ist die Sehnsucht, aber Feuer das Verlangen, und wohnen wir nicht in Deiner Brust? Wir sind ja Dein eigen!“ — Es rischeln und rauschen die dunklen Büsche, die hohen Bäume: „Komme zu uns! Glücklicher — Geliebter! Feuer ist das Verlangen, aber Hoffnung unser kühler Schatten. Wir umsäuseln liebend Dein Haupt; denn Du verstehst uns, weil die Liebe in Deiner Brust wohnet.“ — Die Quellen und Bäche plätschern und sprudeln: „Geliebter, wandle nicht so schnell vorüber, schaue in unser Krystall! Dein Bild wohnt in uns, das wir liebend bewahren; denn Du hast uns verstanden.“ — Im Jubelchor zwitschern und singen bunte Vögelein: „Höre uns, höre uns! Wir sind die Freude, die Wonne, das Entzücken der Liebe!“

Aber sehnsuchtsvoll schaut Anselmus nach dem herrlichen Tempel, der sich in weiter Ferne erhebt. Die künstlichen Säulen scheinen Bäume und die Kapitäler und Gesimse Akanthusblätter, die in wundervollen Gewinden und Figuren herrliche Verzierungen bilden. Anselmus schreitet dem Tempel zu; er betrachtet mit innerer Wonne den bunten Marmor, die wunderbar bemooften Stufen. „Ach nein,“ ruft er wie im Uebermaß des Entzückens, „sie ist nicht mehr fern!“

Da tritt in hoher Schönheit und Anmuth Serpentina

aus dem Innern des Tempels; sie trägt den goldenen Topf, aus dem eine herrliche Lilie entsprossen. Die namenlose Wonne der unendlichen Sehnsucht glüht in den holdseligen Augen. So blickt sie den Anselmus an, sprechend: „Ach, Geliebter, die Lilie hat ihren Kelch erschlossen — das Höchste ist erfüllt. Giebt es denn eine Seligkeit, die der unsrigen gleicht?"

Anselmus umschlingt sie mit der Inbrunst des glühendsten Verlangens — die Lilie brennt in flammenden Strahlen über seinem Haupte. Und lauter regen sich die Bäume und die Büsche, und heller und freudiger jauchzen die Quellen — die Vögel — allerlei bunte Insecten tanzen in den Luftwirbeln — ein frohes, freudiges, jubelndes Getümmel — in der Luft — in den Wässern — auf der Erde feiert das Fest der Liebe! — Da zucken Blitze überall leuchtend durch die Büsche — Diamanten blicken wie funkelnde Augen aus der Erde — hohe Springbäche strahlen aus den Quellen — seltsame Düfte wehen mit rauschendem Flügelschlag daher — es sind die Elementargeister, die der Lilie huldigen und des Anselmus Glück verkünden. — Da erhebt Anselmus das Haupt wie vom Strahlenglanz der Verklärung umflossen. — Sind es Blicke? — Sind es Worte? — Ist es Gesang? — Vernehmlich klingt es:

„Serpentina! Der Glaube an Dich, die Liebe hat mir das Innerste der Natur erschlossen. Du brachtest mir die Lilie, die aus dem Golde, aus der Urkraft der Erde, noch ehe Phosphorus den Gedanken entzündete, entsproß. Sie ist die Erkenntniß des heiligen Einklangs aller Wesen, und in dieser Erkenntniß lebe ich in höchster Seligkeit immerdar. Ja, ich Hochbeglückter habe das Höchste erkannt — ich muß Dich lieben ewiglich, o Serpentina! Nimmer verbleichen die goldenen Strahlen der Lilie; denn wie Glaube und Liebe ist ewig die Erkenntniß."

Die Vision, in der ich nun den Anselmus leibhaftig auf seinem Rittergute in Atlantis gesehen, verdankte ich wol den Künsten des Salamanders, und herrlich war es, daß ich sie,

als Alles wie im Nebel verloschen, auf dem Papier, das auf dem violeten Tische lag, recht sauber und augenscheinlich von mir selbst aufgeschrieben fand. — Aber nun fühlte ich mich von jähem Schmerz durchbohrt und zerrissen. „Ach, glücklicher Anselmus, der Du die Bürde des alltäglichen Lebens abgeworfen, der Du in der Liebe zu der holden Serpentina die Schwingen rüstig rührtest und nun lebst in Wonne und Freude auf Deinem Rittergut in Atlantis! — Aber ich Armer! — Bald — ja, in wenigen Minuten bin ich selbst aus diesem schönen Saal, der noch lange kein Rittergut in Atlantis ist, versetzt in mein Dachstübchen, und die Armseligkeiten des bedürftigen Lebens befangen meinen Sinn, und mein Blick ist von tausend Unheil wie von dickem Nebel umhüllt, daß ich wohl niemals die Lilie schauen werde!"

Da klopfte mir der Archivarius Lindhorst leise auf die Achsel und sprach: „Still, still, Verehrter! Klagen Sie nicht so! Waren Sie nicht so eben selbst in Atlantis, und haben Sie denn nicht auch dort wenigstens einen artigen Meierhof als poetisches Besitzthum Ihres innern Sinns? Ist denn überhaupt des Anselmus Seligkeit etwas Anderes als das Leben in der Poesie, der sich der heilige Einklang aller Wesen als tiefstes Geheimniß der Natur offenbaret?"

Ende des Märchens.

III.

Die Abenteuer der Sylvester-Nacht.

Vorwort des Herausgebers.

Der reisende Enthusiast, aus dessen Tagebuche abermals ein Callot'sches Phantasiestück mitgetheilt wird, trennt offenbar sein inneres Leben so wenig vom äußern, daß man beider Grenzen kaum zu unterscheiden vermag. Aber eben, weil Du, günstiger Leser, diese Grenze nicht deutlich wahrnimmst, lockt der Geisterseher Dich vielleicht herüber, und unversehens befindest Du Dich in dem fremden Zauberreiche, dessen seltsame Gestalten recht in Dein äußeres Leben treten und mit Dir auf Du und Du umgehen wollen wie alte Bekannte. Daß Du sie wie diese aufnehmen, ja, daß Du, ihrem wunderbarlichen Treiben ganz hingegeben, manchen kleinen Fieberschauer, den sie, stärker Dich fassend, Dir erregen könnten, willig ertragen mögest, darum bitte ich, günstiger Leser, recht von Herzen. Was kann ich mehr für den reisenden Enthusiasten thun, dem nun einmal überall, und so auch am Sylvester-Abend in Berlin, so viel Seltsames und Tolles begegnet ist?

1.

Die Geliebte.

Ich hatte den Tod, den eiskalten Tod im Herzen; ja, aus dem Innersten, aus dem Herzen heraus stach es wie mit spitzigen Eiszapfen in die gluthdurchströmten Nerven. Wild rannte ich, Hut und Mantel vergessend, hinaus in die finstere stürmische Nacht. — Die Thurmfahnen knarrten; es war, als rühre die Zeit hörbar ihr ewiges furchtbares Räderwerk und gleich werde das alte Jahr wie ein schweres Gewicht dumpf hinabrollen in den dunkeln Abgrund.

Du weißt es ja, daß diese Zeit, Weihnachten und Neujahr, die Euch Allen in solch heller, herrlicher Freudigkeit aufgeht, mich immer aus friedlicher Klause hinauswirft auf ein wogendes tosendes Meer. Weihnachten! Das sind Festtage, die mir in freundlichem Schimmer lange entgegenleuchten. Ich kann es nicht erwarten, — ich bin besser, kindlicher als das ganze Jahr über. Keinen finstern, gehässigen Gedanken nährt die der wahren Himmelsfreude geöffnete Brust; ich bin wieder ein vor Lust jauchzender Knabe. Aus dem bunten vergoldeten Schnitzwerk in den lichten Christbuden lachen mich holde Engelgesichter an, und durch das lärmende Gewühl auf den Straßen gehen, wie aus weiter Ferne kommend, heilige Orgelklänge: „Denn es ist uns ein Kind geboren!" — Aber nach dem Feste ist Alles verhallt, erloschen der Schimmer im trüben Dunkel.

Immer mehr und mehr Blüthen fallen jedes Jahr verwelkt herab. Ihr Keim erlosch auf ewig; keine Frühlingssonne entzündet neues Leben in den verdorrten Aesten. Das weiß ich recht gut; aber die feindliche Macht rückt mir das, wenn das Jahr sich zu Ende neigt, mit hämischer Schadenfreude unaufhörlich vor. „Siehe," lispelt's mir in die Ohren, „wie viel Freuden schieden in diesem Jahr von Dir, die nie wiederkehren! Aber dafür bist Du auch klüger geworden und hältst überhaupt nicht mehr viel auf schnöde Lustigkeit, sondern wirst immer mehr ein ernster Mann — gänzlich ohne Freude."

Für den Sylvester-Abend spart mir der Teufel jedesmal ein ganz besonderes Feststück auf. Er weiß im richtigen Moment, recht furchtbar höhnend, mit der scharfen Kralle in die Brust hineinzufahren und weidet sich an dem Herzblut, das ihr entquillt. Hilfe findet er überall, so wie gestern der Justizrath ihm wacker zur Hand ging. Bei dem — dem Justizrath, meine ich, — giebt es am Sylvester-Abend immer große Gesellschaft, und dann will er zum lieben Neujahr Jedem eine besondere Freude bereiten, wobei er sich so ungeschickt und täppisch anstellt, daß alles Lustige, was er mühsam ersonnen, untergeht in komischem Jammer.

Als ich ins Vorzimmer trat, kam mir der Justizrath

schnell entgegen, meinen Eingang ins Heiligthum, aus dem Thee und feines Räucherwerk herausdampfte, hindernd. Er sah überaus wohlgefällig und schlau aus; er lächelte mich ganz seltsam an, sprechend: „Freundchen, Freundchen, etwas Köstliches wartet Ihrer im Zimmer — eine Ueberraschung sondergleichen am lieben Sylvester-Abend. Erschrecken Sie nur nicht!“ — Das fiel mir aufs Herz; düstere Ahnungen stiegen auf, und es war mir ganz beklommen und ängstlich zu Muthe. Die Thüren wurden geöffnet; rasch schritt ich vorwärts. Ich trat hinein; — aus der Mitte der Damen auf dem Sopha strahlte mir ihre Gestalt entgegen. Sie war es — sie selbst, die ich seit Jahren nicht gesehen. Die seligsten Momente des Lebens blitzten in einem mächtigen zündenden Strahl durch mein Inneres — kein tödtender Verlust mehr — vernichtet der Gedanke des Scheidens! — Durch welchen wunderbaren Zufall sie hergekommen, welches Ereigniß sie in die Gesellschaft des Justizraths, von dem ich gar nicht wußte, daß er sie jemals gekannt, gebracht, an das Alles dacht' ich nicht, — ich hatte sie wieder.

Regungslos, wie von einem Zauberschlag plötzlich getroffen, mag ich da gestanden haben. Der Justizrath stieß mich leise an: „Nun, Freundchen — Freundchen?“ Mechanisch trat ich weiter; aber nur sie sah ich, und der gepreßten Brust entflohen mühsam die Worte: „Mein Gott — mein Gott, Julie hier?“ Ich stand dicht am Theetisch; da erst wurde mich Julie gewahr. Sie stand auf und sprach in beinahe fremdem Ton: „Es freut mich recht sehr, Sie hier zu sehen — Sie sehen recht wohl aus.“ — Und damit setzte sie sich wieder und fragte die neben ihr sitzende Dame: „Haben wir künftige Woche interessantes Theater zu erwarten?“ —

Du nahst Dich der herrlichen Blume, die in süßen heimischen Düften Dir entgegenleuchtet; aber sowie Du Dich beugst, ihr liebliches Antlitz recht nahe zu schauen, schießt aus den schimmernden Blättern heraus ein glatter, kalter Basilisk und will Dich tödten mit feindlichen Blicken. — Das war mir jetzt geschehen. — Täppisch verbeugte ich mich gegen die Damen, und damit dem Giftigen auch noch das Alberne hin-

zugefügt werde, warf ich, schnell zurücktretend, dem Justizrath, der dicht hinter mir stand, die dampfende Tasse Thee aus der Hand in das zierlich gefaltete Jabot. Man lachte über des Justizraths Unstern und wol noch mehr über meine Tölpelhaftigkeit. So war Alles zu gehöriger Tollheit vorbereitet; aber ich ermannte mich in resignirter Verzweiflung. Julie hatte nicht gelacht; meine irren Blicke trafen sie, und es war, als ginge ein Strahl aus herrlicher Vergangenheit, aus dem Leben voll Liebe und Poesie, zu mir herüber.

Da fing Einer an, im Nebenzimmer auf dem Flügel zu phantasiren; das brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Es hieß, Jener sei ein fremder großer Virtuose, Namens Berger, der ganz göttlich spiele und dem man aufmerksam zuhören müsse. „Klappere nicht so gräßlich mit den Theelöffeln, Minchen!" rief der Justizrath und lud, mit sanft gebeugter Hand nach der Thür zeigend und einem süßen „Eh bien!" die Damen ein, dem Virtuosen näher zu treten.

Auch Julie war aufgestanden und schritt langsam nach dem Nebenzimmer. Ihre ganze Gestalt hat etwas Fremdartiges angenommen; sie schien mir größer, herausgeformter in fast üppiger Schönheit als sonst. Der besondere Schnitt ihres weißen, faltenreichen Kleides, Brust, Schultern und Nacken nur halb verhüllend, mit weiten bauschigen, bis an die Ellbogen reichenden Aermeln, das vorn an der Stirn gescheitelte, hinten in vielen Flechten sonderbar hinaufgenestelte Haar gab ihr etwas Alterthümliches; sie war beinahe anzusehen wie die Jungfrauen auf den Gemälden von Mieris,*) — und doch auch wieder war es mir, als hab' ich irgendwo deutlich mit hellen Augen das Wesen gesehen, in das Julie verwandelt. Sie hatte die Handschuhe herabgezogen, und selbst die künstlichen um die Handgelenke gewundenen Armgehänge fehlten nicht, um durch die völlige Gleichheit der Tracht jene dunkle Erinnerung immer lebendiger und farbiger hervorzurufen.

*) Von der niederländischen Malerfamilie van M. ist hier Franz, der Vater (geb. in Delft 1635, gest. 1681) gemeint, der in Zeichnung und Geschmack alle seine Zeitgenossen übertraf. — A. d. H.

Julie wandte sich, ehe sie in das Nebenzimmer trat, nach mir herum, und es war mir, als sei das engelschöne, jugendlich anmuthige Gesicht verzerrt zum höhnenden Spott. Etwas Entsetzliches, Grauenvolles regte sich in mir wie ein alle Nerven durchzuckender Krampf. „O, er spielt himmlisch!" lispelte eine durch süßen Thee begeisterte Demoiselle, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ihr Arm in dem meinigen hing und ich sie oder vielmehr sie mich in das Nebenzimmer führte. Berger ließ gerade den wildesten Orkan daherbrausen; wie donnernde Meereswellen stiegen und sanken die mächtigen Accorde; das that mir wohl. — Da stand Julie neben mir und sprach mit süßerer, lieblicherer Stimme als je: „Ich wollte, Du säßest am Flügel und sängest milder von vergangener Lust und Hoffnung!" — Der Feind war von mir gewichen, und in dem einzigen Namen „Julie!" wollte ich alle Himmelsseligkeit aussprechen, die in mich gekommen. Andere dazwischentretende Personen hatten sie aber von mir entfernt. — Sie vermied mich nun sichtlich; aber es gelang mir, bald ihr Kleid zu berühren, bald dicht bei ihr ihren Hauch einzuathmen, und mir ging in tausend blinkenden Farben die vergangene Frühlingszeit auf. Berger hatte den Orkan ausbrausen lassen, — der Himmel war hell worden; wie kleine goldene Morgenwölkchen zogen liebliche Melodien daher und verschwebten im Pianissimo.

Dem Virtuosen wurde reichlich verdienter Beifall zu Theil. Die Gesellschaft wogte durch einander, und so kam es, daß ich unversehens dicht vor Julien stand. Der Geist wurde mächtiger in mir — ich wollte sie festhalten, sie umfassen im wahnsinnigen Schmerz der Liebe; aber das verfluchte Gesicht eines geschäftigen Bedienten drängte sich zwischen uns ein, der, einen großen Präsentirteller hinhaltend, recht widrig rief: „Befehlen Sie?"

In der Mitte der mit dampfendem Punsch gefüllten Gläser stand ein zierlich geschliffener Pokal, voll desselben Getränkes, wie es schien. Wie der unter die gewöhnlichen Gläser kam, weiß Jener am Besten, den ich allmählich kennen lerne: — er macht, wie der Clemens im Octavian daherschreitend,

mit einem Fuß einen angenehmen Schnörkel und liebt ungemein rothe Mäntelchen und rothe Federn. Diesen fein geschliffenen und seltsam blinkenden Pokal nahm Julie und bot ihn mir dar, sprechend: „Nimmst Du denn noch so gern wie sonst das Glas aus meiner Hand?" — „Julia — Julia!" seufzte ich auf. Den Pokal erfassend, berührte ich ihre zarten Finger; elektrische Feuerstrahlen blitzten durch alle Pulse und Adern, — ich trank und trank, — es war mir, als knisterten und leckten kleine blaue Flämmchen um Glas und Lippe. Geleert war der Pokal, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich in dem nur von einer Alabaster-Lampe erleuchteten Cabinet auf der Ottomane saß, Julie — Julie neben mir, kindlich und fromm mich anblickend wie sonst. Berger war aufs Neue am Flügel; er spielte das Andante aus Mozart's sublimer Esdur-Symphonie, und auf den Schwanenfittigen des Gesanges regte und erhob sich alle Liebe und Lust meines höchsten Sonnenlebens.

Ja, es war Julie — Julie selbst, engelschön und mild, — unser Gespräch, sehnsüchtige Liebesklage, mehr Blick als Wort, — ihre Hand ruhte in der meinigen. — „Nun lasse ich Dich nimmer. Deine Liebe ist der Funke, der in mir glüht, höheres Leben in Kunst und Poesie entzündend — ohne Dich — ohne Deine Liebe Alles todt und starr! Aber bist Du denn nicht auch gekommen, damit Du mein bleibest immerdar?"

In dem Augenblick schwankte eine tölpische, spinnenbeinichte Figur mit herausstehenden Froschaugen herein und rief, recht widrig kreischend und dämisch lachend: „Wo der Tausend ist denn meine Frau geblieben?" — Julie stand auf und sprach mit fremder Stimme: „Wollen wir nicht zur Gesellschaft gehen? Mein Mann sucht mich. Sie waren wieder recht amüsant, mein Lieber, immer noch bei Laune wie vormals. Menagiren Sie sich nur im Trinken!" — Und der spinnebeinichte Kleinmeister griff nach ihrer Hand; sie folgte ihm lachend in den Saal. — „Auf ewig verloren!" schrie ich auf. — „Ja gewiß, Codille, Liebster!" meckerte eine l'Hombre spielende Bestie. Hinaus — hinaus rannte ich in die stürmische Nacht.

2.

Die Gesellschaft im Keller.

...Linden auf- und abzuwandeln mag sonst ...z angenehm sein, nur nicht in der Sylvester-Nacht bei ...chtigem Frost und Schneegestöber. Das fühlte ich Bar...köpfiger und Unbemantelter doch zuletzt, als durch die Fieber...gluth Eisschauer fuhren. Fort ging es über die Opernbrücke, bei dem Schlosse vorbei; ich bog ein, lief über die Schleusen...brücke bei der Münze vorüber. — Ich war in der Jägerstraße dicht am Thiermann'schen Laden. Da brannten freundliche Lichter in den Zimmern; schon wollte ich hinein, weil zu sehr mich fror und ich nach einem tüchtigen Schluck starken Getränkes durstete. Eben strömte eine Gesellschaft in heller Fröhlichkeit heraus. Sie sprachen von prächtigen Austern und dem guten Elfer-Wein. „Recht hatte Jener doch," rief Einer von ihnen, wie ich beim Laternenschein bemerkte, ein stattlicher Ulanenofficier, „der voriges Jahr in Mainz auf die verfluchten Kerle schimpfte, welche Anno 1794 durchaus nicht mit dem Elfer herausrücken wollten." — Alle lachten aus voller Kehle.

Unwillkürlich war ich einige Schritte weiter gekommen; ich blieb vor einem Keller stehen, aus dem ein einsames Licht herausstrahlte. Fühlte sich der Shakespeare'sche Heinrich nicht einmal so ermattet und demüthig, daß ihm die arme Creatur ...in den Sinn kam? In der That, mir geschah ...Zunge lechzte nach einer Flasche guten eng... ...ell fuhr ich in den Keller hinein. „Was ...der Wirth, freundlich die Mütze rückend, ...forderte eine Flasche guten englischen Biers ...uchtigen Pfeife guten Tabaks und befand mich ...olch einem sublimen Philistrismus, vor dem selbst der ... Respect hatte und von mir abließ. — O Justizrath, hättest ... mich gesehen, wie ich aus Deinem hellen Theezimmer her... abgestiegen war in den dunkeln Bierkeller, Du hättest Dich mit recht stolzer, verächtlicher Miene von mir abgewendet und gemurmelt: „Ist es denn ein Wunder, daß ein solcher Mensch die zierlichsten Jabots ruinirt?" —

Ich mochte ohne Hut und Mantel de
verwunderlich vorkommen. Dem Manne schwe
auf den Lippen. Da pochte es ans Fenster, und e
rief herab: „Macht auf, macht auf, ich bin da!“
lief hinaus und trat bald wieder herein, zwei brenne
Lichter hoch in den Händen tragend; ihm folgte ein sehr la
ger, schlanker Mann. In der niedrigen Thüre vergaß er sich
zu bücken und stieß sich den Kopf recht derb; eine baretartige
schwarze Mütze, die er trug, verhinderte jedoch Beschädigung.
Er drückte sich auf ganz eigene Weise der Wand entlang und
setzte sich mir gegenüber, indem die Lichter auf den Tisch
gestellt wurden. Man hätte beinahe von ihm sagen können,
daß er vornehm und unzufrieden aussehe. Er forderte ver-
drießlich Bier und Pfeife und erregte mit wenigen Zügen
einen solchen Dampf, daß wir bald in einer Wolke schwam-
men. Uebrigens hatte sein Gesicht so etwas Charakteristisches
und Anziehendes, daß ich ihn trotz seines finstern Wesens so-
gleich liebgewann. Die schwarzen reichen Haare trug er ge-
scheitelt und von beiden Seiten in vielen kleinen Locken her-
abhängend, so daß er den Bildern von Rubens glich. Als
er den großen Mantelkragen abgeworfen, sah ich, daß er in
eine schwarze Kurtka mit vielen Schnüren gekleidet war; sehr
fiel es mir aber auf, daß er über die Stiefeln zierliche Pan-
toffeln gezogen hatte. Ich wurde das gewahr, als er die
Pfeife ausklopfte, die er in fünf Minuten ausgeraucht
Gespräch wollte nicht recht vonstatten gehen
schien sehr mit allerlei seltenen Pflanzen
aus einer Kapsel genommen hatte und wo
Ich bezeigte ihm meine Verwunderung übe
wächse und fragte, da sie ganz frisch gepflückt
ob er vielleicht im botanischen Garten oder be
gewesen. Er lächelte ziemlich seltsam und antwortet
tanik scheint nicht eben Ihr Fach zu sein, sonst hätten
nicht so ...“ — Er stockte; ich lispelte kleinlaut: „albern“
„gefragt,“ setzte er treuherzig hinzu. „Sie würden,“ fuhr er

*) Ein s. Z. berühmter Gärtner in Berlin. — A. d. H.

...sten Blick Alpenpflanzen erkannt haben, und
... auf dem Chimborasso wachsen." Die letzten
... der Fremde leise vor sich hin, und Du kannst
..., daß mir dabei gar wunderlich zu Muthe wurde.
... Frage erstarb mir auf den Lippen; aber immer mehr regte
... eine Ahnung in meinem Innern, und es war mir, als habe
... den Fremden nicht sowol oft gesehen als oft gedacht.

Da pochte es aufs Neue ans Fenster, der Wirth öffnete die Thür, und eine Stimme rief: „Seid so gut, Euern Spiegel zu verhängen!" — „Aha," sagte der Wirth, „da kommt noch recht spät der General Suworoff." Der Wirth verhing den Spiegel, und nun sprang mit einer täppischen Geschwindigkeit, schwerfällig hurtig, möcht' ich sagen, ein kleiner dürrer Mann herein, in einem Mantel von ganz seltsam bräunlicher Farbe, der, indem der Mann in der Stube herumhüpfte, in vielen Falten und Fältchen auf ganz eigene Weise um den Körper wehte, so daß es im Schein der Lichter beinahe anzusehen war, als führen viele Gestalten aus und in einander, wie bei den Ensler'schen Phantasmagorien. Dabei rieb er die in den weiten Aermeln versteckten Hände und rief: „Kalt! — Kalt! — O wie kalt! In Italia ist es anders, anders." Endlich setzte er sich zwischen mich und den Großen, sprechend: „Das ist ein entsetzlicher Dampf — Tabak gegen Tabak — hätt' ich nur eine Prise!" — Ich trug die spiegelblank geschliffene Stahldose in der Tasche, die Du mir einst schenktest; die zog ich gleich heraus und wollte dem Kleinen Tabak an... Kaum erblickte er die, als er mit beiden Händen ...nd, sie wegstoßend, rief: „Weg — weg mit ... Spiegel!" Seine Stimme hatte etwas ...and als ich ihn verwundert ansah, war er ein ...orden. Mit einem gemüthlichen jugendlichen Gesicht ...der Kleine herein; aber nun starrte mich das todt..., welke, eingefurchte Antlitz eines Greises mit hohlen ...gen an. Voll Entsetzen rückte ich hin zum Großen. „Ums Himmels willen, schauen Sie doch!" wollt' ich rufen; aber der Große nahm an Allem keinen Antheil, sondern war ganz vertieft in seine Chimborasso-Pflanzen, und in dem Augenblic...

forderte der Kleine „Wein des Nordens“, wi
ausdrückte.

Nach und nach wurde das Gespräch leben
Kleine war mir zwar sehr unheimlich; aber der Große
über geringfügig scheinende Dinge recht viel Tiefes und
getzliches zu sagen, unerachtet er mit dem Ausdruck zu kämpf
schien, manchmal auch wol ein ungehöriges Wort einmischte,
das aber oft der Sache eben eine drollige Originalität gab,
und so milderte er, mit meinem Innern sich immer mehr be-
freundend, den üblen Eindruck des Kleinen. Dieser schien wie
von lauter Springfedern getrieben; denn er rückte auf dem
Stuhle hin und her, gesticulirte viel mit den Händen, und
wohl rieselte mir ein Eisstrom durch die Haare über den
Rücken, wenn ich es deutlich bemerkte, daß er wie aus zwei
verschiedenen Gesichtern heraussah. Vorzüglich blickte er oft
den Großen, dessen bequeme Ruhe sonderbar gegen des Kleinen
Beweglichkeit abstach, mit dem alten Gesicht an, wiewol nicht
so entsetzlich als zuvor mich.

In dem Maskenspiel des irdischen Lebens sieht oft der in-
nere Geist mit leuchtenden Augen aus der Larve heraus, das
Verwandte erkennend, und so mag es geschehen sein, daß
wir drei absonderliche Menschen im Keller uns auch so ange-
schaut und erkannt hatten. Unser Gespräch fiel in jenen Humor,
der nur aus dem tief bis auf den Tod verletzten Gemüthe
kommt. — „Das hat auch seinen Haken,“ sagte der Große. —
„Ach Gott,“ fiel ich ein, „wie viele Haken hat der Teufel überall
für uns eingeschlagen, in Zimmerwänden, Lauben, Rose
woran vorbeistreifend wir etwas von unserm
hängen lassen! Es scheint, Verehrte, als d
diese Weise schon etwas abhanden gekommen
diese Nacht vorzüglich Hut und Mantel fehlen. Be
an einem Haken in des Justizraths Vorzimmer,
wissen.“ Der Kleine und der Große fuhren sichtlich auf,
träfe sie unversehens ein Schlag. Der Kleine schaute mi
recht häßlich mit seinem alten Gesichte an, sprang aber gleich
auf einen Stuhl und zog das Tuch fester über den Spiegel,
während der Große sorgfältig die Lichter putzte.

Das Gespräch lebte mühsam wieder auf; man erwähnte eines jungen wackern Malers, Namens Philipp, und des Bildes einer Prinzessin, das er mit dem Geist der Liebe und dem frommen Sehnen nach dem Höchsten, wie der Herrin tiefer heiliger Sinn es in ihm entzündet, vollendet hatte. „Zum Sprechen ähnlich, und doch kein Porträt, sondern ein Bild," meinte der Große. — „Es ist so ganz wahr," sprach ich, „man möchte sagen, wie aus dem Spiegel gestohlen." — Da sprang der Kleine wild auf; mit dem alten Gesicht und funkelnden Augen mich anstarrend, schrie er: „Das ist albern, das ist toll. Wer vermag aus dem Spiegel Bilder zu stehlen? Wer vermag das? Meinst Du vielleicht, der Teufel? Hoho, Bruder, der zerbricht das Glas mit der tölpischen Kralle, und die feinen weißen Hände des Frauenbildes werden auch wund und bluten. Albern ist das. Heisa! Zeig mir das Spiegelbild, das gestohlene Spiegelbild, und ich mache Dir den Meistersprung von tausend Klafter hinab, Du betrübter Bursche!" — Der Große erhob sich, schritt auf den Kleinen los und sprach: „Mache Er sich nicht so unnütz, mein Freund, sonst wird Er die Treppe hinaufgeworfen! Es mag wol miserabel aussehen mit Seinem eigenen Spiegelbilde." — „Ha ha ha ha!" lachte und kreischte der Kleine in tollem Hohn, „ha ha ha — meinst Du? Meinst Du? Hab' ich doch meinen schönen Schlagschatten, o Du jämmerlicher Geselle, hab' ich doch meinen Schlagschatten!" — Und damit sprang er fort; noch draußen hörten wir ihn recht hämisch meckern und lachen: „Hab' ich doch meinen Schlagschatten!"

Der Große war, wie vernichtet, todtenbleich in den Stuhl zurückgesunken; er hatte den Kopf in beide Hände gestützt, und aus der tiefsten Brust athmete schwer ein Seufzer auf. „Was ist Ihnen?" fragte ich theilnehmend. — „O mein Herr," erwiderte der Große, „jener böse Mensch, der uns so feindselig erschien, der mich bis hieher, bis in meine Normalkneipe verfolgte, wo ich sonst einsam blieb, da höchstens nur etwa ein Erdgeist unter dem Tisch aufduckte und Brodkrümchen naschte, — jener böse Mensch hat mich zurückgeführt in mein tiefstes Elend. Ach, — verloren, unwiederbringlich verloren

habe ich meinen ... Leben Sie wohl!" — Er stand auf und schritt mitten durch die Stube zur Thür hinaus. Alles blieb hell um ihn, — er warf keinen Schlagschatten. Voll Entzücken rannte ich nach — „Peter Schlemihl — Peter Schlemihl!"*) rief ich freudig; aber der hatte die Pantoffeln weggeworfen. Ich sah, wie er über den Gendarmenthurm hinwegschritt und in der Nacht verschwand.

Als ich in den Keller zurückwollte, warf mir der Wirth die Thür vor der Nase zu, sprechend: „Vor solchen Gästen bewahre mich der liebe Herr Gott!" —

3.

Erscheinungen.

Herr Mathieu ist mein guter Freund und sein Thürsteher ein wachsamer Mann. Der machte mir gleich auf, als ich im Goldenen Adler die Hausklingel zog. Ich erklärte, wie ich mich aus einer Gesellschaft fortgeschlichen ohne Hut und Mantel; im letztern stecke aber mein Hausschlüssel, und die taube Aufwärterin herauszupochen, sei unmöglich. Der freundliche Mann — den Thürsteher mein' ich — öffnete ein Zimmer, stellte die Lichter hin und wünschte mir eine gute Nacht.

Der schöne breite Spiegel war verhängt; ich weiß selbst nicht, wie ich darauf kam, das Tuch herabzuziehen und beide Lichter auf den Spiegeltisch zu setzen. Ich fand mich, da ich in den Spiegel schaute, so blaß und entstellt, daß ich mich kaum selbst wiedererkannte. — Es war mir, als schwebe aus des Spiegels tiefstem Hintergrunde eine dunkle Gestalt hervor. Sowie ich fester und fester Blick und Sinn darauf richtete, entwickelten sich in seltsam magischem Schimmer deutlicher die Züge eines holden Frauenbildes, — ich erkannte Julien. Von

*) Peter Schlemihl's wundersame Geschichte, mitgetheilt von Adelbert von Chamisso und herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Nürnberg bei J. L. Schrag. 1814. — A. d. Verf. — S. Chamisso's Werke, Hempel'sche Ausg., Th. 2. — A. d. H.

inbrünstiger Liebe und Sehnsucht befangen, seufzte ich laut auf: „Julia! Julia!“

Da stöhnte und ächzte es hinter den Gardinen eines Bettes in des Zimmers äußerster Ecke. Ich horchte auf; immer ängstlicher wurde das Stöhnen. Juliens Bild war verschwunden. Entschlossen ergriff ich ein Licht, riß die Gardinen des Bettes rasch auf und schaute hinein. Wie kann ich Dir denn das Gefühl beschreiben, das mich durchbebte, als ich den Kleinen erblickte, der mit dem jugendlichen, wiewol schmerzlich verzogenen Gesicht da lag und im Schlaf recht aus tiefster Brust aufseufzte: „Giulietta — Giulietta!“

Der Name fiel zündend in mein Inneres, — das Grauen war von mir gewichen; ich faßte und rüttelte den Kleinen recht derb, rufend: „He — guter Freund, wie kommen Sie in mein Zimmer? Erwachen Sie und scheren Sie sich gefälligst zum Teufel!“ — Der Kleine schlug die Augen auf und blickte mich mit dunklen Blicken an. „Das war ein böser Traum,“ sprach er; „Dank sei Ihnen, daß Sie mich weckten!“ Die Worte klangen nur wie leise Seufzer. Ich weiß nicht, wie es kam, daß der Kleine mir jetzt ganz anders erschien, ja, daß der Schmerz, von dem er ergriffen, in mein eigenes Inneres drang und all mein Zorn in tiefer Wehmuth verging. Weniger Worte bedurfte es nur, um zu erfahren, daß der Thürsteher mir aus Versehen dasselbe Zimmer aufgeschlossen, welches der Kleine schon eingenommen hatte, daß ich es also war, der, unziemlich eingedrungen, den Kleinen aus dem Schlafe aufstörte.

„Mein Herr,“ sprach der Kleine, „ich mag Ihnen im Keller wol recht toll und ausgelassen vorgekommen sein. Schieben Sie mein Betragen darauf, daß mich, wie ich nicht leugnen kann, zuweilen ein toller Spuk befängt, der mich aus allen Kreisen des Sittigen und Gehörigen hinaustreibt. Sollte Ihnen denn nicht zuweilen Gleiches widerfahren?“ — „Ach Gott, ja,“ erwiderte ich kleinmüthig, „nur noch heute Abend, als ich Julien wiedersah.“ — „Julia?“ krächzte der Kleine mit widriger Stimme, und es zuckte über sein Gesicht hin, das wieder plötzlich alt wurde. „O, lassen Sie mich ruhen! Verhängen Sie doch gütigst den Spiegel, Bester!“ Dies sagte er

ganz matt, aufs Kissen zurückblickend. — „Mein Herr," sprach ich, „der Name meiner auf ewig verlorenen Liebe scheint seltsame Erinnerungen in Ihnen zu wecken; auch variiren Sie merklich mit Dero angenehmen Gesichtszügen. Doch hoffe ich, mit Ihnen ruhig die Nacht zu verbringen, weshalb ich gleich den Spiegel verhängen und mich ins Bett begeben will." Der Kleine richtete sich auf, sah mich mit überaus milden, gutmüthigen Blicken seines Jünglingsgesichts an, faßte meine Hand und sprach, sie leise drückend: „Schlafen Sie ruhig, mein Herr! Ich merke, daß wir Unglücksgefährten sind. — Sollten Sie auch . . .? Julia — Giulietta! — Nun, dem sei, wie ihm wolle, Sie üben eine unwiderstehliche Gewalt über mich aus, — ich kann nicht anders, ich muß Ihnen mein tiefstes Geheimniß entdecken. Dann hassen, dann verachten Sie mich!"

Mit diesen Worten stand der Kleine langsam auf, hüllte sich in einen weißen weiten Schlafrock und schlich leise und recht gespensterartig nach dem Spiegel, vor den er sich hinstellte. Ach, — rein und klar warf der Spiegel die beiden Lichter, die Gegenstände im Zimmer, mich selbst zurück; die Gestalt des Kleinen war nicht zu sehen im Spiegel; kein Strahl reflectirte sein dicht herangebogenes Gesicht. Er wandte sich zu mir, die tiefste Verzweiflung in den Mienen; er drückte meine Hände. „Sie kennen nun mein grenzenloses Elend," sprach er. „Schlemihl, die reine gute Seele, ist beneidenswerth gegen mich Verworfenen. Leichtsinnig verkaufte er seinen Schlagschatten, aber ich! — Ich gab mein Spiegelbild ihr — ihr! — Oh — oh — oh!" — So tief aufstöhnend, die Hände vor die Augen gedrückt, wankte der Kleine nach dem Bette, in das er sich schnell warf. Erstarrt blieb ich stehen; Argwohn, Verachtung, Grauen, Theilnahme, Mitleiden, ich weiß selbst nicht, was sich Alles für und wider den Kleinen in meiner Brust regte. Der Kleine fing indeß bald an, so anmuthig und melodiös zu schnarchen, daß ich der narkotischen Kraft dieser Töne nicht widerstehen konnte. Schnell verhing ich den Spiegel, löschte die Lichter aus, warf mich so wie der Kleine ins Bett und fiel bald in tiefen Schlaf.

Es mochte wol schon Morgen sein, als ein blendender Schimmer mich weckte. Ich schlug die Augen auf und er-

blickte den Kleinen, der im weißen Schlafrock, die Nachtmütze auf dem Kopf, den Rücken mir zugewendet, am Tische saß und bei beiden angezündeten Lichtern emsig schrieb. Er sah recht spukhaft aus; mich wandelte ein Grauen an. Der Traum erfaßte mich plötzlich und trug mich wieder zum Justizrath, wo ich neben Julien auf der Ottomane saß. Doch bald war es mir, als sei die ganze Gesellschaft eine spaßhafte Weihnachtsausstellung bei Fuchs, Weide, Schoch oder sonst, der Justizrath eine zierliche Figur von Dragant mit postpapierenem Jabot. Höher und höher wurden die Bäume und Rosenbüsche. Julie stand auf und reichte mir den krystallenen Pokal, aus dem blaue Flammen emporleckten. Da zog es mich am Arm; der Kleine stand hinter mir mit dem alten Gesicht und lispelte: „Trink nicht, trink nicht! — Sieh sie doch recht an! — Hast Du sie nicht schon gesehen auf den Warnungstafeln von Breughel, von Callot oder von Rembrandt?“ — Mich schauderte vor Julien; denn freilich war sie in ihrem faltenreichen Gewande mit den bauschigen Aermeln, in ihrem Haarschmuck so anzusehen wie die von hölliſchen Unthieren umgebenen lockenden Jungfrauen auf den Bildern jener Meister. — „Warum fürchtest Du Dich denn?“ sprach Julie; „ich habe Dich und Dein Spiegelbild doch ganz und gar.“ — Ich ergriff den Pokal; aber der Kleine hüpfte wie ein Eichhörnchen auf meine Schultern und wehte mit dem Schweife in die Flammen, widrig quiekend: „Trink nicht — trink nicht!“ Doch nun wurden alle Zuckerfiguren der Ausstellung lebendig und bewegten komisch die Händchen und Füßchen. Der dragantene Justizrath trippelte auf mich zu und rief mit einem ganz feinen Stimmchen: „Warum der ganze Rumor, mein Bester? Warum der ganze Rumor? Stellen Sie sich doch nur auf Ihre lieben Füße! Denn schon lange bemerke ich, daß Sie in den Lüften über Stühle und Tische wegschreiten.“ Der Kleine war verschwunden; Julie hatte nicht mehr den Pokal in der Hand. — „Warum hatte denn nicht trinken?“ sprach sie. „War [illegible] wolltest Du Flamme, die Dir aus dem Pokal [illegible] denn die reine herrliche Kuß, wie Du ihn einst von mir [illegible] gegenstrahlte, nicht der an mich drücken; Schlemihl tr[illegible]ngst?“ — Ich wollte sie [illegible] dazwischen, sprechend:

„Das ist Mina, die den Rascal geheirathet.“*) Er hatte einige Zuckerfiguren getreten; die ächzten sehr. Aber bald vermehrten diese sich zu Hunderten und Tausenden und trippelten um mich her und an mir herauf im bunten häßlichen Gewimmel und umsummten mich wie ein Bienenschwarm. — Der dragantene Justizrath hatte sich bis zur Halsbinde heraufgeschwungen; die zog er immer fester und fester an. — „Verdammter dragantener Justizrath!“ schrie ich laut und fuhr auf aus dem Schlafe.

Es war heller lichter Tag, schon elf Uhr mittags. — „Das ganze Ding mit dem Kleinen war auch wol nur ein lebhafter Traum,“ dachte ich eben, als der mit dem Frühstück eintretende Kellner mir sagte, daß der fremde Herr, der mit mir in einem Zimmer geschlafen, am frühen Morgen abgereiset sei und sich mir sehr empfehlen lasse. Auf dem Tische, an dem nachts der spukhafte Kleine saß, fand ich ein frisch beschriebenes Blatt, dessen Inhalt ich Dir mittheile, da es unbezweifelt des Kleinen wundersame Geschichte ist.

4.

Die Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde.

Endlich war es doch so weit gekommen, daß Erasmus Spikher den Wunsch, den er sein Leben lang im Herzen genährt, erfüllen konnte. Mit frohem Herzen und wohlgefülltem Beutel setzte er sich in den Wagen, um die nördliche Heimath zu verlassen und nach dem schönen warmen Wälschland zu reisen. Die liebe fromme Hausfrau vergoß tausend Thränen; sie hob den kleinen Rasmus, nachdem sie ihm Nase und Mund sorgfältig geputzt, in den Wagen hinein, damit der Vater zum Abschiede ihn noch sehr küsse. — „Lebe wohl, mein lieber Erasmus Spikher!“ sprach die Frau schluchzend. „Das Haus will ich Dir gut bewahren. Denke fein fleißig an

*) Chamisso's W., Th. 2, [illegible] (Rascal, englisch = Schurke.) — A. d. H.

mich, bleibe mir treu und verliere nicht die schöne Reisemütze, wenn Du, wie Du wol pflegst, schlafend zum Wagen herausnickst!" Spikher versprach das. —

In dem schönen Florenz fand Erasmus einige Landsleute, die voll Lebenslust und jugendlichen Muths in den üppigen Genüssen, wie sie das herrliche Land reichlich darbot, schwelgten. Er bewies sich ihnen als ein wackerer Kumpan, und es wurden allerlei ergetzliche Gelage veranstaltet, denen Spikher's besonders munterer Geist und das Talent, dem tollen Ausgelassenen das Sinnige beizufügen, einen eigenen Schwung gaben. So kam es denn, daß die jungen Leute — Erasmus, erst siebenundzwanzig Jahre alt, war wohl dazu zu rechnen — einmal zur Nachtzeit in eines herrlichen, duftenden Gartens erleuchtetem Boskett ein gar fröhliches Fest begingen. Jeder, nur nicht Erasmus, hatte eine liebliche Donna mitgebracht. Die Männer gingen in zierlicher altdeutscher Tracht; die Frauen waren in bunte leuchtende Gewänder, jede auf andere Art, ganz phantastisch gekleidet, so daß sie erschienen wie liebliche wandelnde Blumen. Hatte Diese oder Jene zu dem Saitengelispel der Mandolinen ein italienisches Liebeslied gesungen, so stimmten die Männer unter dem lustigen Geklingel der mit Syrakuser gefüllten Gläser einen kräftigen deutschen Rundgesang an.

Ist ja doch Italien das Land der Liebe. Der Abendwind säuselte wie in sehnsüchtigen Seufzern; wie Liebeslaute durchwallten die Orange- und Jasmindüfte das Boskett, sich mischend in das lose, neckhafte Spiel, das die holden Frauenbilder, all die kleinen zarten Buffonerien,*) wie sie nur den italienischen Weibern eigen, aufbietend, begonnen hatten. Immer reger und lauter wurde die Lust. Friedrich, der Glühendste von Allen, stand auf; mit einem Arm hatte er seine Donna umschlungen, und das mit perlendem Syrakuser gefüllte Glas mit der andern Hand hoch schwingend, rief er: „Wo ist denn Himmelslust und Seligkeit zu finden als bei Euch, Ihr holden, herrlichen italienischen Frauen? Ihr seid ja die Liebe selbst. — Aber Du, Erasmus," fuhr er fort, sich zu Spikher wendend,

*) Buffonerie, italienisch (von buffo, lustig, scherzhaft) = Possen. — A. d. H.

„scheinst das nicht sonderlich zu fühlen; denn nicht allein, daß Du aller Verabredung, Ordnung und Sitte entgegen, keine Donna zu unserm Feste geladen hast, so bist Du auch heute so trübe und in Dich gekehrt, daß, hättest Du nicht wenigstens tapfer getrunken und gesungen, ich glauben würde, Du seiest mit einem Mal ein langweiliger Melancholicus geworden."

„Ich muß Dir gestehen, Friedrich," erwiderte Erasmus, „daß ich mich auf die Weise nun einmal nicht freuen kann. Du weißt ja, daß ich eine liebe, fromme Hausfrau zurückgelassen habe, die ich recht aus tiefer Seele liebe, und an der ich ja offenbar einen Verrath beginge, wenn ich im losen Spiel auch nur für einen Abend mir eine Donna wählte. Mit Euch unbeweibten Jünglingen ist das ein Anderes; aber ich, als Familienvater . . ." — Die Jünglinge lachten hell auf, da Erasmus bei dem Worte „Familienvater" sich bemühte, das jugendliche gemüthliche Gesicht in ernste Falten zu ziehen, welches denn eben sehr possierlich herauskam. Friedrich's Donna ließ sich das, was Erasmus deutsch gesprochen, in das Italienische übersetzen; dann wandte sie sich ernsten Blickes zum Erasmus und sprach, mit aufgehobenem Finger leise drohend: „Du kalter, kalter Deutscher, verwahre Dich wohl! Noch hast Du Giulietta nicht gesehen."

In dem Augenblick rauschte es beim Eingange des Bosketts, und aus dunkler Nacht trat in den lichten Kerzenschimmer herein ein wunderherrliches Frauenbild. Das weiße, Busen, Schultern und Nacken nur halb verhüllende Gewand mit bauschigen, bis an die Ellenbogen streifenden Aermeln floß in reichen breiten Falten herab, die Haare vorn an der Stirn gescheitelt, hinten in vielen Flechten heraufgenestelt. Goldene Ketten um den Hals, reiche Armbänder um die Handgelenke geschlungen, vollendeten den alterthümlichen Putz der Jungfrau, die anzusehen war, als wandle ein Frauenbild von Rubens oder dem zierlichen Mieris daher. — „Giulietta!" riefen die Mädchen voll Erstaunen. Giulietta, deren Engelschönheit Alle überstrahlte, sprach mit süßer lieblicher Stimme: „Laßt mich doch Theil nehmen an Euerm schönen Fest, Ihr wackern deutschen Jünglinge! Ich will hin zu Jenem dort,

der unter Euch ist so ohne Lust und ohne Liebe." Damit wandelte sie in hoher Anmuth zum Erasmus und setzte sich auf den Sessel, der neben ihm leer geblieben, da man vorausgesetzt hatte, daß auch er eine Donna mitbringen werde. Die Mädchen lispelten unter einander: „Seht, o seht, wie Giulietta heute wieder so schön ist!" Und die Jünglinge sprachen: „Was ist denn das mit dem Erasmus? Er hat ja die Schönste gewonnen und uns wol nur verhöhnt?"

Dem Erasmus war bei dem ersten Blick, den er auf Giulietta warf, so ganz besonders zu Muthe geworden, daß er selbst nicht wußte, was sich denn so gewaltsam in seinem Innern rege. Als sie sich ihm näherte, faßte ihn eine fremde Gewalt und drückte seine Brust zusammen, daß sein Athem stockte. Das Auge fest geheftet auf Giulietta, mit erstarrten Lippen saß er da und konnte kein Wort hervorbringen, als die Jünglinge laut Giulietta's Anmuth und Schönheit priesen. Giulietta nahm einen vollgeschenkten Pokal und stand auf, ihn dem Erasmus freundlich darreichend; der ergriff den Pokal, Giulietta's zarte Finger leise berührend. Er trank; Gluth strömte durch seine Adern. Da fragte Giulietta scherzend: „Soll ich denn Eure Donna sein?" Aber Erasmus warf sich wie im Wahnsinn vor Giulietta nieder, drückte ihre beiden Hände an seine Brust und rief: „Ja, Du bist es; Dich habe ich geliebt immerdar, Dich, Du Engelsbild! Dich habe ich geschaut in meinen Träumen; Du bist mein Glück, meine Seligkeit, mein höheres Leben!" — Alle glaubten, der Wein sei dem Erasmus zu Kopf gestiegen; denn so hatten sie ihn nie gesehen, — er schien ein Anderer geworden. „Ja, Du — Du bist mein Leben; Du flammst in mir mit verzehrender Gluth. Laß mich untergehen — untergehen! Nur in Dir, nur Du will ich sein!" So schrie Erasmus; aber Giulietta nahm ihn sanft in die Arme. Ruhiger geworden, setzte er sich an ihre Seite, und bald begann wieder das heitere Liebesspiel in munteren Scherzen und Liedern, das durch Giulietta und Erasmus unterbrochen worden. Wenn Giulietta sang, war es, als gingen aus tiefster Brust Himmelstöne hervor, nie gekannte, nur geahnte Lust in Allen entzündend. Ihre volle wunder-

bare Krystallstimme trug eine geheimnißvolle Gluth in sich, die jedes Gemüth ganz und gar befing. Fester hielt jeder Jüngling seine Donna umschlungen, und feuriger strahlte Aug' in Auge.

Schon verkündete ein rother Schimmer den Anbruch der Morgenröthe; da rieth Giulietta, das Fest zu enden. Es geschah. Erasmus schickte sich an, Giulietta zu begleiten; sie schlug das ab und bezeichnete ihm das Haus, wo er sie künftig finden könne. Während des deutschen Rundgesanges, den die Jünglinge noch zum Beschluß des Festes anstimmten, war Giulietta aus dem Boskett verschwunden; man sah sie hinter zwei Bedienten, die mit Fackeln voranschritten, durch einen fernen Laubgang wandeln. Erasmus wagte nicht, ihr zu folgen. Die Jünglinge nahmen nun jeder seine Donna unter den Arm und schritten in voller heller Lust von-dannen.

Ganz verstört und im Innern zerrissen von Sehnsucht und Liebesqual, folgte ihnen endlich Erasmus, dem sein kleiner Diener mit der Fackel vorleuchtete. So ging er, da die Freunde ihn verlassen, durch eine entlegene Straße, die nach seiner Wohnung führte. Die Morgenröthe war hoch heraufgestiegen; der Diener stieß die Fackel auf dem Steinpflaster aus. Aber in den aufsprühenden Funken stand plötzlich eine seltsame Figur vor Erasmus, ein langer dürrer Mann mit spitzer Habichtsnase, funkelnden Augen, hämisch verzogenem Munde, im feuerrothen Rock mit strahlenden Stahlknöpfen. Der lachte und rief mit unangenehm gellender Stimme: „Ho, ho! Ihr seid wol aus einem alten Bilderbuche herausgestiegen mit Euerm Mantel, Euerm geschlitzten Wamms und Euerm Federbarett. Ihr seht recht schnakisch aus, Herr Erasmus. Aber wollt Ihr denn auf der Straße der Leute Spott werden? Kehrt doch nur ruhig zurück in Euern Pergamentband!" — „Was geht Euch meine Kleidung an?" sprach Erasmus verdrießlich und wollte, den rothen Kerl beiseite schiebend, vorübergehen. Der schrie ihm nach: „Nun, nun, eilt nur nicht so! Zur Giulietta könnt Ihr doch jetzt gleich nicht hin." — Erasmus drehte sich rasch um. „Was sprecht

Ihr von Giulietta?" rief er mit wilder Stimme, den rothen Kerl bei der Brust packend. Der wandte sich aber pfeilschnell und war, ehe sich's Erasmus versah, verschwunden. Erasmus blieb ganz verblüfft stehen, mit dem Stahlknopf in der Hand, den er dem Rothen abgerissen. „Das war der Wunderdoctor, Signor Daperduto; — was Der nur von Euch wollte?" sprach der Diener; aber den Erasmus wandelte ein Grauen an. Er eilte, sein Haus zu erreichen. —

Giulietta empfing den Erasmus mit all der wunderbaren Anmuth und Freundlichkeit, die ihr eigen. Der wahnsinnigen Leidenschaft, die den Erasmus entflammt, setzte sie ein mildes, gleichmüthiges Betragen entgegen. Nur dann und wann funkelten ihre Augen höher auf, und Erasmus fühlte, wie leise Schauer aus dem Innersten heraus ihn durchbebten, wenn sie manchmal ihn mit einem recht seltsamen Blicke traf. Nie sagte sie ihm, daß sie ihn liebe; aber ihre ganze Art und Weise, mit ihm umzugehen, ließ es ihn deutlich ahnen, und so kam es, daß immer festere und festere Bande ihn umstrickten. Ein wahres Sonnenleben ging ihm auf. Die Freunde sah er selten, da Giulietta ihn in andere fremde Gesellschaft eingeführt. —

Einst begegnete ihm Friedrich; der ließ ihn nicht los, und als der Erasmus durch manche Erinnerung an sein Vaterland und an sein Haus recht mild und weich geworden, da sagte Friedrich: „Weißt Du wol, Spikher, daß Du in recht gefährliche Bekanntschaft gerathen bist? Du mußt es doch wol schon gemerkt haben, daß die schöne Giulietta eine der schlauesten Courtisanen ist, die es je gab. Man trägt sich dabei mit allerlei geheimnißvollen seltsamen Geschichten, die sie in gar besonderem Lichte erscheinen lassen. Daß sie über die Menschen, wenn sie will, eine unwiderstehliche Macht übt und sie in unauflösliche Bande verstrickt, seh' ich an Dir; Du bist ganz und gar verändert. Du bist ganz der verführerischen Giulietta hingegeben; Du denkst nicht mehr an Deine liebe fromme Hausfrau." — Da hielt Erasmus beide Hände vors Gesicht; er schluchzte laut, er rief den Namen seiner Frau. Friedrich merkte wohl, wie ein innerer harter Kampf begonnen.

„Spikher," fuhr er fort, „laß uns schnell abreisen!" — „Ja, Friedrich," rief Spikher heftig, „Du hast Recht. Ich weiß nicht, wie mich so finstere, gräßliche Ahnungen plötzlich ergreifen; ich muß fort, noch heute fort." — Beide Freunde eilten über die Straße. Quer vorüber schritt Signor Daperduto. Der lachte dem Erasmus ins Gesicht und rief: „Ach, eilt doch, eilt doch nur schnell! Giulietta wartet schon, das Herz voll Sehnsucht, die Augen voll Thränen. Ach, eilt doch, eilt doch!" — Erasmus wurde wie vom Blitz getroffen. — „Dieser Kerl," sprach Friedrich, „dieser Ciarlatano ist mir im Grunde der Seele zuwider, und daß Der bei Giulietta aus- und eingeht und ihr seine Wunderessenzen verkauft...." — „Was!" rief Erasmus, „dieser abscheuliche Kerl bei Giulietta — bei Giulietta?" — „Wo bleibt Ihr aber auch so lange? Alles wartet auf Euch. Habt Ihr denn gar nicht an mich gedacht?" so rief eine sanfte Stimme vom Balkon herab. Es war Giulietta, vor deren Hause die Freunde, ohne es bemerkt zu haben, standen. Mit einem Sprunge war Erasmus im Hause. „Der ist nun einmal hin und nicht mehr zu retten!" sprach Friedrich leise und schlich über die Straße fort.

Nie war Giulietta liebenswürdiger gewesen. Sie trug dieselbe Kleidung wie damals in dem Garten; sie strahlte in voller Schönheit und jugendlicher Anmuth. Erasmus hatte Alles vergessen, was er mit Friedrich gesprochen. Mehr als je riß ihn die höchste Wonne, das höchste Entzücken unwiderstehlich hin; aber auch noch niemals hatte Giulietta so ohne allen Rückhalt ihm ihre innigste Liebe merken lassen. Nur ihn schien sie zu beachten, nur für ihn zu sein. — Auf einer Villa, die Giulietta für den Sommer gemiethet, sollte ein Fest gefeiert werden. Man begab sich dahin. In der Gesellschaft befand sich ein junger Italiener von recht häßlicher Gestalt und noch häßlicheren Sitten; der bemühte sich viel um Giulietta und erregte die Eifersucht des Erasmus, der voll Ingrimm sich von den Andern entfernte und einsam in einer Seitenallee des Gartens auf- und abschlich. Giulietta suchte ihn auf. — „Was ist Dir? Bist Du denn nicht ganz mein?" Damit umfing sie ihn mit den zarten Armen und

drückte einen Kuß auf seine Lippen. Feuerstrahlen durchblitzten ihn; in rasender Liebeswuth drückte er die Geliebte an sich und rief: „Nein, ich lasse Dich nicht, und sollte ich untergehen im schmachvollsten Verderben!" Giulietta lächelte seltsam bei diesen Worten, und ihn traf jener sonderbare Blick, der ihm jederzeit innern Schauer erregte. Sie gingen wieder zur Gesellschaft. Der widrige junge Italiener trat jetzt in die Rolle des Erasmus; von Eifersucht getrieben, stieß er allerlei spitze beleidigende Reden gegen Deutsche und insbesondere gegen Spikher aus. Der konnte es endlich nicht länger ertragen; rasch schritt er auf den Italiener los. — „Haltet ein," sprach er, „mit Euern nichtswürdigen Sticheleien auf Deutsche und auf mich, sonst werfe ich Euch in jenen Teich, und Ihr könnt Euch im Schwimmen versuchen!" In dem Augenblick blitzte ein Dolch in des Italieners Hand. Da packte Erasmus ihn wüthend bei der Kehle und warf ihn nieder; ein kräftiger Fußtritt ins Genick, und der Italiener gab röchelnd seinen Geist auf. Alles stürzte auf den Erasmus los; er war ohne Besinnung — er fühlte sich ergriffen, fortgerissen.

Als er wie aus tiefer Betäubung erwachte, lag er in einem kleinen Cabinet zu Giulietta's Füßen, die, das Haupt über ihn herabgebeugt, ihn mit beiden Armen umfaßt hielt. „Du böser, böser Deutscher," sprach sie unendlich sanft und mild, „welche Angst hast Du mir verursacht! Aus der nächsten Gefahr habe ich Dich errettet; aber nicht sicher bist Du mehr in Florenz, in Italien. Du mußt fort; Du mußt mich, die Dich so sehr liebt, verlassen." Der Gedanke der Trennung zerriß den Erasmus in namenlosem Schmerz und Jammer. — „Laß mich bleiben!" schrie er, „ich will ja gern den Tod leiden! Heißt denn sterben mehr als leben ohne Dich?" Da war es ihm, als rufe eine leise ferne Stimme schmerzlich seinen Namen. Ach, es war die Stimme der frommen deutschen Hausfrau. Erasmus verstummte, und auf ganz seltsame Weise fragte Giulietta: „Du denkst wol an Dein Weib? Ach, Erasmus, Du wirst mich nur zu bald vergessen." — „Könnte ich nur ewig und immerdar ganz Dein sein!" sprach Erasmus.

Sie standen gerade vor dem schönen breiten Spiegel, der in der Wand des Cabinets angebracht war und an dessen beiden Seiten helle Kerzen brannten. Fester, inniger drückte Giulietta den Erasmus an sich, indem sie leise lispelte: „Laß mir Dein Spiegelbild, Du innig Geliebter! Es soll mein und bei mir bleiben immerdar." — „Giulietta," rief Erasmus ganz verwundert; „was meinst Du denn? Mein Spiegelbild?" — Er sah dabei in den Spiegel, der ihn und Giulietta in süßer Liebesumarmung zurückwarf. „Wie kannst Du denn mein Spiegelbild behalten," fuhr er fort, „das mit mir wandelt überall, und aus jedem klaren Wasser, aus jeder hellgeschliffenen Fläche mir entgegentritt?" — „Nicht einmal," sprach Giulietta, „diesen Traum Deines Ichs, wie er aus dem Spiegel hervorschimmert, gönnst Du mir, der Du sonst mein mit Leib und Leben sein wolltest? Nicht einmal Dein unstetes Bild soll bei mir bleiben und mit mir wandeln durch das arme Leben, das nun wol, da Du fliehst, ohne Lust und Liebe bleiben wird!" Die heißen Thränen stürzten der Giulietta aus den schönen dunklen Augen. Da rief Erasmus, wahnsinnig vor tödtendem Liebesschmerz: „Muß ich denn fort von Dir — muß ich fort, so soll mein Spiegelbild Dein bleiben auf ewig und immerdar. Keine Macht — der Teufel soll es Dir nicht entreißen, bis Du mich selbst hast mit Seele und Leib!"

Giulietta's Küsse brannten wie Feuer auf seinem Munde, als er dies gesprochen; dann ließ sie ihn los und streckte sehnsuchtsvoll die Arme aus nach dem Spiegel. Erasmus sah, wie sein Bild unabhängig von seinen Bewegungen hervortrat, wie es in Giulietta's Arme glitt, wie es mit ihr im seltsamen Duft verschwand. Allerlei häßliche Stimmen meckerten und lachten in teuflischem Hohn. Erfaßt von dem Todeskrampf des tiefsten Entsetzens, sank er bewußtlos zu Boden; aber die fürchterliche Angst, das Grausen riß ihn auf aus der Betäubung. In dicker dichter Finsterniß taumelte er zur Thür hinaus, die Treppe hinab. Vor dem Hause ergriff man ihn und hob ihn in einen Wagen, der schnell fortrollte. „Dieselben haben sich etwas alterirt, wie es scheint," sprach der Mann,

der sich neben ihn gesetzt hatte, in deutscher Sprache. „Indessen wird jetzt Alles ganz vortrefflich gehen, wenn Sie sich nur mir ganz überlassen wollen. Giuliettchen hat schon das Ihrige gethan und mir Sie empfohlen. Sie sind auch ein recht lieber junger Mann und incliniren erstaunlich zu angenehmen Späßen, wie sie uns, mir und Giuliettchen, sehr behagen. Das war mir ein recht tüchtiger deutscher Tritt in den Nacken. Wie dem Amoroso die Zunge kirschblau zum Halse heraushing, — er sah recht possierlich aus — und wie er so krächzte und ächzte und nicht gleich abfahren konnte, — ha — ha — ha —!" Die Stimme des Mannes war so widrig höhnend, sein Schnickschnack so gräßlich, daß die Worte Dolchstichen gleich in des Erasmus Brust fuhren. „Wer Ihr auch sein mögt," sprach Erasmus, „schweigt, schweigt von der entsetzlichen That, die ich bereue!" — „Bereuen, bereuen!" erwiderte der Mann, „so bereut Ihr auch wol, daß Ihr Giulietta kennen gelernt und ihre süße Liebe erworben habt?" — „Ach, Giulietta, Giulietta!" seufzte Erasmus. — „Nun ja," fuhr der Mann fort, „so seid Ihr nun kindisch! Ihr wünscht und wollt; aber Alles soll auf gleichem glatten Wege bleiben. Fatal ist es zwar, daß Ihr Giulietta habt verlassen müssen; aber doch könnte ich wol, bliebet Ihr hier, Euch allen Dolchen Eurer Verfolger und auch der lieben Justiz entziehen."

Der Gedanke, bei Giulietta bleiben zu können, ergriff den Erasmus gar mächtig. — „Wie wäre das möglich?" fragte er. — „Ich kenne," fuhr der Mann fort, „ein sympathetisches Mittel, das Eure Verfolger mit Blindheit schlägt, kurz, welches bewirkt, daß Ihr ihnen immer mit einem andern Gesicht erscheint und sie Euch niemals wiedererkennen. Sowie es Tag ist, werdet Ihr so gut sein, recht lange und aufmerksam in irgend einen Spiegel zu schauen; mit Eurem Spiegelbilde nehme ich dann, ohne es im Mindesten zu versehren, gewisse Operationen vor, und Ihr seid geborgen. Ihr könnt dann leben mit Giulietta ohne alle Gefahr in aller Lust und Freudigkeit." — „Fürchterlich, fürchterlich!" schrie Erasmus auf. — „Was ist denn fürchterlich, mein Werthester?" fragte der

Mann höhnisch. — „Ach, ich — habe — ich habe" ... fing Erasmus an. — „Euer Spiegelbild sitzen lassen," fiel der Mann schnell ein, „sitzen lassen bei Giulietta? Ha ha ha! Bravissimo, mein Bester! Nun könnt Ihr durch Fluren und Wälder, Städte und Dörfer laufen, bis Ihr Euer Weib gefunden nebst dem kleinen Rasmus und wieder ein Familienvater seid, wiewol ohne Spiegelbild, worauf es Eurer Frau auch weiter wol nicht ankommen wird, da sie Euch leiblich hat, Giulietta aber nur Euer schimmerndes Traum-Ich." — „Schweige, Du entsetzlicher Mensch!" schrie Erasmus.

In dem Augenblick nahte sich ein fröhlich singender Zug mit Fackeln, die ihren Glanz in den Wagen warfen. Erasmus sah seinem Begleiter ins Gesicht und erkannte den häßlichen Doctor Daperduto. Mit einem Satz sprang er aus dem Wagen und lief dem Zuge entgegen, da er schon in der Ferne Friedrich's wohltönenden Baß erkannt hatte. Die Freunde kehrten von einem ländlichen Mahle zurück. Schnell unterrichtete Erasmus Friedrichen von Allem, was geschehen, und verschwieg nur den Verlust seines Spiegelbildes. Friedrich eilte mit ihm voran nach der Stadt, und so schnell wurde alles Nöthige veranstaltet, daß, als die Morgenröthe aufgegangen, Erasmus auf einem raschen Pferde sich schon weit von Florenz entfernt hatte. —

Spikher hat manches Abenteuer aufgeschrieben, das ihm auf seiner Reise begegnete. Am Merkwürdigsten ist der Vorfall, welcher zuerst den Verlust seines Spiegelbildes ihn recht seltsam fühlen ließ. Er war nämlich gerade, weil sein müdes Pferd Erholung bedurfte, in einer großen Stadt geblieben und setzte sich ohne Arg an die stark besetzte Wirthstafel, nicht achtend, daß ihm gegenüber ein schöner klarer Spiegel hing. Ein Satan von Kellner, der hinter seinem Stuhle stand, wurde gewahr, daß drüben im Spiegel der Stuhl leer geblieben und sich nichts von der darauf sitzenden Person reflectire. Er theilte seine Bemerkung dem Nachbar des Erasmus mit, der seinem Nebenmann: es lief durch die ganze Tischreihe ein Gemurmel und Geflüster; man sah den Erasmus an, dann in den Spiegel. Noch hatte Erasmus gar

nicht bemerkt, daß ihm das Alles galt, als ein ernsthafter Mann vom Tische aufstand, ihn vor den Spiegel führte, hineinsah und dann, sich zur Gesellschaft wendend, laut rief: „Wahrhaftig, er hat kein Spiegelbild!" — „Er hat kein Spiegelbild — er hat kein Spiegelbild!" schrie Alles durch einander; „ein mauvais sujet, ein homo nefas! Werft ihn zur Thür hinaus!" — Voll Wuth und Scham flüchtete Erasmus auf sein Zimmer; aber kaum war er dort, als ihm von Polizei wegen angekündigt wurde, daß er binnen einer Stunde mit seinem vollständigen, völlig ähnlichen Spiegelbilde vor der Obrigkeit erscheinen oder die Stadt verlassen müsse. Er eilte von dannen, vom müssigen Pöbel, von den Straßenjungen verfolgt, die ihm nachschrien: „Da reitet er hin, der dem Teufel sein Spiegelbild verkauft hat, da reitet er hin!" — Endlich war er im Freien. Nun ließ er überall, wo er hinkam, unter dem Vorwande eines natürlichen Abscheus gegen jede Abspiegelung, alle Spiegel schnell verhängen, und man nannte ihn daher spottweise den General Suworoff, der ein Gleiches that. —

Freudig empfing ihn, als er seine Vaterstadt und sein Haus erreicht, die liebe Frau mit dem kleinen Rasmus, und bald schien es ihm, als sei in ruhiger, friedlicher Häuslichkeit der Verlust des Spiegelbildes wol zu verschmerzen. Es begab sich eines Tages, daß Spikher, der die schöne Giulietta ganz aus Sinn und Gedanken verloren, mit dem kleinen Rasmus spielte; der hatte die Händchen voll Ofenruß und fuhr damit dem Papa ins Angesicht. „Ach, Vater, Vater, wie hab' ich Dich schwarz gemacht — schau 'mal her!" So rief der Kleine und holte, ehe Spikher es hindern konnte, einen Spiegel herbei, den er, ebenfalls hineinschauend, dem Vater vorhielt. Aber gleich ließ er den Spiegel weinend fallen und lief schnell zum Zimmer hinaus. Bald darauf trat die Frau herein, Staunen und Schreck in den Mienen. „Was hat mir der Rasmus von Dir erzählt?" sprach sie. — „Daß ich kein Spiegelbild hätte, nicht wahr, mein Liebchen?" fiel Spikher mit erzwungenem Lächeln ein und bemühte sich, zu beweisen, daß es zwar unsinnig sei, zu glauben, man könne

überhaupt sein Spiegelbild verlieren; im Ganzen sei aber nicht viel daran verloren, da jedes Spiegelbild doch nur eine Illusion sei, Selbstbetrachtung zur Eitelkeit führe und noch dazu ein solches Bild das eigene Ich spalte in Wahrheit und Traum.

Indem er so sprach, hatte die Frau von einem verhängten Spiegel, der sich in dem Wohnzimmer befand, schnell das Tuch herabgezogen. Sie schaute hinein und, als träfe sie ein Blitzstrahl, sank sie zu Boden. Spikher hob sie auf; aber kaum hatte die Frau das Bewußtsein wieder, als sie ihn mit Abscheu von sich stieß. „Verlasse mich," schrie sie, „fürchterlicher Mensch! Du bist es nicht, Du bist nicht mein Mann, nein — ein höllischer Geist bist Du, der mich um meine Seligkeit bringen, der mich verderben will. Fort, verlasse mich! Du hast keine Macht über mich, Verdammter!" Ihre Stimme gellte durch das Zimmer, durch den Saal; die Hausleute liefen entsetzt herbei. In voller Wuth und Verzweiflung stürzte Erasmus zum Hause hinaus. Wie von wilder Raserei getrieben, rannte er durch die einsamen Gänge des Parks, der sich bei der Stadt befand.

Giulietta's Gestalt stieg vor ihm auf in Engelschönheit; da rief er laut: „Rächst Du Dich so, Giulietta, dafür, daß ich Dich verließ und Dir statt meines Selbst nur mein Spiegelbild gab? Ha, Giulietta, ich will ja Dein sein mit Leib und Seele. Sie hat mich verstoßen, Sie, der ich Dich opferte. Giulietta, Giulietta, ich will ja Dein sein mit Leib und Leben und Seele." — „Das können Sie ganz füglich, mein Werthester," sprach Signor Daperduto, der auf einmal in seinem scharlachrothen Rocke mit den blitzenden Stahlknöpfen dicht neben ihm stand. Es waren Trostworte für den unglücklichen Erasmus; deshalb achtete er nicht Daperduto's hämisches, häßliches Gesicht. Er blieb stehen und fragte mit recht kläglichem Ton: „Wie soll ich sie denn wiederfinden, sie, die wol auf immer für mich verloren ist?" — „Mit nichten," erwiderte Daperduto; „sie ist gar nicht weit von hier und sehnt sich erstaunlich nach Ihrem werthen Selbst, Verehrter, da doch, wie Sie einsehen, ein Spiegelbild nur eine schnöde Illusion ist.

Uebrigens giebt sie Ihnen, sobald sie sich Ihrer werthen Person, nämlich mit Leib, Leben und Seele sicher weiß, Ihr angenehmes Spiegelbild glatt und unversehrt dankbarlichst zurück." — „Führe mich zu ihr, zu ihr hin!" rief Erasmus. „Wo ist sie?" — „Noch einer Kleinigkeit bedarf es," fiel Daperduto ein, „bevor Sie Giulietta sehen und sich ihr gegen Erstattung des Spiegelbildes ganz ergeben können. Dieselben vermögen nicht so ganz über Dero werthe Person zu disponiren, da Sie noch durch gewisse Bande gefesselt sind, die erst gelöset werden müssen. Dero liebe Frau nebst dem hoffnungsvollen Söhnlein" .... — „Was soll das?" fuhr Erasmus wild auf.

„Eine unmaßgebliche Trennung dieser Bande," fuhr Daperduto fort, „könnte auf ganz leicht menschliche Weise bewirkt werden. Sie wissen ja von Florenz aus, daß ich wundersame Medicamente geschickt zu bereiten weiß; da hab' ich denn hier so ein Hausmittelchen in der Hand. Nur ein paar Tropfen dürfen Die genießen, welche Ihnen und der lieben Giulietta im Wege sind, und sie sinken ohne schmerzliche Geberde lautlos zusammen. Man nennt das zwar sterben, und der Tod soll bitter sein; aber ist denn der Geschmack bitterer Mandeln nicht lieblich? — und nur diese Bitterkeit hat der Tod, den dieses Fläschchen verschließt. Sogleich nach dem fröhlichen Hinsinken wird die werthe Familie einen angenehmen Geruch von bittern Mandeln verbreiten. Nehmen Sie, Geehrtester!" Er reichte dem Erasmus eine kleine Phiole hin.*) — „Entsetzlicher Mensch!" schrie Dieser, „vergiften soll ich Weib und Kind?" — „Wer spricht denn von Gift?" fiel der Rothe ein; „nur ein wohlschmeckendes Hausmittel ist in der Phiole enthalten. Mir stünden andere Mittel, Ihnen Freiheit zu schaffen, zu Gebote; aber durch Sie selbst möcht' ich so ganz natürlich, so ganz menschlich wirken. Das ist nun

*) Daperduto's Phiole enthielt gewiß rectificirtes Kirschlorbeerwasser, sogenannte Blausäure. Der Genuß einer sehr geringen Quantität dieses Wassers (weniger als eine Unze) bringt die beschriebenen Wirkungen hervor. Horn's Archiv für medicin. Erfahrungen. 1813, Mai bis December, S. 510. — A. d. Verf.

einmal meine Liebhaberei. Nehmen Sie getrost, mein Bester!" — Erasmus hatte die Phiole in der Hand, er wußte selbst nicht wie. Gedankenlos rannte er nach Hause in sein Zimmer.

Die ganze Nacht hatte die Frau unter tausend Aengsten und Qualen zugebracht; sie behauptete fortwährend, der Zurückgekommene sei nicht ihr Mann, sondern ein höllischer Geist, der ihres Mannes Gestalt angenommen. Sowie Spikher ins Haus trat, floh Alles scheu zurück; nur der kleine Rasmus wagte es, ihm nahe zu treten und kindisch zu fragen, warum er denn sein Spiegelbild nicht mitgebracht habe; die Mutter würde sich darüber zu Tode grämen. Erasmus starrte den Kleinen wild an, — er hatte noch Daperduto's Phiole in der Hand. Der Kleine trug seine Lieblingstaube auf dem Arm, und so kam es, daß diese mit dem Schnabel sich der Phiole näherte und an dem Pfropfen pickte; sogleich ließ sie den Kopf sinken — sie war todt. Entsetzt sprang Erasmus auf. „Verräther!" schrie er, „Du sollst mich nicht verführen zur Höllenthat." — Er schleuderte die Phiole durch das offene Fenster, daß sie auf dem Steinpflaster des Hofes in tausend Stücke zersprang. Ein lieblicher Mandelgeruch stieg auf und verbreitete sich bis ins Zimmer. Der kleine Rasmus war erschrocken davongelaufen.

Spikher brachte den ganzen Tag von tausend Qualen gefoltert zu, bis die Mitternacht eingebrochen. Da wurde immer reger und reger in seinem Innern Giulietta's Bild. Einst zersprang ihr in seiner Gegenwart eine Halsschnur, von jenen kleinen rothen Beeren aufgezogen, die die Frauen wie Perlen tragen. Die Beeren auflesend, verbarg er schnell eine, weil sie an Giulietta's Halse gelegen, und bewahrte sie treulich. Die zog er jetzt hervor, und sie anstarrend richtete er Sinn und Gedanken auf die verlorene Geliebte. Da war es, als ginge aus der Perle der magische Duft hervor, der ihn sonst umfloß in Giulietta's Nähe. „Ach, Giulietta, Dich nur noch ein einziges Mal sehen und dann untergehen in Verderben und Schmach!"

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als es auf dem Gange vor der Thür leise zu rischeln und zu raschelu begann.

Er vernahm Fußtritte — es klopfte an die Thür des Zimmers. Der Athem stockte dem Erasmus vor ahnender Angst und Hoffnung. Er öffnete. Giulietta trat herein in hoher Schönheit und Anmuth. Wahnsinnig vor Liebe und Lust, schloß er sie in seine Arme. — „Nun bin ich da, mein Geliebter," sprach sie leise und sanft; „aber sieh, wie getreu ich Dein Spiegelbild bewahrt!" Sie zog das Tuch vom Spiegel herab. Erasmus sah mit Entzücken sein Bild, der Giulietta sich anschmiegend; unabhängig von ihm selbst, warf es aber keine seiner Bewegungen zurück. Schauer durchbebten den Erasmus. „Giulietta" rief er, „soll ich denn rasend werden in der Liebe zu Dir? Gieb mir das Spiegelbild! Nimm mich selbst mit Leib, Leben und Seele!" — „Es ist noch etwas zwischen uns, lieber Erasmus," sprach Giulietta; „Du weißt es — hat Daperduto Dir nicht gesagt" . . .? — „Um Gott, Giulietta," fiel Erasmus ein, „kann ich nur auf diese Weise Dein werden, so will ich lieber sterben." — „Auch soll Dich," fuhr Giulietta fort, „Daperduto keineswegs verleiten zu solcher That. Schlimm ist es freilich, daß ein Gelübde und ein Priestersegen nun einmal so viel vermag. Aber lösen mußt Du das Band, was Dich bindet; denn sonst wirst Du niemals gänzlich mein, und dazu giebt es ein anderes besseres Mittel, als Daperduto vorgeschlagen." — „Worin besteht das?" fragte Erasmus heftig. Da schlang Giulietta den Arm um seinen Nacken, und den Kopf an seine Brust gelehnt, lispelte sie leise: „Du schreibst auf ein kleines Blättchen Deinen Namen Erasmus Spikher unter die wenigen Worte: ‚Ich gebe meinem guten Freunde Daperduto Macht über meine Frau und über mein Kind, daß er mit ihnen schalte und walte nach Willkür und löse das Band, das mich bindet, weil ich fortan mit meinem Leibe und mit meiner unsterblichen Seele angehören will der Giulietta, die ich mir zum Weibe erkoren, und der ich mich noch durch ein besonderes Gelübde auf immerdar verbinden werde.'"

Es rieselte und zuckte dem Erasmus durch alle Nerven. Feuerküsse brannten auf seinen Lippen; er hatte das Blättchen, das ihm Giulietta gegeben, in der Hand. Riesengroß stand

plötzlich Daperduto hinter Giulietta und reichte ihm eine metallene Feder. In dem Augenblick sprang dem Erasmus ein Aederchen an der linken Hand und das Blut spritzte heraus. „Tunke ein, tunke ein — schreib, schreib!" krächzte der Rothe. — „Schreib, schreib, mein ewig, einzig Geliebter!" lispelte Giulietta. Schon hatte er die Feder mit Blut gefüllt, er setzte zum Schreiben an ...

Da ging die Thür auf; eine weiße Gestalt trat herein; die gespenstisch starren Augen auf Erasmus gerichtet, rief sie schmerzvoll und dumpf: „Erasmus, Erasmus, was beginnst Du? Um des Heilandes willen, laß ab von gräßlicher That!" — Erasmus, in der warnenden Gestalt sein Weib erkennend, warf Blatt und Feder weit von sich. — Funkelnde Blitze schossen aus Giulietta's Augen; gräßlich verzerrt war das Gesicht, brennende Gluth ihr Körper. — „Laß ab von mir, Höllengesindel! Du sollst keinen Theil haben an meiner Seele. In des Heilands Namen, hebe Dich von mir hinweg, Schlange! Die Hölle glüht aus Dir." — So schrie Erasmus und stieß mit kräftiger Faust Giulietta, die ihn noch immer umschlungen hielt, zurück. Da gellte und heulte es in schneidenden Mißtönen, und es rauschte wie mit schwarzen Rabenfittigen im Zimmer umher. Giulietta — Daperduto verschwanden im dicken stinkenden Dampf, der wie aus den Wänden quoll, die Lichter verlöschend.

Endlich brachen die Strahlen des Morgenrothes durch die Fenster. Erasmus begab sich gleich zu seiner Frau. Er fand sie ganz milde und sanftmüthig. Der kleine Rasmus saß schon ganz munter auf ihrem Bette; sie reichte dem erschöpften Manne die Hand, sprechend: „Ich weiß nun Alles, was Dir in Italien Schlimmes begegnet, und bedaure Dich von ganzem Herzen. Die Gewalt des Feindes ist sehr groß, und wie er denn nun allen möglichen Lastern ergeben ist, so stiehlt er auch sehr und hat dem Gelüst nicht widerstehen können, Dir Dein schönes, vollkommen ähnliches Spiegelbild auf recht hämische Weise zu entwenden. — Sieh doch einmal in jenen Spiegel dort, lieber, guter Mann!" — Spikher that es, am ganzen Leibe zitternd, mit recht kläglicher Miene. Blank und

klar blieb der Spiegel; kein Erasmus Spikher schaute heraus. „Diesmal," fuhr die Frau fort, „ist es recht gut, daß der Spiegel Dein Bild nicht zurückwirft; denn Du siehst sehr albern aus, lieber Erasmus. Begreifen wirst Du aber übrigens wol selbst, daß Du ohne Spiegelbild ein Spott der Leute bist und kein ordentlicher, vollständiger Familienvater sein kannst, der Respect einflößt der Frau und den Kindern. Rasmuschen lacht Dich auch schon aus und will Dir nächstens einen Schnauzbart malen mit Kohle, weil Du das nicht bemerken kannst. Wandere also nur noch ein Bißchen in der Welt herum und suche gelegentlich dem Teufel Dein Spiegelbild abzujagen! Hast Du's wieder, so sollst Du mir recht herzlich willkommen sein. Küsse mich (Spikher that es), und nun — glückliche Reise! Schicke dem Rasmus dann und wann ein Paar neue Höschen; denn er rutscht sehr auf den Knieen und braucht dergleichen viel. Kommst Du aber nach Nürnberg, so füge einen bunten Husaren hinzu und einen Pfefferkuchen als liebender Vater! Lebe recht wohl, lieber Erasmus!"

Die Frau drehte sich auf die andere Seite und schlief ein. Spikher hob den kleinen Rasmus in die Höhe und drückte ihn ans Herz; der schrie aber sehr. Da setzte Spikher ihn wieder auf die Erde und ging in die weite Welt. Er traf einmal auf einen gewissen Peter Schlemihl, der hatte seinen Schlagschatten verkauft; Beide wollten Compagnie gehen, so daß Erasmus Spikher den nöthigen Schlagschatten werfen, Peter Schlemihl dagegen das gehörige Spiegelbild reflectiren sollte; es wurde aber nichts daraus.

Ende der Geschichte vom verlornen Spiegelbilde.

Postscript des reisenden Enthusiasten.

— Was schaut denn dort aus jenem Spiegel heraus? — Bin ich es auch wirklich? — O Julie — Giulietta — Himmelsbild — Höllengeist — Entzücken und Qual — Sehnsucht und Verzweiflung! — Du siehst, mein lieber Theodor Amadeus Hoffmann, daß nur zu oft eine fremde dunkle Macht sicht-

barlich in mein Leben tritt und, den Schlaf um die besten Träume betrügend, mir gar seltsame Gestalten in den Weg schiebt. Ganz erfüllt von den Erscheinungen der Sylvesternacht, glaube ich beinahe, daß jener Justizrath wirklich von Dragant, sein Thee eine Weihnachts- oder Neujahrsausstellung, die holde Julie aber jenes verführerische Frauenbild von Rembrandt oder Callot war, das den unglücklichen Erasmus Spikher um sein schönes ähnliches Spiegelbild betrog. Vergieb mir das!

IV.

Kreisleriana.

Der Herausgeber dieser Blätter traf im Herbst v. J. mit dem ritterlichen Dichter des Sigurd, des Zauberringes, der Undine, der Corona ꝛc. in Berlin auf das Erfreulichste zusammen. Man sprach viel von dem wunderlichen Johannes Kreisler, und es mittelte sich aus, daß er auf höchst merkwürdige Weise in die Nähe eines ihm innigst verwandten Geistes, der nur auf andere Weise ins äußere Leben trat, gekommen sein mußte. — Unter den nachgelassenen Papieren des Barons Wallborn, eines jungen Dichters, der in verfehlter Liebe den Wahnsinn fand und auch den lindernden Tod, und dessen Geschichte de la Motte Fouqué in einer Novelle, „Ixion" geheißen, früher beschrieb, war nämlich ein Brief aufgefunden worden, den Wallborn an den Kreisler geschrieben, aber nicht abgesendet hatte.

Auch Kreisler ließ vor seiner Entfernung einen Brief zurück. Es hatte damit folgende Bewandniß. Schon lange galt der arme Johannes allgemein für wahnsinnig, und in der That stach auch sein Thun und Treiben, vorzüglich sein Leben in der Kunst so grell gegen Alles ab, was vernünftig und schicklich heißt, daß an der innern Zerrüttung seines

Geistes kaum zu zweifeln war. Immer excentrischer, immer verwirrter wurde sein Ideengang; so z. B. sprach er kurz vor seiner Flucht aus dem Orte viel von der unglücklichen Liebe einer Nachtigall zu einer Purpurnelke; das Ganze sei aber — meinte er — nichts als ein Adagio und dies nun wieder eigentlich ein einziger lang ausgehaltener Ton Juliens, auf dem Romeo in den höchsten Himmel voll Liebe und Seligkeit hinaufschwebe. Endlich gestand er mir, wie er seinen Tod beschlossen und sich im nächsten Walde mit einer übermäßigen Quinte erdolchen werde. So wurde oft sein höchster Schmerz auf eine schauerliche Weise skurril. Noch in der Nacht, als er auf immer schied, brachte er seinem innigsten Freunde Hoffmann einen sorgfältig versiegelten Brief mit der dringenden Bitte, ihn gleich an die Behörde abzusenden. Das war aber nicht wohl thunlich, da der Brief die wunderliche Adresse hatte:

„An den Freund und Gefährten in Liebe, Leid und Tod!

Abzugeben in der Welt, dicht an der großen Dornenhecke, der Grenze der Vernunft.

Cito
par bonté."

Verschlossen wurde der Brief aufbewahrt und es dem Zufall überlassen, jenen Freund und Gefährten näher zu bezeichnen. Es traf ein. Der Wallbornische Brief, gütigst von de la Motte Fouqué mitgetheilt, setzte es nämlich außer allen Zweifel, daß Kreisler unter jenem Freunde Niemand anders als den Baron Wallborn gemeint hatte. Beide Briefe wurden mit Vorwort von Fouqué und Hoffmann in dem dritten und letzten Heft der „Musen"*) abgedruckt; sie dürfen aber wol auch hier schicklich den Kreislerianis, die der letzte Band der Phantasiestücke enthält, vorangehen, da das eigene Zusammentreffen Wallborn's und Kreisler's dem geneigten Leser,

*) Eine von de la Motte Fouqué und Wilh. Neumann 1812—1814 herausgegebene Zeitschrift. — A. d. H.

insofern er dem wunderlichen Johannes nur einigermaßen wohlwill, nicht gleichgiltig sein kann.

So wie übrigens Wallborn in verfehlter Liebe den Wahnsinn fand, so scheint auch Kreisler durch eine ganz phantastische Liebe zu einer Sängerin auf die höchste Spitze des Wahnsinns getrieben worden zu sein; wenigstens ist die Andeutung darüber in einem von ihm nachgelassenen Aufsatz, überschrieben „Die Liebe des Künstlers", enthalten. Dieser Aufsatz, sowie mehrere andere, die einen Cyclus des Reingeistigen in der Musik bilden, könnten vielleicht bald unter dem Titel „Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers", in ein Buch gefaßt, erscheinen.

1.

Brief des Barons Wallborn an den Kapellmeister Kreisler.

Ew. Wohlgeboren befinden sich, wie ich vernehme, seit geraumer Zeit mit mir in einem und demselben Falle. Man hat nämlich Dieselben lange schon im Verdachte der Tollheit gehabt, einer Kunstliebe wegen, die etwas allzu merklich über den Leisten hinausgeht, welchen die sogenannte verständige Welt für dergleichen Messungen aufbewahrt. Es fehlte nur noch Eins, um uns Beide gänzlich zu Gefährten zu machen. Ew. Wohlgeboren waren schon früher der ganzen Geschichte überdrüssig geworden und hatten sich entschlossen, davonzulaufen; ich hingegen blieb und blieb und ließ mich quälen und verhöhnen, ja, was schlimmer ist, mit Rathschlägen bombardiren und fand während dieser ganzen Zeit im Grunde meine beste Erquickung in Ihren zurückgelassenen Papieren, deren Anschauung mir durch Fräulein von B. — o Sternbild in der Nacht! — bisweilen vergönnt ward. Dabei fiel mir ein, ich müsse Dieselben schon früher einmal irgendwo gesehen haben. Sind Ew. Wohlgeboren nicht ein kleiner, wunderlicher Mann mit einer Physiognomie, welche man in einiger Hinsicht dem von Alcibiades belobten Sokrates vergleichen kann? — nämlich, weil

der Gott im Gehäuse sich versteckt hinter eine wunderliche Maske, aber dennoch hervorsprüht mit gewaltigem Blitzen, keck, anmuthig und furchtbar. Pflegen Ew. Wohlgeboren nicht einen Rock zu tragen, dessen Farbe man die allerseltsamste nennen könnte, wäre der Kragen darauf nicht von einer noch seltsamern? Und ist man nicht über die Form dieses Kleides zweifelhaft, ob es ein Leibrock ist, der zum Ueberrock werden will, oder ein Ueberrock, der sich zum Leibrock umgestaltet hat? Ein solcher Mann wenigstens stand einstmals neben mir im Theater, als Jemand ein italienischer Buffo sein wollte und nicht konnte; aber vor meines Nachbars Witz und Lebensfeuer ward mir das Jammerspiel dennoch zum Lustspiel. Er nannte sich auf Befragen Dr. Schulz aus Rathenow. Aber ich glaubte gleich nicht daran, eines seltsamen skurrilen Lächelns halber, das dabei um Ew. Wohlgeboren Mund zog; denn Sie waren es ohne Zweifel.

Zuvörderst lassen Sie mich Ihnen anzeigen, daß ich Ihnen seit Kurzem nachgelaufen bin, und zwar an denselben Ort, d. h. in die weite Welt, wo wir uns denn auch zweifelsohne schon antreffen werden. Denn obgleich der Raum breit scheinen möchte, so wird er doch für unsers Gleichen durch die vernünftigen Leute recht furchtbarlich enge gemacht, so daß wir durchaus irgendwo an einander rennen müssen, wäre es auch nur, wenn sich Jeder von uns vor einem verständigen Manne auf ängstlicher Flucht befindet oder gar vor den obenerwähnten Rathschlägen, welche man, beiläufig gesagt, wol besser und kürzer geradezu und ohne Umschreibung Radschläge nennen könnte.

Für jetzt geht mein Bestreben dahin, Ew. Wohlgeboren einen kleinen Beitrag zu den von Ihnen aufgezeichneten musikalischen Leiden zu liefern.

Ist es Denenselben noch nie begegnet, daß Sie, um irgend etwas Musikalisches vorzutragen oder vortragen zu hören, sechs bis sieben Zimmer weit von der sprechenden Gesellschaft fortgingen, daß aber diese dessenungeachtet hinterdrein gerannt kam und zuhörte, d. h. nach möglichsten Kräften schwatzte? Was mich betrifft, ich glaube, den Leuten ist zu

diesem Zwecke kein Weg ein Umweg, kein Gang zu weit, keine Treppe, ja kein Gebirge zu steil und zu hoch.

Sodann: haben Ew. Wohlgeboren nicht vielleicht schon bemerkt, daß es keine tüchtigeren Verächter der Musik giebt, ja sogar feindseligere Antipoden derselben als alle echten Bediente? Reicht wol irgend ein gegebener Befehl hin, sie die Thüren nicht schmeißen zu lassen oder gar leise zu gehen oder auch nur eben nichts hinzuwerfen, wo sie gerade im Zimmer sind und sich irgend ein beseligender Klang aus Instrument oder Stimme erhebt? Aber sie thun mehr. Sie sind durch einen ganz besondern Höllengenius angewiesen, gerade dann hereinzukommen, wenn die Seele in den Wogen der Töne schwillt, um etwas zu holen oder zu flüstern oder, wenn sie täppisch sind, mit roher, frecher Gemeinheit ordentlich lustig dreinzufragen. Und zwar nicht etwa während eines Zwischenspieles oder in irgend einem minder wichtigen Augenblicke; nein, auf dem Gipfel aller Herrlichkeit, wo man seinem Athem gebieten möchte, stille zu stehen, um nichts von den goldenen Klängen fortzuhauchen, wo das Paradies aufgeht, leise, ganz leise vor den tönenden Accorden, — da, just da! — O Herr des Himmels und der Erden!

Doch ist nicht zu verschweigen, daß es vortreffliche Kinder giebt, die, vom reinsten Bedientengeist beseelt, dieselbe Rolle in Ermangelung jener Subjecte mit gleicher Vortrefflichkeit und gleichem Glück auszuführen im Stande sind. Ach, und Kinder, — wie viel gehört dazu, Euch zu solchen Bedienten zu machen! — Es wird mir ernst, sehr ernst hierbei zu Sinne, und nur kaum vermag ich noch zu bemerken, daß dem Vorleser die gleichen anmuthigen Wesen gleich erhebend und günstig sind.

Und galt denn die Thräne, die jetzt gegen mein Auge herauf, der Blutstropfen, der mir stechend ans Herz drang, — galten sie nur den Kindern allein?

Ach, es geschah Euch vielleicht noch nie, daß Ihr irgend ein Lied singen wolltet vor Augen, die Euch aus dem Himmel herab anzublicken schienen, die Euer ganzes besseres Sein verschönt auf Euch herniederstrahlten, und daß Ihr auch wirklich anfingt und glaubtet, o Johannes, nun habe Euer

Laut die geliebte Seele durchdrungen, und nun, eben nun werde des Klanges höchster Schwung Thauperlen um jene zwei Sterne ziehen, mildernd und schmückend den seligen Glanz, — und die Sterne wandten sich geruhig nach irgend einer Läpperei hin, etwa nach einer gefallenen Masche, und die Engelslippen verkniffen, unhold lächelnd, ein übermächtiges Gähnen — und, Herr, es war weiter nichts, als Ihr hattet die gnädige Frau ennuyirt.

Lacht nicht, lieber Johannes! Giebt es doch nichts Schmerzlicheres im Leben, nichts furchtbarer Zerstörendes, als wenn die Juno zur Wolke wird.

Ach, Wolke, Wolke! Schöne Wolke!

Und im Vertrauen, Herr, hier liegt der Grund, warum ich das geworden bin, was die Leute toll nennen. — Aber ich bin nur selten wild dabei. Meist weine ich ganz still. Fürchte Dich also nicht vor mir, Johannes! Aber lachen mußt Du auch nicht! Und so wollen wir lieber von andern Dingen sprechen, und doch von nahverwandten, die mir innig für Dich aus dem Herzen heraufdringen.

Sieh, Johannes, Du kommst mir mit dem, was Du gegen alle ungeniale Musik eiferst, bisweilen sehr hart vor. Giebt es denn absolut ungeniale Musik? Und wieder von der andern Seite: giebt es denn absolut vollkommene Musik als bei den Engeln? Es mag wol mit daher kommen, daß mein Ohr weit minder scharf und verletzbar ist als Deines; aber ich kann Dir mit voller Wahrheit sagen, daß auch der schlechteste Klang einer verstimmten Geige mir lieber ist als gar keine Musik. Du wirst mich hoffentlich deswegen nicht verachten. Eine solche Dudelei, heiße sie nun Tanz oder Marsch, erinnert an das Höchste, was in uns liegt, und reißt mich mit süßen Liebes- oder Kriegestönen leicht über alle Mangelhaftigkeit in ihr seliges Urbild hinaus. Manche von den Gedichten, die man mir als gelungen gerühmt hat, — thörichter Ausdruck! — nein, die von Herzen zu Herzen gedrungen sind, verdanken den ersten Anklang ihres Daseins sehr ungestimmten Saiten, sehr ungeübten Fingern, sehr mißgeleiteten Kehlen.

Und dann, lieber Johannes, ist nicht der bloße Wunsch, zu musiciren, schon etwas wahrhaft Rührendes und Erfreuliches? Und vollends das schöne Vertrauen, welches die herumziehenden Musikanten in Edelhof und Hütte leitet, das Vertrauen: Klang und Sang mache allwärts Bahn, — worin sie auch im Grunde nur selten gestört werden durch mürrisch aufgeklärte Herrschaften und grobe Hunde. Ich möchte ebenso gern in ein Blumenbeet schlagen, als durch einen beginnenden Walzer schreien: „Packt Euch aus dem Hause!" — Dazu haben sich dann schon immer lächelnde Kinder umhergestellt, aus allen Häusern, wohin das Klingen reichen konnte, ganz andere Kinder als die oberwähnten Bedienten-Naturen, und bewähren durch ihre hoffenden Engelsmienen: die Musikanten haben Recht.

Etwas schlimmer sieht es freilich oftmals mit dem sogenannten „Musik machen" in eleganten Zirkeln aus; aber auch dort, — keine Saiten-, Flöten- und Stimmenklänge sind ohne göttlichen Hauch und alle besser als das mögliche Gerede, welchem sie doch immer einigermaßen den Paß abschneiden.

Und, Kreisler, was Du nun vollends von der Luft sagst, welche Vater und Mutter in der stillen Haushaltung am Klavierklimpern und Gesangesstümpern ihrer Kindlein empfinden, — ich sage Dir, Johannes, da lautet wahr und wahrhaftig ein Wenig Engelsharmonie daraus hervor, allen unreinen Erdentönen zum Trotz.

Ich habe wol mehr geschrieben, als ich sollte, und möchte mich nun gern auf die vorhin angefangene sittliche Weise empfehlen. Das geht aber nicht. So nimm denn fürlieb, Johannes, und Gott segne Dich und segne mich und entfalte gnädigst aus uns Beiden, was er in uns gelegt hat, zu seinem Preis und unserer Nebenmenschen Lust!

Der einsame Wallborn.

2.

Brief des Kapellmeisters Kreisler an den Baron Wallborn.

Ew. Hoch- und Wohlgeboren muß ich nur gleich, nachdem ich aus dem Komödienhause in meinem Stübchen angelangt und mit vieler Mühe Licht angeschlagen, recht ausführlich schreiben. Nehmen Ew. Hoch- und Wohlgeboren es aber doch ja nicht übel, wenn ich mich sehr musikalisch ausdrücken sollte; denn Sie wissen es ja wol schon, daß die Leute behaupten, die Musik, die sonst in meinem Innern verschlossen, sei zu mächtig und stark herausgegangen und habe mich so umsponnen und eingepuppt, daß ich nicht mehr heraus könne und Alles, Alles sich mir wie Musik gestalte, — und die Leute mögen wirklich Recht haben. Doch, wie es nun auch gehen mag, ich muß an Ew. Hoch- und Wohlgeboren schreiben; denn wie soll ich anders die Last, die sich schwer und drückend auf meine Brust gelegt in dem Augenblick, als die Gardine fiel und Ew. Hoch- und Wohlgeboren auf unbegreifliche Weise verschwunden waren, los werden?

Wie viel hatte ich noch zu sagen! Unaufgelöste Dissonanzen schrieen recht widrig in mein Inneres hinein; aber eben als all die schlangenzüngigen Septimen herabschweben wollten in eine ganze lichte Welt freundlicher Terzen, da waren Ew. Hoch- und Wohlgeboren fort — fort, und die Schlangenzungen stachen und stachelten mich sehr. Ew. Hoch- und Wohlgeboren, den ich jetzt mit all jenen freundlichen Terzen anfingen will, sind doch kein Anderer als der Baron Wallborn, den ich längst so in meinem Innern getragen, daß es mir, wenn alle meine Melodien sich wie er gestalteten und nun keck und gewaltig hervorströmten, oft schien, ich sei ja eben er selbst. — Als heute im Theater eine kräftige jugendliche Gestalt in Uniform, das klirrende Schwert an der Seite, recht mannlich und ritterhaft auf mich zutrat, da ging es so fremd und doch so bekannt durch mein Inneres, und ich wußte selbst nicht, welcher sonderbare Accordwechsel sich

zu regen und immer höher und höher anzuschwellen anfing. Doch der junge Ritter gesellte sich immer mehr und mehr zu mir, und in seinem Auge ging mir eine herrliche Welt, ein ganzes Eldorado süßer, wonnevoller Träume auf; der wilde Accordwechsel zerfloß in zarte Engelsharmonien, die gar wunderbarlich von dem Sein und Leben des Dichters sprachen, und nun wurde mir, da ich, wie Ew. Hoch- und Wohlgeboren versichert sein können, ein tüchtiger Praktikus in der Musik bin, die Tonart, aus der das Ganze ging, gleich klar. Ich meine nämlich, daß ich in dem jungen Ritter gleich Ew. Hoch- und Wohlgeboren, den Baron Wallborn erkannte.

Als ich einige Ausweichungen versuchte, und als meine innere Musik lustig und sich recht kindisch und kindlich freuend in allerlei munteren Melodien, ergetzlichen Murkis*) und Walzern hervorströmte, da fielen Ew. Hoch- und Wohlgeboren überall in Takt und Tonart so richtig ein, daß ich gar keinen Zweifel hege, wie Sie mich auch als den Kapellmeister Johannes Kreisler erkannt und sich nicht an den Spuk gekehrt haben werden, den heute Abend der Geist Droll nebst einigen seiner Consorten mit mir trieb. In solch eigner Lage, wenn ich nämlich in den Kreis irgend eines Spuks gerathen, pflege ich, wie ich wol weiß, einige besondere Gesichter zu schneiden; auch hatte ich gerade ein Kleid an, das ich einst im höchsten Unmuth über ein mißlungenes Trio gekauft und dessen Farbe in Cis moll geht, weshalb ich zu einiger Beruhigung der Beschauer einen Kragen aus E dur-Farbe darauf setzen lassen. Ew. Hoch- und Wohlgeboren wird das doch wol nicht irritirt haben? Zudem hat man mich auch ja heute Abend anders vorgezeichnet; ich hieß nämlich Doctor Schulz aus Rathenow, weil ich nur unter dieser Vorzeichnung, dicht am Flügel stehend, den Gesang zweier Schwestern anhören durfte, — zwei im Wettgesang kämpfende Nachtigallen, aus deren tiefster Brust hell und glänzend die herrlichsten Töne auffunkelten. Sie scheuten des Kreisler's tollen Spleen; aber der Doctor Schulz war in dem musikalischen Eden, das ihm die Schwestern er-

*) Vgl. oben Theil 5, S. 33, Note. — A. d. H.

schlossen, mild und weich und voll Entzücken, und die Schwestern waren versöhnt mit dem Kreisler, als in ihn sich der Doctor Schulz plötzlich umgestaltete.

Ach, Baron Wallborn, auch Ihnen bin ich wol, vom Heiligsten sprechend, was in mir glüht, zu hart, zu zornig erschienen! Ach, Baron Wallborn, — auch nach meiner Krone griffen feindselige Hände; auch mir zerrann im Nebel die himmlische Gestalt, die in mein tiefstes Innerstes gedrungen, die geheimsten Herzensfasern des Lebens erfassend. Namenloser Schmerz zerschnitt meine Brust, und jeder wehmuthsvolle Seufzer der ewig dürstenden Sehnsucht wurde zum tobenden Schmerz des Zorns, den die entsetzliche Qual entflammt hatte. Aber, Baron Wallborn, glaubst Du nicht auch selbst, daß die von dämonischen Krallen zerrissene blutende Brust auch jedes Tröpfchen lindernden Balsams stärker und wohlthätiger fühlt?

Du weißt, Baron Wallborn, daß ich mehrentheils über das Musiktreiben des Pöbels zornig und toll wurde; aber ich kann es Dir sagen, daß, wenn ich oft von heillosen Bravour-Arien, Concerten und Sonaten ordentlich zerschlagen und zerwalkt worden, oft eine kleine unbedeutende Melodie, von mittelmäßiger Stimme gesungen oder unsicher und stümperhaft gespielt, aber treulich und gut gemeint und recht aus dem Innern heraus empfunden, mich tröstete und heilte. Begegnest Du daher, Baron Wallborn, solchen Tönen und Melodien auf Deinem Wege, oder siehst Du sie, wenn Du zu Deiner Wolke aufschwebst, unter Dir, wie sie in frommer Sehnsucht nach Dir aufblicken, so sage ihnen, Du wolltest sie wie liebe Kindlein hegen und pflegen, und Du wärst kein Anderer als der Kapellmeister Johannes Kreisler. Denn sieh, Baron Wallborn, ich verspreche es Dir hiemit heilig, daß ich dann Du, sein will und ebenso voll Liebe, Milde und Frömmigkeit wie Du. Ach, ich bin es ja wol ohnedem!

Manches liegt blos an dem Spuk, den oft meine eigenen Noten treiben; die werden oft lebendig und springen wie kleine schwarze vielgeschwänzte Teufelchen empor aus den weißen Blättern; — sie reißen mich fort im wilden unsinnigen

Dreher, und ich mache ganz ungemeine Bocksprünge und schneide unziemliche Gesichter; aber ein einziger Ton, aus heiliger Gluth seinen Strahl schießend, löst diesen Wirwarr, und ich bin fromm und gut und geduldig. Du siehst, Baron Wallborn, daß das Alles wahrhafte Terzen sind, in die alle Septimen verschweben; und damit Du diese Terzen recht deutlich vernehmen möchtest, deshalb schrieb ich Dir.

Gott gebe, daß, so wie wir uns schon seit langer Zeit im Geiste gekannt und geschaut, wir auch noch oft wie heute Abend leiblich zusammentreffen mögen; denn Deine Blicke, Baron Wallborn, fallen recht in mein Innerstes, und oft sind ja die Blicke selbst herrliche Worte, die mir wie eigene in tiefer Brust erglühte Melodien tönen. Doch treffen werde ich Dich noch oft, da ich morgen eine große Reise nach der Welt antreten werde und daher schon neue Stiefeln angezogen. —

Glaubst Du nicht, Baron Wallborn, daß oft Dein Wort meine Melodie und meine Melodie Dein Wort sein könnte? — Ich habe in diesem Augenblick zu einem schönen Liede die Noten aufgeschrieben, dessen Worte Du früher setztest, unerachtet es mir so ist, als hätte in demselben Augenblick, da das Lied in Deinem Innern aufging, auch in mir die Melodie sich entzünden müssen. Zuweilen kommt es mir vor, als sei das Lied eine ganze Oper. Ja, — Gott gebe, daß ich Dich, Du freundlicher, milder Ritter, bald wieder mit meinen leiblichen Augen so schauen möge, wie Du stets vor meinen geistigen lebendig stehst und gehst! Gott segne Dich und erleuchte die Menschen, daß sie Dich genugsam erkennen mögen in Deinem herrlichen Thun und Treiben! Dies sei der heitre beruhigende Schluß-Accord in der Tonica!

Johannes Kreisler,
Kapellmeister wie auch verrückter Musikus
par excellence.

3.

Kreisler's musikalisch-poetischer Club.

Alle Uhren, selbst die trägsten, hatten schon Acht geschlagen. Die Lichter waren angezündet, der Flügel stand geöffnet, und des Hauswirths Tochter, die den kleinen Dienst bei dem Kreisler besorgte, hatte schon zweimal ihm verkündet, daß das Theewasser übermäßig koche. Endlich klopfte es an die Thür, und der treue Freund trat mit dem Bedächtigen herein. Ihnen folgten bald der Unzufriedene, der Joviale und der Gleichgiltige. Der Club war beisammen, und Kreisler schickte sich an, wie gewöhnlich durch eine symphoniemäßige Phantasie Alles in Ton und Tact zu richten, ja wol sämmtliche Clubisten, die einen gar musikalischen Geist in sich hegten, so viel nöthig, aus dem staubigen Kehricht, in dem sie Tag über herumzutreten genöthigt gewesen, einige Klafter höher hinauf in reinere Luft zu erheben.

Der Bedächtige sah sehr ernsthaft, beinahe tiefsinnig aus und sprach: „Wie übel wurde doch neulich Euer Spiel, lieber Kreisler, durch den stockenden Hammer unterbrochen! Habt Ihr denselben repariren lassen?" — „Ich denke, ja!" erwiderte Kreisler. — „Davon müssen wir uns überzeugen," fuhr der Bedächtige fort, und damit steckte er ausdrücklich das Licht an, welches sich auf dem breiten Schreibeleuchter befand, und forschte, ihn über die Saiten haltend, sehr bedächtig nach dem invaliden Hammer. Da fiel aber die schwere, auf dem Leuchter liegende Lichtschere herab, und im grellen Ton aufrauschend sprangen zwölf bis funfzehn Saiten. Der Bedächtige sagte blos: „Ei, seht doch!" Kreisler verzog das Gesicht, als wenn man in eine Citrone beißt. — „Teufel, Teufel!" schrie der Unzufriedene, „gerade heute habe ich mich so auf Kreisler's Phantasie gefreut — gerade heute! In meinem ganzen Leben bin ich nicht so auf Musik erpicht gewesen." — „Im Grunde," fiel der Gleichgiltige ein, „liegt so sehr viel nicht daran, ob wir mit Musik anfangen oder nicht." — Der treue Freund meinte, schade sei es allerdings, daß Kreisler nun

nicht spielen könne; allein man müsse dadurch sich nicht außer Fassung bringen lassen. — „Spaß werden wir ohnehin genug haben," sagte der Joviale, nicht ohne eine gewisse Bedeutung in seine Worte zu legen. — „Und ich will doch phantasiren," rief Kreisler; „im Baß ist Alles ganz geblieben, und das soll mir genug sein."

Nun setzte Kreisler sein kleines rothes Mützchen auf, zog seinen chinesischen Schlafrock an und begab sich ans Instrument. Die Clubisten mußten Platz nehmen auf dem Sopha und auf den Stühlen, und der treue Freund löschte auf Kreisler's Geheiß sämmtliche Lichter aus, so daß man sich in dicker schwarzer Finsterniß befand. Kreisler griff nun pianissimo mit gehobenen Dämpfern im Baß den vollen As dur-Accord. Sowie die Töne versäuselten, sprach er:

„Was rauscht denn so wunderbar, so seltsam um mich her? Unsichtbare Fittige wehen auf und nieder — ich schwimme im duftigen Aether. Aber der Duft erglänzt in flammenden, geheimnißvoll verschlungenen Kreisen. Holde Geister sind es, die die goldenen Flügel regen in überschwänglich herrlichen Klängen und Accorden."

As moll-Accord (mezzo forte).

„Ach, sie tragen mich ins Land der ewigen Sehnsucht. Aber wie sie mich erfassen, erwacht der Schmerz und will aus der Brust entfliehen, indem er sie gewaltsam zerreißt."

E dur Sexten-Accord (ancora più forte).

„Halt Dich standhaft, mein Herz! Brich nicht, berührt von dem sengenden Strahl, der die Brust durchdrang! Frisch auf, mein wackerer Geist! Rege und hebe Dich empor in dem Element, das Dich gebar, das Deine Heimath ist!"

E dur Terz-Accord (forte).

„Sie haben mir eine herrliche Krone gereicht. Aber was in den Diamanten so blitzt und funkelt, das sind die tausend Thränen, die ich vergoß, und in dem Golde gleißen die Flammen, die mich verzehrten. Muth und Macht — Ver-

trauen und Stärke Dem, der zu herrschen berufen ist im Geisterreich!"

A moll (harpeggiando-dolce).

„Warum fliehst Du, holdes Mädchen? Vermagst Du es denn, da Dich überall unsichtbare Bande festhalten? Du weißt es nicht zu sagen, nicht zu klagen, was sich so in Deine Brust gelegt hat wie ein nagender Schmerz und Dich doch mit süßer Lust durchbebt? Aber Alles wirst Du wissen, wenn ich mit Dir rede, mit Dir kose in der Geistersprache, die ich zu sprechen vermag und die Du so wohl verstehst."

F dur.

„Ha, wie geht das Herz Dir auf in Sehnsucht und Liebe, wenn ich Dich voll glühendem Entzücken mit Melodien wie mit liebenden Armen umfasse! Du magst nie mehr weichen von mir; denn jene geheimen Ahnungen, die Deine Brust beengten, sind erfüllt. Der Ton sprach wie ein tröstendes Orakel aus meinem Innern zu Dir."

B dur (accentuato).

„Welch ein lustiges Leben in Flur und Wald in holder Frühlingszeit! Alle Flöten und Schalmeien, die Winters über in staubigen Winkeln wie zum Tode erstarrt lagen, sind wach worden und haben sich auf alle Lieblingsstückchen besonnen, die sie nun lustig trilleriren, gleich den Vögelein in den Lüften."

B dur mit der kleinen Septime (smanioso).

„Ein lauer West geht wie ein düsteres Geheimniß dumpf klagend durch den Wald, und wie er vorüberstreift, flüstern die Fichten, die Birken unter einander: Warum ist unser Freund so traurig worden? Horchst Du auf ihn, holde Schäferin?"

Es dur (forte).

„Zieh ihm nach! — Zieh ihm nach! — Grün ist sein Kleid

wie der dunkle Wald — süßer Hörnerklang sein sehnendes Wort! — Hörst Du es rauschen hinter den Büschen? Hörst Du es tönen! Hörnerton voll Lust und Wehmuth! — Er ist's — Auf! Ihm entgegen!"

D Terz-Quart-Sext-Accord (piano).

„Das Leben treibt sein neckendes Spiel auf allerlei Weise. Warum wünschen? — warum hoffen? — warum verlangen?"

C dur Terz-Accord (fortissimo).

„Aber in toller wilder Lust laßt uns über den offenen Gräbern tanzen! Laßt uns jauchzen! — Die da unten hören es nicht. Heisa — Heisa — Tanz und Jubel! Der Teufel zieht ein mit Pauken und Trompeten!"

C moll Accorde (fortissimo hinter einander fort).

„Kennt Ihr ihn nicht? Kennt Ihr ihn nicht? — Seht, er greift mit glühender Kralle nach meinem Herzen! — Er maskirt sich in allerlei tolle Fratzen — als Freijäger — Concertmeister — Wurmdoctor — ricco mercante; — er schmeißt mir Lichtscheren in die Saiten, damit ich nur nicht spielen soll! — Kreisler, Kreisler, raffe Dich auf! Siehst Du es lauern, das bleiche Gespenst mit den roth funkelnden Augen — die krallichten Knochenfäuste aus dem zerrissenen Mantel nach Dir ausstreckend, — die Strohkrone auf dem kahlen glatten Schädel schüttelnd? — Es ist der Wahnsinn. — Johannes, halte Dich tapfer! — Toller, toller Lebensspuk, was rüttelst Du mich so in Deinen Kreisen? Kann ich Dir nicht entfliehen? — Kein Stäubchen im Universum, auf das ich, zur Mücke verschrumpft, vor Dir, grausiger Quälgeist, mich retten könnte? — Laß ab von mir! — Ich will artig sein; ich will glauben, der Teufel sei ein Galantuomo von den feinsten Sitten. — Hony soit qui mal y pense! — Ich verfluche den Gesang, die Musik — ich lecke Dir die Füße wie der trunkene Kaliban — nur erlöse mich von der Qual! — Hei, hei, Verruchter, Du hast mir alle Blumen zertreten; — in schauerlicher Wüste grünt kein Halm mehr! — Todt — todt — todt!" —

Hier knisterte ein kleines Flämmchen auf. Der treue Freund hatte schnell ein chemisches Feuerzeug hervorgezogen und zündete beide Lichter an, um so dem Kreisler alles weitere Phantasiren abzuschneiden; denn er wußte wol, daß Kreisler sich nun gerade auf einem Punkt befand, von dem er sich gewöhnlich in einen düstern Abgrund hoffnungsloser Klage stürzte. In dem Augenblick brachte auch die Wirthstochter den dampfenden Thee herein. Kreisler sprang vom Flügel auf. — „Was soll denn das nun Alles?“ sprach der Unzufriedene; „ein gescheites Allegro von Haydn ist mir lieber als all der tolle Schnickschnack.“ — „Aber nicht ganz übel war es doch,“ fiel der Gleichgiltige ein. — „Nur zu düster, viel zu düster,“ nahm der Joviale das Wort; „es thut noth, unser Gespräch heute ins Lustige, Luftige hinauszutreiben.“

Die Clubisten bemühten sich, den Rath des Jovialen zu befolgen; aber wie ein fernes dumpfes Echo tönten Kreisler's schauerliche Accorde, seine entsetzlichen Worte nach und erhielten die gespannte Stimmung, in die Kreisler Alle versetzt hatte. Der Unzufriedene, in der That höchst unzufrieden mit dem Abend, den, wie er sich ausdrückte, Kreisler's thörichte Phantasterei verdarb, brach auf mit dem Bedächtigen. Ihnen folgte der Joviale, und nur der reisende Enthusiast und treue Freund — Beide sind, wie es hier ausdrücklich bemerkt wird, in einer Person vereinigt — blieb noch bei dem Kreisler zurück. Dieser saß schweigend mit verschränkten Armen auf dem Sopha.

„Ich weiß nicht,“ sprach der treue Freund, „wie Du mir heute vorkommst, Kreisler! Du bist so aufgeregt und doch ohne allen Humor, gar nicht so wie sonst.“ — „Ach, Freund,“ erwiderte Kreisler, „ein düsterer Wolkenschatten geht über mein Leben hin. Glaubst Du nicht, daß es einer armen unschuldigen Melodie, welche keinen — keinen Platz auf der Erde begehrt, vergönnt sein dürfte, frei und harmlos durch den weiten Himmelsraum zu ziehen? Ei, ich möchte nur gleich auf meinem chinesischen Schlafrock wie auf einem Mephistopheles-Mantel hinausfahren durch jenes Fenster dort!“ — „Als harmlose Melodie?“ fiel der treue Freund lächelnd ein.

— „Oder als basso ostinato*), wenn Du lieber willst," erwiderte Kreisler; „aber fort muß ich bald auf irgend eine Weise."

Es geschah auch bald, wie er gesprochen.

4.

Nachricht von einem gebildeten jungen Mann.

Es ist herzerhebend, wenn man gewahr wird, wie die Cultur immer mehr um sich greift, ja, wie selbst aus Geschlechtern, denen sonst die höhere Bildung verschlossen, sich Talente zu einer seltenen Höhe aufschwingen.

In dem Hause des geheimen Commercienraths R. lernte ich einen jungen Mann kennen, der mit den außerordentlichsten Gaben eine liebenswürdige Bonhommie verbindet. Als ich einst zufällig von dem fortdauernden Briefwechsel sprach, den ich mit meinem Freunde Charles Ewson in Philadelphia unterhalte, übergab er mir voll Zutrauen einen offenen Brief, den er an seine Freundin geschrieben hatte, zur Bestellung. — Der Brief ist abgesendet; aber mußte ich nicht, liebenswürdiger Jüngling, Dein Schreiben abschriftlich, als ein Denkmal Deiner hohen Weisheit und Tugend, Deines echten Kunstgefühls bewahren?

Nicht verhehlen kann ich, daß der seltene junge Mann seiner Geburt und ursprünglichen Profession nach eigentlich — ein Affe ist, der im Hause des Commercienraths sprechen, lesen, schreiben, musiciren u. s. w. lernte, kurz, es in der Cultur so weit brachte, daß er seiner Kunst und Wissenschaft sowie der Anmuth seiner Sitten wegen sich eine Menge Freunde erwarb und in allen geistreichen Zirkeln gern gesehen wird. Bis auf Kleinigkeiten, z. B. daß er bei den Thés dansants in den Hops-Anglaisen zuweilen etwas sonderbare Sprünge ausführt, daß er ohne gewisse innere Bewegungen nicht wohl mit Nüssen klappern hören kann, sowie — doch dies mag ihm vielleicht nur der Neid, der alle Genies ver-

*) Hartnäckiger, eigensinniger Baß. — A. d. H.

folgt, nachsagen — daß er, der Handschuhe unerachtet, die Damen beim Handkuß etwas Weniges kratzt, merkt man auch nicht das Mindeste von seiner exotischen Herkunft, und alle die kleinen Schelmereien, die er sonst in jüngeren Jahren ausübte, wie z. B. wenn er den ins Haus Eintretenden schnell die Hüte vom Kopfe riß und hinter ein Zuckerfaß sprang, sind jetzt zu geistreichen Bonmots geworden, welche mit jauchzendem Beifall beklatscht werden.

Hier ist der merkwürdige Brief, in dem sich Milo's schöne Seele und herrliche Bildung ganz ausspricht:

Schreiben Milo's, eines gebildeten Affen, an seine Freundin Pipi in Nord-Amerika.

Mit einer Art von Entsetzen denke ich noch an die unglückselige Zeit, als ich Dir, geliebte Freundin, die zärtlichsten Gesinnungen meines Herzens nicht anders als durch unschickliche, jedem Gebildeten unverständliche Laute auszudrücken vermochte. Wie konnte doch das mißtönende, weinerliche „Ae, Ae!" das ich damals, wiewol von manchem zärtlichen Blick begleitet, ausstieß, nur im Mindesten das tiefe, innige Gefühl, das sich in meiner männlichen wohlbehaarten Brust regte, andeuten? Und selbst meine Liebkosungen, die Du, kleine süße Freundin, damals mit stiller Ergebung dulden mußtest, waren so unbehilflich, daß ich jetzt, da ich es in dem Punkte dem besten primo amoroso gleichthue und à la Duport*) die Hand küsse, roth darüber werden könnte, wenn nicht ein gewisser robuster Teint, der mir eigen, dergleichen verhinderte.

Unerachtet des Glücks der höchsten innern Selbstzufriedenheit, die jene unter den Menschen erhaltene Bildung in mir erzeugt hat, giebt es dennoch Stunden, in denen ich mich recht abhärme, wiewol ich weiß, daß dergleichen Anwandlungen, ganz dem sittlichen Charakter, den man durch die Cultur erwirbt, zuwider, noch aus dem rohen Zustande herrühren, der mich in einer Klasse von Wesen festhielt, die ich jetzt unbeschreiblich verachte. Ich bin nämlich dann thöricht

*) Louis Duport, geb. 1785 in Paris, war Tänzer und Nebenbuhler des bekannten Vestris, lebte in Petersburg, Italien u. Wien. — A. d. H.

genug, an unsere armen Verwandten zu denken, die noch in den weiten uncultivirten Wäldern auf den Bäumen herumhüpfen, sich von rohen, nicht erst durch Kunst schmackhaft gewordenen Früchten nähren und vorzüglich abends gewisse Hymnen anstimmen, in denen kein Ton richtig und an irgend einen Tact, sei es auch der neuerfundene $^{7}/_{8}$- oder $^{13}/_{4}$-Tact gar nicht zu denken ist. An diese Armen, die mich doch eigentlich nun gar nichts mehr angehen, denke ich dann und erwehre mich kaum eines tiefen Mitleids mit ihnen.

Vorzüglich liegt mir noch zuweilen unser alter Onkel — nach meinen Erinerungen muß es ein Onkel von mütterlicher Seite gewesen sein — im Sinn, der uns nach seiner dummen Weise erzog und alles nur Mögliche anwandte, uns von Allem, was menschlich, entfernt zu halten. Er war ein ernster Mann, der niemals Stiefeln anziehen wollte, und ich höre noch sein warnendes, ängstliches Geschrei, als ich mit lüsternem Verlangen die schönen neuen Klappstiefeln anblickte, die der schlaue Jäger unter dem Baum stehen lassen, auf dem ich gerade mit vielem Appetit eine Kokosnuß verzehrte. Ich sah noch in der Entfernung den Jäger gehen, dem die den zurückgelassenen ganz ähnlichen Klappstiefeln herrlich standen. Der ganze Mann erhielt eben nur durch die wohlgewichsten Stiefeln für mich so etwas Grandioses und Imposantes — nein, ich konnte nicht widerstehen; der Gedanke, ebenso stolz wie jener in neuen Stiefeln einherzugehen, bemächtigte sich meines ganzen Wesens.

Und war es nicht schon ein Beweis der herrlichen Anlagen zur Wissenschaft und Kunst, die in mir nur geweckt werden durften, daß ich, vom Baum herabgesprungen, leicht und gewandt, als hätte ich zeitlebens Stiefeln getragen, mit den stählernen Stiefelanziehern den schlanken Beinen die ungewohnte Bekleidung anzuzwängen wußte? Daß ich freilich nachher nicht laufen konnte, daß der Jäger nun auf mich zuschritt, mich ohne Weiteres beim Kragen nahm und fortschleppte, daß der alte Onkel erbärmlich schrie und uns Kokosnüsse nachwarf, wovon mich eine recht hart hinter das linke Ohr traf, wider den Willen des bösen Alten aber vielleicht

herrliche neue Organe zur Reife gebracht hat, — Alles dieses weißt Du, Holde, da Du selbst ja heulend und jammernd Deinem Geliebten nachliefest und so auch freiwillig Dich in die Gefangenschaft begabst. — Was sage ich, Gefangenschaft! Hat diese Gefangenschaft uns nicht die größte Freiheit gegeben? Ist etwas herrlicher als die Ausbildung des Geistes, die uns unter den Menschen geworden?

Ich zweifle nämlich nicht, daß Du, liebe Pipi, bei Deiner angebornen Lebhaftigkeit, bei Deiner Fassungsgabe, Dich auch etwas Weniges auf die Künste und Wissenschaften gelegt haben wirst, und in diesem Vertrauen unterscheide ich Dich auch ganz von den bösen Verwandten in den Wäldern. Ha, unter ihnen herrscht noch Sittenlosigkeit und Barbarei; ihre Augen sind trocken, und sie sind gänzlich ohne Tiefe des Gemüths. Freilich kann ich wohl voraussetzen, daß Du in der Bildung nicht so weit vorgeschritten sein wirst als ich; denn ich bin nunmehr, wie man zu sagen pflegt, ein gemachter Mann. Ich weiß durchaus Alles, bin daher ebenso gut wie ein Orakel und herrsche im Reich der Wissenschaft und Kunst hier unumschränkt. Du wirst gewiß glauben, süße Kleine, daß es mich unendlich viel Mühe gekostet habe, auf diese hohe Stufe der Cultur zu gelangen. Im Gegentheil kann ich Dich versichern, daß mir nichts in der Welt leichter geworden als das; ja, ich lache oft darüber, daß in meiner frühen Jugend mir die verdammten Springübungen von einem Baum zum andern manchen Schweißtropfen ausgepreßt, welches ich bei dem Gelehrt- und Weisewerden nie verspürt habe. Das hat sich vielmehr so ganz leicht von selbst gefunden, und es war beinahe schwerer, zur Erkenntniß zu gelangen, ich säße nun wirklich schon auf der obersten Stufe, als hinaufzuklettern, — Dank sei es meinem herrlichen Ingenio und dem glücklichen Wurf des Onkels!

Du mußt nämlich wissen, liebe Pipi, daß die geistigen Anlagen und Talente wie Beulen am Kopfe liegen und mit Händen zu greifen sind. Mein Hinterhaupt fühlt sich an, wie ein Beutel mit Kokosnüssen, und jenem Wurf ist vielleicht noch manches Beulchen und mit ihm ein Talentchen ent-

sprossen. Ich hab' es in der That recht dick hinter den Ohren! Jener Nachahmungstrieb, der unserm Geschlecht eigen, der ganz ungerechterweise von den Menschen so oft belacht wird, ist nichts weiter als der unwiderstehliche Drang, nicht sowol Cultur zu erlangen, als die uns schon inwohnende zu zeigen.

Dasselbe Princip ist bei den Menschen längst angenommen, und die wahrhaft Weisen, denen ich immer nachgestrebt, machen es in folgender Art. Es verfertigt irgend Jemand etwas, sei es ein Kunstwerk oder sonst; Alles ruft: „Das ist vortrefflich!" Gleich macht der Weise, von innerm Beruf beseelt, es nach. Zwar wird etwas Anderes daraus; aber er sagt: „So ist es eigentlich recht, und jenes Werk, das Ihr für vortrefflich hieltet, gab mir nur den Sporn, das wahrhaft Vortreffliche ans Tageslicht zu fördern, das ich längst in mir trug." Es ist ungefähr so, liebe Pipi, als wenn einer unserer Mitbrüder sich beim Rasiren zwar in die Nase schneidet, dadurch aber dem Stutzbart einen gewissen originellen Schwung giebt, den der Mann, dem er es absah, niemals erreicht. Eben jener Nachahmungstrieb, der mir von je her ganz besonders eigen, brachte mich einem Professor der Aesthetik, dem liebenswürdigsten Mann von der Welt, näher, von dem ich nachher die ersten Aufklärungen über mich selbst erhielt, und der mir auch das Sprechen beibrachte.

Noch ehe ich dieses Talent ausgebildet, war ich oft in auserlesener Gesellschaft witziger, geistreicher Menschen. Ich hatte ihre Mienen und Geberden genau abgesehen, die ich geschickt nachzuahmen wußte. Dies und meine anständige Kleidung, mit der mich mein damaliger Principal versehen, öffnete mir nicht allein jederzeit die Thür, sondern ich galt allgemein für einen jungen Mann von feinem Weltton. Wie sehnlich wünschte ich, sprechen zu können; aber im Herzen dachte ich: O Himmel, wenn Du nun auch sprechen kannst, wo sollst Du all die tausend Einfälle und Gedanken hernehmen, die Denen da von den Lippen strömen? Wie sollst Du es anfangen, von den tausend Dingen zu sprechen, die Du kaum dem Namen nach kennst? Wie sollst Du über Werke der Wissen-

schaft und Kunst so bestimmt urtheilen wie Jene da, ohne in diesem Gebiete einheimisch zu sein?

Sowie ich nur einige Worte zusammenhängend herausbringen konnte, eröffnete ich meinem lieben Lehrer, dem Professor der Aesthetik, meine Zweifel und Bedenken. Der lachte mir aber ins Gesicht und sprach: „Was glauben Sie denn, lieber Monsieur Milo? Sprechen, sprechen, sprechen müssen Sie lernen; alles Uebrige findet sich von selbst. Geläufig, gewandt, geschickt sprechen, das ist das ganze Geheimniß. Sie werden selbst erstaunen, wie Ihnen im Sprechen die Gedanken kommen, wie Ihnen die Weisheit aufgeht, wie die göttliche Suada Sie in alle Tiefen der Wissenschaft und Kunst hineinführt, daß Sie ordentlich in Irrgängen zu wandeln glauben. Oft werden Sie sich selbst nicht verstehen; dann befinden Sie sich aber gerade in der wahren Begeisterung, die das Sprechen hervorbringt. Einige leichte Lectüre kann Ihnen übrigens wohl nützlich sein, und zur Hilfe merken Sie sich einige angenehme Phrasen, die überall vortheilhaft eingestreut werden und gleichsam zum Refrain dienen können. Reden Sie viel von den Tendenzen des Zeitalters, — wie sich das und jenes rein ausspreche, — von Tiefe des Gemüths, — von gemüthvoll und gemüthlos u. s. w."

O, meine Pipi, wie hatte der Mann Recht! Wie kam mir mit der Fertigkeit des Sprechens die Weisheit! — Mein glückliches Mienenspiel gab meinen Worten Gewicht, und in dem Spiegel habe ich gesehen, wie schön meine von Natur etwas gerunzelte Stirn sich ausnimmt, wenn ich diesem oder jenem Dichter, den ich nicht verstehe, weshalb er denn unmöglich was taugen kann, Tiefe des Gemüths rein abspreche. Ueberhaupt ist die innere Ueberzeugung der Richterstuhl der höchsten Cultur, dem ich bequem jedes Werk der Wissenschaft und Kunst unterwerfe, und das Urtheil infallibel, weil es aus dem Innern von selbst wie ein Orakel entsprießt.

Mit der Kunst habe ich mich vielfach beschäftigt — etwas Malerei, Bildhauerkunst, mitunter Modelliren. Dich, süße Kleine, formte ich als Diana nach der Antike; aber all den Krimskrams hatte ich bald satt. Nur die Musik zog mich vor

allen Dingen an, weil sie Gelegenheit giebt, so eine ganze Menge Menschen, mir nichts Dir nichts, in Erstaunen und Bewunderung zu setzen, und schon meiner natürlichen Organisation wegen wurde bald das Fortepiano mein Lieblingsinstrument.

Du kennst, meine Süße, die etwas länglichen Finger, welche mir die Natur verliehen; mit denen spanne ich nun Quartdecimen, ja zwei Octaven, und dies nebst einer enormen Fertigkeit, die Finger zu bewegen und zu rühren, ist das ganze Geheimniß des Fortepianospiels. Thränen der Freude hat der Musikmeister über die herrlichen, natürlichen Anlagen seines Scholaren vergossen; denn in kurzer Zeit habe ich es so weit gebracht, daß ich mit beiden Händen in zweiunddreißig, — vierundsechszig, — einhundertundachtundzwanzig Theilen ohne Anstoß auf- und ablaufe, mit allen Fingern gleich gute Triller schlage, drei, vier Octaven herauf- und herabspringe, wie ehemals von einem Baum zum andern, und bin hiernach der größte Virtuos, den es geben kann. Mir sind alle vorhandenen Flügelcompositionen nicht schwer genug; ich componire mir daher meine Sonaten und Concerte selbst. In letztern muß jedoch der Musikmeister die Tutti machen; denn wer kann sich mit den vielen Instrumenten und dem unnützen Zeug überhaupt befassen? Die Tutti der Concerte sind ja ohnehin nur nothwendige Uebel und nur gleichsam Pausen, in denen sich der Solospieler erholt und zu neuen Sprüngen rüstet.

Nächstdem habe ich mich schon mit einem Instrumentenmacher besprochen wegen eines Fortepiano von neun bis zehn Octaven; denn kann sich wol das Genie beschränken auf den elenden Umfang von erbärmlichen sieben Octaven? Außer den gewöhnlichen Zügen, der türkischen Trommel und Becken, soll er noch einen Trompetenzug, so wie ein Flageolettregister, das, so viel möglich, das Gezwitscher der Vögel nachahmt, anbringen. Du wirst gewahr, liebe Pipi, auf welche sublimen Gedanken ein Mann von Geschmack und Bildung geräth!

Nachdem ich mehrere Sänger großen Beifall einernten gehört, wandelte mich auch eine unbeschreibliche Lust an, ebenfalls zu singen; nur schien es mir leider, als habe mir die Natur jedes Organ dazu schlechterdings versagt. Doch

konnte ich nicht unterlassen, einem berühmten Sänger, der mein intimster Freund geworden, meinen Wunsch zu eröffnen und zugleich mein Leid wegen der Stimme zu klagen. Dieser schloß mich aber in die Arme und rief voll Enthusiasmus: „Glückseliger Monsieur, Sie sind bei Ihren musikalischen Fähigkeiten und der Geschmeidigkeit Ihres Organs, die ich längst bemerkt, zum großen Sänger geboren; denn die größte Schwierigkeit ist bereits überwunden. Nichts ist nämlich der wahren Singkunst so sehr entgegen als eine gute natürliche Stimme, und es kostet nicht wenig Mühe bei jungen Scholaren, die wirklich Singstimme haben, diese Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen. Gänzliches Vermeiden aller haltenden Töne, fleißiges Ueben der tüchtigsten Rouladen, die den gewöhnlichen Umfang der menschlichen Stimme weit übersteigen, und vornehmlich das angestrengte Hervorrufen des Falsets, in dem der wahrhaft künstliche Gesang seinen Sitz hat, hilft aber gewöhnlich nach einiger Zeit; die robusteste Stimme widersteht selten lange diesen ernsten Bemühungen. Aber bei Ihnen, Geehrtester, ist nichts aus dem Wege zu räumen; in kurzer Zeit sind Sie der sublimste Sänger, den es giebt." —

Der Mann hatte Recht; nur weniger Uebung bedurfte es, um ein herrliches Falset und eine Fertigkeit zu entwickeln, hundert Töne in einem Athem herauszustoßen, was mir denn den ungetheiltesten Beifall der wahren Kenner erwarb und die armseligen Tenoristen, welche sich auf ihre Bruststimme Wunder was zu Gute thun, unerachtet sie kaum einen Mordant*) herausbringen, in Schatten stellte.

Mein Maestro lehrte mich gleich anfänglich drei ziemlich lange Manieren, in welchen aber die Quintessenz aller Weisheit des künstlichen Gesanges steckt, so daß man sie, bald so, bald anders gewendet, ganz oder stückweise, unzähligemal wiederbringen, ja, zu dem Grundbaß der verschiedensten Arien, statt der von dem Componisten intendirten Melodie, nur jene Manieren auf allerlei Weise singen kann. Welcher rauschende Beifall mir schon eben der Ausführung dieser Manieren wegen

1) Ein schneidender Halbtriller, der als Zierrath im Gesange gilt. — A. d. H.

gezollt worden, meine Süße, kann ich Dir nicht beschreiben, und Du bemerkst überhaupt, wie auch in der Musik das natürliche mir inwohnende Ingenium mir Alles so herzlich leicht machte.

Von meinen Compositionen habe ich schon gesprochen; aber gerade das liebe Componiren! — Muß ich es nicht, um nur meinem Genie ihm würdige Werke zu verschaffen, so überlasse ich es gern den untergeordneten Subjecten, die nun einmal dazu da sind, uns Virtuosen zu dienen, d. h. Werke anzufertigen, in denen wir unsere Virtuosität zeigen können.

Ich muß gestehen, daß es ein eigen Ding mit all dem Zeuge ist, das die Partitur anfüllt. Die vielen Instrumente, der harmonische Zusammenklang — sie haben ordentliche Regeln darüber, aber für ein Genie, für einen Virtuosen ist das Alles viel zu abgeschmackt und langweilig. Nächst dem darf man, um sich von jeder Seite in Respect zu halten, worin die größte Lebensweisheit besteht, auch nur für einen Componisten *gelten*; das ist genug. Hatte ich z. B. in einer Gesellschaft in einer Arie des gerade anwesenden Componisten recht vielen Beifall eingeerntet, und war man im Begriff, einen Theil dieses Beifalls dem Autor zuzuwenden, so warf ich mit einem gewissen finstern, tiefschauenden Blick, den ich bei meiner charaktervollen Physiognomie überaus gut zu machen verstehe, ganz leicht hin: „Ja, wahrhaftig, ich muß nun auch meine neue Oper vollenden!“ Und diese Aeußerung riß Alles zu neuer Bewunderung hin, so daß darüber der Componist, der wirklich vollendet hatte, ganz vergessen wurde.

Ueberhaupt steht es dem Genie wohl an, sich so geltend zu machen als möglich, und es darf nicht verschweigen, wie ihm Alles das, was in der Kunst geschieht, so klein und erbärmlich vorkommt gegen das, was es in allen Theilen derselben und der Wissenschaft produciren könnte, wenn es nur gerade wollte und die Menschen der Anstrengung werth wären. Gänzliche Verachtung alles Bestrebens Anderer, — die Ueberzeugung, Alle, die gern schweigen und nur im Stillen schaffen, ohne davon zu sprechen, weit, weit zu übersehen, — die höchste Selbstzufriedenheit mit Allem, was nun so ohne alle An-

strengung die eigene Kraft hervorruft, — das Alles sind untrügliche Zeichen des höchst cultivirten Genies, und wohl mir, daß ich Alles das täglich, ja stündlich an mir bemerke! — So kannst Du Dir nun, süße Freundin, ganz meinen glücklichen Zustand, den ich der erlangten hohen Bildung verdanke, vorstellen.

Aber kann ich Dir denn nur das Mindeste, was mir auf dem Herzen liegt, verschweigen? Soll ich es Dir, Holde, nicht gestehen, daß noch öfters gewisse Anwandlungen, die mich ganz unversehens überfallen, mich aus dem glücklichen Behagen reißen, das meine Tage versüßt? O Himmel, wie ist doch die früheste Erziehung von so wichtigem Einfluß auf das ganze Leben! Und man sagt wol mit Recht, daß schwer zu vertreiben sei, was man mit der Muttermilch einsauge. Wie ist mir denn doch mein tolles Herumschwärmen in Bergen und Wäldern so schädlich geworden!

Neulich gehe ich, elegant gekleidet, mit mehreren Freunden in dem Park spazieren. Plötzlich stehen wir an einem herrlichen, himmelhohen schlanken Nußbaum; eine unwiderstehliche Begierde raubt mir alle Besinnung — einige tüchtige Sätze, und — ich wiege mich hoch in den Wipfeln der Aeste, nach den Nüssen haschend! Ein Schrei des Erstaunens, den die Gesellschaft ausstieß, begleitete mein Wagstück. Als ich, mich wieder besinnend auf die erhaltene Cultur, die dergleichen Extravagantes nicht erlaubt, hinabkletterte, sprach ein junger Mensch, der mich sehr ehrt: „Ei, lieber Monsieur Milo, wie sind Sie doch so flink auf den Beinen!“ Aber ich schämte mich sehr. — So kann ich auch oft kaum die Lust unterdrücken, meine Geschicklichkeit im Werfen, die mir sonst eigen, zu üben; und kannst Du Dir's denken, holde Kleine, daß mich neulich bei einem Souper jene Lust so sehr übermannte, daß ich schnell einen Apfel dem ganz am andern Ende des Tisches sitzenden Commercienrath, meinem alten Gönner, in die Perücke warf, welches mich beinahe in tausend Ungelegenheiten gestürzt hätte? Doch hoffe ich, immer mehr und mehr auch von diesen Ueberbleibseln des ehemaligen rohen Zustandes mich zu reinigen.

Solltest Du in der Cultur noch nicht so weit vorgerückt

sein, süße Freundin, um diesen Brief lesen zu können, so mögen Dir die edeln kräftigen Züge Deines Geliebten eine Aufmunterung, lesen zu lernen, und dann der Inhalt die weisheitsvolle Lehre sein, wie Du es anfangen mußt, um zu der innern Ruhe und Behaglichkeit zu gelangen, die nur die höchste Cultur erzeugt, wie sie aus dem innern Ingenio und dem Umgang mit weisen, gebildeten Menschen entspringt. — Nun tausendmal lebe wohl, süße Freundin!

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifl', ob lügen kann die Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht!

Dein
Getreuer bis in den Tod,
Milo,
ehemals Affe, jetzt privatisirender Künstler und Gelehrter.

5.

Der Musikfeind.

Es ist wol etwas Herrliches, so durch und durch musikalisch zu sein, daß man, wie mit besonderer Kraft ausgerüstet, die größten musikalischen Massen, die die Meister mit einer unzähligen Menge Noten und Töne der verschiedensten Instrumente aufgebauet, leicht und lustig handhabt, indem man sie ohne sonderliche Gemüthsbewegung, ohne die schmerzhaften Stöße des leidenschaftlichen Entzückens der herzzerreißenden Wehmuth zu spüren, in Sinn und Gedanken aufnimmt. Wie hoch kann man sich dann auch über die Virtuosität der Spieler im Innern erfreuen, ja, diese Freude, die von Innen herausstrebt, recht laut werden lassen ohne alle Gefahr! An die Glückseligkeit, selbst ein Virtuos zu sein, will ich gar nicht denken; denn noch viel tiefer wird dann mein Schmerz, daß mir aller Sinn für Musik so ganz und gar abgeht, woher denn auch meine unbeschreibliche Un-

beholfenheit in der Ausübung dieser herrlichen Kunst, die ich leider von Kindheit auf gezeigt, rühren mag.

Mein Vater war gewiß ein tüchtiger Musikus; er spielte fleißig auf einem großen Flügel oft bis in die späte Nacht hinein, und wenn es einmal ein Concert in unserm Hause gab, dann spielte er sehr lange Stücke, wozu ihn die Andern auf Violinen, Bässen, auch wol Flöten und Waldhörnern ganz wenig begleiteten. Wenn solch ein langes Stück endlich heraus war, dann schrien Alle sehr und riefen: „Bravo, Bravo! Welch ein schönes Concert! Wie fertig, wie rund gespielt!“ und nannten mit Ehrfurcht den Namen Emanuel Bach. Der Vater hatte aber so viel hinter einander gehämmert und gebrauset, daß es mir vorkam, als sei das wol kaum Musik, worunter ich mir so recht ans Herz gehende Melodien dachte, sondern er thue dies nur zum Spaß, und die Andern hätten auch wieder ihren Spaß daran.

Ich war bei solchen Gelegenheiten immer in mein Sonntagsröckchen geknöpft und mußte auf einem hohen Stuhl neben der Mutter sitzen und zuhören, ohne mich viel zu regen und zu bewegen. Die Zeit wurde mir entsetzlich lang, und ich hätte wol gar nicht ausdauern können, wenn ich mich nicht an den besondern Grimassen und komischen Bewegungen der Spieler ergetzt hätte. Vorzüglich erinnere ich mich noch eines alten Advokaten, der immer dicht bei meinem Vater die Geige spielte und von dem sie immer sagten, er sei ein ganz übertriebener Enthusiast, und die Musik mache ihn halb verrückt, so daß er in der wahnsinnigen Exaltation, zu der ihn Emanuel Bach's oder Wolf's oder Benda's Genius hinaufschraube, weder rein greife, noch Tact halte. Mir steht der Mann noch ganz vor Augen. Er trug einen pflaumfarbenen Rock mit goldbesponnenen Knöpfen, einen kleinen silbernen Degen und eine röthliche, nur wenig gepuderte Perücke, an der hinten ein kleiner runder Haarbeutel hing. Er hatte einen unbeschreiblichen komischen Ernst in Allem, was er begann. „Ad opus!“*) pflegte er zu rufen, wenn der Vater die Musikblätter auf die Pulte vertheilte. Dann ergriff

*) „Zum Werke!“ — A. d. H.

er mit der rechten Hand die Geige, mit der linken aber die Perücke, die er abnahm und an einen Nagel hing. Nun hob er an, sich immer mehr und mehr übers Blatt beugend, zu arbeiten, daß die rothen Augen glänzend heraustraten und Schweißtropfen auf der Stirn standen. Es geschah ihm zuweilen, daß er früher fertig wurde als die Uebrigen, worüber er sich denn nicht wenig wunderte und die Andern ganz böse anschaute. Oft war mir es auch, als brächte er Töne heraus, denen ähnlich, die Nachbars Peter, mit naturhistorischem Sinn die verborgenen musikalischen Talente der Katzen erforschend, unserm Hauskater ablockte durch schickliches Einklemmen des Schwanzes und sonst, weshalb er zuweilen von dem Vater etwas geprügelt wurde (nämlich der Peter). — Kurz, der pflaumfarbene Advocat — er hieß Musewius — hielt mich ganz für die Pein des Stillsitzens schadlos, indem ich mich an seinen Grimassen, an seinen komischen Seitensprüngen, ja wohl gar an seinem Quinkeliren höchlich ergetzte.

Einmal machte er doch eine vollkommene Störung in der Musik, so daß mein Vater vom Flügel aufsprang und Alle auf ihn zustürzten, einen bösen Zufall, der ihn ergriffen, befürchtend. Er fing nämlich an, erst etwas Weniges mit dem Kopfe zu schütteln, dann aber in einem fortsteigenden Crescendo immer stärker und stärker den Kopf hin und her zu werfen, wozu er gräßlich mit dem Bogen über die Saiten hin und her fuhr, mit der Zunge schnalzte und mit dem Fuße stampfte. Es war aber nichts als eine kleine feindselige Fliege; die hatte ihn, mit beharrlichem Eigensinn in demselben Kreise bleibend, umsummt und sich, tausendmal verjagt, immer wieder auf die Nase gesetzt. Das hatte ihn in wilde Verzweiflung gestürzt.

Manchmal geschah es, daß die Schwester meiner Mutter eine Arie sang. Ach, wie freute ich mich immer darauf! Ich liebte sie sehr; sie gab sich viel mit mir ab und sang mir oft mit ihrer schönen Stimme, die so recht in mein Innerstes drang, eine Menge herrlicher Lieder vor, die ich so in Sinn und Gedanken trage, daß ich sie noch für mich leise zu singen

vermag. Es war immer etwas Feierliches, wenn meine Tante die Stimmen der Arien von Hasse oder von Traetta oder sonst einem Meister auflegte. Der Advocat durfte nicht mitspielen. Schon wenn sie die Einleitung spielten und meine Tante noch nicht angefangen zu singen, klopfte mir das Herz, und ein ganz wunderbares Gefühl von Lust und Wehmuth durchdrang mich, so daß ich mich kaum zu fassen wußte. Aber kaum hatte die Tante einen Satz gesungen, so fing ich an, bitterlich zu weinen, und wurde unter heftigen Scheltworten meines Vaters zum Saal hinausgebracht. Oft stritt sich mein Vater mit der Tante, weil Letztere behauptete, mein Betragen rühre keineswegs davon her, daß mich die Musik auf unangenehme, widrige Weise afficire, sondern vielmehr von der übergroßen Reizbarkeit meines Gemüths, dagegen mich der Vater geradezu einen dummen Jungen schalt, der aus Unlust heulen müsse wie ein antimusikalischer Hund.

Einen vorzüglichen Grund, nicht allein mich zu vertheidigen, sondern auch sogar mir einen tief verborgenen musikalischen Sinn zuzuschreiben, nahm meine Tante aus dem Umstande her, daß ich oft, wenn der Vater zufällig den Flügel nicht zugeschlossen, mich stundenlang damit ergetzen konnte, allerlei wohlklingende Accorde aufzusuchen und anzuschlagen. Hatte ich nun mit beiden Händen drei, vier, ja wol sechs Tangenten gefunden, die, auf einmal niedergedrückt, einen gar wunderbaren, lieblichen Zusammenklang hören ließen, dann wurde ich nicht müde, sie anzuschlagen und austönen zu lassen. Ich legte den Kopf seitwärts auf den Deckel des Instruments; ich drückte die Augen zu; ich war in einer andern Welt; aber zuletzt mußte ich wieder bitterlich weinen, ohne zu wissen, ob vor Lust oder vor Schmerz. Meine Tante hatte mich oft belauscht und ihre Freude daran gehabt, wogegen mein Vater darin nur kindische Possen fand.

Ueberhaupt schienen sie, so wie über mich, auch rücksichtlich anderer Gegenstände, vorzüglich der Musik, ganz uneins zu sein, indem meine Tante oft an musikalischen Stücken, vorzüglich, wenn sie von italienischen Meistern ganz einfach und prunklos componirt waren, ein großes Wohlgefallen fand,

mein Vater aber, der ein heftiger Mann war, dergleichen Musik ein Dudeldumdei nannte, daß den Verstand nie beschäftigen könne. Mein Vater sprach immer vom Verstande, meine Tante immer vom Gefühl. Endlich setzte sie es doch durch, daß mein Vater mich durch einen alten Cantor, der in den Familienconcerten gewöhnlich die Viole strich, im Klavierspielen unterrichten ließ. Aber Du lieber Himmel, da zeigte es sich denn bald, daß die Tante mir viel zu viel zugetraut, der Vater dagegen Recht hatte! An Tactgefühl sowie am Auffassen einer Melodie fehlte es mir, wie der Cantor behauptete, keineswegs; aber meine grenzenlose Unbehilflichkeit verdarb Alles. Sollte ich ein Uebungsstück für mich exerciren und setzte mich mit dem besten Vorsatz, recht fleißig zu sein, an das Klavier, so verfiel ich unwillkürlich bald in jene Spielerei des Accordsuchens, und so kam ich nicht weiter. Mit vieler unsäglicher Mühe hatte ich mich durch mehrere Tonarten durchgearbeitet, bis zu der verzweifelten, die vier Kreuze vorgezeichnet hat und, wie ich jetzt noch ganz bestimmt weiß, E dur genannt wird. Ueber dem Stück stand mit großen Buchstaben: „Scherzando Presto", und als der Cantor es mir vorspielte, hatte es so was Hüpfendes, Springendes, das mir sehr mißfiel. Ach, wie viel Thränen, wie viel ermunternde Püffe des unseligen Cantors kostete mich das verdammte Presto!

Endlich kam der für mich schreckliche Tag heran, an dem ich dem Vater und den musikalischen Freunden meine erworbenen Kenntnisse produciren, Alles, was ich gelernt, vorspielen sollte. Ich konnte Alles gut, bis auf das abscheuliche E dur-Presto; da setzte ich mich abends vorher in einer Art von Verzweiflung ans Klavier, um, koste es was es wolle, fehlerfrei jenes Stück einzuspielen. Ich wußte selbst nicht, wie es zuging, daß ich das Stück gerade auf den Tangenten, die denen, welche ich aufschlagen sollte, rechts zunächst lagen, zu spielen versuchte. Es gelang mir; das ganze Stück war leichter geworden, und ich verfehlte keine Note, nur auf andern Tangenten, und mir kam es vor, als klänge das Stück sogar viel besser als so, wie es mir der Cantor vorgespielt hatte. Nun war mir froh und leicht zu Muthe; ich setzte mich den an-

dern Tag keck an den Flügel und hämmerte mein Stückchen frisch darauf los, und mein Vater rief einmal über das andere: „Das hätte ich nicht gedacht!“ — Als das Scherzo zu Ende war, sagte der Cantor ganz freundlich: „Das war die schwere Tonart E dur!“ und mein Vater wandte sich zu einem Freunde, sprechend: „Sehen Sie, wie fertig der Junge das schwere E dur handhabt!“ — „Erlauben Sie, Verehrtester,“ erwiderte dieser, „das war ja F dur.“ — „Mit nichten, mit nichten!“ sagte der Vater. — „Ei, ja doch,“ versetzte der Freund; „wir wollen es gleich sehen.“ Beide traten an den Flügel. — „Sehen Sie!“ rief mein Vater triumphirend, indem er auf die vier Kreuze wies. — „Und doch hat der Kleine F dur gespielt,“ sagte der Freund. „Wiederhole doch das Stück, mein Lieber!“ — Ich that es ganz unbefangen, indem es mir nicht einmal recht deutlich war, worüber sie so ernstlich stritten. Mein Vater sah in die Tasten; kaum hatte ich aber einige Töne gegriffen, als mir des Vaters Hand um die Ohren sauste. „Vertrackter dummer Junge!“ schrie er im höchsten Zorn. Weinend und schreiend lief ich davon, und nun war es mit meinem musikalischen Unterricht auf immer aus. Die Tante meinte zwar, gerade daß es mir möglich geworden, das ganze Stück richtig, nur in einem andern Ton zu spielen, zeige von wahrem musikalischen Talent; allein ich glaube jetzt selbst, daß mein Vater Recht hatte, es aufzugeben, mich auf irgend einem Instrumente unterrichten zu lassen, da meine Unbeholfenheit, die Steifheit und Ungelenkigkeit meiner Finger sich jedem Streben entgegengesetzt haben würde.

Aber eben diese Ungelenkigkeit scheint sich rücksichtlich der Musik auch auf mein geistiges Vermögen zu erstrecken. So habe ich nur zu oft bei dem Spiel anerkannter Virtuosen, wenn Alles in jauchzende Bewunderung ausbrach, Langeweile, Ekel und Ueberdruß empfunden und mich noch dazu, da ich nicht unterlassen konnte, meine Meinung ehrlich herauszusagen oder vielmehr mein inneres Gefühl deutlich auszusprechen, dem Gelächter der geschmackvollen, von der Musik begeisterten Menge preisgegeben. Ging es mir nicht noch vor kurzer Zeit ganz so, als ein berühmter Klavierspieler durch die Stadt reiste und sich bei einem meiner Freunde hören ließ? — „Heute,

Theuerster," sagte mir der Freund, „werden Sie gewiß von Ihrer Musikfeindschaft geheilt; der herrliche V. wird Sie erheben, entzücken." — Ich mußte mich wider meinen Willen dicht an das Pianoforte stellen. Da fing der Virtuos an, die Töne auf und nieder zu rollen, und erhob ein gewaltiges Gebrause, und als das immer fortdauerte, wurde mir ganz schwindelig und schlecht zu Muthe. Aber bald riß etwas Anderes meine Aufmerksamkeit hin, und ich mag wol, als ich den Spieler gar nicht mehr hörte, ganz sonderbar in das Pianoforte hineingestarrt haben; denn als er endlich aufgehört hatte, zu donnern und zu rasen, ergriff mich der Freund beim Arm und rief: „Nun, Sie sind ja ganz versteinert! He, Freundchen, empfinden Sie nun endlich die tiefe, fortreißende Wirkung der himmlischen Musik?" — Da gestand ich ehrlich ein, wie ich eigentlich den Spieler wenig gehört, sondern mich vielmehr an dem schnellen Auf- und Abspringen und dem gliederweisen Lauffeuer der Hämmer höchlich ergetzt habe, worüber denn Alles in ein schallendes Gelächter ausbrach.

Wie oft werde ich empfindungs-, herz-, gemüthlos gescholten, wenn ich unaufhaltsam aus dem Zimmer renne, sobald das Fortepiano geöffnet wird oder diese und jene Dame die Guitarre in die Hand nimmt und sich zum Singen räuspert; denn ich weiß schon, daß bei der Musik, die sie gewöhnlich in den Häusern verführen, mir übel und weh wird und ich mir ordentlich physisch den Magen verderbe. Das ist aber ein rechtes Unglück und bringt mir Verachtung der feinen Welt zuwege. Ich weiß wohl, daß eine solche Stimme, ein solcher Gesang wie der meiner Tante so recht in mein Innerstes dringt und sich da Gefühle regen, für die ich gar keine Worte habe. Es ist mir, als sei das eben die Seligkeit, welche sich über das Irdische erhebt und daher auch im Irdischen keinen Ausdruck zu finden vermag; aber eben deshalb ist es mir ganz unmöglich, höre ich eine solche Sängerin, in die laute Bewunderung auszubrechen wie die Andern. Ich bleibe still und schaue in mein Inneres, weil da noch alle die außen verklungenen Töne widerstrahlen, und da werde ich kalt, empfindungslos, ein Musikfeind gescholten.

Mir schräg über wohnt der Concertmeister, welcher jeden Donnerstag ein Quartett bei sich hat, wovon ich zur Sommerszeit den leisesten Ton höre, da sie abends, wenn es still auf der Straße geworden, bei geöffneten Fenstern spielen. Da setze ich mich aufs Sopha und höre mit geschlossenen Augen zu und bin ganz voller Wonne, — aber nur bei dem ersten. Bei dem zweiten Quartett verwirren sich schon die Töne; denn nun ist es, als müßten sie im Innern mit den Melodien des ersten, die noch darin wohnen, kämpfen; und das dritte kann ich gar nicht mehr aushalten. Da muß ich fortrennen, und oft hat der Concertmeister mich schon ausgelacht, daß ich mich von der Musik so in die Flucht schlagen lasse. Sie spielten wol, wie ich gehört habe, an sechs, acht solche Quartetts, und ich bewundere in der That die außerordentliche Geistesstärke, die innere musikalische Kraft, welche dazu gehört, so viel Musik hinter einander aufzufassen und durch das Abspielen Alles so, wie im Innersten empfunden und gedacht, ins lebendige Leben ausgehen zu lassen.

Ebenso geht es mir mit den Concerten, wo oft schon die erste Symphonie solch einen Tumult in mir erregt, daß ich für alles Uebrige todt bin. Ja, oft hat mich eben der erste Satz so aufgeregt, so gewaltsam erschüttert, daß ich mich hinaussehne, um all die seltsamen Erscheinungen, von denen ich befangen, deutlicher zu schauen, ja mich in ihren wunderbaren Tanz zu verflechten, daß ich unter ihnen, ihnen gleich bin. Es kommt mir dann vor, als sei die gehörte Musik ich selbst. Ich frage daher niemals nach dem Meister; das scheint mir ganz gleichgiltig. Es ist mir so, als werde auf dem höchsten Punkt nur eine psychische Masse bewegt, und als habe ich in diesem Sinne viel Herrliches componirt.

Indem ich dieses nur so für mich niederschreibe, wird mir angst und bange, daß es einmal in meiner angeborenen, unbefangenen Aufrichtigkeit mir über die Lippen fliehen könnte. Wie würde ich ausgelacht werden! Sollten nicht manche wahrhaftige musikalische Bravos an der Gesundheit meines Gemüths zweifeln? Wenn ich oft nach der ersten Symphonie aus dem Concertsaal eile, schreien sie mir nach: „Da läuft

er fort, der Musikfeind!" und bedauern mich, da jeder Gebildete jetzt mit Recht verlangt, daß man nächst der Kunst, sich anständig zu verbeugen und ebenso auch über das, was man nicht weiß, zu reden, auch die Musik liebe und treibe. Daß ich nun eben von diesem Treiben so oft getrieben werde hinaus in die Einsamkeit, wo die ewig waltende Macht in dem Rauschen der Eichenblätter über meinem Haupte, in dem Plätschern der Quelle wunderbare Töne anregt, die sich geheimnißvoll verschlingen mit den Lauten, die in meinem Innern ruhen und nun in herrlicher Musik hervorstrahlen, — ja, das ist eben mein Unglück.

Die entsetzliche peinliche Schwerfälligkeit im Auffassen der Musik schadet mir auch recht in der Oper. Manchmal freilich ist es mir, als würde nur dann und wann ein schickliches musikalisches Geräusch gemacht, und man verjage damit sehr zweckmäßig die Langeweile oder noch ärgere Ungethüme, so wie vor den Karawanen Cymbeln und Pauken toll und wild durch einander geschlagen werden, um die wilden Thiere abzuhalten. Aber wenn es oft so ist, als könnten die Personen nicht anders reden als in den gewaltigen Accenten der Musik, als ginge das Reich des Wunderbaren auf wie ein flammender Stern, — dann habe ich Mühe und Noth, mich festzuhalten in dem Orkan, der mich erfaßt und in das Unendliche zu schleudern droht. Aber in solch eine Oper gehe ich immer und immer wieder, und klarer und leuchtender wird es im Innern, und alle Gestalten treten heraus aus dem düstern Nebel und schreiten auf mich zu, und nun erkenne ich sie, wie sie so freundlich mir befreundet sind und mit mir dahinwallen im herrlichen Leben. Ich glaube, Gluck's Iphigenia gewiß funfzigmal gehört zu haben. Darüber lachen aber mit Recht die echten Musiker und sagen: „Beim ersten Mal hatten wir Alles weg und beim dritten satt."

Ein böser Dämon verfolgt mich aber und zwingt mich, unwillkürlich komisch zu sein und Komisches zu verbreiten rücksichtlich meiner Musikfeindschaft. So stehe ich neulich im Schauspielhause, wohin ich aus Gefälligkeit für einen fremden Freund gegangen, und bin ganz vertieft in Gedanken, als sie gerade — es wurde eine Oper gegeben — so einen nichtssagenden

musikalischen Lärm machen. Da stößt mich der Nachbar an, sprechend: „Das ist eine ganz vorzügliche Stelle.“ — Ich dachte und konnte in dem Augenblick nichts Anderes denken, als daß er von der Stelle im Parterre spreche, wo wir uns gerade befanden, und antwortete ganz treuherzig: „Ja, eine gute Stelle; aber ein Bißchen Zug weht doch.“ — Da lachte er sehr, und als Anekdote von dem Musikfeind wurde es verbreitet in der ganzen Stadt, und überall neckte man mich mit meiner Zugluft in der Oper, und ich hatte doch Recht. —

Sollte man es wol glauben, daß es dessenungeachtet einen echten, wahren Musiker giebt, der noch jetzt rücksichtlich meines musikalischen Sinnes der Meinung meiner Tante ist? — Freilich wird Niemand viel darauf geben, wenn ich gerade herausſage, daß dies kein Anderer ist als der Kapellmeister Johannes Kreisler, der seiner Phantasterei wegen überall verschrien genug ist; aber ich bilde mir nicht wenig darauf ein, daß er es nicht verschmäht, mir recht nach meinem innern Gefühl, so wie es mich erfreut und erhebt, vorzusingen und vorzuspielen. Neulich sagte er, als ich ihm meine musikalische Unbeholfenheit klagte, ich sei mit jenem Lehrling in dem Tempel zu Sais zu vergleichen, der, ungeschickt scheinend im Vergleich der andern Schüler, doch den wunderbaren Stein fand, den die Andern mit allem Fleiß vergeblich suchten. Ich verstand ihn nicht, weil ich Novalis'*) Schriften nicht gelesen, auf die er mich verwies. Ich habe heute in die Leihbibliothek geschickt, werde das Buch aber wol nicht erhalten, da es herrlich sein soll und also stark gelesen wird. —

Doch nein; — eben erhalte ich wirklich Novalis' Schriften, zwei Bändchen, und der Bibliothekar läßt mir sagen, mit dergleichen könne er immer aufwarten, da es stets zu Hause sei; nur habe er den Novalis nicht gleich finden können, da er ihn ganz und gar als ein Buch, nach dem niemals gefragt würde, zurückgestellt. Nun will ich doch gleich sehen, was es mit den Lehrlingen zu Sais für eine Bewandniß hat.

---

*) Pseudonym für Friedrich Freih. v. Hardenberg (geb. 1772, gest. 1801). Seine Schriften sind herausgegeben von Fr. v. Schlegel u. L. Tieck, 2 Bde. Berlin 1802. — A. d. H.

6.

Ueber einen Ausspruch Sacchini's und über den sogenannten Effect in der Musik.

In Gerber's „Tonkünstler-Lexikon" wird von dem berühmten Sacchini Folgendes erzählt: Als Sacchini einst zu London bei Herrn Le Brun, dem berühmten Hoboisten, zu Mittag speiste, wiederholte man in seiner Gegenwart die Beschuldigung, die manchmal die Deutschen und die Franzosen den italienischen Componisten machen, daß sie nicht genug moduliren. „Wir moduliren in der Kirchenmusik," sagte er; „da kann die Aufmerksamkeit, weil sie nicht durch die Nebensachen des Schauspiels gestört wird, leichter den mit Kunst verbundenen Veränderungen der Töne folgen. Aber auf dem Theater muß man deutlich und einfach sein; man muß mehr das Herz rühren, als in Erstaunen setzen; man muß sich selbst minder geübten Ohren begreiflich machen. Der, welcher, ohne den Ton zu ändern, abgeänderte Gesänge darstellt, zeigt weit mehr Talent als Der, welcher ihn alle Augenblicke ändert." —

Dieser merkwürdige Ausspruch Sacchini's legt die ganze Tendenz der italienischen Opernmusik damaliger Zeit an den Tag, und im Wesentlichen ist sie auch wol bis auf die jetzige Zeit dieselbe geblieben. Die Italiener erhoben sich nicht zu der Ansicht, daß die Oper in Wort, Handlung und Musik als ein Ganzes erscheinen und dieses untrennbare Ganze im Totaleindruck auf den Zuhörer wirken müsse. Die Musik war ihnen vielmehr zufällige Begleiterin des Schauspiels und durfte nur hin und wieder als selbstständige Kunst, und dann für sich allein wirkend, hervortreten. So kam es, daß im eigentlichen Fortschreiten der Handlung alle Musik flach und unbedeutend gehalten wurde und nur die Prima Donna und der Primo Huomo in ihren sogenannten Scenen in bedeutender oder vielmehr wahrer Musik hervortreten durften. Hier galt es aber dann wieder, ohne Rücksicht auf den Moment der Hand-

lung, nur den Gesang, ja oft auch nur die Kunstfertigkeit der Sänger im höchsten Glanze zu zeigen.

Sacchini verwirft in der Oper alles Starke, Erschütternde der Musik, welches er in die Kirche verweist; er hat es im Theater nur mit angenehmen oder vielmehr nicht tief eingreifenden Empfindungen zu thun; er will nicht Erstaunen, nur sanfte Rührung erregen. Als wenn die Oper durch die Verbindung der individualisirten Sprache mit der allgemeinen Sprache der Musik nicht eben die höchste, das Innerste tief ergreifende Wirkung auf das Gemüth schon ihrer Natur nach beabsichtigen müsse! Endlich will er durch die größte Einfachheit oder vielmehr Monotonie auch dem ungeübten Ohr verständlich werden. Allein das ist ja eben die höchste oder vielmehr die wahre Kunst des Componisten, daß er durch die Wahrheit des Ausdrucks Jeden rührt, Jeden erschüttert, wie es der Moment der Handlung erfordert, ja, diesen Moment der Handlung selbst schafft, wie der Dichter. Alle Mittel, die der unerschöpfliche Reichthum der Tonkunst ihm darbietet, sind sein eigen, und er braucht sie so, wie sie zu jener Wahrheit als nothwendig erscheinen. So wird z. B. die künstlichste Modulation, ihr schneller Wechsel an rechter Stelle dem ungeübtesten Ohr in höherer Rücksicht verständlich sein; das heißt: nicht die technische Structur erkennt der Laie, worauf es auch gar nicht ankommt, sondern der Moment der Handlung ist es, der ihn gewaltig ergreift. Wenn im „Don Juan" die Statue des Commandanten im Grundton E ihr furchtbares: „Ja!" ertönen läßt, nun aber der Componist dieses E als Terz von C annimmt und so in C dur modulirt, welche Tonart Leporello ergreift, — so wird kein Laie der Musik die technische Structur dieses Ueberganges verstehen, aber im Innersten mit dem Leporello erbeben, und ebenso wenig wird der Musiker, der auf der höchsten Stufe der Bildung steht, in dem Augenblick der tiefsten Anregung an jene Structur denken; denn ihm ist das Gerüste längst eingefallen, und er trifft wieder mit dem Laien zusammen.

Die wahre Kirchenmusik, nämlich diejenige, die den Cultus begleitet oder vielmehr selbst Cultus ist, erscheint als über-

irdische — als Sprache des Himmels. Die Ahnungen des höchsten Wesens, welche die heiligen Töne in des Menschen Brust entzünden, sind das höchste Wesen selbst, welches in der Musik verständlich von dem überschwänglich herrlichen Reiche des Glaubens und der Liebe redet. Die Worte, die sich dem Gesange beigesellen, sind nur zufällig und enthalten auch meistens nur bildliche Andeutungen, wie z. B. in der Missa. In dem irdischen Leben, dem wir uns entschwungen, blieb der Gährungsstoff des Bösen zurück, der die Leidenschaften erzeugte, und selbst der Schmerz löste sich auf in die inbrünstige Sehnsucht der ewigen Liebe. Folgt nicht aber hieraus von selbst, daß die einfachen Modulationen, die den Ausdruck eines zerrissenen beängsteten Gemüths in sich tragen, eben aus der Kirche zu verbannen sind, weil sie gerade dort zerstreuen und den Geist befangen mit weltlichem, irdischem Treiben? Sacchini's Ausspruch ist daher gerade umzukehren, wiewol er, da er sich ausdrücklich auf die Meister seines Landes bezieht und gewiß die älteren im Sinn hatte, unter dem häufigeren Moduliren in der Kirchenmusik nur den größern Reichthum des harmonischen Stoffes meinte. Rücksichtlich der Opernmusik änderte er auch wahrscheinlich seine Meinung, als er Gluck's Werke in Paris gehört hatte; denn sonst würde er, dem von ihm selbst aufgestellten Princip zuwider, nicht die starke, heftig ergreifende Fluchscene im „Oedipus auf Kolonos" gesetzt haben.

Jene Wahrheit, daß die Oper in Wort, Handlung und Musik als ein Ganzes erscheinen müsse, sprach Gluck zuerst in seinen Werken deutlich aus; aber welche Wahrheit wird nicht mißverstanden und veranlaßt so die sonderbarsten Mißgriffe! Welche Meisterwerke erzeugten nicht in blinder Nachahmerei die lächerlichsten Producte! Dem blöden Auge erscheinen die Werke des hohen Genies, die es nicht vermochte in einem Brennpunkt aufzufassen wie ein deformirtes Gemälde, und dieses Gemäldes zerstreute Züge wurden getadelt und nachgeahmt. Goethe's „Werther" veranlaßte die weinerlichen Empfindeleien jener Zeit; sein „Götz von Berlichingen" schuf die ungeschlachten, leeren Harnische, aus denen die hohlen

Stimmen der biderben Grobheit und des prosaisch tollen Unsinns erklangen. Goethe selbst sagt (Aus meinem Leben, dritter Theil*), die Wirkung jener Werke sei meistens stoffartig gewesen, und so kann man auch behaupten, daß die Wirkung von Gluck's und Mozart's Werken, abgesehen von dem Text, in rein musikalischer Hinsicht nur stoffartig war. Auf den Stoff des musikalischen Gebäudes wurde nämlich das Auge gerichtet und der höhere Geist, dem dieser Stoff dienen mußte, nicht entdeckt. Man fand bei dieser Betrachtung, vorzüglich bei Mozart, daß, außer der mannichfachen frappanten Modulation, auch die häufige Anwendung der Blasinstrumente die erstaunliche Wirkung seiner Werke hervorbringen möge, und davon schreibt sich der Unfug der überladenen Instrumentirung und des bizarren, unmotivirten Modulirens her. „Effect" wurde das Losungswort der Componisten, und Effect zu machen, koste es, was es wolle, die einzige Tendenz ihrer Bemühungen. Aber eben dieses Bemühen nach dem Effect beweiset, daß er abwesend ist, und sich nicht willig finden läßt, da einzukehren, wo der Componist wünscht, daß er anzutreffen sein möge.

Mit einem Wort, der Künstler muß, um uns zu rühren, um uns gewaltig zu ergreifen, selbst in eigener Brust tief durchdrungen sein, und nur das in der Ekstase bewußtlos im Innern Empfangene mit höherer Kraft festzuhalten in den Hieroglyphen der Töne (den Noten), ist die Kunst, wirkungsvoll zu componiren. Fragt daher ein junger Künstler, wie er es anfangen solle, eine Oper mit recht vielem Effect zu setzen, so kann man ihm nur antworten: „Lies das Gedicht, richte mit aller Kraft den Geist darauf, gehe ein mit aller Macht Deiner Phantasie in die Momente der Handlung! Du lebst in den Personen des Gedichts; Du bist selbst der Tyrann, der Held, die Geliebte; Du fühlst den Schmerz, das Entzücken der Liebe, die Schmach, die Furcht, das Entsetzen, ja, des Todes namenlose Qual, die Wonne seliger Verklärung; Du zürnest, Du wüthest, Du hoffest, Du verzweifelst; Dein Blut glüht durch die Adern, heftiger schlagen

*) Goethe's Werke, Hempel'sche Ausg., Thl. 22, S. 132, 134. — A. d. H.

Deine Pulse; in dem Feuer der Begeisterung, das Deine Brust entflammt, entzünden sich Töne, Melodien, Accorde, und in der wundervollen Sprache der Musik strömt das Gedicht aus Deinem Innern hervor. Die technische Uebung durch Studium der Harmonik, der Werke großer Meister, durch Selbstschreiben bewirkt, daß Du immer deutlicher und deutlicher Deine innere Musik vernimmst; keine Melodie, keine Modulation, kein Instrument entgeht Dir, und so empfängst Du mit der Wirkung auch zugleich die Mittel, die Du nun wie Deiner Macht unterworfene Geister in das Zauberbuch der Partitur bannst". — Freilich heißt das Alles nur so viel, als: „Sei so gut, Lieber, und sorge nur dafür, ein recht musikalischer Genius zu sein; das Andere findet sich dann von selbst!" Aber es ist dem wirklich so und nicht anders.

Dessenungeachtet läßt sich denken, daß Mancher den wahren Funken, den er in sich trägt, überbaut, indem er, der eigenen Kraft mißtrauend, den aus dem Innern keimenden Gedanken verwerfend, ängstlich Alles, was er in den Werken großer Meister als effectvoll anerkannt, zu benutzen strebt und so in Nachahmerei der Form geräth, die nie den Geist schafft, da nur der Geist sich die Form bildet. Das ewige Schreien der Theaterdirectoren, die, nach dem auf den Brettern kursirenden Ausdruck, das Publicum gepackt haben wollen: „Nur Effect! Effect!" und die Forderungen der sogenannten ekeln Kenner, denen der Pfeffer nicht mehr gepfeffert genug ist, regen oft den Musiker an, in einer Art verzagter Verzweiflung, wo möglich jene Meister noch im Effect zu überbieten, und so entstehen die wunderlichen Compositionen, in denen ohne Motive — das heißt, ohne daß die Momente des Gedichts nur irgend den Anlaß dazu in sich tragen sollten, — grelle Ausweichungen, mächtige Accorde aller nur möglichen Blasinstrumente auf einander folgen wie bunte Farben, die nie zum Bilde werden. Der Componist erscheint wie ein Schlaftrunkener, den jeden Augenblick gewaltige Hammerschläge wecken, und der immer wieder in den Schlaf zurückfällt.

Tondichter dieser Art sind höchlich verwundert, wenn ihr

Werk trotz den Bemühungen, womit sie sich gequält, durchaus nicht den Effect, wie sie sich ihn vorgestellt, machen will, und denken gewiß nicht daran, daß die Musik, wie sie ihr individueller Genius schuf, wie sie aus ihrem Innern strömte und die ihnen zu einfach, zu leer schien, vielleicht unendlich mehr gewirkt haben würde. Ihre ängstliche Verzagtheit verblendete sie und raubte ihnen die wahre Erkenntniß jener Meisterwerke, die sie sich zum Muster nahmen und nun an den Mitteln als demjenigen hängen blieben, worin der Effect zu suchen sei. Aber, wie schon oben gesagt, es ist ja nur der Geist, der, die Mittel in freier Willkür beherrschend, in jenen Werken die unwiderstehliche Gewalt ausübt; nur das Tongedicht, das wahr und kräftig aus dem Innern hervorging, dringt wieder ein in das Innere des Zuhörers. Der Geist versteht nur die Sprache des Geistes.

Regeln zu geben, wie man den Effect in der Musik hervorbringen solle, ist daher wol unmöglich; aber leitende Winke können den mit sich selbst uneins gewordenen Tondichter, der sich, wie von Irrlichtern geblendet, abwärts verirrte, wieder auf Weg und Steg zurückbringen.

Das Erste und Vorzüglichste in der Musik, welches mit wunderbarer Zauberkraft das menschliche Gemüth ergreift, ist die Melodie. Nicht genug zu sagen ist es, daß ohne ausdrucksvolle, singbare Melodie jeder Schmuck der Instrumente u. s. w. nur ein glänzender Putz ist, der, keinen lebenden Körper zierend wie in Shakespeare's Sturm, an der Schnur hängt und nach dem der dumme Pöbel läuft. „Singbar" ist, im höhern Sinn genommen, ein herrliches Prädicat, um die wahre Melodie zu bezeichnen. Diese soll Gesang sein, frei und ungezwungen unmittelbar aus der Brust des Menschen strömen, der selbst das Instrument ist, welches in den wunderbarsten, geheimnißvollsten Lauten der Natur ertönt. Die Melodie, die auf diese Weise nicht singbar ist, kann nur eine Reihe einzelner Töne bleiben, die vergebens danach streben, Musik zu werden. Es ist unglaublich, wie in neuerer Zeit — vorzüglich auf die Anregung eines mißverstandenen Meisters (Cherubini's) — eben die Melodie vernachlässigt worden und

aus dem Abquälen, immer originell und frappant zu sein, das gänzlich Unsingbare mehrerer Tongedichte entstanden ist. Wie kommt es denn, daß die einfachen Gesänge der alten Italiener, oft nur vom Baß begleitet, das Gemüth so unwiderstehlich rühren und erheben? Liegt es nicht lediglich in dem herrlichen, wahrhaft singenden Gesange? Ueberhaupt ist der Gesang ein wol unbestrittenes einheimisches Eigenthum jenes in Musik erglühten Volkes, und der Deutsche mag, ist er auch zur höhern oder vielmehr zur wahren Ansicht der Oper gelangt, doch auf jede ihm nur mögliche Weise sich mit jenen Geistern befreunden, damit sie es nicht verschmähen, wie mit geheimer, magischer Kraft einzugehen in sein Inneres und die Melodie zu entzünden. Ein herrliches Beispiel dieser innigsten Befreundung giebt der hohe Meister der Kunst, Mozart, in dessen Brust der italienische Gesang erglühte. Welcher Componist schrieb singbarer als er? Auch ohne den Glanz des Orchesters dringt jede seiner Melodien tief ein in das Innere, und darin liegt ja schon die wunderbare Wirkung seiner Compositionen.

Was nun die Modulationen betrifft, so sollen nur die Momente des Gedichts den Anlaß dazu geben. Sie gehen aus den verschiedenen Anregungen des bewegten Gemüths hervor, und so wie diese — sanft, stark, gewaltig, allmählich emporkeimend — plötzlich ergreifend sind, wird auch der Componist, in dem die wunderbare Kunst der Harmonik als eine herrliche Gabe der Natur liegt, so daß ihm das technische Studium nur das deutliche Bewußtsein darüber verschafft, bald in verwandte, bald in entfernte Tonarten, bald allmählich übergehen, bald mit einem kühnen Ruck ausweichen. Der echte Genius sinnt nicht darauf, zu frappiren durch erkünstelte Künstlichkeit, die zur argen Unkunst wird; er schreibt es nur auf, wie sein innerer Geist die Momente der Handlung in Tönen aussprach, und mögen dann die musikalischen Rechenmeister zu nützlicher Uebung aus seinen Werken ihre Exempel ziehen.

Zu weit würde es führen, hier über die tiefe Kunst der Harmonik zu sprechen, wie sie in unserm Innern begründet

ist, und wie sich dem schärfer Eindringenden geheimnißvolle Gesetze offenbaren, die kein Lehrbuch enthält. Nur um eine einzelne Erscheinung anzudeuten, sei es bemerkt, daß die grellen Ausweichungen nur dann von tiefer Wirkung sind, wenn, unerachtet ihrer Heterogenität, die Tonarten doch in geheimer, dem Geist des Musikers klar gewordener Beziehung stehen. Mag die anfangs erwähnte Stelle des Duettes im „Don Juan" auch hier zum Beispiel dienen.

Hieher gehören auch die wegen des Mißbrauchs oft bespöttelten enharmonischen Ausweichungen, die eben jene geheime Beziehung in sich tragen und deren oft gewaltige Wirkung sich nicht bezweifeln läßt. Es ist, als ob ein geheimes sympathetisches Band oft manche entfernt liegenden Tonarten verbinde und ob unter gewissen Umständen eine unbezwingbare Idiosynkrasie selbst die nächstverwandten Tonarten trenne. Die gewöhnlichste, häufigste Modulation, nämlich aus der Tonica in die Dominante und umgekehrt, erscheint zuweilen unerwartet und fremdartig, oft dagegen widrig und unausstehlich.

In der Instrumentirung liegt freilich ebenfalls ein großer Theil der erstaunlichen Wirkung verborgen, die oft die genialen Werke hoher Meister hervorbringen. Hier möchte es aber wol kaum möglich sein, auch nur eine einzige Regel zu wagen; denn eben dieser Theil der musikalischen Kunst ist in mystisches Dunkel gehüllt. Jedes Instrument trägt, rücksichtlich der Verschiedenheit seiner Wirkung in einzelnen Fällen, hundert andere in sich, und es ist z. B. ein thörichter Wahn, daß nur ihr Zusammenwirken unbedingt das Starke, das Mächtige auszudrücken im Stande sein sollte. Ein einzelner, von diesem oder jenem Instrumente ausgehaltener Ton bewirkt oft inneres Erbeben. Hiervon geben viele Stellen in Gluck'schen Opern auffallende Beispiele, und um jene Verschiedenheit der Wirkung, deren jedes Instrument fähig ist, recht einzusehen, denke man nur daran, mit welchem heterogenen Effect Mozart dasselbe Instrument braucht, wie z. B. die Hoboe. — Hier sind nur Andeutungen möglich. — In dem Gemüth des Künstlers wird, um in dem Vergleich der Musik mit der

Malerei zu bleiben, das Tongedicht wie ein vollendetes Gemälde erscheinen und er im Anschauen jene richtige Perspective, ohne welche keine Wahrheit möglich ist, von selbst finden. —

Zu der Instrumentirung gehören auch die verschiedenen Figuren der begleitenden Instrumente, und wie oft erhebt eine solche richtig aus dem Innern aufgefaßte Figur die Wahrheit des Ausdrucks bis zur höchsten Kraft! Wie tief ergreifend ist nicht z. B. die in Octaven fortschreitende Figur der zweiten Violine und der Viola in Mozart's Arie: „Non mi dir, bel idol mio“ etc.! Auch rücksichtlich der Figuren läßt sich nichts künstlich ersinnen, nichts hinzumachen; die lebendigen Farben des Tongedichts heben das kleinste Detail glänzend hervor, und jeder fremde Schmuck würde nur entstellen, statt zu zieren. Ebenso ist es mit der Wahl der Tonart, mit dem Forte und Piano, das aus dem tiefen Charakter des Stückes hervorgehen und nicht etwa der Abwechselung wegen dastehen soll, und mit allen übrigen untergeordneten Ausdrucksmitteln, die sich dem Musiker darbieten.

Den zweifelhaften, nach Effect ringenden, mißmuthigen Tondichter, wohnt nur der Genius in ihm, kann man unbedingt damit trösten, daß sein wahres, tiefes Eingehen in die Werke der Meister ihn bald mit dem Geiste dieser selbst in einen geheimnißvollen Rapport bringen, und daß dieser die ruhende Kraft entzünden, ja die Ekstase herbeiführen werde, in der er wie aus dumpfem Schlafe zum neuen Leben erwacht und die wunderbaren Laute seiner innern Musik vernimmt. Dann giebt ihm sein Studium der Harmonik, seine technische Uebung die Kraft, jene Musik, die sonst vorüberrauschen würde, festzuhalten, und die Begeisterung, welche das Werk gebar, wird im wunderbaren Nachklange den Zuhörer mächtig ergreifen, so daß er der Seligkeit theilhaftig wird, die den Musiker in jenen Stunden der Weihe umfing. Dies ist aber der wahrhaftige Effect des aus dem Innern hervorgegangenen Tongedichts.

7.

Johannes Kreisler's Lehrbrief.

Da Du, mein lieber Johannes, mir nun wirklich aus der Lehre laufen und auf Deine eigene Weise in der weiten Welt herumhantiren willst, so ist es billig, daß ich als Dein Meister Dir einen Lehrbrief in den Sack schiebe, den Du sämmtlichen musikalischen Gilden und Innungen als Passeport vorzeigen kannst. Das könnte ich nun ohne alle weitere Umschweife thun. Indem ich Dich aber im Spiegel anschaue, fällt es mir recht wehmüthig ins Herz. Ich möchte Dir noch einmal Alles sagen, was wir zusammen gedacht und empfunden, wenn so in den Lehrjahren gewisse Momente eintraten. Du weißt schon, was ich meine. Da wir Beide aber das eigen haben, daß, wenn der Eine spricht, der Andere das Maul nicht halten kann, so ist es wol besser, ich schreibe wenigstens Einiges davon auf, gleichsam als Ouverture, und Du kannst es denn manchmal lesen zu Deinem Nutz und Frommen.

Ach, lieber Johannes, wer kennt Dich besser als ich? Wer hat so in Dein Inneres, ja, aus Deinem Innern selbst herausgeblickt als ich? — Dafür glaube ich auch, daß Du mich vollkommen kennst, und daß eben aus diesem Grunde unser Verhältniß immer leidlich war, wiewol wir die verschiedensten Meinungen über uns wechselten, da wir uns manchmal außerordentlich weise, ja genial, dann aber wieder hinlänglich albern und tölpelhaft, ja auch was Weniges dämisch dünkten. Sieh, theurer Skolar, indem ich in vorstehenden Perioden das Wörtlein „uns" gebraucht, kommt es mir vor, als hätte ich, in vornehmer Bescheidenheit den Plural brauchend, doch nur von mir allein im Singular gesprochen, ja, als ob wir Beide am Ende auch nur Einer wären. Reißen wir uns von dieser tollen Einbildung los! Also noch einmal, lieber Johannes, — wer kennt Dich besser als ich, und wer vermag daher mit besserm Fug und Recht zu behaupten, daß Du jetzt diejenige Meisterschaft erlangt hast, welche nöthig ist, um ein schickliches ehöriges Lernen zu beginnen?

Was dazu hauptsächlich nothwendig scheint, ist Dir wirklich eigen worden. Du hast nämlich Dein Hörorgan so geschärft, daß Du bisweilen die Stimme des in Deinem Innern versteckten Poeten (um mit Schubert zu reden)*) vernimmst und wirklich nicht glaubst, Du seist es nur, der gesprochen, sonst Niemand.

In einer lauen Juliusnacht saß ich einsam auf der Moosbank in jener Jasminlaube, die Du kennst; da trat der stille freundliche Jüngling, den wir Chrysostomus nennen, zu mir und erzählte aus seiner frühen Jugendzeit wunderbare Dinge. „Der kleine Garten meines Vaters," so sprach er, „stieß an einen Wald voll Ton und Gesang. Jahraus, jahrein nistete dort eine Nachtigall auf dem alten herrlichen Baum, an dessen Fuß ein großer, mit allerlei wunderbaren Moosen und röthlichen Adern durchwachsener Stein lag. Es klang wol recht fabelhaft, was mein Vater von diesem Stein erzählte. Vor vielen, vielen Jahren, hieß es, kam ein unbekannter stattlicher Mann auf des Junkers Burg, seltsamlich gebildet und gekleidet. Jedem kam der Fremde sehr wunderlich vor; man konnte ihn nicht lange ohne inneres Grauen anblicken und dann doch nicht wieder das festgebannte Auge von ihm abwenden. Der Junker gewann ihn in kurzer Zeit sehr lieb, wiewol er oft gestand, daß ihm in seiner Gegenwart sonderbar zu Muthe würde und eiskalte Schauer ihn anwehten, wenn der Fremde beim vollen Becher von den vielen fernen unbekannten Ländern und sonderbaren Menschen und Thieren erzähle, die ihm auf seinen weiten Wanderungen bekannt worden, und dann seine Sprache in ein wunderbares Tönen verhalle, in dem er ohne Worte unbekannte, geheimnißvolle Dinge verständlich ausspreche. Keiner konnte sich von dem Fremden losreißen, ja, nicht oft genug seine Erzählungen hören, die auf unbegreifliche Weise dunkles, gestaltloses Ahnen in lichter, erkenntnißfähiger Form vor des Geistes Auge brachten. Sang nun der Fremde vollends zu seiner Laute in unbekannter Sprache allerlei wunderbar tönende Lieder, so wurden Alle, die ihn hörten, wie von überirdischer

*) Schubert's Symbolik des Traumes. Bamberg, 1814. — A. d. Verf.

Macht ergriffen, und es hieß, das könne kein Mensch, das müsse ein Engel sein, der die Töne aus dem himmlischen Concert der Cherubim und Seraphim auf die Erde gebracht. Das schöne blutjunge Burgfräulein umstrickte der Fremde ganz mit geheimnißvollen unauflöslichen Banden. Sie wurden, da er sie im Gesange und Lautenspiel unterrichtete, binnen kurzer Zeit ganz vertraut mit einander, und oft schlich der Fremde um Mitternacht zu dem alten Baum, wo das Fräulein seiner schon harrte. Dann hörte man aus weiter Ferne ihren Gesang und die verhallenden Töne der Laute des Fremden; aber so seltsam, so schauerlich klangen die Melodien, daß Niemand es wagte, näher hinzugehen oder gar die Liebenden zu verrathen. An einem Morgen war der Fremde plötzlich verschwunden, und vergebens suchte man das Fräulein im ganzen Schlosse. Von folternder Angst, von der Ahnung des Entsetzlichen ergriffen, schwang sich der Vater auf das Pferd und sprengte nach dem Walde, den Namen seines Kindes in trostlosem Jammer laut rufend. Als er zu dem Stein kam, wo der Fremde so oft mit dem Fräulein um Mitternacht saß und kos'te, sträubte sich die Mähne des muthigen Pferdes; es schnaubte und prustete. Wie festgezaubert von einem höllischen Geiste, war es nicht von der Stelle zu bringen. Der Junker glaubte, das Pferd scheue sich vor der wunderlichen Form des Steines; er stieg daher ab, um es vorüberzuführen; aber im Starrkrampf des Entsetzens stockten seine Pulse, und er stand regungslos, als er die hellen Blutstropfen erblickte, die dem Stein häufig entquollen. Wie von einer höheren Macht getrieben, schoben die Jägersleute und Bauern, die dem Junker gefolgt waren, den Stein mit vieler Mühe zur Seite und fanden darunter das arme Fräulein, mit vielen Dolchstichen ermordet und verscharrt, die Laute des Fremden aber neben ihr zertrümmert. Seit der Zeit nistet alljährlich auf dem Baum eine Nachtigall und singt um Mitternacht in klagenden, das Innerste durchdringenden Weisen; aus dem Blute entstanden aber die wunderlichen Moose und Kräuter, die jetzt auf dem Steine in seltsamlichen Farben prangen.

„Ich durfte, da ich noch ein gar junger Knabe war, ohne des Vaters Erlaubniß nicht in den Wald gehen; aber der Baum und vorzüglich der Stein zogen mich unwiderstehlich hin. So oft das Pförtchen in der Gartenmauer nicht verschlossen war, schlüpfte ich hinaus zu meinem lieben Stein, an dessen Moosen und Kräutern, die die seltsamsten Figuren bildeten, ich mich nicht satt sehen konnte. Oft glaubte ich die Zeichen zu verstehen, und es war mir, als sähe ich allerlei abenteuerliche Geschichten, wie sie die Mutter mir erzählt hatte, darauf abgebildet, mit Erklärungen dazu. Dann mußte ich, den Stein beschauend, wieder ganz unwillkürlich an das schöne Lied denken, welches der Vater beinahe täglich sang, sich auf einem Clavicembal begleitend, und welches mich immer so innig rührte, daß ich, die liebsten Kinderspiele vergessend, mit hellen Thränen nur zuhören mochte. Eben bei dem Anhören des Liedes kamen mir dann wieder meine lieben Moose in den Sinn, so daß Beides mir bald nur Eins schien und ich es in Gedanken kaum von einander zu trennen vermochte.

„Zu der Zeit entwickelte sich meine Neigung zur Musik mit jedem Tage stärker, und mein Vater, selbst ein guter Musikus, ließ es sich recht angelegen sein, mich sorgfältig zu unterrichten. Er glaubte nicht allein einen wackern Spieler, sondern auch wol einen Componisten aus mir zu bilden, weil ich so eifrig darüberher war, auf dem Klavier Melodien und Accorde zu suchen, die bisweilen viel Ausdruck und Zusammenhang hatten. Aber oft hätte ich bitterlich weinen, ja, in verzagter Trostlosigkeit nie mehr das Klavier anrühren mögen; denn immer wurde es, indem ich die Tasten berührte, etwas Anderes, als ich wollte. Unbekannte Gesänge die ich nie gehört, durchströmten mein Inneres, und es war mir dann, nicht des Vaters Lied, sondern eben jene Gesänge die mich wie Geisterstimmen umtönten, wären in den Moosen des Steins wie in geheimen wundervollen Zeichen aufbewahrt und wenn man sie recht mit voller Liebe anschaue, müßten die Lieder des Fräuleins in den leuchtenden Tönen ihrer muthigen Stimme hervorgehen.

„Wirklich geschah es auch, daß, den Stein betrachtend,

t in ein hinbrütendes Träumen gerieth und dann den herr-
lichen Gesang des Fräuleins vernahm, der meine Brust mit
wunderbarem, wonnevollem Schmerz erfüllte. Aber so wie
ich selbst das nachsingen oder auf dem Klavier nachspielen
wollte, ging alles so deutlich Gehörte unter in ein dunkles
verworrenes Ahnen. Im kindischen, abenteuerlichen Beginnen
verschloß ich oft das Instrument und horchte, ob nun nicht
deutlicher und herrlicher die Gesänge heraushallen würden; denn
ich wußte ja wol, daß darin wie verzaubert die Töne wohnen
müßten. Ich wurde ganz trostlos, und wenn ich nun vollends
die Lieder und Uebungsstücke meines Vaters spielen sollte, die
mir widrig und unausstehlich geworden, wollte ich vergehen
vor Ungeduld. So kam es denn, daß ich alles technische
Studium der Musik vernachlässigte, und mein Vater, an mei-
ner Fähigkeit verzweifelnd, den Unterricht ganz aufgab.

„In späterer Zeit, auf dem Lyceum in der Stadt, erwachte
meine Lust zur Musik auf andere Weise. Die technische Fer-
tigkeit mehrerer Schüler trieb mich an, ihnen gleich zu wer-
den. Ich gab mir viele Mühe; aber je mehr ich des Mecha-
nischen Herr wurde, desto weniger wollte es mir gelingen,
jene Töne, die in wunderherrlichen Melodien sonst in meinem
Gemüthe erklangen, wieder zu erlauschen. Der Musikdirector
des Lyceums, ein alter Mann und, wie man sagte, großer
Contrapunctist, unterrichtete mich im Generalbaß und in der
Composition. Der wollte sogar Anleitung geben, wie man
Melodien erfinden müsse, und ich that mir recht was darauf
zu Gute, wenn ich ein Thema ergrübelt hatte, das sich in alle
contrapunctische Wendungen fügte. So glaubte ich, ein ganzer
Musiker zu sein, als ich nach einigen Jahren in mein Dorf
zurückkehrte. Da stand noch in meiner Zelle das alte kleine
Klavier, an dem ich so manche Nacht gesessen und Thränen
des Unmuths vergossen. Auch den wunderbaren Stein sah ich
wieder; aber sehr klug geworden, lachte ich über meinen kin-
dischen Wahnwitz, aus den Moosen Melodien *herausse hen*
zu wollen. Doch konnte ich es mir selbst nicht ableugnen,
daß der einsame geheimnißvolle Ort unter dem Baum mich
mit wundervollen Ahnungen umfing. Ja, im Grase liegend,

an den Stein gelehnt, hörte ich oft, wenn der Wind durch des Baumes Blätter rauschte, es wie holde herrliche Geister stimmen ertönen; aber die Melodien, welche sie sangen, hatten ja längst in meiner Brust geruht und wurden nun wach und lebendig. Wie schal, wie abgeschmackt kam mir Alles vor, was ich gesetzt hatte; es schien mir gar keine Musik zu sein, mein ganzes Streben das ungereimte Wollen eines nichtigen Nichts. — Der Traum erschloß mir sein schimmerndes, herrliches Reich, und ich wurde getröstet. Ich sah den Stein, — seine rothen Adern gingen auf wie dunkle Nelken, deren Düfte sichtbarlich in hellen tönenden Strahlen emporfuhren. In den langen anschwellenden Tönen der Nachtigall verdichteten sich die Strahlen zur Gestalt eines wundervollen Weibes; aber die Gestalt war wieder himmlische, herrliche Musik!" — —

Die Geschichte unseres Chrysostomus hat, wie Du, lieber Johannes, einsiehst, in der That viel Belehrendes, weshalb sie in dem Lehrbrief den würdigen Platz findet. Wie trat doch so sichtbarlich aus einer fremden fabelhaften Zeit die hohe Macht in sein Leben, die ihn erweckte! Unser Reich ist nicht von dieser Welt, sagen die Musiker; denn wo finden wir in der Natur, so wie der Maler und der Plastiker, den Prototypus unserer Kunst? Der Ton wohnt überall; die Töne, das heißt die Melodien, welche die höhere Sprache des Geisterreichs reden, ruhen nur in der Brust des Menschen.

Aber geht denn nicht so wie der Geist des Tons auch der Geist der Musik durch die ganze Natur? Der mechanisch afficirte tönende Körper spricht, ins Leben geweckt, sein Dasein aus, oder vielmehr: sein innerer Organismus tritt im Bewußtsein hervor. Wie, wenn ebenso der Geist der Musik, angeregt von dem Geweihten in geheimen, nur diesem vernehmbaren Anklängen, sich melodisch und harmonisch ausspräche? Der Musiker, das heißt, der, in dessen Innerem die Musik sich zum deutlichen klaren Bewußtsein entwickelt, ist überall von Melodie und Harmonie umflossen. Es ist kein leeres Bild, keine Allegorie, wenn der Musiker sagt, daß ihm Farben, Düfte, Strahlen als Töne erscheinen und er in ihrer

Verschlingung ein wundervolles Concert erblickt. So wie, nach dem Ausspruch eines geistreichen Physikers, Hören ein Sehen von innen ist, so wird dem Musiker das Sehen ein Hören von innen, nämlich zum innersten Bewußtsein der Musik, die, mit seinem Geiste gleichmäßig vibrirend, aus Allem ertönt, was sein Auge erfaßt. So würden die plötzlichen Anregungen des Musikers, das Entstehen der Melodien im Innern, das bewußtlose oder vielmehr das in Worten nicht darzulegende Erkennen und Auffassen der geheimen Musik der Natur als Princip des Lebens oder alles Wirkens in demselben sein. Die hörbaren Laute der Natur — das Säuseln des Windes, das Geräusch der Quellen u. a. m. — sind dem Musiker erst einzelne ausgehaltene Accorde, dann Melodien mit harmonischer Begleitung. Mit der Erkenntniß steigt der innere Wille, und — mag der Musiker sich dann nicht zu der ihn umgebenden Natur verhalten wie der Magnetiseur zur Somnambule, indem sein lebhaftes Wollen die Frage ist, welche die Natur nie unbeantwortet läßt?

Je lebhafter, je durchdringender die Erkenntniß wird, desto höher steht der Musiker als Componist, und die Fähigkeit, jene Anregungen wie mit einer besonderen geistigen Kraft festzuhalten und festzubannen in Zeichen und Schrift, ist die Kunst des Componirens. Diese Macht ist das Erzeugniß der musikalischen künstlichen Ausbildung, die auf das ungezwungene geläufige Vorstellen der Zeichen (Noten) hinarbeitet. Bei der individualisirten Sprache waltet solch innige Verbindung zwischen Ton und Wort, daß kein Gedanke in uns sich ohne seine Hieroglyphe (den Buchstaben der Schrift) erzeugt. Die Musik bleibt allgemeine Sprache der Natur; in wunderbaren, geheimnißvollen Anklängen spricht sie zu uns. Vergeblich ringen wir danach, diese in Zeichen festzubannen, und jenes künstliche Anreihen der Hieroglyphe erhält uns nur die Andeutung dessen, was wir erlauscht. —

Mit diesen wenigen Sprüchen stelle ich Dich nunmehr, lieber Johannes, an die Pforten des Isistempels, damit Du fleißig forschen mögest, und Du wirst nun wol recht lebhaft einsehen, worin ich Dich für fähig halte, wirklich einen musi-

kalischen Cursus zu beginnen. Zeige diesen Lehrbrief Den vor, die, ohne es vielleicht deutlich zu wissen, mit Dir a jenen Pforten stehen, und erläutere ebenfalls Denen, die mi der Geschichte vom bösen Fremden und dem Burgfräulei nichts Rechtes anzufangen wissen, die Sache dahin, daß da wunderliche Abenteuer, das so in das Leben des Chrysostomus einwirkte, ein treffendes Bild sei des irdischen Untergangs durch böses Wollen einer feindlichen Macht, dämonischer Mißbrauch der Musik, aber dann Aufschwung zum Höheren, Verklärung in Ton und Gesang! —

Und nun, Ihr guten Meister und Gesellen, die Ihr Euch an den Thoren der großen Werkstatt versammelt habt, nehmt den Johannes freundlich in Eure Mitte auf und verargt es ihm nicht, daß, indem Ihr nur lauschen möget, er vielleicht dann und wann an das Thor mit leisen Schlägen zu pochen waget! Nehmt es auch nicht übel, daß, wenn Ihr sauber und nett Eure Hieroglyphen schreibet, er einige Krakelfüße mit einmischet! Im Schönschreiben will er ja eben noch von Euch profitiren. —

Gehab Dich wohl, lieber Johannes Kreisler! Es ist mir so, als würde ich Dich nicht wiedersehen. — Setze mir, wenn Du mich gar nicht mehr finden solltest, nachdem Du um mich, so wie Hamlet um den seligen Yorik, gehörig lamentirt hast, ein friedliches „Hic jacet“ und ein:

Dieses Kreuz dient zugleich zum großen Insiegel meines Lehrbriefes, und so unterschreibe ich mich denn — Ich wie Du —

Johannes Kreisler,
ci-devant Kapellmeister.

E. T. A. Hoffmann's Werke.

Siebenter Theil.

Nachtstücke.

Erster Theil.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

Erster Theil.

Seite

Der Sandmann 3
Ignaz Denner 42
Die Jesuiterkirche in G. 102
Das Sanctus 133

Zweiter Theil.

Das öde Haus. 5
Das Majorat 41
Das Gelübde 127
Das steinerne Herz 160

Nachtstücke

in Callot's Manier.

Erster Theil.

Der Sandmann.

Nathanael an Lothar.

Gewiß seid Ihr Alle voll Unruhe, daß ich so lange, lange nicht geschrieben. Mutter zürnt wol, und Klara mag glauben, ich lebe hier in Saus und Braus und vergesse mein holdes Engelsbild, so tief mir in Herz und Sinn eingeprägt, ganz und gar. — Dem ist aber nicht so; täglich und stündlich gedenke ich Euer Aller, und in süßen Träumen geht meines holden Klärchens freundliche Gestalt vorüber und lächelt mich mit ihren hellen Augen so anmuthig an, wie sie wol pflegte, wenn ich zu Euch eintrat.

Ach, wie vermochte ich denn, Euch zu schreiben in der zerrissenen Stimmung des Geistes, die mir bisher alle Gedanken verstörte! — Etwas Entsetzliches ist in mein Leben getreten. Dunkle Ahnungen eines gräßlichen mir drohenden Geschicks breiten sich wie schwarze Wolkenschatten über mich aus, undurchdringlich jedem freundlichen Sonnenstrahl. — Nun soll ich Dir sagen, was mir widerfuhr? Ich muß es, das sehe ich ein; aber wenn ich es nur denke, lacht es wie toll aus mir heraus. — Ach, mein herzlieber Lothar, wie fange ich es denn an, Dich nur einigermaßen empfinden zu lassen, daß das, was mir vor einigen Tagen geschah, denn wirklich mein Leben so feindlich zerstören konnte? Wärst Du nur hier, so könntest Du selbst schauen; aber jetzt hältst Du mich gewiß für einen aberwitzigen Geisterseher. — Kurz und gut, das Entsetzliche, was mir geschah, dessen tödtlichen Eindruck zu verwinden ich mich vergebens bemühe, besteht in nichts Anderem, als

daß vor einigen Tagen, nämlich am 30. Oktober mittags um 12 Uhr, ein Wetterglashändler in meine Stube trat und mir seine Waare anbot. Ich kaufte nichts und drohte, ihn die Treppe hinabzuwerfen, worauf er aber von selbst fortging. —

Du ahnest, daß nur ganz eigene, tief in mein Leben eingreifende Beziehungen diesem Vorfalle Bedeutung geben können, ja, daß wol die Person jenes unglückseligen Krämers gar feindlich auf mich wirken muß. So ist es in der That. Mit aller Kraft fasse ich mich zusammen, um ruhig und geduldig Dir aus meiner frühern Jugendzeit so viel zu erzählen, daß Deinem regen Sinn Alles klar und deutlich in leuchtenden Bildern aufgehen wird. Indem ich anfangen will, höre ich Dich lachen und Klara sagen: „Das sind ja rechte Kindereien!" — Lacht, ich bitte Euch, lacht mich recht herzlich aus! Ich bitt' Euch sehr. — Aber, Gott im Himmel, die Haare sträuben sich mir, und es ist, als flehe ich Euch an, mich auszulachen, in wahnsinniger Verzweiflung wie Franz Moor den Daniel.*) — Nun fort zur Sache! —

Außer dem Mittagessen sahen wir, ich und mein Geschwister, Tag über den Vater wenig. Er mochte mit seinem Dienst viel beschäftigt sein. Nach dem Abendessen, das alter Sitte gemäß schon um sieben Uhr aufgetragen wurde, gingen wir Alle, die Mutter mit uns, in des Vaters Arbeitszimmer und setzten uns um einen runden Tisch. Der Vater rauchte Tabak und trank ein großes Glas Bier dazu. Oft erzählte er uns viele wunderbare Geschichten und gerieth darüber so in Eifer, daß ihm die Pfeife immer ausging, die ich, ihm brennendes Papier hinhaltend, wieder anzünden mußte, welches mir denn ein Hauptspaß war. Oft gab er uns aber Bilderbücher in die Hände, saß stumm und starr in seinem Lehnstuhl und blies starke Dampfwolken von sich, daß wir Alle wie im Nebel schwammen. An solchen Abenden war die Mutter sehr traurig, und kaum schlug die Uhr Neun, so sprach sie: „Nun, Kinder — zu Bette, zu Bette! Der Sandmann kommt, ich merk' es schon." Wirklich hörte ich dann jedesmal etwas

*) In Schiller's Räubern, 5. Akt, 1. Scene. — A. d. H.

schweren, langsamen Tritts die Treppe heraufpoltern; das mußte der Sandmann sein. Einmal war mir jenes dumpfe Treten und Poltern besonders graulich); ich frug die Mutter, indem sie uns fortführte: „Ei, Mama, wer ist denn der böse Sandmann, der uns immer von Papa forttreibt? — Wie sieht er denn aus?" — „Es giebt keinen Sandmann, mein liebes Kind," erwiderte die Mutter; „wenn ich sage: Der Sandmann kommt, so will das nur heißen, Ihr seid schläfrig und könnt die Augen nicht offen behalten, als hätte man Euch Sand hineingestreut."

Der Mutter Antwort befriedigte mich nicht; ja, in meinem kindischen Gemüth entfaltete sich deutlich der Gedanke, daß die Mutter den Sandmann nur verleugne, damit wir uns vor ihm nicht fürchten sollten; ich hörte ihn ja immer die Treppe heraufkommen. Voll Neugierde, Näheres von diesem Sandmann und seiner Beziehung auf uns Kinder zu erfahren, frug ich endlich die alte Frau, die meine jüngste Schwester wartete, was denn das für ein Mann sei, der Sandmann. — „Ei, Thanelchen," erwiderte diese, „weißt Du das noch nicht? Das ist ein böser Mann; der kommt zu den Kindern, wenn sie nicht zu Bette gehen wollen, und wirft ihnen Hände voll Sand in die Augen, daß sie blutig zum Kopf herausspringen; die wirft er dann in den Sack und trägt sie in den Halbmond zur Atzung für seine Kinderchen. Die sitzen dort im Nest und haben krumme Schnäbel wie die Eulen; damit picken sie der unartigen Menschenkindlein Augen auf."

Gräßlich malte sich nun im Innern mir das Bild des grausamen Sandmanns aus; sowie es abends die Treppe heraufpolterte, zitterte ich vor Angst und Entsetzen. Nichts als den unter Thränen hergestotterten Ruf: „Der Sandmann, der Sandmann!" konnte die Mutter aus mir herausbringen. Ich lief darauf in das Schlafzimmer, und wol die ganze Nacht über quälte mich die fürchterliche Erscheinung des Sandmanns. —

Schon alt genug war ich geworden, um einzusehen, daß das mit dem Sandmann und seinem Kindernest im Halbmonde, so wie es mir die Wartefrau erzählt hatte, wol nicht

ganz seine Richtigkeit haben könne; indessen blieb mir der Sandmann ein fürchterliches Gespenst, und Grauen, Entsetzen ergriff mich, wenn ich ihn nicht allein die Treppe heraufkommen, sondern auch meines Vaters Stubenthür heftig aufreißen und eintreten hörte. Manchmal blieb er lange weg; dann kam er öfter hinter einander. Jahrelang dauerte das, und nicht gewöhnen konnte ich mich an den unheimlichen Spuk; nicht bleicher wurde in mir das Bild des graufigen Sandmanns. Sein Umgang mit dem Vater fing an, meine Phantasie immer mehr und mehr zu beschäftigen. Den Vater darum zu befragen, hielt mich eine unüberwindliche Scheu zurück; aber selbst, selbst das Geheimniß zu erforschen, den fabelhaften Sandmann zu sehen, dazu keimte mit den Jahren immer mehr die Lust in mir empor. Der Sandmann hatte mich auf die Bahn des Wunderbaren, Abenteuerlichen gebracht, das so schon leicht im kindlichen Gemüth sich einnistet. Nichts war mir lieber, als schauerliche Geschichten von Kobolden, Hexen, Däumlingen u. s. w. zu hören oder zu lesen; aber obenan stand immer der Sandmann, den ich in den seltsamsten, abscheulichsten Gestalten überall auf Tische, Schränke und Wände mit Kreide, Kohle hinzeichnete.

Als ich zehn Jahre alt geworden, wies mich die Mutter aus der Kinderstube in ein Kämmerchen, das auf dem Corridor unfern von meines Vaters Zimmer lag. Noch immer mußten wir uns, wenn auf den Schlag neun Uhr sich jener Unbekannte im Hause hören ließ, schnell entfernen. In meinem Kämmerchen vernahm ich, wie er bei dem Vater eintrat, und bald darauf war es mir dann, als verbreite sich im Hause ein feiner seltsam riechender Dampf. Immer höher mit der Neugierde wuchs der Muth, auf irgend eine Weise des Sandmanns Bekanntschaft zu machen. Oft schlich ich schnell aus dem Kämmerchen auf den Corridor, wenn die Mutter vorübergegangen; aber nichts konnte ich erlauschen; denn immer war der Sandmann schon zur Thür hinein, wenn ich den Platz erreicht hatte, wo er mir sichtbar werden mußte. Endlich, von unwiderstehlichem Drang getrieben, beschloß ich, im Zimmer des Vaters selbst mich zu verbergen und den Sandmann zu erwarten.

An des Vaters Schweigen, an der Mutter Traurigkeit merkte ich eines Abends, daß der Sandmann kommen werde; ich schützte daher große Müdigkeit vor, verließ schon vor neun Uhr das Zimmer und verbarg mich dicht neben der Thür in einem Schlupfwinkel. Die Hausthür knarrte; durch den Flur ging es langsamen, schweren, dröhnenden Schrittes nach der Treppe. Die Mutter eilte mit dem Geschwister mir vorüber. Leise — leise öffnete ich des Vaters Stubenthür. Er saß wie gewöhnlich stumm und starr, den Rücken der Thür zugekehrt; er bemerkte mich nicht. Schnell war ich hinein und hinter der Gardine, die einem gleich neben der Thür stehenden offenen Schrank, worin meines Vaters Kleider hingen, vorgezogen war.

Näher, immer näher dröhnten die Tritte — es hustete und scharrte und brummte seltsam draußen. Das Herz bebte mir vor Angst und Erwartung. — Dicht, dicht vor der Thür ein scharfer Tritt — ein heftiger Schlag auf die Klinke, — die Thür springt rasselnd auf. — Mit Gewalt mich ermannend, gucke ich behutsam hervor. Der Sandmann steht mitten in der Stube vor meinem Vater; der helle Schein der Lichter brennt ihm ins Gesicht. Der Sandmann, der fürchterliche Sandmann ist — der alte Advocat Coppelius, der manchmal bei uns zu Mittag ißt. —

Aber die gräßlichste Gestalt hätte mir nicht tieferes Entsetzen erregen können als eben dieser Coppelius. Denke Dir einen großen breitschulterigen Mann mit unförmlich dickem Kopf, erdgelbem Gesicht, buschichten grauen Augenbrauen, unter denen ein paar grünliche Katzenaugen stechend hervorfunkeln, großer, starker über die Oberlippe gezogener Nase. Das schiefe Maul verzieht sich oft zum hämischen Lachen; dann werden auf den Backen ein paar dunkelrothe Flecke sichtbar, und ein seltsam zischender Ton fährt durch die zusammengekniffenen Zähne. Coppelius erschien immer in einem altmodisch zugeschnittenen aschgrauen Rocke, eben solcher Weste und gleichen Beinkleidern, aber dazu schwarze Strümpfe und Schuhe mit kleinen Steinschnallen. Die kleine Perücke reichte kaum bis über den Kopfwirbel hinaus; die Kleblocken

standen hoch über den großen rothen Ohren, und ein breiter verschossener Haarbeutel starrte von dem Nacken weg, so daß man die silberne Schnalle sah, die die gefältelte Halsbinde schloß. Die ganze Figur war überhaupt widrig und abscheulich; aber vor Allem waren uns Kindern seine großen knotigen, haarichten Fäuste zuwider, so daß wir, was er damit berührte, nicht mehr mochten. Das hatte er bemerkt, und nun war es seine Freude, irgend ein Stückchen Kuchen oder eine süße Frucht, die uns die gute Mutter heimlich auf den Teller gelegt, unter diesem oder jenem Vorwande zu berühren, daß wir, helle Thränen in den Augen, die Näscherei, der wir uns erfreuen sollten, nicht mehr genießen mochten vor Ekel und Abscheu. Ebenso machte er es, wenn uns an Feiertagen der Vater ein Gläschen süßen Weines eingeschenkt hatte. Dann fuhr er schnell mit der Faust darüber oder brachte wol gar das Glas an die blauen Lippen und lachte recht teuflisch, wenn wir unseren Aerger nur leise schluchzend äußern durften. Er pflegte uns nur immer die kleinen Bestien zu nennen; wir durften, war er zugegen, keinen Laut von uns geben und verwünschten den häßlichen, feindlichen Mann, der uns recht mit Bedacht und Absicht auch die kleinste Freude verdarb. Die Mutter schien ebenso wie wir den widerwärtigen Coppelius zu hassen; denn sowie er sich zeigte, war ihr Frohsinn, ihr heiteres unbefangenes Wesen umgewandelt in traurigen, düstern Ernst. Der Vater betrug sich gegen ihn, als sei er ein höheres Wesen, dessen Unarten man dulden und das man auf jede Weise bei guter Laune erhalten müsse. Er durfte nur leise andeuten, und Lieblingsgerichte wurden gekocht und seltene Weine kredenzt.

Als ich nun diesen Coppelius sah, ging es grausig und entsetzlich in meiner Seele auf, daß ja Niemand anders als er der Sandmann sein könne; aber der Sandmann war mir nicht mehr jener Popanz aus dem Ammenmärchen, der dem Eulennest im Halbmonde Kinderaugen zur Atzung holt, — nein — ein häßlicher, gespenstischer Unhold, der überall, wo er einschreitet, Jammer, Noth, zeitliches, ewiges Verderben bringt.

Ich war fest gezaubert. Auf die Gefahr, entdeckt und,

wie ich deutlich dachte, hart gestraft zu werden, blieb ich stehen, den Kopf lauschend durch die Gardine hervorgestreckt. Mein Vater empfing den Coppelius feierlich. „Auf — zum Werk!“ rief Dieser mit heiserer, schnarrender Stimme und warf den Rock ab. Der Vater zog still und finster seinen Schlafrock aus, und Beide kleideten sich in lange schwarze Kittel. Wo sie die hernahmen, hatte ich übersehen. Der Vater öffnete die Flügelthür eines Wandschranks; aber ich sah, daß das, was ich so lange dafür gehalten, kein Wandschrank, sondern vielmehr eine schwarze Höhlung war, in der ein kleiner Herd stand. Coppelius trat hinzu, und eine blaue Flamme knisterte auf dem Herde empor. Allerlei seltsames Geräthe stand umher. Ach Gott, wie sich nun mein alter Vater zum Feuer herabbückte, da sah er ganz anders aus! Ein gräßlicher, krampfhafter Schmerz schien seine sanften, ehrlichen Züge zum häßlichen widerwärtigen Teufelsbilde verzogen zu haben. Er sah dem Coppelius ähnlich. Dieser schwang die gluthrothe Zange und holte damit hellblinkende Massen aus dem dicken Qualm, die er dann emsig hämmerte. Mir war es, als würden Menschengesichter ringsumher sichtbar, aber ohne Augen — scheußliche, tiefe schwarze Höhlen statt ihrer.*) — „Augen her, Augen her!“ rief Coppelius mit dumpfer, dröhnender Stimme. Ich kreischte auf, von wildem Entsetzen gewaltig erfaßt, und stürzte aus meinem Versteck heraus auf den Boden.

Da ergriff mich Coppelius: „Kleine Bestie — kleine Bestie!“ meckerte er zähnefletschend, riß mich auf und warf mich auf den Herd, daß die Flamme mein Haar zu sengen begann. „Nun haben wir Augen — Augen — ein schön Paar Kinderaugen.“ So flüsterte Coppelius und griff mit den Fäusten gluthrothe Körner aus der Flamme, die er mir in die Augen streuen wollte. Da hob mein Vater flehend die Hände empor und rief: „Meister, Meister! Laß meinem Nathanael die Augen — laß sie ihm!“ Coppelius lachte gellend auf und rief: „Mag denn der Junge die Augen behalten und

*) Coppo bedeutet im Italienischen Augenhöhle. Darin liegt der Zusammenhang dieser und anderer Stellen mit den Namen Coppelius und Coppola. — A. d. H.

sein Pensum flennen in der Welt; aber nun wollen wir doch den Mechanismus der Hände und der Füße recht observiren." Und damit faßte er mich gewaltig, daß die Gelenke knackten, und schrob mir die Hände ab und die Füße und setzte sie bald hier, bald dort wieder ein. „'S steht doch überall nicht recht; — 's ist gut, so wie es war. Der Alte hat's verstanden!" So zischte und lispelte Coppelius. Aber Alles um mich her wurde schwarz und finster; ein jäher Krampf durchzuckte Nerv und Gebein — ich fühlte nichts mehr.

Ein sanfter warmer Hauch glitt über mein Gesicht; ich erwachte wie aus dem Todesschlaf: die Mutter hatte sich über mich hingebeugt. „Ist der Sandmann noch da?" stammelte ich. — „Nein, mein liebes Kind, der ist lange, lange fort; der thut Dir keinen Schaden!" So sprach die Mutter und küßte und herzte den wieder gewonnenen Liebling. —

Was soll ich Dich ermüden, mein herzlieber Lothar? Was soll ich so weitläuftig Einzelnes hererzählen, da noch so Vieles zu sagen übrig bleibt? Genug, ich war bei der Lauscherei entdeckt und von Coppelius gemißhandelt worden. Angst und Schrecken hatte mir ein hitziges Fieber zugezogen, an dem ich mehrere Wochen krank lag. „Ist der Sandmann noch da?" — das war mein erstes gesundes Wort und das Zeichen meiner Genesung, meiner Rettung. — Nur noch den schrecklichsten Moment meiner Jugendjahre darf ich Dir erzählen; dann wirst Du überzeugt sein, daß es nicht meiner Augen Blödigkeit ist, wenn mir nun Alles farblos erscheint, sondern daß ein dunkles Verhängniß wirklich einen trüben Wolkenschleier über mein Leben gehängt hat, den ich vielleicht nur sterbend zerreiße. —

Coppelius ließ sich nicht mehr sehen; es hieß, er habe die Stadt verlassen.

Ein Jahr mochte vergangen sein, als wir der alten unveränderten Sitte gemäß abends an dem runden Tische saßen. Der Vater war sehr heiter und erzählte viel Ergetzliches von den Reisen, die er in seiner Jugend gemacht. Da hörten wir, als es Neune schlug, plötzlich die Hausthür in den Angeln knarren, und langsame, eisenschwere Schritte dröhnten durch

den Hausflur die Treppe herauf. — „Das ist Coppelius," sagte meine Mutter erblassend. — „Ja — es ist Coppelius," widerholte der Vater mit matter, gebrochener Stimme. Die Thränen stürzten der Mutter aus den Augen. — „Aber Vater, Vater!" rief sie, „muß es denn so sein?" — „Zum letzten Male," erwiderte dieser, „kommt er zu mir; ich verspreche es Dir. Geh nur, geh mit den Kindern! — Geht — geht zu Bette! Gute Nacht!"

Mir war es, als sei ich in schweren kalten Stein eingepreßt — mein Athem stockte. — Die Mutter ergriff mich beim Arm, als ich unbeweglich stehen blieb: „Komm, Nathanael, komm nur!" — Ich ließ mich fortführen, ich trat in meine Kammer. — „Sei ruhig, sei ruhig! — Lege Dich ins Bette! — Schlafe — schlafe!" rief mir die Mutter nach; aber von unbeschreiblicher innerer Angst und Unruhe gequält, konnte ich kein Auge zuthun. Der verhaßte, abscheuliche Coppelius stand vor mir mit funkelnden Augen und lachte mich hämisch an. Vergebens trachtete ich, sein Bild los zu werden.

Es mochte wol schon Mitternacht sein, als ein entsetzlicher Schlag geschah, wie wenn ein Geschütz losgefeuert würde. Das ganze Haus erdröhnte. Es rasselte und rauschte bei meiner Thür vorüber; die Hausthür wurde klirrend zugeworfen. „Das ist Coppelius!" rief ich entsetzt und sprang aus dem Bette. Da kreischte es auf in schneidendem, trostlosem Jammer; fort stürzte ich nach des Vaters Zimmer. Die Thür stand offen; erstickender Dampf quoll mir entgegen. Das Dienstmädchen schrie: „Ach, der Herr — der Herr!" — Vor dem dampfenden Herde auf dem Boden lag mein Vater todt mit schwarz verbranntem, gräßlich verzerrtem Gesicht; um ihn herum heulten und winselten die Schwestern — die Mutter ohnmächtig daneben. — „Coppelius, verruchter Satan, Du hast den Vater erschlagen!" So schrie ich auf; mir vergingen die Sinne. Als man zwei Tage darauf meinen Vater in den Sarg legte, waren seine Gesichtszüge wieder mild und sanft geworden, wie sie im Leben waren. Tröstend ging es in meiner Seele auf, daß sein Bund mit dem teuflischen Coppelius ihn nicht ins ewige Verderben gestürzt haben könne.

Die Explosion hatte die Nachbarn geweckt; der Vorfall wurde ruchbar und kam vor die Obrigkeit, welche den Coppelius zur Verantwortung vorfordern wollte. Der war aber spurlos vom Orte verschwunden. —

Wenn ich Dir nun sage, mein herzlieber Freund, daß jener Wetterglashändler eben der verruchte Coppelius war, so wirst Du mir es nicht verargen, daß ich die feindliche Erscheinung als schweres Unheil bringend deute. Er war anders gekleidet; aber Coppelius' Figur und Gesichtszüge sind zu tief in mein Innerstes eingeprägt, als daß hier ein Irrthum möglich sein sollte. Zudem hat Coppelius nicht einmal seinen Namen geändert. Er giebt sich hier, wie ich höre, für einen piemontesischen Mechanicus aus und nennt sich Giuseppe Coppola.

Ich bin entschlossen, es mit ihm aufzunehmen und des Vaters Tod zu rächen, mag es denn nun gehen, wie es will.

Der Mutter erzähle nichts von dem Erscheinen des gräßlichen Unholds! — Grüße meine liebe holde Klara! Ich schreibe ihr in ruhigerer Gemüthsstimmung. Lebe wohl ꝛc. ꝛc.

Klara an Nathanael.

Wahr ist es, daß Du recht lange mir nicht geschrieben hast; aber dennoch glaube ich, daß Du mich in Sinn und Gedanken trägst. Denn meiner gedachtest Du wohl recht lebhaft, als Du Deinen letzten Brief an Bruder Lothar absenden wolltest und die Aufschrift, statt an ihn, an mich richtetest. Freudig erbrach ich den Brief und wurde den Irrthum erst bei den Worten inne: „Ach, mein herzlieber Lothar!“ — Nun hätte ich nicht weiter lesen, sondern den Brief dem Bruder geben sollen. Aber hast Du mir auch sonst manchmal in kindischer Neckerei vorgeworfen, ich hätte solch ruhiges, weiblich besonnenes Gemüth, daß ich wie jene Frau, drohe das Haus den Einsturz, noch vor schneller Flucht ganz geschwinde einen falschen Kniff in der Fenstergardine glatt streichen würde, so darf ich doch wol kaum versichern, daß Deines Briefes Anfang mich tief erschütterte. Ich konnte kaum athmen; es flimmerte mir vor den Augen. — Ach, mein herzgeliebter Nathanael, was konnte so Entsetzliches in Dein

Leben getreten sein? Trennung von Dir, Dich niemals wieder sehen, — der Gedanke durchfuhr meine Brust wie ein glühender Dolchstich. Ich las und las. Deine Schilderung des widerwärtigen Coppelius ist gräßlich. Erst jetzt vernahm ich, wie Dein guter alter Vater solch entsetzlichen, gewaltsamen Todes starb. Bruder Lothar, dem ich sein Eigenthum zustellte, suchte mich zu beruhigen; aber es gelang ihm schlecht. Der fatale Wetterglashändler Giuseppe Coppola verfolgte mich auf Schritt und Tritt, und beinahe schäme ich mich, es zu gestehen, daß er selbst meinen gesunden, sonst so ruhigen Schlaf in allerlei wunderlichen Traumgebilden zerstören konnte. Doch bald, schon den andern Tag, hatte sich Alles anders in mir gestaltet. Sei mir nur nicht böse, mein Inniggeliebter, wenn Lothar Dir etwa sagen möchte, daß ich trotz Deiner seltsamen Ahnung, Coppelius werde Dir etwas Böses anthun, ganz heitern, unbefangenen Sinnes bin wie immer!

Gerade heraus will ich es Dir nur gestehen, daß, wie ich meine, alles Entsetzliche und Schreckliche, wovon Du sprichst, nur in Deinem Innern vorging, die wahre wirkliche Außenwelt aber daran wol wenig Theil hatte. Widerwärtig genug mag der alte Coppelius gewesen sein; aber daß er Kinder haßte, das brachte in Euch Kindern wahren Abscheu gegen ihn hervor.

Natürlich verknüpfte sich nun in Deinem kindischen Gemüth der schreckliche Sandmann aus dem Ammenmärchen mit dem alten Coppelius, der Dir, glaubtest Du auch nicht an den Sandmann, ein gespenstischer, Kindern vorzüglich gefährlicher Unhold blieb. Das unheimliche Treiben mit Deinem Vater zur Nachtzeit war wol nichts Anderes, als daß Beide insgeheim alchymistische Versuche machten, womit die Mutter nicht zufrieden sein konnte, da gewiß viel Geld unnütz verschleudert und obendrein, wie es immer mit solchen Laboranten der Fall sein soll, des Vaters Gemüth, ganz von dem trügerischen Drange nach hoher Weisheit erfüllt, der Familie abwendig gemacht wurde. Der Vater hat wol gewiß durch eigene Unvorsichtigkeit seinen Tod herbeigeführt, und Coppelius ist nicht schuld daran. Glaubst Du, daß ich den erfahrenen Nachbar Apotheker gestern frug, ob wol bei chemi-

schen Versuchen eine solche augenblicklich tödtende Explosion möglich sei? Der sagte: „Ei, allerdings!" und beschrieb mir nach seiner Art gar weitläuftig und umständlich, wie das zugehen könne, und nannte dabei so viel sonderbar klingende Namen, die ich gar nicht zu behalten vermochte. — Nun wirst Du wol unwillig werden über Deine Klara; Du wirst sagen: „In dies kalte Gemüth dringt kein Strahl des Geheimnißvollen, das den Menschen oft mit unsichtbaren Armen umfaßt; sie erschaut nur die bunte Oberfläche der Welt und freut sich wie das kindische Kind über die goldgleißende Frucht, in deren Innerem tödtliches Gift verborgen." —

Ach, mein herzgeliebter Nathanael, glaubst Du denn nicht, daß auch in heitern, unbefangenen, sorglosen Gemüthern die Ahnung wohnen könne von einer dunklen Macht, die feindlich uns in unserm eignen Selbst zu verderben strebt? — Aber verzeih es mir, wenn ich einfältig Mädchen mich unterfange, auf irgend eine Weise mir zu deuten, was ich eigentlich von solchem Kampfe im Innern glaube! Ich finde wol gar am Ende nicht die rechten Worte, und Du lachst mich aus, nicht, weil ich was Dummes meine, sondern weil ich mich so ungeschickt anstelle, es zu sagen.

Giebt es eine dunkle Macht, die so recht feindlich und verrätherisch einen Faden in unser Inneres legt, woran sie uns dann festpackt und fortzieht auf einem gefahrvollen verderblichen Wege, den wir sonst nicht betreten haben würden, — giebt es eine solche Macht, so muß sie in uns sich wie wir selbst gestalten, ja unser Selbst werden; denn nur so glauben wir an sie und räumen ihr den Platz ein, dessen sie bedarf, um jenes geheime Werk zu vollbringen. Haben wir festen, durch das heitere Leben gestärkten Sinn genug, um fremdes, feindliches Einwirken als solches stets zu erkennen und den Weg, in den uns Neigung und Beruf geschoben, ruhigen Schrittes zu verfolgen, so geht wohl jene unheimliche Macht unter in dem vergeblichem Ringen nach der Gestaltung, die unser eigenes Spiegelbild sein sollte. „Es ist auch gewiß", fügte Lothar hinzu, „daß die dunkle physische Macht, haben wir uns durch uns selbst ihr hingegeben, oft fremde Gestalten, die die

Außenwelt uns in den Weg wirft, in unser Inneres hineinzieht, so daß wir selbst nur den Geist entzünden, der, wie wir in wunderlicher Täuschung glauben, aus jener Gestalt spricht. Es ist das Phantom unseres eigenen Ichs, dessen innige Verwandtschaft und dessen tiefe Einwirkung auf unser Gemüth uns in die Hölle wirft oder in den Himmel verzückt."

Du merkst, mein herzlieber Nathanael, daß wir, ich und Bruder Lothar, uns recht über die Materie von dunklen Mächten und Gewalten ausgesprochen haben, die mir nun, nachdem ich nicht ohne Mühe das Hauptsächlichste aufgeschrieben, ordentlich tiefsinnig vorkommt. Lothar's letzte Worte verstehe ich nicht ganz; ich ahne nur, was er meint, und doch ist es mir, als sei Alles sehr wahr. Ich bitte Dich, schlage Dir den häßlichen Advocaten Coppelius und den Wetterglasmann Giuseppe Coppola ganz aus dem Sinn! Sei überzeugt, daß diese fremden Gestalten nichts über Dich vermögen! Nur der Glaube an ihre feindliche Gewalt kann sie Dir in der That feindlich machen. Spräche nicht aus jeder Zeile Deines Briefes die tiefste Aufregung Deines Gemüths, schmerzte mich nicht Dein Zustand recht in innerster Seele, — wahrhaftig, ich könnte über den Advocaten Sandmann und den Wetterglashändler Coppelius scherzen. Sei heiter — heiter! — Ich habe mir vorgenommen, bei Dir zu erscheinen wie Dein Schutzgeist und den häßlichen Coppola, sollte er es sich etwa beikommen lassen, Dir im Traum beschwerlich zu fallen, mit lautem Lachen fortzubannen. Ganz und gar nicht fürchte ich mich vor ihm und vor seinen garstigen Fäusten; er soll mir weder als Advocat eine Näscherei noch als Sandmann die Augen verderben.

Ewig, mein herzinnigstgeliebter Nathanael, ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Nathanael an Lothar.

Sehr unlieb ist es mir, daß Klara neulich den Brief an Dich, aus freilich durch meine Zerstreutheit veranlaßtem Irrthum, erbrach und las. Sie hat mir einen sehr tiefsinnigen, philosophischen Brief geschrieben, worin sie ausführlich beweiset, daß Coppelius und Coppola nur in meinem Innern

existiren und Phantome meines Ichs sind, die augenblicklich zerstäuben, wenn ich sie als solche erkenne. In der That, man sollte gar nicht glauben, daß der Geist, der aus solch hellen, holdlächelnden Kindesaugen oft wie ein lieblicher süßer Traum hervorleuchtet, so gar verständig, so magistermäßig distinguiren könne. Sie beruft sich auf Dich. Ihr habt über mich gesprochen. Du liesest ihr wol logische Collegia, damit sie Alles fein sichten und sondern lerne? — Laß das bleiben! —

Uebrigens ist es wol gewiß, daß der Wetterglashändler Giuseppe Coppola keineswegs der alte Advocat Coppelius ist. Ich höre bei dem erst neuerdings angekommenen Professor der Physik, der, wie jener berühmte Naturforscher,*) Spallanzani heißt und italienischer Abkunft ist, Collegia. Der kennt den Coppola schon seit vielen Jahren, und überdem hört man es auch seiner Aussprache an, daß er wirklich Piemonteser ist. Coppelius war ein Deutscher, aber, wie mich dünkt, kein ehrlicher. Ganz beruhigt bin ich nicht. Haltet Ihr, Du und Klara, mich immerhin für einen düstern Träumer; aber nicht los kann ich den Eindruck werden, den Coppelius' verfluchtes Gesicht auf mich macht. Ich bin froh, daß er fort ist aus der Stadt, wie mir Spallanzani sagt. Dieser Professor ist ein wunderlicher Kauz. Ein kleiner rundlicher Mann, das Gesicht mit starken Backenknochen, feiner Nase, aufgeworfenen Lippen, kleinen stechenden Augen. Doch besser als in jeder Beschreibung siehst Du ihn, wenn Du den Cagliostro,**) wie er von Chodowiecki***) in irgend einem Berlinischen Taschenkalender steht, anschauest, — so sieht Spallanzani aus.

Neulich steige ich die Treppe hinauf und nehme wahr, daß die sonst einer Glasthür dicht vorgezogene Gardine zur Seite

*) Lazaro Sp., geb. 1729 in Scandiano, gest. 1799 als Professor der Naturwissenschaften zu Pavia. —

**) Alexander Graf von C. (spr. Kaljostro) wie er sich nannte, oder, wie er wirklich hieß, Giuseppe Balsamo (geb. 1743 in Palermo, gest. 1795 im Gefängniß zu Rom) — ein berüchtigter Abenteurer und Betrüger. Vgl. Goethe, Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. 24, S. 240 ff. und „Der Großkophta", Thl. 10, S. 117 ff. —

***) Daniel Ch. (spr. Kodowjätzki), geb. 1726 in Danzig, gest. 1801 in Berlin, ein berühmter Kupferstecher. — A. d. H.

einen kleinen Spalt läßt. Selbst weiß ich nicht, wie ich dazu kam, neugierig durchzublicken. Ein hohes, sehr schlank im reinsten Ebenmaß gewachsenes, herrlich gekleidetes Frauenzimmer saß im Zimmer vor einem kleinen Tisch, auf den sie beide Arme, die Hände zusammengefaltet, gelegt hatte. Sie saß der Thür gegenüber, so daß ich ihr engelschönes Gesicht ganz erblickte. Sie schien mich nicht zu bemerken, und überhaupt hatten ihre Augen etwas Starres — beinahe möcht' ich sagen, keine Sehkraft; es war mir so, als schliefe sie mit offenen Augen. Mir wurde ganz unheimlich, und deshalb schlich ich leise fort ins Auditorium, das daneben gelegen. Nachher erfuhr ich, daß die Gestalt, die ich gesehen, Spallanzani's Tochter Olympia war, die er sonderbarer und schlechter Weise einsperrt, so daß durchaus kein Mensch in ihre Nähe kommen darf. — Am Ende hat es eine Bewandniß mit ihr; sie ist vielleicht blödsinnig oder sonst.

Weshalb schreibe ich Dir aber das Alles? Besser und ausführlicher hätte ich Dir das mündlich erzählen können. Wisse nämlich, daß ich über vierzehn Tage bei Euch bin! Ich muß mein süßes, liebes Engelsbild, meine Klara, wiedersehen. Weggehaucht wird dann die Verstimmung sein, die sich — ich muß das gestehen — nach dem fatalen verständigen Briefe meiner bemeistern wollte. Deshalb schreibe ich auch heute nicht an sie.

Tausend Grüße ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Seltsamer und wunderlicher kann nichts erfunden werden, als Dasjenige ist, was sich mit meinem armen Freunde, dem jungen Studenten Nathanael, zugetragen, und was ich Dir, günstiger Leser, zu erzählen unternommen. Hast Du, Geneigtester, wol jemals etwas erlebt, das Deine Brust, Sinn und Gedanken ganz und gar erfüllte, alles Andere daraus verdrängend? Es gährte und kochte in Dir; zur siedenden Gluth entzündet, sprang das Blut durch die Adern und färbte höher Deine Wangen. Dein Blick war so seltsam, als wolle er Gestalten, keinem andern Auge sichtbar, im leeren Raum erfassen, und die Rede zerfloß in dunkle Seufzer. Da frugen Dich

die Freunde: „Wie ist Ihnen, Verehrter? — Was haben Sie, Theurer?“ Und nun wolltest Du das innere Gebilde mit allen glühenden Farben und Schatten und Lichtern aussprechen und mühtest Dich ab, Worte zu finden, um nur anzufangen. Aber es war Dir, als müßtest Du nun gleich im ersten Wort alles Wunderbare, Herrliche, Entsetzliche, Lustige, Grauenhafte, das sich zugetragen, recht zusammengreifen, so daß es wie ein elektrischer Schlag Alle treffe. Doch jedes Wort, Alles, was Rede vermag, schien Dir farblos und frostig und todt. Du suchst und suchst und stotterst und stammelst, und die nüchternen Fragen der Freunde schlagen wie eisige Windeshauche hinein in Deine innere Gluth, bis sie verlöschen will. Hattest Du aber wie ein kecker Maler erst mit einigen verwegenen Strichen den Umriß Deines innern Bildes hingeworfen, so trugst Du mit leichter Mühe immer glühender und glühender die Farben auf, und das lebendige Gewühl mannichfacher Gestalten riß die Freunde fort, und sie sahen wie Du sich selbst mitten im Bilde, das aus Deinem Gemüthe hervorgegangen. —

Mich hat, wie ich es Dir, geneigter Leser, gestehen muß, eigentlich Niemand nach der Geschichte des jungen Nathanael gefragt. Du weißt ja aber wol, daß ich zu dem wunderlichen Geschlechte der Autoren gehöre, denen, tragen sie etwas so in sich, wie ich es vorhin beschrieben, so zu Muthe wird, als frage Jeder, der in ihre Nähe kommt und nebenher auch wol noch die ganze Welt: „Was ist es denn? Erzählen Sie, Liebster!“

So trieb es mich denn gar gewaltig, von Nathanael's verhängnißvollem Leben zu Dir zu sprechen. Das Wunderbare, Seltsame davon erfüllte meine ganze Seele; aber eben deshalb und weil ich Dich, o mein Leser, gleich geneigt machen mußte, Wunderliches zu ertragen, welches nichts Geringes ist, quälte ich mich ab, Nathanael's Geschichte bedeutend, originell, ergreifend anzufangen. „Es war einmal“ — der schönste Anfang jeder Erzählung — zu nüchtern! — „In der kleinen Provinzial-Stadt S. lebte“ — etwas besser, wenigstens ausholend zum Klimax. — Oder gleich medias in res: „Scher' Er sich zum Teufel!“ rief, Wuth und Entsetzen im wilden Blick,

der Student Nathanael, als der Wetterglashändler Giuseppe Coppola . . . . " — Das hatte ich in der That schon aufgeschrieben, als ich in dem wilden Blick des Studenten Nathanael etwas Possirliches zu verspüren glaubte; die Geschichte ist aber gar nicht spaßhaft. Mir kam keine Rede in den Sinn, die nur im Mindesten etwas von dem Farbenglanz des innern Bildes abzuspiegeln schien.

Ich beschloß, gar nicht anzufangen. Nimm, geneigter Leser, die drei Briefe, welche Freund Lothar mir gütigst mittheilte, für den Umriß des Gebildes, in das ich nun erzählend immer mehr und mehr Farbe hineinzutragen mich bemühen werde. Vielleicht gelingt es mir, manche Gestalt wie ein guter Porträtmaler so aufzufassen, daß Du sie ähnlich findest, ohne das Original zu kennen, ja, daß es Dir ist, als hättest Du die Person recht oft schon mit leibhaften Augen gesehen. Vielleicht wirst Du, o mein Leser, dann glauben, daß nichts wunderlicher und toller sei als das wirkliche Leben, und daß dieses der Dichter doch nur wie in eines matt geschliffenen Spiegels dunklem Widerschein auffassen könne.

Damit klarer werde, was gleich anfangs zu wissen nöthig, ist jenen Briefen noch hinzuzufügen, daß bald darauf, als Nathanael's Vater gestorben, Klara und Lothar, Kinder eines weitläuftigen Verwandten, der ebenfalls gestorben und sie verwaist nachgelassen, von Nathanael's Mutter ins Haus genommen wurden. Klara und Nathanael faßten eine heftige Zuneigung zu einander, wogegen kein Mensch auf Erden etwas einzuwenden hatte. Sie waren daher Verlobte, als Nathanael den Ort verließ, um seine Studien in G. fortzusetzen. Da ist er nun in seinem letzten Briefe und hört Collegia bei dem berühmten Professor Physices Spallanzani.

Nun könnte ich getrost in der Erzählung fortfahren; aber in dem Augenblick steht Klara's Bild so lebendig mir vor Augen, daß ich nicht wegschauen kann, so wie es immer geschah, wenn sie mich hold lächelnd anblickte. Für schön konnte Klara keineswegs gelten; das meinten Alle, die sich von Amts wegen auf Schönheit verstehen. Doch lobten die Architekten die reinen Verhältnisse ihres Wuchses, die Maler fanden

Nacken, Schultern und Brust beinahe zu keusch geformt, verliebten sich dagegen sämmtlich in das wunderbare Magdalenenhaar und faselten überhaupt viel von Battoni'schem Colorit*). Einer von ihnen, ein wirklicher Phantast, verglich aber höchst seltsamerweise Klara's Augen mit einem See von Ruysdael, in dem sich des wolkenlosen Himmels reines Azur, Wald- und Blumenflor, der reichen Landschaft ganzes buntes, heiteres Leben spiegelt. Dichter und Meister gingen aber weiter und sprachen: „Was See — was Spiegel! — Können wir denn das Mädchen anschauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbare himmlische Gesänge und Klänge entgegenstrahlen, die in unser Innerstes dringen, daß da Alles wach und rege wird? Singen wir selbst dann nichts wahrhaft Gescheites, so ist überhaupt nicht viel an uns, und das lesen wir denn auch deutlich in dem um Klara's Lippen schwebenden feinen Lächeln, wenn wir uns unterfangen, ihr etwas vorzuquinkeliren, das so thun will, als sei es Gesang, unerachtet nur einzelne Töne verworren durcheinanderspringen."

Es war dem so: Klara hatte die lebenskräftige Phantasie des heiteren, unbefangenen, kindischen Kindes, ein tiefes, weiblich zartes Gemüth, einen gar hellen, scharf sichtenden Verstand. Die Nebler und Schwebler hatten bei ihr böses Spiel; denn ohne zu viel zu reden, was überhaupt in Klara's schweigsamer Natur nicht lag, sagte ihnen der helle Blick und jenes feine ironische Lächeln: „Liebe Freunde, wie möget Ihr mir denn zumuthen, daß ich Eure verfließenden Schattengebilde für wahre Gestalten ansehen soll mit Leben und Regung?" — Klara wurde deshalb von Vielen kalt, gefühllos, prosaisch gescholten; aber Andere, die das Leben in klarer Tiefe aufgefaßt, liebten ungemein das gemüthvolle, verständige, kindliche Mädchen, doch Keiner so sehr als Nathanael, der sich in Wissenschaft und Kunst kräftig und heiter bewegte. Klara hing an dem Geliebten mit ganzer Seele; die ersten Wolkenschatten zogen durch ihr Leben, als er sich von ihr trennte. Mit welchem Entzücken flog sie in seine Arme, als er nun,

*) Pomp. Girol. B., geb. 1708 zu Lucca, gest. 1787 zu Rom, hat eine berühmte „büßende Magdalena" (in der Dresdener Galerie) gemalt. – A. d. H.

wie er im letzten Briefe an Lothar es verheißen, wirklich in seiner Vaterstadt ins Zimmer der Mutter eintrat. Es geschah so, wie Nathanael geglaubt; denn in dem Augenblick, als er Klara wiedersah, dachte er weder an den Advocaten Coppelius noch an Klara's verständigen Brief. Jede Verstimmung war verschwunden.

Recht aber hatte Nathanael doch, als er seinem Freunde Lothar schrieb, daß des widerwärtigen Wetterglashändlers Coppola Gestalt recht feindlich in sein Leben getreten sei. Alle fühlten das, da Nathanael gleich in den ersten Tagen in seinem ganzen Wesen durchaus verändert sich zeigte. Er versank in düstere Träumereien und trieb es bald so seltsam, wie man es niemals von ihm gewohnt gewesen. Alles, das ganze Leben war ihm Traum und Ahnung geworden. Immer sprach er davon, wie jeder Mensch, sich frei wähnend, nur dunklen Mächten zum grausamen Spiel diene; vergeblich lehne man sich dagegen auf; demüthig müsse man sich dem fügen, was das Schicksal verhängt habe. Er ging so weit, zu behaupten, daß es thöricht sei, wenn man glaube, in Kunst und Wissenschaft nach selbstthätiger Willkür zu schaffen; denn die Begeisterung, in der man nur zu schaffen fähig sei, komme nicht aus dem eigenen Innern, sondern sei das Einwirken irgend eines außer uns selbst liegenden höheren Princips.

Der verständigen Klara war diese mystische Schwärmerei im höchsten Grade zuwider; doch schien es vergebens, sich auf Widerlegung einzulassen. Nur dann, wenn Nathanael bewies, daß Coppelius das böse Princip sei, was ihn in dem Augenblick erfaßt habe, als er hinter dem Vorhange lauschte, und daß dieser widerwärtige Dämon auf entsetzliche Weise ihr Liebesglück stören werde, da wurde Klara sehr ernst und sprach: „Ja, Nathanael, Du hast Recht: Coppelius ist ein böses, feindliches Princip; er kann Entsetzliches wirken wie eine teuflische Macht, die sichtbarlich in das Leben trat, — aber nur dann, wenn Du ihn nicht aus Sinn und Gedanken verbannst. So lange Du an ihn glaubst, ist er auch und wirkt; nur Dein Glaube ist seine Macht."

Nathanael, ganz erzürnt, daß Klara die Existenz des

Dämons nur in seinem eigenen Innern statuire, wollte dann hervorrücken mit der ganzen mystischen Lehre von Teufeln und grausen Mächten. Klara brach aber verdrießlich ab, indem sie irgend etwas Gleichgiltiges dazwischenschob, zu Nathanael's nicht geringem Aerger. Der dachte, kalten unempfänglichen Gemüthern verschließen sich solche tiefe Geheimnisse, ohne sich deutlich bewußt zu sein, daß er Klara eben zu solchen untergeordneten Naturen zähle, weshalb er nicht abließ mit Versuchen, sie in jene Geheimnisse einzuweihen. Am frühen Morgen, wenn Klara das Frühstück bereiten half, stand er bei ihr und las ihr aus allerlei mystischen Büchern vor, daß Klara bat: „Aber, lieber Nathanael, wenn ich Dich nun das böse Princip schelten wollte, das feindlich auf meinen Kaffee wirkt? Denn wenn ich, wie Du es willst, Alles stehen und liegen lassen und Dir, indem Du liesest, in die Augen schauen soll, so läuft mir der Kaffee ins Feuer, und Ihr bekommt Alle kein Frühstück." — Nathanael klappte das Buch heftig zu und rannte voll Unmuth fort in sein Zimmer.

Sonst hatte er eine besondere Stärke in anmuthigen, lebendigen Erzählungen, die er aufschrieb und die Klara mit dem innigsten Vergnügen anhörte; jetzt waren seine Dichtungen düster, unverständlich, gestaltlos, so daß, wenn Klara schonend es auch nicht sagte, er doch wohl fühlte, wie wenig sie davon angesprochen wurde. Nichts war für Klara tödtender als das Langweilige; in Blick und Rede sprach sich dann ihre nicht zu besiegende geistige Schläfrigkeit aus. Nathanael's Dichtungen waren in der That sehr langweilig. Sein Verdruß über Klara's kaltes prosaisches Gemüth stieg höher; Klara konnte ihren Unmuth über Nathanael's dunkle, düstere, langweilige Mystik nicht überwinden, und so entfernten Beide im Innern sich immer mehr von einander, ohne es selbst zu bemerken. Die Gestalt des häßlichen Coppelius war, wie Nathanael selbst es sich gestehen mußte, in seiner Phantasie erbleicht, und es kostete ihm oft Mühe, ihn in seinen Dichtungen, wo er als grauser Schicksalspopanz auftrat, recht lebendig zu coloriren.

Es kam ihm endlich ein, jene düstere Ahnung, daß Coppelius sein Liebesglück stören werde, zum Gegenstande eines

Gedichtes zu machen. Er stellte sich und Klara dar, in treuer Liebe verbunden; aber dann und wann war es, als griffe eine schwarze Faust in ihr Leben und risse irgend eine Freude heraus, die ihnen aufgegangen. Endlich, als sie schon am Traualtare stehen, erscheint der entsetzliche Coppelius und berührt Klara's holde Augen; die springen in Nathanael's Brust wie blutige Funken, sengend und brennend. Coppelius faßt ihn und wirft ihn in einen flammenden Feuerkreis, der sich dreht mit der Schnelligkeit des Sturmes und ihn sausend und brausend fortreißt. Es ist ein Tosen, als wenn der Orkan grimmig hineinpeitscht in die schäumenden Meereswellen, die sich wie schwarze, weißhauptige Riesen emporbäumen in wüthendem Kampfe. Aber durch dies wilde Tosen hört er Klara's Stimme: „Kannst Du mich denn nicht erschauen? Coppelius hat Dich getäuscht. Das waren ja nicht meine Augen, die so in Deiner Brust brannten; das waren ja glühende Tropfen Deines eigenen Herzbluts. Ich habe ja meine Augen; sieh mich doch nur an!" Nathanael denkt: „Das ist Klara, und ich bin ihr eigen ewiglich." Da ist es, als fasse der Gedanke gewaltig in den Feuerkreis hinein, daß er stehen bleibt, und im schwarzen Abgrunde verrauscht dumpf das Getöse. Nathanael blickt in Klara's Augen; aber es ist der Tod, der mit Klara's Augen ihn freundlich anschaut.

Während Nathanael dies dichtete, war er sehr ruhig und besonnen; er feilte und besserte an jeder Zeile, und da er sich dem metrischen Zwange unterworfen, ruhte er nicht, bis Alles rein und wohlklingend sich fügte. Als er jedoch nun endlich fertig worden und das Gedicht für sich laut las, da faßte ihn Grausen und wildes Entsetzen, und er schrie auf: „Wessen grauenvolle Stimme ist das?" — Bald schien ihm jedoch das Ganze wieder nur eine sehr gelungene Dichtung, und es war ihm, als müsse Klara's kaltes Gemüth dadurch entzündet werden, wiewol er nicht deutlich dachte, wozu denn Klara entzündet werden, und wozu es denn nun eigentlich führen solle, sie mit den grauenvollen Bildern zu ängstigen, die ein entsetzliches, ihre Liebe zerstörendes Geschick weissagten. —

Sie, Nathanael und Klara, saßen in der Mutter kleinem

Garten. Klara war sehr heiter, weil Nathanael sie seit drei Tagen, in denen er an jener Dichtung schrieb, nicht mit seinen Träumen und Ahnungen geplagt hatte. Auch Nathanael sprach lebhaft und froh von lustigen Dingen wie sonst, so daß Klara sagte: „Nun erst habe ich Dich ganz wieder. Siehst Du es wol, wie wir den häßlichen Coppelius vertrieben haben?" — Da fiel dem Nathanael erst ein, daß er ja die Dichtung in der Tasche trage, die er habe vorlesen wollen. Er zog auch sogleich die Blätter hervor und fing an zu lesen. Klara, etwas Langweiliges wie gewöhnlich vermuthend und sich darein ergebend, fing an, ruhig zu stricken. Aber sowie immer schwärzer und schwärzer das düstere Gewölk aufstieg, ließ sie den Strickstrumpf sinken und blickte starr dem Nathanael ins Auge. Den riß seine Dichtung unaufhaltsam fort; hochroth färbte seine Wangen die innere Gluth; Thränen quollen ihm aus den Augen. — Endlich hatte er geschlossen; er stöhnte in tiefer Ermattung — er faßte Klara's Hand und seufzte wie aufgelöst in trostlosem Jammer: „Ach! — Klara — Klara!" — Klara drückte ihn sanft an ihren Busen und sagte leise, aber sehr langsam und ernst: „Nathanael, — mein herzlieber Nathanael, — wirf das tolle, unsinnige, wahnsinnige Märchen ins Feuer!" Da sprang Nathanael entrüstet auf und rief, Klara von sich stoßend: „Du lebloses verdammtes Automat!" Er rannte fort; bittere Thränen vergoß die tief verletzte Klara. „Ach er hat mich niemals geliebt; denn er versteht mich nicht!" schluchzte sie laut.

Lothar trat in die Laube. Klara mußte ihm erzählen, was vorgefallen. Er liebte seine Schwester mit ganzer Seele; jedes Wort ihrer Anklage fiel wie ein Funke in sein Inneres, so daß der Unmuth, den er wider den träumerischen Nathanael lange im Herzen getragen, sich entzündete zum wilden Zorn. Er lief zu Nathanael; er warf ihm das unsinnige Betragen gegen die geliebte Schwester in harten Worten vor, die der aufbrausende Nathanael ebenso erwiderte. Ein „phantastischer wahnsinniger Geck" wurde mit einem „miserablen gemeinen Alltagsmenschen" erwidert. Der Zweikampf war

unvermeidlich. Sie beschlossen, sich am folgenden Morgen hinter dem Garten nach dortiger akademischer Sitte mit scharf geschliffenen Stoßrappieren zu schlagen. Stumm und finster schlichen sie umher. Klara hatte den heftigen Streit gehört und gesehen, daß der Fechtmeister in der Dämmerung die Rappiere brachte. Sie ahnte, was geschehen solle. Auf dem Kampfplatz angekommen, hatten Lothar und Nathanael so eben düster schweigend die Röcke abgeworfen; blutdürstige Kampflust im brennenden Auge, wollten sie gegen einander ausfallen, als Klara durch die Gartenthür herbeistürzte. Schluchzend rief sie laut: „Ihr wilden entsetzlichen Menschen! Stoßt mich nur gleich nieder, ehe Ihr Euch anfallt; denn wie soll ich denn länger leben auf der Welt, wenn der Geliebte den Bruder oder wenn der Bruder den Geliebten ermordet hat!" — Lothar ließ die Waffe sinken und sah schweigend zur Erde nieder; aber in Nathanael's Innerem ging in herzzerreißender Wehmuth alle Liebe wieder auf, wie er sie jemals in der herrlichen Jugendzeit schönsten Tagen für die holde Klara empfunden. Das Mordgewehr entfiel seiner Hand; er stürzte zu Klara's Füßen. „Kannst Du mir denn jemals verzeihen, Du meine einzige, meine herzgeliebte Klara? — Kannst Du mir verzeihen, mein herzlieber Bruder Lothar?" — Lothar wurde gerührt von des Freundes tiefem Schmerz; unter tausend Thränen umarmten sich die drei versöhnten Menschen und schwuren, nicht von einander zu lassen in steter Liebe und Treue.

Dem Nathanael war es zu Muthe, als sei eine schwere Last, die ihn zu Boden gedrückt, von ihm abgewälzt, ja, als habe er, Widerstand leistend der finstern Macht, die ihn befangen, sein ganzes Sein, dem Vernichtung drohte, gerettet. Noch drei selige Tage verlebte er bei den Lieben; dann kehrte er zurück nach G., wo er noch ein Jahr zu bleiben, dann aber auf immer nach seiner Vaterstadt zurückzukehren gedachte.

Der Mutter war Alles, was sich auf Coppelius bezog, verschwiegen worden; denn man wußte, daß sie nicht ohne Entsetzen an ihn denken konnte, weil sie, wie Nathanael, ihm den Tod ihres Mannes schuld gab.

Wie erstaunte Nathanael, als er in seine Wohnung wollte und sah, daß das ganze Haus niedergebrannt war, so daß aus dem Schutthaufen nur die nackten Feuermauern hervorragten. Unerachtet das Feuer in dem Laboratorium des Apothekers, der im untern Stock wohnte, ausgebrochen war, das Haus daher von unten herauf gebrannt hatte, so war es doch den kühnen rüstigen Freunden gelungen, noch zu rechter Zeit in Nathanael's im obern Stock gelegenes Zimmer zu dringen und Bücher, Manuscripte, Instrumente zu retten. Alles hatten sie unversehrt in ein anderes Haus getragen und dort ein Zimmer in Beschlag genommen, welches Nathanael nun sogleich bezog. Nicht sonderlich achtete er darauf, daß er dem Professor Spallanzani gegenüber wohnte, und ebenso wenig schien es ihm etwas Besonderes, als er bemerkte, daß er aus seinem Fenster gerade hinein in das Zimmer blickte, wo oft Olympia einsam saß, so daß er ihre Figur deutlich erkennen konnte, wiewol die Züge des Gesichts undeutlich und verworren blieben. Wol fiel es ihm endlich auf, daß Olympia oft stundenlang in derselben Stellung, wie er sie einst durch die Glasthür entdeckte, ohne irgend eine Beschäftigung an einem kleinen Tische saß, und daß sie offenbar unverwandten Blickes nach ihm herüberschaute; er mußte sich auch selbst gestehen, daß er nie einen schöneren Wuchs gesehen. Indessen, Klara im Herzen, blieb ihm die steife, starre Olympia höchst gleichgiltig, und nur zuweilen sah er flüchtig über sein Compendium hinüber nach der schönen Bildsäule; — das war Alles.

Eben schrieb er an Klara, als es leise an die Thür klopfte; sie öffnete sich auf seinen Zuruf, und Coppola's widerwärtiges Gesicht sah herein. Nathanael fühlte sich im Innersten erbeben. Eingedenk dessen, was ihm Spallanzani über den Landsmann Coppola gesagt, und was er auch rücksichts des Sandmanns Coppelius der Geliebten so heilig versprochen, schämte er sich aber selbst seiner kindischen Gespensterfurcht, nahm sich mit aller Gewalt zusammen und sprach so sanft und gelassen als möglich: „Ich kaufe kein Wetterglas, mein lieber Freund; gehen Sie nur!" Da

trat aber Coppola vollends in die Stube und sprach mit heiserem Ton, indem sich das weite Maul zum häßlichen Lachen verzog und die kleinen Augen unter den grauen langen Wimpern stechend hervorfunkelten: „Ei, nix Wetterglas, nix Wetterglas! — Hab' auch fköne Oke — fköne Oke!" — Entsetzt rief Nathanael: „Toller Mensch, wie kannst Du Augen haben? — Augen — Augen?"

Aber in dem Augenblick hatte Coppola seine Wettergläser beiseite gesetzt, griff in die weiten Rocktaschen und holte Lorgnetten und Brillen heraus, die er auf den Tisch legte. — „Nu, nu — Brill' — Brill' auf der Nas' su setze, das sein meine Oke — fköne Oke!" — Und damit holte er immer mehr und mehr Brillen heraus, so daß es auf dem ganzen Tisch seltsam zu flimmern und zu funkeln begann. Tausend Augen blickten und zuckten krampfhaft und starrten auf zum Nathanael; aber er konnte nicht wegschauen von dem Tisch, und immer mehr Brillen legte Coppola hin, und immer wilder und wilder sprangen flammende Blicke durch einander und schossen ihre blutrothen Strahlen in Nathanael's Brust. Uebermannt von tollem Entsetzen, schrie er auf: „Halt ein, halt ein, fürchterlicher Mensch!" — Er hatte Coppola, der eben in die Tasche griff, um noch mehr Brillen herauszubringen, unerachtet schon der ganze Tisch überdeckt war, beim Arm festgepackt. Coppola machte sich mit heiserem, widrigem Lachen sanft los, und mit den Worten: „Ah — nix für Sie? — Aber hier fköne Glas!" — hatte er alle Brillen zusammengerafft, eingesteckt und aus der Seitentasche des Rocks eine Menge großer und kleiner Perspective hervorgeholt. Sowie die Brillen nur fort waren, wurde Nathanael ganz ruhig, und an Klara denkend, sah er wol ein, daß der entsetzliche Spuk nur aus seinem Innern hervorgegangen, so wie daß Coppola ein höchst ehrlicher Mechanikus und Optikus, keineswegs aber Coppelii verfluchter Doppelgänger und Revenant sein könne. Zudem hatten alle Gläser, die Coppola nun auf den Tisch gelegt, gar nichts Besonderes, am Wenigsten so etwas Gespenstisches wie die Brillen, und um Alles wieder gut zu machen, beschloß Nathanael, dem Coppola jetzt wirklich etwas abzukaufen.

Er ergriff ein kleines, sehr sauber gearbeitetes Taschenperspectiv und sah, um es zu prüfen, durch das Fenster. Noch im Leben war ihm kein Glas vorgekommen, das die Gegenstände so rein, scharf und deutlich dicht vor die Augen rückte. Unwillkürlich sah er hinein in Spallanzani's Zimmer; Olympia saß wie gewöhnlich vor dem kleinen Tisch, die Arme darauf gelegt, die Hände gefaltet. Nun erschaute Nathanael erst Olympia's wunderschön geformtes Gesicht. Nur die Augen schienen ihm gar seltsam starr und todt. Doch wie er immer schärfer und schärfer durch das Glas hinschaute, war es, als gingen in Olympia's Augen feuchte Mondesstrahlen auf. Es schien, als wenn nun erst die Sehkraft entzündet würde; immer lebendiger und lebendiger flammten die Blicke. Nathanael lag wie festgezaubert im Fenster, immer fort und fort die himmlisch schöne Olympia betrachtend.

Ein Räuspern und Scharren weckte ihn wie aus tiefem Traum. Coppola stand hinter ihm: „Trè Zecchini — drei Dukat." — Nathanael hatte den Optikus rein vergessen; rasch zahlte er das Verlangte. „Nick so? — Sköne Glas — sköne Glas?" frug Coppola mit seiner widerwärtigen heisern Stimme und dem hämischen Lächeln. — „Ja, ja, ja!" erwiderte Nathanael verdrießlich. „Adieu, lieber Freund!" — Coppola verließ nicht ohne viele seltsame Seitenblicke auf Nathanael das Zimmer. Er hörte ihn auf der Treppe laut lachen. „Nun ja," meinte Nathanael, „er lacht mich aus, weil ich ihm das kleine Perspectiv gewiß viel zu theuer bezahlt habe — zu theuer bezahlt!" — Indem er diese Worte leise sprach, war es, als halle ein tiefer Todesseufzer grauenvoll durch das Zimmer. Nathanael's Athem stockte vor innerer Angst. Er hatte ja aber selbst so aufgeseufzt; das merkte er wol. „Klara", sprach er zu sich selber, „hat wol Recht, daß sie mich für einen abgeschmackten Geisterseher hält. Aber närrisch ist es doch — ach, wol mehr als närrisch, daß mich der dumme Gedanke, ich hätte das Glas dem Coppola zu theuer bezahlt, noch jetzt so sonderbar ängstigt; den Grund davon sehe ich gar nicht ein."

Jetzt setzte er sich hin, um den Brief an Klara zu

enden; aber ein Blick durchs Fenster überzeugte ihn, daß Olympia noch da sitze, und im Augenblick, wie von unwiderstehlicher Gewalt getrieben, sprang er auf, ergriff Coppola's Perspectiv und konnte nicht los von Olympia's verführerischem Anblick, bis ihn sein Freund und Bruder Siegmund abrief ins Collegium bei dem Professor Spallanzani. Die Gardine vor dem verhängnißvollen Zimmer war dicht zugezogen; er konnte Olympia ebenso wenig hier als die beiden folgenden Tage hindurch in ihrem Zimmer entdecken, unerachtet er kaum das Fenster verließ und fortwährend durch Coppola's Perspectiv hinüberschaute. Am dritten Tage wurden sogar die Fenster verhängt. Ganz verzweifelt und getrieben von Sehnsucht und glühendem Verlangen, lief er hinaus vors Thor. Olympia's Gestalt schwebte vor ihm her in den Lüften und trat aus dem Gebüsch und guckte ihn an mit großen strahlenden Augen aus dem hellen Bach. Klara's Bild war ganz aus seinem Innern gewichen; er dachte nichts als Olympia und klagte ganz laut und weinerlich: „Ach, Du mein hoher, herrlicher Liebesstern, bist Du mir denn nur aufgegangen, um gleich wieder zu verschwinden und mich zu lassen in finsterer, hoffnungsloser Nacht?"

Als er zurückkehren wollte in seine Wohnung, wurde er in Spallanzani's Hause ein geräuschvolles Treiben gewahr. Die Thüren standen offen; man trug allerlei Geräthe hinein. Die Fenster des ersten Stocks waren ausgehoben; geschäftige Mägde kehrten und stäubten, mit großen Haarbesen hin- und herfahrend; inwendig klopften und hämmerten Tischler und Tapezierer. Nathanael blieb in vollem Erstaunen auf der Straße stehen; da trat Siegmund lachend zu ihm und sprach: „Nun, was sagst Du zu unserem alten Spallanzani?" Nathanael versicherte, daß er gar nichts sagen könne, da er durchaus nichts vom Professor wisse, vielmehr mit großer Verwunderung wahrnehme, wie in dem stillen düstern Hause ein tolles Treiben und Wirthschaften losgegangen. Da erfuhr er denn von Siegmund, daß Spallanzani morgen ein großes Fest geben wolle, Concert und Ball, und daß die halbe Uni-

versität eingeladen sei. Allgemein verbreite man, daß Spallanzani seine Tochter Olympia, die er so lange jedem menschlichen Auge recht ängstlich entzogen, zum ersten Mal erscheinen lassen werde.

Nathanael fand eine Einladungskarte und ging mit hochklopfendem Herzen zur bestimmten Stunde, als schon die Wagen rollten und die Lichter in den geschmückten Sälen schimmerten, zum Professor. Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend. Olympia erschien sehr reich und geschmackvoll gekleidet. Man mußte ihr schön geformtes Gesicht, ihren Wuchs bewundern. Der etwas seltsam eingebogene Rücken, die wespenartige Dünne des Leibes schien von zu starkem Einschnüren bewirkt zu sein. In Schritt und Stellung hatte sie etwas Abgemessenes und Steifes, das Manchem unangenehm auffiel. Man schrieb es dem Zwange zu, den ihr die Gesellschaft auflegte.

Das Concert begann. Olympia spielte den Flügel mit großer Fertigkeit und trug ebenso eine Bravour-Arie mit heller, beinahe schneidender Glasglockenstimme vor. Nathanael war ganz entzückt; er stand in der hintersten Reihe und konnte im blendenden Kerzenlicht Olympia's Züge nicht ganz erkennen. Ganz unvermerkt nahm er deshalb Coppola's Glas hervor und schaute hin nach der schönen Olympia. Ach — da wurde er gewahr, wie sie voll Sehnsucht nach ihm herübersah, wie jeder Ton erst deutlich aufging in dem Liebesblick, der zündend sein Inneres durchdrang. Die künstlichen Rouladen schienen dem Nathanael das Himmelsjauchzen des in Liebe verklärten Gemüths, und als nun endlich nach der Cadenz der lange Trillo recht schmetternd durch den Saal gellte, konnte er, wie von glühenden Armen plötzlich erfaßt, sich nicht mehr halten; er mußte vor Schmerz und Entzücken laut aufschreien: „Olympia!" — Alle sahen sich um nach ihm; Manche lachten. Der Domorganist schnitt aber noch ein finstreres Gesicht als vorher und sagte blos: „Nun, nun!" — Das Concert war zu Ende; der Ball fing an. „Mit ihr zu tanzen — mit ihr!" — das war nun dem Nathanael das Ziel aller Wünsche, alles Strebens; aber wie sich erheben zu

dem Muth, sie, die Königin des Festes, aufzufordern? Doch — er selbst wußte nicht, wie es geschah, daß er, als schon der Tanz angefangen, dicht neben Olympia stand, die noch nicht aufgefordert worden, und daß er, kaum vermögend, einige Worte zu stammeln, ihre Hand ergriff. Eiskalt war Olympia's Hand; er fühlte sich durchbebt von grausigem Todesfrost. Er starrte Olympia ins Auge; das strahlte ihm voll Liebe und Sehnsucht entgegen und in dem Augenblick war es auch, als fingen an in der kalten Hand Pulse zu schlagen und des Lebensblutes Ströme zu glühen. Und auch in Nathanael's Innern glühte höher auf die Liebesluft; er umschlang die schöne Olympia und durchflog mit ihr die Reihen.

Er glaubte, sonst recht tactmäßig getanzt zu haben; aber an der ganz eigenen rhythmischen Festigkeit, womit Olympia tanzte und die ihn oft ordentlich aus der Haltung brachte, merkte er bald, wie sehr ihm der Tact gemangelt. Er wollte jedoch mit keinem andern Frauenzimmer mehr tanzen und hätte Jeden, der sich Olympia näherte, um sie aufzufordern, nur gleich ermorden mögen. Doch nur zweimal geschah dies; zu seinem Erstaunen blieb darauf Olympia bei jedem Tanze sitzen, und er ermangelte nicht, immer wieder sie aufzuziehen. Hätte Nathanael außer der schönen Olympia noch etwas Anderes zu sehen vermocht, so wäre allerlei fataler Zank und Streit unvermeidlich gewesen; denn offenbar ging das halbleise, mühsam unterdrückte Gelächter, was sich in diesem und jenem Winkel unter den jungen Leuten erhob, auf die schöne Olympia, die sie mit ganz kuriosen Blicken verfolgten, — man konnte gar nicht wissen, warum.

Durch den Tanz und durch den reichlich genossenen Wein erhitzt, hatte Nathanael alle ihm sonst eigene Scheu abgelegt. Er saß neben Olympia, ihre Hand in der seinigen, und sprach hoch entflammt und begeistert von seiner Liebe in Worten, die Keiner verstand, weder er noch Olympia. Doch Diese vielleicht; denn sie sah ihm unverrückt ins Auge und seufzte einmal übers andere: „Ach — ach — ach!“ worauf denn Nathanael also sprach: „O Du herrliche, himmlische Frau, Du Strahl aus dem verheißenen Jenseits der

Liebe, Du tiefes Gemüth, in dem sich mein ganzes Sein spiegelt!" und noch mehr dergleichen; aber Olympia seufzte blos immer wieder: „Ach — ach!" Der Professor Spallanzani ging einigemal bei den Glücklichen vorüber und lächelte sie ganz seltsam zufrieden an.

Dem Nathanael schien es, unerachtet er sich in einer ganz andern Welt befand, mit einem Mal, als würd' es hienieden beim Professor Spallanzani merklich finster; er schaute um sich und wurde zu seinem nicht geringen Schreck gewahr, daß eben die zwei letzten Lichter in dem leeren Saal niederbrennen und ausgehen wollten. Längst hatten Musik und Tanz aufgehört. „Trennung, Trennung!" schrie er ganz wild und verzweifelt; er küßte Olympia's Hand, er neigte sich zu ihrem Munde; eiskalte Lippen begegneten seinen glühenden. So wie, als er Olimpia's kalte Hand berührte, fühlte er sich von innerem Grausen erfaßt. Die Legende von der todten Braut ging ihm plötzlich durch den Sinn; aber fest hatte ihn Olympia an sich gedrückt, und in dem Kuß schienen die Lippen zum Leben zu erwarmen. — Der Professor Spallanzani schritt langsam durch den leeren Saal; seine Schritte klangen hohl wieder, und seine Figur, von flackernden Schlagschatten umspielt, hatte ein grauliches, gespenstisches Ansehen. — „Liebst Du mich? — Liebst Du mich, Olympia? — Nur dies Wort! — Liebst Du mich?" So flüsterte Nathanael; aber Olympia seufzte, indem sie aufstand, nur: „Ach — ach!" — „Ja, Du mein holder, herrlicher Liebesstern," sprach Nathanael, „bist mir aufgegangen und wirst leuchten, wirst verklären mein Inneres immerdar!" — „Ach — ach!" replicirte Olympia fortschreitend. Nathanael folgte ihr; sie standen vor dem Professor. — „Sie haben sich außerordentlich lebhaft mit meiner Tochter unterhalten," sprach dieser lächelnd. „Nun, nun, lieber Herr Nathanael, finden Sie Geschmack daran, mit dem blöden Mädchen zu conversiren, so sollen mir Ihre Besuche willkommen sein."

Einen ganzen hellen strahlenden Himmel in der Brust, schied Nathanael vondannen. Spallanzani's Fest war der Gegenstand des Gesprächs in den folgenden Tagen. Un-

erachtet der Professor Alles gethan hatte, recht splendid zu erscheinen, so wußten doch die lustigen Köpfe von allerlei Unschicklichem und Sonderbarem zu erzählen, das sich begeben, und vorzüglich fiel man über die todstarre, stumme Olympia her, der man, ihres schönen Aeußern unerachtet, totalen Stumpfsinn andichten und darin die Ursache finden wollte, warum Spallanzani sie so lange verborgen gehalten. Nathanael vernahm das nicht ohne innern Grimm. Indessen schwieg er; denn, dachte er, würde es wol verlohnen, diesen Burschen zu beweisen, daß eben ihr eigener Stumpfsinn es ist, der sie Olympia's tiefes, herrliches Gemüth zu erkennen hindert?

„Thu mir den Gefallen, Bruder," sprach eines Tages Siegmund, „und sage, wie es Dir gescheitem Kerl möglich war, Dich in das Wachsgesicht, in die Holzpuppe da drüben zu vergaffen?" Nathanael wollte zornig auffahren; doch schnell besann er sich und erwiderte: „Sage Du mir, Siegmund, wie Deinem sonst alles Schöne klar auffassenden Blick, Deinem regen Sinn Olympia's himmlischer Liebreiz entgehen konnte? Doch eben deshalb habe ich, Dank sei es dem Geschick, Dich nicht zum Nebenbuhler; denn sonst müßte Einer von uns blutend fallen." — Siegmund merkte wohl, wie es mit dem Freunde stand, lenkte geschickt ein und fügte, nachdem er geäußert, daß in der Liebe niemals über den Gegenstand zu rechten sei, hinzu: „Wunderlich ist es doch, daß Viele von uns über Olympia ziemlich gleich urtheilen. Sie ist uns — nimm es nicht übel, Bruder! — auf seltsame Weise starr und seelenlos erschienen. Ihr Wuchs ist regelmäßig, so wie ihr Gesicht, das ist wahr; sie könnte für schön gelten, wenn ihr Blick nicht so ganz ohne Lebensstrahl, ich möchte sagen, ohne Sehkraft wäre. Ihr Schritt ist sonderbar abgemessen; jede Bewegung scheint durch den Gang eines aufgezogenen Räderwerks bedingt. Ihr Spiel, ihr Singen hat den unangenehmen richtigen geistlosen Tact der singenden Maschine, und ebenso ist ihr Tanz. Uns ist diese Olympia ganz unheimlich geworden; wir mochten nichts mit ihr zu schaffen haben. Es war uns, als thue sie nur so wie ein lebendiges Wesen, und doch habe es mit ihr eine eigene Bewandniß."

Nathanael gab sich dem bittern Gefühl, das ihn bei diesen Worten Siegmund's ergreifen wollte, durchaus nicht hin; er wurde Herr seines Unmuths und sagte blos sehr ernst: „Wol mag Euch, Ihr kalten prosaischen Menschen, Olympia unheimlich sein. Nur dem poetischen Gemüth entfaltet sich das gleich organisirte. Nur mir ging ihr Liebesblick auf und durchstrahlte Sinn und Gedanken; nur in Olympia's Liebe finde ich mein Selbst wieder. Euch mag es nicht recht sein, daß sie nicht in platter Conversation faselt wie die andern flachen Gemüther. Sie spricht wenig Worte, das ist wahr; aber diese wenigen Worte erscheinen als echte Hieroglyphe der innern Welt voll Liebe und hoher Erkenntniß des geistigen Lebens in der Anschauung des ewigen Jenseits. Doch für Alles das habt Ihr keinen Sinn, und Alles sind verlorene Worte." — „Behüte Dich Gott, Herr Bruder!" sagte Siegmund sehr sanft, beinahe wehmüthig; „aber mir scheint es, Du seist auf bösem Wege. Auf mich kannst Du rechnen, wenn Alles ... Nein, ich mag nichts weiter sagen." — Dem Nathanael war es plötzlich, als meine der kalte prosaische Siegmund es sehr treu mit ihm; er schüttelte daher die ihm dargebotene Hand recht herzlich. —

Nathanael hatte rein vergessen, daß es eine Klara in der Welt gebe, die er sonst geliebt; — die Mutter — Lothar — Alle waren aus seinem Gedächtniß entschwunden. Er lebte nur für Olympia, bei der er täglich stundenlang saß und von seiner Liebe, von zum Leben erglühter Sympathie, von psychischer Wahlverwandtschaft phantasirte, welches Alles Olympia mit großer Andacht anhörte. Aus dem tiefsten Grunde des Schreibpults holte Nathanael Alles hervor, was er jemals geschrieben: Gedichte, Phantasien, Visionen, Romane, Erzählungen; das wurde täglich vermehrt mit allerlei ins Blaue fliegenden Sonetten, Stanzen, Canzonen, und das Alles las er der Olympia stundenlang hinter einander vor, ohne zu ermüden. Aber auch noch nie hatte er eine solche herrliche Zuhörerin gehabt. Sie stickte und strickte nicht, sie sah nicht durchs Fenster, sie fütterte keinen Vogel, sie spielte mit keinem Schooßhündchen, mit

keiner Lieblingskatze, sie drehte kein Papierschnitzchen oder sonst etwas in der Hand, sie durfte kein Gähnen durch einen leisen erzwungenen Husten bezwingen. Kurz, stundenlang sah sie mit starrem Blick unverwandt dem Geliebten ins Auge, ohne sich zu rücken und zu bewegen, und immer glühender und immer lebendiger wurde dieser Blick. Nur wenn Nathanael endlich aufstand und ihr die Hand, auch wol den Mund küßte, sagte sie: „Ach — ach!“ — dann aber: „Gute Nacht, mein Lieber!“ — „O Du herrliches, Du tiefes Gemüth!“ rief Nathanael auf seiner Stube; „nur von Dir, von Dir allein werd' ich ganz verstanden.“ Er erbebte vor innerem Entzücken, wenn er bedachte, welch wunderbarer Zusammenklang sich in seinem und Olympia's Gemüth täglich mehr offenbare; denn es schien ihm, als habe Olympia über seine Werke, über seine Dichtergabe überhaupt recht tief aus seinem Innern gesprochen, ja, als habe die Stimme aus seinem Innern selbst herausgetönt. Das mußte denn auch wol sein; denn mehr Worte, als vorhin erwähnt, sprach Olympia niemals.

Erinnerte sich aber auch Nathanael in hellen nüchternen Augenblicken, z. B. morgens gleich nach dem Erwachen, wirklich an Olympia's gänzliche Passivität und Wortkargheit, so sprach er doch: „Was sind Worte? — Worte! — Der Blick ihres himmlischen Auges sagt mehr als jede Sprache hienieden. Vermag denn überhaupt ein Kind des Himmels sich einzuschichten in den engen Kreis, den ein klägliches, irdisches Bedürfniß gezogen?“

Professor Spallanzani schien hoch erfreut über das Verhältniß seiner Tochter mit Nathanael; er gab Diesem allerlei unzweideutige Zeichen seines Wohlwollens, und als es Nathanael endlich wagte, von ferne auf eine Verbindung mit Olympia anzuspielen, lächelte Dieser mit dem ganzen Gesicht und meinte, er werde seiner Tochter völlig freie Wahl lassen. Ermuthigt durch diese Worte, brennendes Verlangen im Herzen, beschloß Nathanael, gleich am folgenden Tage Olympia anzuflehen, daß sie das unumwunden in deutlichen Worten ausspreche, was längst ihr holder Liebesblick ihm gesagt, daß sie sein Eigen immerdar sein wolle. Er suchte nach dem

Ringe, den ihm beim Abschiede die Mutter geschenkt, um ihn Olympia als Symbol seiner Hingebung, seines mit ihr aufkeimenden, blühenden Lebens darzureichen. Klara's, Lothar's Briefe fielen ihm dabei in die Hände; gleichgiltig warf er sie beiseite, fand den Ring, steckte ihn ein und rannte hinüber zu Olympia.

Schon auf der Treppe, auf dem Flur vernahm er ein wunderliches Getöse; es schien aus Spallanzani's Studirzimmer herauszuschallen. Ein Stampfen — ein Klirren — ein Stoßen — Schlagen gegen die Thür, — dazwischen Flüche und Verwünschungen. „Laß los — laß los! — Infamer — Verruchter! — Darum Leib und Leben darangesetzt? — Ha ha ha ha! — So haben wir nicht gewettet! — Ich, ich hab die Augen gemacht. — Ich das Räderwerk. — Dummer Teufel mit Deinem Räderwerk! — Verfluchter Hund von einfältigem Uhrmacher! — Fort mit Dir, Satan! — Halt! — Peipendreher — teuflische Bestie! — Halt — fort — laß los!" — Es waren Spallanzani's und des gräßlichen Coppelius Stimmen, die so durch einander schwirrten und tobten. Hinein stürzte Nathanael, von namenloser Angst ergriffen. Der Professor hatte eine weibliche Figur bei den Schultern gepackt, der Italiener Coppola bei den Füßen; die zerrten und zogen sie hin und her, streitend in voller Wuth um den Besitz. Voll tiefen Entsetzens prallte Nathanael zurück, als er die Figur für Olympia erkannte. Aufflammend in wildem Zorn, wollte er den Wüthenden die Geliebte entreißen; aber in dem Augenblick wand Coppola, sich mit Riesenkraft drehend, die Figur dem Professor aus den Händen und versetzte ihm mit der Figur selbst einen fürchterlichen Schlag, daß er rücklings über den Tisch, auf dem Phiolen, Retorten, Flaschen, gläserne Cylinder standen, taumelte und hinstürzte. Alles Geräth klirrte in tausend Scherben zusammen. Nun warf Coppola die Figur über die Schulter und rannte mit fürchterlich gellendem Gelächter rasch fort die Treppe hinab, so daß die häßlich herunterhängenden Füße der Figur auf den Stufen hölzern klapperten und dröhnten.

Erstarrt stand Nathanael. Nur zu deutlich hatte er

gesehen: Olympia's todbleichtes Wachsgesicht hatte keine Augen, statt ihrer schwarze Höhlen; — sie war eine leblose Puppe. Spallanzani wälzte sich auf der Erde; Glasscherben hatten ihm Kopf, Brust und Arm zerschnitten; wie aus Springquellen strömte das Blut empor. Aber er raffte seine Kräfte zusammen. — „Ihm nach — ihm nach! — Was zauderst Du? — Coppelius — Coppelius! — Mein bestes Automat hat er mir geraubt. — Zwanzig Jahre daran gearbeitet — Leib und Leben daran gesetzt! — Das Räderwerk — Sprache — Gang — mein — die Augen — die Augen Dir gestohlen. — Verdammter — Verfluchter! — Ihm nach! — Hol mir Olympia! — Da hast Du die Augen!" — Nun sah Nathanael, wie ein Paar blutige Augen, auf dem Boden liegend, ihn anstarrten; die ergriff Spallanzani mit der unverletzten Hand und warf sie nach ihm, daß sie seine Brust trafen. Da packte ihn der Wahnsinn mit glühenden Krallen und fuhr in sein Inneres hinein, Sinn und Gedanken zerreißend. — „Hui — hui — hui! — Feuerkreis — Feuerkreis! — Dreh Dich, Feuerkreis! — Lustig — lustig! — Holzpüppchen — hui! — Schön Holzpüppchen, dreh Dich!" — Damit warf er sich auf den Professor und drückte ihm die Kehle zu. Er hätte ihn erwürgt; aber das Getöse hatte viele Menschen herbeigelockt; die drangen ein, rissen den wüthenden Nathanael auf und retteten so den Professor, der gleich verbunden wurde. Siegmund, so stark er war, vermochte nicht, den Rasenden zu bändigen; der schrie mit fürchterlicher Stimme immer fort: „Holzpüppchen, dreh Dich!" und schlug um sich mit geballten Fäusten. Endlich gelang es der vereinten Kraft Mehrerer, ihn zu überwältigen, indem sie ihn zu Boden warfen und banden. Seine Worte gingen unter in entsetzlichem thierischem Gebrüll. So in gräßlicher Raserei tobend, wurde er nach dem Tollhause gebracht. —

Ehe ich, günstiger Leser, Dir zu erzählen fortfahre, was sich weiter mit dem unglücklichen Nathanael zugetragen, kann ich Dir, solltest Du einigen Antheil an dem geschickten Mechanikus und Automat-Fabrikanten Spallanzani nehmen, versichern, daß er von seinen Wunden völlig geheilt wurde. Er mußte indeß die Universität verlassen, weil Nathanael's Ge-

schichte Aufsehen erregt hatte und es allgemein für gänzlich unerlaubten Betrug gehalten wurde, vernünftigen Theezirkeln — Olympia hatte sie mit Glück besucht — statt der lebendigen Person eine Holzpuppe einzuschwärzen. Juristen nannten es sogar einen feinen und um so härter zu bestrafenden Betrug, als er gegen das Publicum gerichtet und so schlau angelegt worden, daß kein Mensch, ganz kluge Studenten ausgenommen, es gemerkt habe, unerachtet jetzt Alle weise thun und sich auf allerlei Thatsachen berufen wollten, die ihnen verdächtig vorgekommen. Diese letzteren brachten aber eigentlich nichts Gescheites zu Tage. Denn konnte z. B. wol irgend Jemanden verdächtig vorgekommen sein, daß nach der Aussage eines eleganten Theeisten Olympia gegen alle Sitte öfter genieset als gegähnt hatte? Ersteres, meinte der Elegant, sei das Selbstaufziehen des verborgenen Triebwerks gewesen; merklich habe es dabei geknarrt u. s. w. Der Professor der Poesie und Beredsamkeit nahm eine Prise, klappte die Dose zu, räusperte sich und sprach feierlich: „Hochzuverehrende Herren und Damen, merken Sie denn nicht, wo der Hase im Pfeffer liegt? Das Ganze ist eine Allegorie, — eine fortgeführte Metapher. — Sie verstehen mich? — Sapienti sat!"

Aber viele hochzuverehrende Herren beruhigten sich nicht dabei; die Geschichte mit dem Automat hatte tief in ihrer Seele Wurzel gefaßt, und es schlich sich in der That abscheuliches Mißtrauen gegen menschliche Figuren ein. Um nun ganz überzeugt zu werden, daß man keine Holzpuppe liebe, wurde von mehreren Liebhabern verlangt, daß die Geliebte etwas tactlos singe und tanze, daß sie beim Vorlesen steche, stricke, mit dem Möpschen spiele u. s. w., vor allen Dingen aber, daß sie nicht blos höre, sondern auch manchmal in der Art spreche, daß dies Sprechen wirklich ein Denken und Empfinden voraussetze. Das Liebesbündniß Vieler wurde fester und dabei anmuthiger; Andere dagegen gingen leise aus einander. „Man kann wahrhaftig nicht dafür stehen . . ." sagte Dieser und Jener. In den Thees wurde unglaublich gegähnt und niemals genieset, um jedem Verdacht zu begegnen. — Spallanzani mußte, wie gesagt, fort, um der Criminaluntersuchung wegen

der menschlichen Gesellschaft betrüglicherweise eingeschobenen Automats zu entgehen. Coppola war auch verschwunden. —

Nathanael erwachte wie aus schwerem, fürchterlichem Traum. Er schlug die Augen auf und fühlte, wie ein unbeschreibliches Wonnegefühl mit sanfter himmlischer Wärme ihn durchströmte. Er lag in seinem Zimmer in des Vaters Hause auf dem Bette; Klara hatte sich über ihn hingebeugt, und unfern standen die Mutter und Lothar. — „Endlich, endlich, o mein herzlieber Nathanael, — nun bist Du genesen von schwerer Krankheit, — nun bist Du wieder mein!“ — So sprach Klara recht aus tiefer Seele und faßte den Nathanael in ihre Arme. Aber Dem quollen vor lauter Wehmuth und Entzücken die hellen glühenden Thränen aus den Augen, und er stöhnte tief auf: „Meine — meine Klara!“ — Siegmund, der getreulich ausgeharrt bei dem Freunde in großer Noth, trat herein. Nathanael reichte ihm die Hand: „Du treuer Bruder hast mich doch nicht verlassen.“ — Jede Spur des Wahnsinns war verschwunden; bald erkräftigte sich Nathanael in der sorglichen Pflege der Mutter, der Geliebten, der Freunde.

Das Glück war unterdessen in das Haus eingekehrt; denn ein alter karger Oheim, von dem Niemand etwas gehofft, war gestorben und hatte der Mutter nebst einem nicht unbedeutenden Vermögen ein Gütchen in einer angenehmen Gegend unfern der Stadt hinterlassen. Dort wollten sie hinziehen, die Mutter, Nathanael mit seiner Klara, die er nun zu heirathen gedachte, und Lothar. Nathanael war milder, kindlicher geworden, als er je gewesen, und erkannte nun erst recht Klara's himmlisch reines, herrliches Gemüth. Niemand erinnerte ihn auch nur durch den leisesten Anklang an die Vergangenheit. Nur als Siegmund von ihm schied, sprach Nathanael: „Bei Gott, Bruder, ich war auf einem schlimmen Wege; aber zu rechter Zeit leitete mich ein Engel auf den lichten Pfad. — Ach, es war ja Klara!“ — Siegmund ließ ihn nicht weiter reden, aus Besorgniß, tief verletzende Erinnerungen möchten ihm zu hell und flammend aufgehen.

Es war an der Zeit, daß die vier glücklichen Menschen

nach dem Gütchen ziehen wollten. Zur Mittagsstunde gingen sie durch die Straßen der Stadt. Sie hatten Manches eingekauft; der hohe Rathsthurm warf seinen Riesenschatten über den Markt. „Ei," sagte Klara, „steigen wir doch noch einmal hinauf und schauen in das ferne Gebirge hinein!" Gesagt, gethan. Beide, Nathanael und Klara, stiegen hinauf; die Mutter ging mit der Dienstmagd nach Hause, und Lothar, nicht geneigt, die vielen Stufen zu erklettern, wollte unten warten. Da standen die beiden Liebenden Arm in Arm auf der höchsten Galerie des Thurmes und schauten hinein in die duftigen Waldungen, hinter denen das blaue Gebirge wie eine Riesenstadt sich erhob.

„Sieh doch den sonderbaren kleinen grauen Busch, der ordentlich auf uns los zu schreiten scheint!" sprach Klara. — Nathanael faßte mechanisch nach der Seitentasche; er fand Coppola's Perspectiv, er schaute seitwärts; Klara stand vor dem Glase. — Da zuckte es krampfhaft in seinen Pulsen und Adern — todtenbleich starrte er Klara an; aber bald glühten und sprühten Feuerströme durch die rollenden Augen. Gräßlich brüllte er auf wie ein gehetztes Thier; dann sprang er hoch in die Lüfte, und grausig dazwischen lachend, schrie er in schneidendem Ton: „Holzpüppchen, dreh Dich! — Holzpüppchen, dreh Dich!" — Und mit gewaltiger Kraft faßte er Klara und wollte sie hinabschleudern; aber Klara krallte sich in verzweifelnder Todesangst fest an das Geländer. Lothar hörte den Rasenden toben; er hörte Klara's Angstgeschrei — gräßliche Ahnung durchflog ihn; er rannte hinauf — die Thür der zweiten Treppe war verschlossen — stärker hallte Klara's Jammergeschrei. Unsinnig vor Wuth und Angst stieß er gegen die Thür, die endlich aufsprang. — Matter und matter wurden nun Klara's Laute: „Hilfe! — rettet — rettet!" so erstarb die Stimme in den Lüften. „Sie ist hin — ermordet von dem Rasenden!" so schrie Lothar. Auch die Thür zur Galerie war zugeschlagen. Die Verzweiflung gab ihm Riesenkraft — er sprengte die Thür aus den Angeln. Gott im Himmel! Klara schwebte, von dem rasenden Nathanael erfaßt, über der Galerie in den Lüften — nur mit einer Hand hatte sie noch

die Eisenstäbe umklammert. Rasch wie der Blitz erfaßte Lothar die Schwester, zog sie herein und schlug in demselben Augenblick mit geballter Faust dem Wüthenden ins Gesicht, daß er zurückprallte und die Todesbeute fahren ließ.

Lothar rannte hinab, die ohnmächtige Schwester in den Armen. Sie war gerettet. — Nun raste Nathanael herum auf der Galerie und sprang hoch in die Lüfte und schrie: „Feuerkreis, dreh Dich! — Feuerkreis, dreh Dich!“ — Die Menschen liefen auf das wilde Geschrei zusammen; unter ihnen ragte riesengroß der Advocat Coppelius hervor, der eben in die Stadt gekommen und gerades Weges nach dem Markte geschritten war. Man wollte hinauf, um sich des Rasenden zu bemächtigen; da lachte Coppelius, sprechend: „Ha ha, — wartet nur! Der kommt schon herunter von selbst!“ und schaute wie die Uebrigen hinauf. Nathanael blieb plötzlich wie erstarrt stehen; er bückte sich herab, wurde den Coppelius gewahr, und mit dem gellenden Schrei: „Ha, schöne Oke — schöne Oke!“ sprang er über das Geländer. —

Als Nathanael mit zerschmettertem Kopf auf dem Steinpflaster lag, war Coppelius im Gewühl verschwunden. —

Nach mehreren Jahren will man in einer entfernten Gegend Klara gesehen haben, wie sie mit einem freundlichen Manne Hand in Hand vor der Thüre eines schönen Landhauses saß und vor ihr zwei muntere Knaben spielten. Es wäre daraus zu schließen, daß Klara das ruhige häusliche Glück noch fand, das ihrem heitern lebenslustigen Sinne zusagte, und das ihr der im Innern zerrissene Nathanael niemals hätte gewähren können.

Ignaz Denner.

Vor alter längst verflossener Zeit lebte in einem wilden einsamen Forst des Fuldaischen Gebiets ein wackerer Jägersmann, Andres mit Namen. Er war sonst Leibjäger des Herrn Grafen Aloys von Bach gewesen, den er auf weiten Reisen durch das schöne Wälschland begleitet und einmal, als sie auf den unsichern Wegen in dem Königreich Neapel von Straßenräubern angefallen worden, durch seine Klugheit und Tapferkeit aus großer Lebensgefahr gerettet hatte. In dem Wirthshause zu Neapel, wo sie eingekehrt waren, befand sich ein armes, bildschönes Mädchen, die von dem Hauswirth, der sie als eine Waise aufgenommen, gar hart behandelt und zu den niedrigsten Arbeiten in Hof und Küche gebraucht wurde. Andres suchte sie, so gut er sich ihr verständlich machen konnte, mit trostreichen Worten aufzurichten, und das Mädchen faßte solche Liebe zu ihm, daß sie sich nicht mehr von ihm trennen, sondern mitziehen wollte nach dem kalten Deutschland. Der Graf von Bach, gerührt von Andres' Bitten und Giorgina's Thränen, erlaubte, daß sie sich zu dem geliebten Andres auf den Kutschenbock setzen und so die beschwerliche Reise machen durfte.

Schon ehe sie über die Grenzen von Italien hinausgekommen, ließ sich Andres mit seiner Giorgina trauen, und als sie dann nun endlich zurückgekehrt waren auf die Güter des Grafen von Bach, glaubte Dieser den treuen Diener recht zu belohnen, da er ihn zu seinem Revierjäger ernannte. Mit seiner Giorgina und einem alten Knecht zog er in den einsamen rauhen Wald, den er schützen sollte wider die Freijäger und Holzdiebe. Statt des gehofften Wohlstandes, den ihm der Graf von Bach verheißen, führte er aber ein beschwer-

liches, mühseliges, dürftiges Leben und gerieth bald in Kummer und Elend. Der kleine Lohn an baarem Gelde, den er von dem Grafen erhielt, reichte kaum hin, sich und seine Giorgina zu kleiden; die geringen Gefälle, die ihm bei Holzverkäufen zukamen, waren selten und ungewiß, und den Garten, auf dessen Bebauung und Benutzung er angewiesen, verwüsteten oft die Wölfe und die wilden Schweine, er mochte mit seinem Knecht auf der Hut sein, wie er wollte, so daß bisweilen in einer Nacht die letzte Hoffnung des Lebensunterhaltes vereitelt ward. Dabei war sein Leben stets bedroht von den Holzdieben und Freischützen. Jeder Lockung widerstand er als ein wackerer, frommer Mann, der lieber darben, als ungerechtes Gut an sich bringen wollte, und verwaltete sein Amt getreulich und tapfer; deshalb stellten sie ihm nach auf gefährliche Weise, und nur seine treuen Doggen schützten ihn vor nächtlichem Ueberfall des Raubgesindels.

Giorgina, des Klimas und der Lebensweise in dem wilden Forst ganz ungewohnt, welkte zusehends hin. Ihre bräunliche Gesichtsfarbe verwandelte sich in fahles Gelb, ihre lebhaften, blitzenden Augen wurden düster, und ihr voller, üppiger Wuchs magerte mit jedem Tage mehr ab. Oft erwachte sie in mondheller Nacht; Schüsse krachten in der Ferne durch den Wald, die Doggen heulten; leise erhob sich der Mann vom Lager und schlich mit dem Knecht murmelnd hinaus in den Forst. Dann betete sie inbrünstig zu Gott und zu den Heiligen, daß sie und ihr treuer Mann errettet werden möchten aus dieser schrecklichen Einöde und aus der steten Todesgefahr. Die Geburt eines Knaben warf Giorgina endlich auf das Krankenlager, und immer schwächer und schwächer werdend, sah sie ihr Ende vor Augen. Dumpf in sich hinbrütend, schlich der unglückliche Andres umher; alles Glück war mit der Krankheit seines Weibes von ihm gewichen. Wie neckendes, gespenstisches Wesen guckte das Wild aus den Büschen; sowie er sein Gewehr abdrückte, war es verstoben in der Luft. Er konnte kein Thier mehr treffen, und nur sein Knecht, ein geübter Schütze, beschaffte das Wild, welches er dem Grafen von Bach zu liefern gehalten war.

Einst saß er an Giorgina's Bette, den starren Blick auf das geliebte Weib gerichtet, die ermattet zum Tode kaum mehr athmete. In dumpfem, lautlosem Schmerz hatte er ihre Hand gefaßt und hörte nicht das Aechzen des Knaben, der nahrungslos verschmachten wollte. Der Knecht war schon am frühen Morgen nach Fulda gegangen, um für das letzte Ersparniß einige Erquickung für die Kranke herbeizuschaffen. Kein menschliches tröstendes Wesen war weit und breit zu finden; nur der Sturm heulte in schneidenden Tönen des entsetzlichen Jammers durch die schwarzen Tannen, und die Doggen winselten wie in trostloser Klage um den unglücklichen Herrn. Da hörte Andres auf einmal es vor dem Hause daherschreiten wie menschliche Fußtritte. Er glaubte, es wäre der zurückkehrende Knecht, unerachtet er ihn nicht so früh erwarten konnte; aber die Hunde sprangen hinaus und bellten heftig. Es mußte ein Fremder sein. Andres ging selbst vor die Thür. Da trat ihm ein langer, hagerer Mann entgegen, in grauem Mantel, die Reisemütze tief ins Gesicht gedrückt. „Ei," sagte der Fremde, „wie bin ich doch hier im Walde so irre gegangen! Der Sturm tobt von den Bergen herab; wir bekommen ein schrecklich Wetter. Möchtet Ihr nicht erlauben, lieber Herr, daß ich in Euer Haus eintreten und mich von dem beschwerlichen Wege erholen und erquicken dürfte zur weitern Reise?" — „Ach, Herr," erwiderte der betrübte Andres, „Ihr kommt in ein Haus der Noth und des Elends, und außer dem Stuhl, auf dem Ihr ausruhen könnt, vermag ich Euch kaum irgend eine Erquickung anzubieten; meinem armen kranken Weibe mangelt es selbst daran, und mein Knecht, den ich nach Fulda geschickt, wird erst am späten Abend etwas zur Labung herbeibringen."

Unter diesen Worten waren sie in die Stube getreten. Der Fremde legte seine Reisemütze und seinen Mantel ab, unter dem er ein Felleisen und ein Kistchen trug. Er zog auch ein Stilet und ein Paar Terzerole hervor, die er auf den Tisch legte. Andres war an Giorgina's Bett getreten — sie lag in bewußtlosem Zustande. Der Fremde trat ebenfalls hinzu, schaute die Kranke lange mit scharfen bedächtigen

Blicken an und ergriff ihre Hand, den Puls sorglich erforschend. Als nun Andres voll Verzweiflung ausrief: „Ach Gott, nun stirbt sie wol!" da sagte der Fremde: „Mit nichten, lieber Freund, seid ganz ruhig! Eurem Weibe fehlt nichts als kräftige, gute Nahrung, und vor der Hand wird ihr ein Mittel, das zugleich reizt und stärkt, die besten Dienste thun. Ich bin zwar kein Arzt, sondern vielmehr ein Kaufmann, allein doch in der Arzneiwissenschaft nicht unerfahren und besitze aus uralter Zeit her manches Arcanum, welches ich mit mir führe und auch wol verkaufe." Damit öffnete der Fremde sein Kistchen, holte eine Phiole heraus, tröpfelte von dem ganz dunkelrothen Liquor etwas auf Zucker und gab es der Kranken. Dann holte er aus dem Felleisen eine kleine geschliffene Flasche köstlichen Rheinweins und flößte der Kranken ein paar Löffel voll ein. Den Knaben befahl er, nur dicht an die Mutterbrust gelehnt ins Bette zu legen und Beide der Ruhe zu überlassen.

Dem Andres war es zu Muthe, als sei ein Heiliger herabgestiegen in die Einöde, ihm Trost und Hilfe zu bringen. Anfangs hatte ihn der stechende, falsche Blick des Fremden abgeschreckt; jetzt wurde er durch die sorgliche Theilnahme, durch die augenscheinliche Hilfe, die er der armen Giorgina leistete, zu ihm hingezogen. Er erzählte dem Fremden unverhohlen, wie er eben durch die Gnade, die ihm sein Herr, der Graf von Bach, angedeihen lassen wollen, in Noth und Elend gerathen sei und wie er wol Zeit seines Lebens nicht aus drückender Armuth und Dürftigkeit kommen werde. Der Fremde tröstete ihn dagegen und meinte, wie oft ein unverhofftes Glück dem Hoffnungslosesten alle Güter des Lebens bringe, und daß man wol etwas wagen müsse, das Glück selbst sich dienstbar zu machen. — „Ach, lieber Herr," erwiderte Andres, „ich vertraue Gott und der Fürsprache der Heiligen, zu denen wir, ich und mein treues Weib, jeden Tag mit Inbrunst beten. Was soll ich denn thun, um mir Geld und Gut zu verschaffen? Ist es mir nach Gottes Weisheit nicht beschieden, so wäre es ja sündlich, darnach zu trachten; soll ich aber noch in dieser Welt zu Gütern gelangen, welches ich meines

armen Weibes halber wünsche, die ihr schönes Vaterland verlassen, um mir in diese wilde Einöde zu folgen, so kommt es wol, ohne daß ich Leib und Leben wage um schnödes weltliches Gut."

Der Fremde lächelte bei diesen Reden des frommen Andres auf ganz seltsame Weise und war im Begriff, etwas zu erwidern, als Giorgina mit einem tiefen Seufzer aus dem Schlaf, in den sie versunken, erwachte. Sie fühlte sich wunderbarlich gestärkt; auch der Knabe lächelte hold und lieblich an ihrer Brust. Andres war außer sich vor Freude; er weinte, er betete, er jubelte durch das Haus. Der Knecht war indessen zurückgekommen und bereitete, so gut er es vermochte, von den mitgebrachten Lebensmitteln das Mahl, an dem nun der Fremde theilnehmen sollte. Der Fremde kochte selbst eine Kraftsuppe für Giorgina, und man sah, daß er allerlei Gewürz und andere Ingredienzen hineinwarf, die er bei sich getragen. Es war später Abend worden; der Fremde mußte daher bei dem Andres übernachten, und er bat, daß man ihm in derselben Stube, wo Andres und Giorgina schliefen, ein Strohlager bereiten möge. Das geschah. Andres, den die Besorgniß um Giorgina nicht schlafen ließ, bemerkte, wie der Fremde beinahe bei jedem stärkeren Athemzuge Giorgina's auffuhr, wie er stündlich aufstand, leise sich ihrem Bette näherte, ihren Puls erforschte und ihr Arznei eintröpfelte.

Als der Morgen angebrochen, war Giorgina wieder zusehends besser geworden. Andres dankte dem Fremden, den er seinen Schutzengel nannte, aus der Fülle seines Herzens. Auch Giorgina äußerte, wie ihn wol auf ihr inbrünstiges Gebet Gott selbst gesendet habe zu ihrer Rettung. Dem Fremden schienen diese lebhaften Ausbrüche des Dankes in gewisser Art beschwerlich zu fallen. Er war sichtlich verlegen und äußerte einmal über das andere, wie er ja ein Unmensch sein müsse, wenn er nicht der Kranken mit seiner Kenntniß und den Arzneimitteln, die er bei sich führe, habe beistehen sollen. Uebrigens sei nicht Andres, sondern er zum Dank verpflichtet, da man ihn, der Noth unerachtet, die im Hause herrsche, so gastlich aufgenommen, und er wolle auch keines-

weges diese Pflicht unerfüllt lassen. Er zog einen wohlgefüllten Beutel hervor und nahm einige Goldstücke heraus, die er dem Andres hinreichte. — „Ei, Herr," sagte Andres, „wie und wofür sollte ich denn so vieles Geld von Euch annehmen? Euch in meinem Hause zu beherbergen, da Ihr Euch in dem wilden weitläuftigen Forst verirrt hattet, das war ja Christenpflicht, und dünkte Euch das irgend eines Dankes werth, so habt Ihr mich ja überreich, ja mehr, als ich es nur mit Worten sagen mag, dadurch belohnt, daß Ihr als ein weiser, kunsterfahrener Mann mein liebes Weib vom augenscheinlichen Tode rettetet. Ach, Herr, was Ihr an mir gethan, werde ich Euch ewiglich nicht vergessen, und Gott möge es mir verleihen, daß ich die edle That Euch mit meinem Leben und Blut lohnen könne!" Bei diesen Worten des wackern Andres fuhr es wie ein rascher funkelnder Blitz aus den Augen des Fremden. — „Ihr müßt, braver Mann," sprach er, „durchaus das Geld annehmen. Ihr seid das schon Eurem Weibe schuldig, der Ihr damit bessere Nahrungsmittel und Pflege verschaffen könnt; denn dieser bedarf sie nunmehro, um nicht wieder in ihren vorigen Zustand zurückzufallen und Euerm Knaben Nahrung geben zu können." —

„Ach Herr," erwiderte Andres, „verzeiht es, aber eine innere Stimme sagt mir, daß ich Euer unverdientes Geld nicht nehmen darf. Diese innere Stimme, der ich, wie der höhern Eingebung meines Schutzheiligen, immer vertraut, hat mich bisher sicher durch das Leben geführt und mich beschützt vor allen Gefahren des Leibes und der Seele. Wollt Ihr großmüthig handeln und an mir Armen ein Uebriges thun, so laßt mir ein Fläschlein von Eurer wundervollen Arznei zurück, damit durch ihre Kraft mein Weib ganz genese!"

Giorgina richtete sich im Bette auf, und der schmerzvolle, wehmüthige Blick, den sie auf Andres warf, schien ihn anzuflehen, diesmal nicht so strenge auf sein inneres Widerstreben zu achten, sondern die Gabe des mildthätigen Mannes anzunehmen. Der Fremde bemerkte das und sprach: „Nun, wenn Ihr denn durchaus mein Geld nicht annehmen wollt, so schenke ich es Euerm lieben Weibe, die meinen guten

Willen, Euch aus der bittern Noth zu retten, nicht verschmähen wird." Damit griff er noch einmal in den Beutel, und sich der Giorgina nähernd, gab er ihr wol noch einmal so viel Geld, als er vorhin dem Andres angeboten hatte. Giorgina sah das schöne funkelnde Gold mit vor Freude leuchtenden Augen; sie konnte kein Wort des Dankes herausbringen; die hellen Thränen schossen ihr die Wangen herab.

Der Fremde wandte sich schnell von ihr weg und sprach zu Andres: „Seht, lieber Mann, Ihr könnet meine Gabe getrost annehmen, da ich nur etwas von großem Ueberfluß Euch mittheile. Gestehen will ich Euch, daß ich das nicht bin, was ich scheine. Nach meiner schlichten Kleidung, und da ich wie ein dürftiger wandernder Krämer zu Fuß reise, glaubt Ihr gewiß, daß ich arm bin und mich nur kümmerlich von kleinem Verdienst auf Messen und Jahrmärkten nähre. Ich muß Euch jedoch sagen, daß ich durch glücklichen Handel mit den trefflichsten Kleinodien, den ich seit vielen Jahren treibe, ein sehr reicher Mann geworden und nur die einfache Lebensweise aus alter Gewohnheit beibehalten habe. In diesem kleinen Felleisen und dem Kistchen bewahre ich Juwelen und köstliche, zum Theil noch im grauen Alterthum geschnittene Steine, welche viele, viele Tausende werth sind. Ich habe diesmal in Frankfurt sehr glückliche Geschäfte gemacht, so daß das wol noch lange nicht der hundertste Theil des Gewinnes sein mag, was ich Euerm lieben Weibe schenkte. Ueberdem gebe ich Euch das Geld keineswegs umsonst, sondern verlange von Euch dafür allerlei Gefälligkeiten. Ich wollte, wie gewöhnlich, von Frankfurt nach Kassel gehen und kam von Schlüchtern aus vom richtigen Wege ab. Indessen habe ich gefunden, daß der Weg durch diesen Forst, den sonst die Reisenden scheuen, gerade für einen Fußgänger recht anmuthig ist, weshalb ich denn künftig auf gleicher Reise immer diese Straße einschlagen und bei Euch einsprechen will. Ihr werdet daher mich jährlich zweimal bei Euch eintreffen sehen, nämlich zu Ostern, wenn ich von Frankfurt nach Kassel wandere, und im späten Herbst, wenn ich von der Leipziger Michaelis-Messe nach Frankfurt und

von dort nach der Schweiz und wol auch nach Wälschland gehe. Dann sollt Ihr mich — für gute Bezahlung — einen, zwei, auch wol drei Tage bei Euch beherbergen, und das ist die erste Gefälligkeit, um die ich Euch ersuche.

„Ferner bitte ich Euch, dieses kleine Kistchen, worin Waaren sind, die ich in Kassel nicht brauche, und das mir beim Wandern hinderlich ist, zu behalten, bis ich künftigen Herbst wieder bei Euch einspreche. Nicht verhehlen will ich, daß die Waaren viele Tausende werth sind; aber ich mag Euch deshalb doch kaum größere Sorglichkeit empfehlen, da ich nach der Treue und Frömmigkeit, die Ihr an den Tag legt, Euch zutraue, daß Ihr auch das Geringste, was ich Euch zurückließe, sorgfältig aufbewahren würdet; zumal werdet Ihr das bei Sachen von solch großem Werthe, als die sind, welche in dem Kistchen verschlossen, sicherlich thun. Seht, das ist der zweite Dienst, den ich von Euch fordere.

„Das Dritte, was ich verlange, wird Euch wol am Schwersten fallen, unerachtet es mir jetzt am Nöthigsten thut. Ihr sollt Euer liebes Weib nur auf diesen Tag verlassen und mich aus dem Forst bis auf die Straße nach Hirschfeld geleiten, wo ich bei Bekannten einsprechen und dann meine Reise nach Kassel fortsetzen will. Denn außerdem, daß ich des Weges im Forst nicht recht kundig bin und mich daher zum zweiten Mal verirren könnte, ohne von einem so wackern Manne, wie Ihr es seid, aufgenommen zu werden, ist es auch in der Gegend nicht recht geheuer. Euch als einem Jägersmann aus der Gegend wird man nichts anhaben; aber ich als einsamer Wanderer könnte wol gefährdet werden. Man sprach in Frankfurt davon, daß eine Räuberbande, die sonst die Gegend von Schaffhausen unsicher machte und sich bis nach Straßburg herauf ausdehnte, nunmehr sich ins Fuldaische geworfen haben soll, da die von Leipzig nach Frankfurt reisenden Kaufleute ihnen reicheren Gewinnst versprachen, als sie dort finden konnten. Wie leicht wär' es möglich, daß sie mich schon von Frankfurt aus als reichen Juwelenhändler kennten! Hab' ich also ja durch die Rettung Eures Weibes

Dank verdient, so könnt Ihr mich dadurch reichlich lohnen, daß Ihr aus diesem Forst mich auf Weg und Steg leitet."

Andres war mit Freuden bereit, Alles zu erfüllen, was man von ihm verlangte, und machte sich gleich, wie es der Fremde wünschte, zur Wanderung fertig, indem er seine Jägeruniform anzog, seine Doppelbüchse und seinen tüchtigen Hirschfänger umschnallte und dem Knechte befahl, zwei von den Doggen anzukoppeln.

Der Fremde hatte unterdessen das Kistchen geöffnet und die prächtigsten Geschmeide — Halsketten, Ohrringe, Spangen — herausgenommen, die er auf Giorgina's Bette ausbreitete, so daß sie ihre Verwunderung und Freude gar nicht bergen konnte. Als nun aber der Fremde sie aufforderte, doch eine der schönsten Halsketten umzuhängen, die reichen Spangen auf ihre wunderschön geformten Arme zu streifen, und ihr dann einen kleinen Taschenspiegel vorhielt, worin sie sich nach Herzenslust beschauen konnte, so daß sie in kindischer Lust aufjauchzte, da sagte Andres zu dem Fremden: „Ach, lieber Herr, wie möget Ihr doch in meinem armen Weibe solche Lüsternheit erregen, daß sie sich mit Dingen putzt, die ihr nimmermehr zukommen und auch gar nicht anstehen? Nehmt mir es nicht übel, Herr, aber die einfache rothe Korallenschnur, die meine Giorgina um den Hals gehängt hatte, als ich sie zum ersten Mal in Neapel sah, ist mir tausendmal lieber als das funkelnde blitzende Geschmeide, das mir recht eitel und trügerisch vorkommt."

„Ihr seid auch gar zu strenge," erwiderte der Fremde höhnisch lächelnd, „daß Ihr Eurem Weibe nicht einmal in ihrer Krankheit die unschuldige Freude lassen wollt, sich mit meinen schönen Geschmeiden herauszuputzen, die keineswegs trügerisch, sondern wahrhaft echt sind. Wißt Ihr denn nicht, daß eben den Weibern solche Dinge rechte Freude verursachen? Und was Ihr da sagt, daß solcher Prunk Eurer Giorgina nicht zukomme, so muß ich das Gegentheil behaupten. Euer Weib ist hübsch genug, sich so herauszuputzen, und Ihr wißt ja nicht, ob sie nicht einmal auch noch reich

genug sein wird, dergleichen Schmuck selbst zu besitzen und zu tragen."

Andres sprach mit sehr ernstem, nachdrücklichem Ton: „Ich bitte Euch, Herr, führt nicht solche geheimnißvolle, verfängliche Reden! Wollt Ihr denn mein armes Weib bethören, daß sie von eitlem Gelüst nach solchem weltlichen Prunk und Staat nur drückender unsere Armuth fühle und um alle Lebensruhe, um alle Heiterkeit gebracht werde? Packt nur Eure schönen Sachen ein, lieber Herr! Ich will sie Euch treulich bewahren, bis Ihr zurückkommt. Aber sagt mir nur, wenn — was der Himmel verhüten möge! — Euch unterdessen ein Unglück zustoßen sollte, so daß Ihr nicht mehr zurückkehrtet in mein Haus, wohin soll ich dann das Kistchen abliefern, und wie lange soll ich auf Euch warten, ehe ich die Juwelen Dem einhändige, den Ihr mir nennen werdet, so wie ich Euch jetzt um Euern Namen bitte?"

„Ich heiße", erwiderte der Fremde, „Ignaz Denner und bin, wie Ihr schon wisset, Kauf- und Handelsmann. Ich habe weder Weib noch Kinder, und meine Verwandten wohnen im Walliser Lande. Die kann ich aber keineswegs lieben und achten, da sie sich, als ich noch arm und bedürftig war, um mich gar nicht bekümmert haben. Sollte ich in drei Jahren mich nicht sehen lassen, so behaltet das Kistchen ruhig an Euch, und da ich wol weiß, daß Beide, Ihr und Giorgina, Euch sträuben werdet, das reiche Vermächtniß von mir anzunehmen, so schenke ich in jenem Falle das Kistchen mit Kleinodien Euerm Knaben, dem ich, wenn Ihr ihn firmeln laßt, den Namen Ignatius beizugeben bitte."

Andres wußte in der That nicht, was er aus der seltenen Freigebigkeit und Großmuth des fremden Mannes machen sollte. Er stand ganz verstummt vor ihm, indeß Giorgina ihm für seinen guten Willen dankte und versicherte, zu Gott und den Heiligen fleißig beten zu wollen, daß sie ihn auf seinen weiten beschwerlichen Reisen beschützen und ihn stets glücklich in ihr Haus zurückführen möchten. Der Fremde lächelte, so wie es seine Art war, auf seltsame Weise und meinte, daß wol das Gebet einer schönen Frau mehr Kraft

haben möge als das seinige. Das Beten wolle er daher ihr überlassen und übrigens seinem kräftigen abgehärteten Körper und seinen guten Waffen vertrauen.

Dem frommen Andres mißfiel diese Aeußerung des Fremden höchlich; indessen verschwieg er das, was er darauf zu erwidern schon im Begriff stand, und trieb vielmehr den Fremden an, jetzt die Wanderung durch den Forst zu beginnen, da er sonst erst in später Nacht in sein Haus zurückkehren und seine Giorgina in Furcht und Angst setzen würde.

Der Fremde sagte beim Abschiede noch Giorginen, daß er ausdrücklich ihr erlaube, sich, wenn es ihr Vergnügen mache, mit seinen Geschmeiden zu schmücken, da es ihr ja ohnedies in diesem einsamen wilden Forst an jeder Belustigung mangle. Giorgina erröthete vor innerem Vergnügen, da sie freilich die ihrer Nation eigene Lust an glänzendem Staat und vorzüglich an kostbaren Steinen nicht unterdrücken konnte.

Nun schritten Denner und Andres rasch vorwärts durch den finstern, öden Wald. In dem dichsten Gebüsch schnupperten die Doggen umher und klafften, den Herrn mit klugen beredten Augen anschauend. — „Hier ist es nicht geheuer," sprach Andres, spannte den Hahn seiner Büchse und schritt mit den Hunden bedächtig vor dem fremden Kaufmann her. Oft war es ihm, als rausche es in den Bäumen, und bald erblickte er in der Ferne finstere Gestalten, die gleich wieder in dem Gebüsch verschwanden. Er wollte seine Doggen loskopppeln. — „Thut das nicht, lieber Mann!" rief Denner, „denn ich kann Euch versichern, daß wir nicht das Mindeste zu fürchten haben." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als nur wenige Schritte vor ihnen ein großer schwarzer Kerl mit struppigen Haaren und großem Knebelbart, eine Büchse in der Hand, aus dem Gebüsch heraustrat. Andres machte sich schußfertig. „Schießt nicht, schießt nicht!" rief Denner. Der schwarze Kerl nickte ihm freundlich zu und verlor sich unter den Bäumen.

Endlich waren sie aus dem Walde heraus, auf der lebhaften Landstraße. — „Nun danke ich Euch herzlich für Euer

Geleite," sprach Denner; „kehrt nur jetzt in Euer Wohnhaus zurück! Sollten Euch wieder solche Gestalten aufstoßen, wie wir sie gesehen, so zieht ruhig Eure Straße fort, ohne Euch darum zu kümmern! Thut, als wenn Ihr gar nichts bemerktet! Behaltet Eure Doggen am Strick! Ihr werdet ohne alle Gefahr Eure Wohnung erreichen."

Andres wußte nicht, was er von dem Allen und von dem wunderlichen Kaufmann denken sollte, der wie ein Geisterbeschwörer den Feind zu bannen und von sich abzuhalten schien. Er konnte nicht begreifen, warum er denn erst sich habe durch den Wald geleiten lassen. Getrost schritt Andres durch den Forst zurück; es stieß ihm durchaus nichts Verdächtiges auf, und er kam wohlbehalten in sein Haus, wo ihm seine Giorgina, die sich munter und kräftig aus dem Bette gemacht, voll Freude in die Arme fiel. —

Durch die Freigebigkeit des fremden Kaufmanns bekam die kleine Haushaltung des Andres eine ganz andere Gestalt. Kaum war nämlich Giorgina ganz genesen, als er mit ihr nach Fulda ging und außer den nöthigen Bedürfnissen noch manches Stück einkaufte, das ihrer häuslichen Einrichtung abging und wodurch diese das Ansehen eines gewissen Wohlstandes erhielt. Dazu kam, daß seit dem Besuch des Fremden die Freijäger und Holzdiebe aus der Gegend gebannt schienen und Andres seinem Posten ruhig vorstehen konnte. Auch sein Jagdglück war wiedergekehrt, so daß er wie sonst beinahe niemals einen Fehlschuß that. Der Fremde stellte sich zu Michaelis wieder ein und blieb drei Tage. Der hartnäckigen Weigerung der Wirthsleute unerachtet, war er doch wieder so freigebig wie das erste Mal. Er versicherte, es sei nun einmal seine Absicht, sie in Wohlstand zu versetzen und so sich selbst das Absteigequartier im Walde freundlicher und angenehmer zu machen.

Nun konnte die bildhübsche Giorgina sich besser kleiden; sie gestand dem Andres, daß sie der Fremde mit einer zierlich gearbeiteten goldenen Nadel, wie sie die Mädchen und Weiber in mancher Gegend Italiens durch das in Zöpfen zusammengeflochtene aufgewirbelte Haar zu stecken pflegen, beschenkt

habe. Andres zog ein finsteres Gesicht; aber in dem Augenblick war Giorgina zur Thür hinausgesprungen, und nicht lange dauerte es, so kehrte sie zurück, ganz so gekleidet und geschmückt, wie Andres sie in Neapel gesehen hatte. Die schöne goldene Nadel prangte in dem schwarzen Haar, in das sie mit malerischem Sinn bunte Blumen geflochten, und Andres mußte sich nun selbst gestehen, daß der Fremde sein Geschenk recht sinnig gewählt hatte, um seine Giorgina wahrhaft zu erfreuen.

Andres äußerte dies unverhohlen, und Giorgina meinte, daß der Fremde wol ihr Schutzengel sei, der sie aus der tiefsten Dürftigkeit zum Wohlstande erhebe, und daß sie gar nicht begreife, wie Andres so wortkarg, so verschlossen gegen den Fremden und überhaupt so traurig, so in sich gekehrt bleiben könne. — „Ach, liebes Herzensweib!" sprach Andres, „die innere Stimme, welche mir damals so laut sagte, daß ich durchaus nichts von dem Fremden annehmen dürfe, die schweigt bis jetzt keineswegs. Ich werde oft von innern Vorwürfen gemartert; es ist mir, als ob mit dem Gelde des Fremden unrechtes Gut in mein Haus gekommen sei, und deshalb kann mich nichts recht freuen, was dafür angeschafft wurde. Ich kann mich jetzt wol öfter mit einer kräftigen Speise, mit einem Glase Wein erlaben; glaube mir aber, liebe Giorgina, war einmal ein guter Holzverkauf vorgefallen und hatte mir der liebe Gott ein paar ehrlich verdiente Groschen mehr beschert als gewöhnlich, dann schmeckte mir ein Glas geringen Weins viel besser als jetzt der gute Wein, den der Fremde uns mitbringt. Ich kann mich mit diesem sonderbaren Kaufmann durchaus nicht befreunden; ja, es ist mir in seiner Gegenwart oft ganz unheimlich zu Muthe. Hast Du wol bemerkt, liebe Giorgina, daß er Niemanden fest anzuschauen vermag? Und dabei blitzt es zuweilen aus seinen tief liegenden kleinen Augen so sonderbar heraus, und dann kann er bei unsern schlichten Reden oft so — bübisch, möcht' ich sagen, lachen, daß es mich eiskalt überläuft. Ach, möchten nur nicht meine innern Gedanken wahr werden; aber oft ist es mir, als liege allerlei schwarzes Unheil im

Hintergrunde, das nun der Fremde mit einem Male hervorrufen werde, nachdem er uns in seinen künstlichen Schlingen gefangen."

Giorgina suchte ihrem Manne die schwarzen Vorstellungen auszureden, indem sie versicherte, wie sie oft in ihrem Vaterlande und vorzüglich bei ihren Pflegeeltern im Wirthshause Personen kennen gelernt, deren Aeußeres noch viel widriger gewesen sei, unerachtet es am Ende grundgute Menschen waren. Andres schien getröstet; im Innern beschloß er aber, auf der Hut zu sein. —

Der Fremde sprach bei Andres wieder ein, als sein Knabe, ein wunderschönes Kind, ganz der Mutter Ebenbild, gerade neun Monate alt geworden. Es war Giorgina's Namenstag; sie hatte den Kleinen fremdartig und sonderbar herausgeputzt, sich selbst in ihre liebe Neapolitanische Tracht geworfen und ein besseres Mahl als gewöhnlich bereitet, wozu der Fremde eine Flasche köstlichen Weins aus dem Felleisen hergab. Als sie nun fröhlich bei Tische saßen und der kleine Knabe mit solch wunderbar verständigen Augen umherblickte, hub der Fremde an: „Euer Kind verspricht in der That mit seinem besondern Wesen schon jetzt recht viel, und es ist schade, daß Ihr nicht im Stande sein werdet, es gehörig zu erziehen. Ich hätte Euch wol einen Vorschlag zu thun; Ihr werdet ihn aber verwerfen wollen, unerachtet Ihr bedenken möchtet, daß er nur Euer Glück, Euern Wohlstand bezweckt. Ihr wißt, daß ich reich und ohne Kinder bin. Ich fühle eine ganz besondere Liebe und Zuneigung zu Euerm Knaben. Gebt mir ihn! Ich bringe ihn nach Straßburg, wo er von einer Freundin von mir, einer alten ehrbaren Frau, auf das Beste erzogen werden und mir so wie Euch große Freude machen soll. Ihr werdet mit Euerm Kinde einer großen Last frei. Doch müßt Ihr Euern Entschluß schnell fassen, da ich genöthigt bin, noch heute Abend abzureisen. Auf meinen Armen trage ich das Kind bis in das nächste Dorf; dort nehme ich dann ein Fuhrwerk."

Bei diesen Worten des Fremden riß Giorgina das Kind, das er auf seinen Knien geschaukelt hatte, hastig fort und

drückte es an ihren Busen, indem ihr die Thränen in die Augen traten. — „Seht, lieber Herr," sprach Andres, „wie meine Frau Euch auf Euern Vorschlag antwortet, und ebenso bin auch ich gesinnt. Eure Absicht mag recht gut sein; aber wie möget Ihr doch uns das Liebste rauben wollen, das wir auf Erden besitzen? Wie möget Ihr doch das eine Last nennen, was unser Leben aufheitern würde, wären wir auch noch in der tiefsten Dürftigkeit, aus der uns Eure Güte gerissen? Seht, lieber Herr, Ihr sagtet selbst, daß Ihr ohne Frau und ohne Kinder seid; Euch ist daher wol die Seligkeit fremd, die gleichsam aus der Glorie des offenen Himmelreichs herabströmt auf Mann und Weib bei der Geburt eines Kindes. Es ist ja die reinste Liebe und Himmelswonne selbst, von der die Eltern erfüllt werden, wenn sie ihr Kind schauen, das, stumm und still an der Mutter Brust liegend, doch mit gar beredten Zungen von ihrer Liebe, von ihrem höchsten Lebensglück spricht. Nein, lieber Herr, so groß auch die Wohlthaten sind, die Ihr uns erzeigt habt, so wiegen sie doch lange nicht das auf, was uns unser Kind werth ist; denn wo gäbe es Schätze der Welt, die diesem Besitz gleich zu stellen? Scheltet uns daher nicht undankbar, lieber Herr, daß wir Euch Euer Ansinnen so ganz und gar abschlagen! Wäret Ihr selbst Vater, so bedürfte es weiter gar keiner Entschuldigung für uns."

„Nun, nun," erwiderte der Fremde, indem er finster seitwärts blickte, „ich glaubte Euch wohlzuthun, indem ich Euern Sohn reich und glücklich machte. Seid Ihr nicht damit zufrieden, so ist davon weiter nicht die Rede." Giorgina küßte und herzte den Knaben, als sei er aus großer Gefahr errettet und ihr wiedergegeben worden. Der Fremde strebte sichtlich, wieder unbefangen und heiter zu scheinen; man merkte es indessen doch nur zu deutlich, wie sehr ihn die Weigerung seiner Wirthsleute, ihm den Knaben zu geben, verdrossen hatte. Statt, wie er gesagt, noch denselben Abend fortzureisen, blieb er wieder drei Tage, in welchen er jedoch nicht so wie sonst bei Giorgina verweilte, sondern mit Andres auf die Jagd zog und sich bei dieser

Gelegenheit viel von dem Grafen Aloys von Bach erzählen ließ.

Als in der Folge Ignaz Denner wieder bei seinem Freunde Andres einsprach, dachte er nicht mehr an seinen Plan, den Knaben mit sich zu nehmen. Er war nach seiner Art freundlich wie vorher und fuhr fort, Giorgina reichlich zu beschenken, die er noch überdem wiederholt aufforderte, so oft sie Lust habe, sich mit den Juwelen aus dem Kistchen, das er Andres in Verwahrung gegeben, zu schmücken, welches sie auch wol dann und wann heimlich that. Oft wollte Denner wie sonst mit dem Knaben spielen; dieser sträubte sich aber und weinte. Durchaus mochte er nicht mehr zu dem Fremden gehen, als wisse er etwas von dem feindlichen Anschlag, ihn seinen Eltern zu entführen. —

Zwei Jahre hindurch hatte der Fremde nun auf seinen Wanderungen den Andres besucht, und Zeit und Gewohnheit hatten die Scheu, das Mißtrauen wider Denner endlich überwunden, so daß Andres seinen Wohlstand ruhig und heiter genoß. Im Herbst des dritten Jahres, als die Zeit, in der Denner gewöhnlich einzusprechen pflegte, schon vorüber war, pochte es in einer stürmischen Nacht hart an Andres' Thür, und mehrere rauhe Stimmen riefen seinen Namen. Erschrocken sprang er aus dem Bette; als er aber zum Fenster heraus frug, wer ihn in finsterer Nacht so störe und wie er gleich seine Doggen loslassen werde, um solche ungebetene Gäste wegzuhetzen, da sagte Einer, er möge nur aufmachen, ein Freund sei da, und Andres erkannte Denner's Stimme. Als er nun mit dem Licht in der Hand die Hausthür öffnete, trat ihm Denner allein entgegen. Andres äußerte, wie es ihm vorgekommen, als ob mehrere Stimmen seinen Namen gerufen hätten; Denner meinte dagegen, daß den Andres das Heulen des Windes getäuscht haben müsse.

Als sie in die Stube traten, erstaunte Andres nicht wenig, als er den Denner näher betrachtete und seinen ganz veränderten Anzug gewahr wurde. Statt der grauen schlichten Kleidung und des Mantels trug er ein dunkelrothes Wamms und einen breiten ledernen Gurt, in dem ein Stilet und vier

Pistolen staken; außerdem war er noch mit einem Säbel bewaffnet, selbst das Gesicht schien verändert, indem auf der sonst glatten Stirn nun buschichte Augenbrauen lagen und ein starker, schwarzer Bart sich über Lippe und Wange zog.

„Andres," sprach Denner, indem er ihn mit seinen funkelnden Augen anblitzte, „Andres, als ich vor beinahe drei Jahren Dein Weib vom Tode errettet hatte, da wünschtest Du, daß Gott es Dir verleihen möge, mir die Dir erzeigte Wohlthat mit Deinem Blut und Leben lohnen zu können. Dein Wunsch ist erfüllt; denn es ist nunmehr der Augenblick gekommen, in dem Du mir Deine Dankbarkeit, Deine Treue beweisen kannst. Kleide Dich an, nimm Deine Büchse und komme mit mir! Nur wenige Schritte von Deiner Wohnung sollst Du das Uebrige erfahren."

Andres wußte nicht, was er von Denner's Zumuthung halten sollte; der Worte, die er ihm vorhielt, indessen wohl eingedenk, versicherte er, wie er bereit sei, alles nur Mögliche für ihn zu unternehmen, sobald es nicht der Rechtschaffenheit, Tugend und Religion zuwiderlaufe. — „Darüber kannst Du ganz ruhig sein," rief Denner, indem er ihm lächelnd auf die Schulter klopfte, und da er bemerkte, daß Giorgina aufgesprungen war und vor Angst zitternd und bebend ihren Mann umklammerte, nahm er sie bei den Armen und sprach, sie sanft zurückziehend: „Laßt Euern Mann nur immer mit mir ziehen! In wenigen Stunden ist er wieder gesund bei Euch und bringt Euch vielleicht was Schönes mit. Hab' ich es denn jemals böse mit Euch gemeint? Habe ich selbst dann, wenn Ihr mich verkanntet, nicht immer Euch Gutes erzeigt? Wahrhaftig, Ihr seid recht besondere mißtrauische Leute." Andres zauderte noch immer, sich anzukleiden; da wandte Denner sich zu ihm und sprach mit zornigem Blick: „Ich hoffe, Du wirst Deine Zusage halten; denn es gilt nunmehr, das zu beweisen mit der That, was Du gesprochen." Schnell war nun Andres angekleidet, und indem er mit Denner zur Thüre hinausschritt, sprach er noch einmal: „Alles, lieber Herr, will ich für Euch thun; doch etwas Unrechtes werdet Ihr wol von mir nicht fordern, da ich auch das Kleinste, was wider mein

Gewissen liefe, nicht vollbringen würde." Denner antwortete nichts, sondern schritt rasch vorwärts.

Sie waren durch das Dickicht gedrungen bis auf einen ziemlich geräumigen Rasenplatz; da pfiff Denner dreimal, daß der Ton ringsumher aus den schaurigen Klüften widerhallte, und überall in den Büschen flackerten Windlichter auf, und es rauschte und klirrte in den dunkeln Gängen, bis sich schwarze gräßliche Gestalten gespenstisch hervordrängten und den Denner im Kreise umringten. Einer aus dem Kreise trat hervor und sprach, auf Andres hindeutend: „Das ist ja wol unser neuer Geselle, nicht wahr, Hauptmann?" — „Ja," antwortete Denner, „ich hab' ihn aus dem Bette geholt; er soll sein Probestück machen. Es kann nun gleich vorwärts gehen."

Andres erwachte bei diesen Worten wie aus dumpfer Betäubung. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne; aber er ermannte sich und rief heftig: „Was, Du schändlicher Betrüger? Für einen Kaufmann gabst Du Dich aus und treibst ein höllisches, verruchtes Gewerbe und bist ein verworfener Räuber? Nimmermehr will ich Dein Geselle sein und theilnehmen an Deinen Schandthaten, zu denen Du mich wie der Satan selbst auf künstliche, hämische Weise verlocken wolltest! Laß mich gleich fort, Du freveliger Bösewicht, und räume mit Deiner Rotte dies Gebiet; sonst verrathe ich Deine Schlupfwinkel der Obrigkeit, und Du bekommst den Lohn für Deine Schandthaten; denn nun weiß ich es wol, daß Du selbst der schwarze Ignaz bist, der mit seiner Bande an der Grenze gehaust und geraubt und gemordet hat. — Gleich lasse mich fort! Ich will Dich nie mehr schauen."

Denner lachte laut auf. „Was, Du feiger Bube!" sprach er, „Du unterstehst Dich, mir zu trotzen, Dich meinem Willen, meinem Machtwort entziehen zu wollen? Bist Du nicht längst schon unser Geselle? Lebst Du nicht schon seit beinahe drei Jahren von unserm Gelde? Schmückt sich Dein Weib nicht mit unserm Raube? Nun stehst Du unter uns und willst nicht arbeiten dafür, was Du genossen? Folgst Du uns nun nicht, zeigst Du Dich nicht gleich als unsern rüstigen Kumpan

so lasse ich Dich gebunden in unsere Höhle werfen, und meine Gesellen ziehen nach Deiner Wohnung, zünden sie an und ermorden Dein Weib und Deinen Knaben. Doch ich werde wol diese Maßregel, die nur eine Folge Deiner Halsstarrigkeit sein würde, nicht ergreifen dürfen. Nun, wähle! — Es ist Zeit; wir müssen fort."

Andres sah nun wol ein, daß die mindeste Weigerung seiner geliebten Giorgina und dem Knaben das Leben kosten würde. Den verrätherischen, bübischen Denner im Innern zur Hölle verfluchend, beschloß er daher, in seinen Willen sich scheinbar zu fügen, rein von Diebstahl und Mord zu bleiben und das tiefere Eindringen in die Schlupfwinkel der Bande nur dazu zu benutzen, bei der ersten günstigen Gelegenheit ihre Aufhebung und Einziehung zu bewirken. Nach diesem im Stillen gefaßten Entschluß erklärte er dem Denner, wie trotz seines innern Widerstrebens doch die Dankbarkeit für Giorgina's Rettung ihn verpflichte, etwas zu wagen, und er wolle daher die Expedition mitmachen, wobei er nur bitte, ihn als einen Neuling so viel möglich mit dem thätigen Antheil daran zu verschonen. Denner lobte seinen Entschluß, indem er hinzufügte, wie er keineswegs verlange, daß er förmlich zur Bande übertreten solle, vielmehr müsse er Revierjäger bleiben; denn so wäre er ihm und der Bande schon jetzt von großem Nutzen gewesen, was denn auch künftig der Fall sein würde.

Es war auf nichts Geringeres abgesehen, als die Wohnung eines reichen Pachters, die von dem Dorfe abgelegen, unfern dem Walde stand, zu überfallen und auszuplündern. Man wußte, daß der Pachter außer dem vielen Gelde und den Kostbarkeiten, die er besaß, eben jetzt für verkauftes Getreide eine sehr bedeutende Summe eingenommen hatte, die er bei sich bewahrte, und um so mehr versprachen sich die Räuber einen reichen Fang. Die Windlichter wurden ausgelöscht und still zogen die Räuber durch die engen Schleichwege, bis sie dicht an dem Gebäude standen, welches Einige von der Bande umringten; Andere dagegen stiegen über die Mauer und sprengten von innen das Hofthor. Einige wur-

den auf Wache ausgestellt, und unter diesen befand sich Andres. Bald hörte er, wie die Räuber die Thüren erbrachen und ins Haus stürmten; er vernahm ihr Fluchen, ihr Geschrei, das Geheul der Gemißhandelten. Es fiel ein Schuß; der Pachter, ein beherzter Mann, mochte sich zur Wehr setzen. Dann wurde es stiller — aufgesprengte Schlösser klirrten — Räuber schleppten Kisten zum Hofthor heraus. Einer von des Pachters Leuten mußte in der Finsterniß entwischt und ins Dorf gerannt sein; denn auf einmal tönte die Sturmglocke durch die Nacht, und bald darauf strömten Haufen mit hell auflodernden Lichtern die Straße herauf nach der Pachterwohnung. Nun fiel Schuß auf Schuß; die Räuber sammelten sich im Hofe und streckten Alles nieder, was sich der Mauer näherte. Sie hatten ihre Windfackeln angezündet. Andres, der auf einer Anhöhe stand, konnte Alles übersehen.

Mit Entsetzen erblickte er unter den Bauern Jäger in der Livree seines Herrn, des Grafen von Vach. — Was sollte er thun? — Sich zu ihnen zu begeben, war unmöglich; nur die schnellste Flucht konnte ihn retten. Aber wie festgezaubert stand er da, hinstarrend in den Pachterhof, wo das Gefecht immer mörderischer wurde; denn durch eine kleine Pforte an der andern Seite waren die Vach'schen Jäger gedrungen und mit den Räubern handgemein geworden. Die Räuber mußten zurück; sie drängten sich fechtend durch das Thor nach der Gegend hin, wo Andres stand. Er sah Dennern, der unaufhörlich lud und schoß und niemals fehlte. Ein junger, reich gekleideter Mann, von Vach'schen Jägern umgeben, schien den Anführer zu machen. Auf ihn legte Denner an; aber noch ehe er abdrückte, stürzte er, von einer Kugel getroffen, mit einem dumpfen Schrei nieder. Die Räuber flohen, — schon stürzten die Vach'schen Jäger herbei; da sprang, wie von unwiderstehlicher Macht getrieben, Andres herbei und rettete Dennern, den er, stark wie er war, auf die Schultern warf und schnell forteilte. Ohne verfolgt zu werden, erreichte er glücklich den Wald. Nur einzelne Schüsse fielen hin und wieder, und bald wurde es ganz still — ein Zeichen, daß es den Räubern, die nicht verwundet auf dem Platze

liegen geblieben, geglückt war, in den Wald zu entkommen, und daß es den Jägern und Bauern nicht rathsam schien, in das Dickicht einzubrechen.

„Setze mich nur nieder, Andres!" sprach Denner; „ich bin in den Fuß verwundet, und — verdammt, daß ich stürzte! Denn unerachtet mich die Wunde sehr schmerzt, glaub' ich doch nicht einmal, daß sie bedeutend ist." Andres that es; Denner holte eine kleine Phiole aus der Tasche, und als er sie öffnete, strahlte ein helles Licht heraus, bei dem Andres die Wunde genau untersuchen konnte. Denner hatte Recht; nur ein starker Streifschuß hatte den rechten Fuß getroffen, der stark blutete. Andres verband die Wunde mit seinem Schnupftuch. Denner ließ seine Pfeife ertönen; aus der Ferne wurde geantwortet, und nun bat er den Andres, ihn sachte den schmalen Waldweg hinaufzuführen; denn bald würden sie an Ort und Stelle sein. Wirklich dauerte es auch nicht lange, so sahen sie den Schein von Windlichtern durch das dunkle Gebüsch brechen und hatten jenen Rasenplatz erreicht, von dem sie ausgegangen und wo sie die übrig gebliebenen Räuber bereits versammelt fanden. Alle jauchzten vor Freude auf, als Denner unter sie trat, und rühmten den Andres, der, tief in sich gekehrt, kein Wort vorzubringen vermochte.

Es fand sich, daß über die Hälfte der Bande todt oder hart verwundet auf dem Platze liegen geblieben war; indessen hatten einige von den Räubern, die dazu bestimmt waren, den Raub in Sicherheit zu bringen, mitten im Gefecht wirklich mehrere Kisten mit kostbarem Geräth so wie eine ansehnliche Summe Geld fortzuschaffen gewußt, so daß, unerachtet das Unternehmen schlimm ausgegangen, doch die Beute ansehnlich blieb.

Als nun das Nöthige besprochen, wandte sich Denner, den man unterdessen ordentlich verbunden hatte, und der kaum irgend einen Schmerz mehr zu fühlen schien, zu Andres und sprach: „Ich habe Dein Weib vom Tode errettet; Du hast mich in dieser Nacht der Gefangenschaft entzogen und mich folglich auch von dem mir gewissen Tode befreit, —

wir sind quitt. Du kannst in Deine Wohnung zurückkehren. In den nächsten Tagen, vielleicht schon morgen, verlassen wir die Gegend; Du magst daher ganz ruhig darüber sein, daß wir Dir Aehnliches, wie heute, zumuthen werden. Du bist ja so ein gottesfürchtiger Narr und uns nicht brauchbar. Es ist indessen billig, daß Du Theil am heutigen Raube nehmest und überdem für meine Rettung belohnt werdest. Nimm daher diesen Beutel mit Gold und behalte mich in gutem Andenken; denn übers Jahr hoffe ich bei Dir einzusprechen."

„Gott der Herr soll mich behüten," erwiderte Andres heftig, „daß ich auch nur einen Pfennig von Eurem schändlichen Raube nehmen sollte! Habt Ihr mich doch nur durch die abscheulichsten Drohungen gezwungen, mitzugehen, welches ich ewiglich bereuen werde. Wol mag es Sünde gewesen sein, daß ich Dich, Du schändlicher Bösewicht, der gerechten Strafe entzogen habe; aber Gott im Himmel mag es mir nach seiner Langmuth verzeihen! Es war, als flehe in dem Augenblick meine Giorgina um Dein Leben, da Du das ihrige errettet, und ich konnte nicht anders, als daß ich Dich mit Gefahr meines Lebens und meiner Ehre, ja, das Wohl und Weh meines Weibes und meines Kindes aufs Spiel setzend, der Gefahr entriß. Denn sprich, was wäre aus mir, wenn man mich verwundet, ja, was wäre aus meinem armen Weibe, meinem Knaben geworden, wenn man mich erschlagen unter Deiner verruchten Mörderbande gefunden hätte? Aber sei überzeugt, daß, wenn Du die Gegend nicht verläßest, wenn nur noch ein einziger hier geschehener Raub oder Mord mir kund wird, ich augenblicklich nach Fulda gehe und der Obrigkeit Deine Schlupfwinkel verrathe!"

Die Räuber wollten über den Andres herfallen, um ihn für seine Reden zu züchtigen; Denner verbot es ihnen jedoch, indem er sagte: „Laßt doch den albernen Kerl schwatzen! Was thut das uns? — Andres," fuhr Denner fort, „Du bist in meiner Gewalt, so wie Dein Weib und Dein Knabe. Du sowol als diese sollen aber ungefährdet bleiben, wenn Du mir versprichst, Dich ruhig in Deiner Wohnung zu halten und

über Deine Mitwissenschaft von dem Vorfall dieser Nacht gänzlich zu schweigen. Das Letzte rathe ich Dir um so mehr, als meine Rache Dich furchtbar treffen und überdem die Obrigkeit Dir selbst wol Deine Hilfe bei der That, so wie, daß Du schon lange von meinem Reichthum genossest, nicht so hingehen lassen würde. Dagegen verspreche ich Dir noch einmal, daß ich die Gegend gänzlich räumen will und wenigstens von mir und meiner Bande hier kein Unternehmen mehr ausgeführt werden soll."

Nachdem Andres nothgedrungen diese Bedingungen des Räuberhauptmanns eingegangen war und feierlich versprochen hatte, zu schweigen, wurde er von zwei Räubern durch wild verwachsene Fußsteige auf den breiten Waldweg geführt, und es war längst heller Morgen worden, als er in sein Haus trat und die vor Sorge und Angst todtenbleiche Giorgina umarmte. Er sagte ihr nur im Allgemeinen, daß sich ihm Denner als der verruchteste Bösewicht offenbart und er daher alle Gemeinschaft mit ihm abgebrochen habe; nie solle er mehr seine Schwelle betreten. — „Aber das Juwelenkästchen?" unterbrach ihn Giorgina. Da fiel es dem Andres wie eine schwere Last aufs Herz. An die Kleinodien, die Denner bei ihm zurückgelassen, hatte er nicht gedacht, und unerklärlich schien es ihm, daß Dennern auch nicht ein Wort darüber entfallen war. Er ging mit sich zu Rathe, was er wol mit diesem Kästchen anfangen solle. Zwar dachte er daran, es nach Fulda zu bringen und der Obrigkeit zu übergeben; wie sollte er aber den Besitz desselben beschönigen, ohne sich wenigstens dringender Gefahr auszusetzen, das dem Denner einmal gegebene Wort zu brechen? — Er beschloß endlich, diesen Schatz getreulich zu bewahren, bis der Zufall ihm Gelegenheit darbieten würde, es Dennern wieder zuzustellen, oder besser noch, es, ohne sein Wort zu brechen, an die Obrigkeit zu bringen. —

Der Ueberfall der Pachterwohnung hatte nicht geringen Schreck in der ganzen Gegend verursacht; denn es war das kühnste Wagestück, das die Räuber seit Jahren unternommen, und ein sicherer Beweis, daß die Bande, welche sich erst durch

gemeine Diebereien, dann durch das Anhalten und Berauben einzelner Reisenden kundgethan, sich bedeutend verstärkt haben mußte. Nur dem Zufall, daß der Neffe des Grafen von Bach, von mehreren Leuten seines Oheims begleitet, eben in dem Dorfe, das unfern der Pachterwohnung lag, übernachtete und auf den ersten Lärm den Bauern, die gegen die Räuber auszogen, zu Hilfe eilte, hatte der Pachter die Rettung seines Lebens und des größten Theils seiner Baarschaft zu verdanken. Drei von den Räubern, die auf dem Platz geblieben waren, lebten noch den andern Tag und gaben Hoffnung, von ihren Wunden zu genesen. Man hatte sie sorgfältig verbunden und in das Dorfgefängniß gesperrt. Als man indessen am frühen Morgen des dritten Tages sie abführen wollte, fand man sie durch viele Stiche ermordet, ohne daß man hätte errathen können, wie das zugegangen. Jede Hoffnung der Gerichte, von den Gefangenen näheren Aufschluß über die Bande zu erhalten, war daher vereitelt.

Andres schauderte im Innern, als er das Alles erzählen hörte, als er vernahm, wie mehrere Bauern und Jäger des Grafen von Bach zum Theil getödtet, zum Theil schwer verwundet worden. Starke Patrouillen von Fuldaischen Reitern durchstreiften den Wald und sprachen öfters bei ihm ein; jeden Augenblick mußte Andres befürchten, daß man Dennern selbst oder wenigstens einen von der Bande einbringen und dieser ihn dann als Genossen jener kühnen Frevelthat erkennen und angeben werde. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er die folternde Qual des bösen Gewissens, und doch hatte ihn nur die Liebe zu seinem Weibe, zu dem Knaben gezwungen, dem freveligen Ansinnen Denner's nachzugeben.

Alle Nachforschungen blieben fruchtlos. Es war unmöglich, den Räubern auf die Spur zu kommen, und Andres überzeugte sich bald, daß Denner Wort gehalten und die Gegend mit seiner Bande verlassen hatte. Das Geld, welches er noch von Denner's Geschenken übrig behalten, so wie die goldene Nadel legte er zu den Kleinodien in das Kistchen; denn er wollte nicht noch mehr Sünde auf sich laden und von geraubtem Gelde sich gütlich thun. So kam es denn, daß An-

dres bald wieder in die vorige Dürftigkeit und Armuth gerieth; aber immer mehr erheiterte sich sein Inneres, je längere Zeit verstrich, ohne daß irgend etwas sein ruhiges Leben verstört hätte. Nach zwei Jahren gebar ihm sein Weib noch einen Knaben, ohne jedoch wie das erste Mal zu erkranken, wiewol sie sich herzlich nach jener bessern Kost und Pflege sehnte, die ihr damals so wohlgethan.

Andres saß einst in der Abenddämmerung traulich mit seinem Weibe zusammen, die den jüngstgebornen Knaben an der Brust hatte, während der ältere sich mit dem großen Hunde herumbalgte, der als Liebling seines Herrn wol in der Stube sein durfte. Da kam der Knecht herein und sagte, wie ein Mensch, der ihm ganz verdächtig vorkomme, schon seit beinahe einer Stunde um das Haus herumschleiche. Andres war im Begriff, mit seiner Büchse hinauszugehen, als er vor dem Hause seinen Namen rufen hörte. Er öffnete das Fenster und erkannte auf den ersten Blick den verhaßten Ignaz Denner, der sich wieder in den grauen Kaufmannshabit geworfen hatte und ein Felleisen unter dem Arme trug.

„Andres," rief Denner, „Du mußt mir diese Nacht Herberge geben in Deinem Hause; morgen ziehe ich weiter."

„Was? Du unverschämter verruchter Böswicht!" rief Andres in vollem Zorn. „Du wagst es, Dich wieder hier sehen zu lassen? Habe ich Dir nicht treulich Wort gehalten, nur damit Du Dein Versprechen erfüllen und auf immer diese Gegend verlassen solltest? Du darfst nicht mehr meine Schwelle betreten. Entferne Dich schnell, oder ich schieße Dich mörderischen Buben nieder! — Doch warte, ich will Dir Dein Gold, Dein Geschmeide, womit Du Satan mein Weib verblenden wolltest, hinabwerfen; dann magst Du schnell forteilen. Ich lasse Dir drei Tage Zeit; spüre ich aber dann nur auf irgend eine Weise Deine und Deiner Bande Gegenwart, so eile ich schnell nach Fulda und entdecke Alles, was ich weiß, der Obrigkeit. Magst Du nun Deine Drohungen gegen mich und mein Weib erfüllen wollen, ich verlasse mich auf den Beistand Gottes und werde Dich Böswicht mit meinem guten Gewehr zu treffen wissen."

Nun holte Andres schnell das Kästchen herbei, um es hinabzuwerfen; als er aber ans Fenster trat, war Denner verschwunden, und unerachtet die Doggen die ganze Gegend rings ums Haus durchspüren mußten, war es doch nicht möglich, ihn aufzufinden.

Andres sah nun wohl ein, wie er, Denner's Bosheit ausgesetzt, nun in großer Gefahr schwebe; er war daher allnächtlich auf seiner Hut. Indessen blieb Alles ruhig, und Andres überzeugte sich, daß Denner nur allein den Wald durchstrichen hatte. Um indessen seinen ängstlichen Zustand zu enden, ja, um sein Gewissen zu beruhigen, das ihn mit Vorwürfen quälte, beschloß er, nun nicht länger zu schweigen, sondern dem Rath in Fulda sein ganzes unverschuldetes Verhältniß mit Denner zu berichten und zugleich das Kistchen mit den Kleinodien abzuliefern. Andres wußte wohl, daß er ohne Strafe nicht abkommen würde; jedoch verließ er sich auf sein reuiges Bekenntniß eines Fehltritts, zu dem ihn der verruchte Ignaz Denner wie der Satan selbst verlockt und gezwungen, so wie auf die Fürsprache seines Herrn, des Grafen von Bach, der dem treuen Diener ein günstiges Zeugniß nicht versagen konnte. Er hatte mit seinem Knechte mehrmals den Wald durchstreift, und nie war ihm etwas Verdächtiges aufgestoßen; für sein Weib war daher jetzt keine Gefahr vorhanden, und er wollte nun ungesäumt nach Fulda gehen, um seinen Vorsatz auszuführen.

An dem Morgen, als er sich zur Reise bereit gemacht, kam ein Bote von dem Grafen von Bach, der ihn augenblicklich auf das Schloß seines Herrn mitgehen hieß. Statt nach Fulda, wanderte er also fort mit dem Boten nach dem Schlosse, nicht ohne Bangigkeit, was wol dieser ganz ungewöhnliche Ruf seines Herrn zu bedeuten haben werde. Als er in dem Schloß angekommen, mußte er gleich in das Zimmer des Grafen treten. — „Freue Dich, Andres!" rief dieser ihm entgegen; „Dich hat ein ganz unerwartetes Glück getroffen. Erinnerst Du Dich wol noch unseres alten mürrischen Hauswirths in Neapel, des Pflegevaters Deiner Giorgina? Der ist gestorben; aber auf dem Sterbebette hatte ihn noch

das Gewissen gerührt wegen der abscheulichen Behandlung des armen verwaisten Kindes, und deshalb hat er ihr zweitausend Dukaten vermacht, die bereits in Wechselbriefen in Frankfurt angekommen sind und die Du bei meinem Banquier heben kannst. Willst Du Dich gleich nach Frankfurt aufmachen, so lasse ich Dir auf der Stelle das nöthige Certificat ausfertigen, damit Dir das Geld ohne Anstand ausgezahlt werde." Den Andres machte die Freude sprachlos, und der Graf von Bach ergetzte sich nicht wenig an dem Entzücken seines treuen Dieners. Andres beschloß, als er sich gefaßt hatte, seinem Weibe eine unvermuthete Freude zu bereiten; er nahm daher seines Herrn gnädiges Anerbieten an und machte sich, nachdem er die Urkunde zu seiner Legitimation erhalten, auf den Weg nach Frankfurt.

Seinem Weibe ließ er sagen, wie ihn der Graf mit wichtigen Aufträgen verschickt habe und er daher einige Tage ausbleiben werde. — Als er in Frankfurt angekommen, wies ihn der Banquier des Grafen, bei dem er sich meldete, an einen andern Kaufmann, der mit der Auszahlung des Legats beauftragt sein sollte. Andres fand ihn endlich und erhielt die ansehnliche Summe wirklich ausgezahlt. Immer nur an Giorgina denkend, immer darnach trachtend, ihre Freude recht vollkommen zu machen, kaufte er für sie allerlei schöne Sachen und auch eine goldene Nadel, der ganz gleich, welche ihr Denner geschenkt hatte, und da er nun das schwere Felleisen nicht wohl als Fußgänger fortbringen konnte, verschaffte er sich ein Pferd. So trat er nun, nachdem er sechs Tage abwesend gewesen, wohlgemuth seine Rückreise an.

Bald hatte er den Forst und seine Wohnung erreicht. Er fand das Haus fest verschlossen. Laut rief er den Knecht, seine Giorgina, — Niemand antwortete; die Hunde winselten, im Hause eingesperrt. Da ahnete er großes Unglück und schlug heftig an die Thür und schrie laut: „Giorgina! — Giorgina!" — Nun rauschte es am Bodenfenster; Giorgina schaute heraus und rief: „Ach Gott! Andres, bist Du es? Gepriesen sei die Macht des Himmels, daß Du nur wieder

da bist!" Als Andres nun durch die geöffnete Thür eintrat, fiel ihm sein Weib todtenbleich und laut heulend in die Arme. Regungslos stand er da; endlich faßte er sein Weib, die mit erschlafften Gliedern zu Boden sinken wollte, und trug sie in die Stube. Aber wie mit eisigen Krallen packte ihn das Entsetzen bei dem gräßlichen Anblick. Die ganze Stube voller Blutflecken an dem Boden, an den Wänden, — sein jüngster Knabe mit zerschnittener Brust todt auf seinem Bettchen! — „Wo ist Georg, wo ist Georg?" schrie Andres endlich auf in wilder Verzweiflung; aber in dem Augenblick hörte er, wie der Knabe die Treppe herabtrippelte und nach dem Vater rief.

Zerbrochene Gläser, Flaschen, Teller lagen umher. Der große schwere Tisch, sonst an der Wand stehend, war in die Mitte des Zimmers gerückt; eine sonderbar geformte Kohlenpfanne, mehrere Phiolen und eine Schüssel mit geronnenem Blut standen auf demselben. Andres nahm sein armes Knäblein aus dem Bette. Giorgina verstand ihn; sie holte Tücher herbei, in die sie den Leichnam wickelten und im Garten begruben. Andres schnitt ein kleines Kreuz aus Eichenholz und setzte es auf den Grabhügel. Kein Wort, kein Laut entfloh den Lippen der unglücklichen Eltern. In dumpfem, düsterem Schweigen hatten sie die Arbeit vollendet und saßen nun vor dem Hause in der Abenddämmerung, den starren Blick in die Ferne gerichtet.

Erst den andern Tag konnte Giorgina den Verlauf dessen, was sich in Andres' Abwesenheit zugetragen, erzählen. Am vierten Tage, nachdem Andres sein Haus verlassen, hatte der Knecht zur Mittagszeit wieder allerlei verdächtige Gestalten durch den Wald schleichen gesehen und Giorgina deshalb des Mannes Rückkehr herzlich gewünscht. Mitten in der Nacht wurde sie durch lautes Toben und Schreien dicht vor dem Hause aus dem Schlafe geweckt; der Knecht stürzte herein und verkündete voller Schreck, daß das ganze Haus von Räubern umringt und an eine Gegenwehr gar nicht zu denken sei. Die Doggen wütheten; aber bald schien es, als würden sie beschwichtigt, und man rief laut: „Andres! — An-

dres!" — Der Knecht faßte sich ein Herz, öffnete ein Fenster und rief hinab, daß der Revierjäger Andres nicht zu Hause sei. „Nun, es thut nichts," antwortete eine Stimme von unten herauf; „öffne nur die Thür! Wir müssen bei Euch einkehren. Andres wird bald nachfolgen."

Was blieb dem Knecht übrig, als die Thüre zu öffnen? Da stürmte der helle Haufe der Räuber herein und begrüßte Giorgina als die Frau ihres Kameraden, dem der Hauptmann Freiheit und Leben zu danken habe. Sie verlangten, daß Giorgina ihnen ein tüchtiges Essen bereite, weil sie nachts ein schweres Stück Arbeit vollbracht, das aber herrlich gelungen sei. Zitternd und bebend machte Giorgina in der Küche ein großes Feuer an und bereitete das Mahl, wozu sie Wildpret, Wein und allerlei andere Ingredienzen von einem der Räuber empfing, der der Küchen- und Kellermeister der Bande zu sein schien. Der Knecht mußte den Tisch decken und das Geschirr herbeibringen. Er nahm den Augenblick wahr und schlich sich fort zu seiner Frau in die Küche. — „Ach, wißt Ihr wol," fing er voller Entsetzen an, „was für eine That die Räuber in dieser Nacht verübt haben? Nach langer Abwesenheit und nach langer Vorbereitung haben sie vor etlichen Stunden das Schloß des Herrn Grafen von Vach überfallen und nach tapferer Gegenwehr mehrere seiner Leute und ihn selbst getödtet, das Schloß aber angezündet." Giorgina schrie unaufhörlich: „Ach mein Mann, — wenn mein Mann nur auf dem Schlosse gewesen wäre! — Ach, der arme Herr!" — Die Räuber tobten und sangen unterdessen in der Stube und ließen sich den Wein wohl schmecken, bis ihnen das Mahl aufgetragen wurde. Der Morgen fing schon an zu dämmern, als der verhaßte Denner erschien. Nun wurden die Kisten und Felleisen, die sie auf ihren Packpferden mitgebracht hatten, geöffnet. Giorgina hörte, wie sie vieles Geld zählten und wie die Silbergeschirre klirrten; es schien Alles verzeichnet zu werden.

Endlich als es schon lichter Tag geworden, brachen die Räuber auf; nur Denner blieb zurück. Er nahm eine freundliche, leutselige Miene an und sprach zu Giorgina: „Ihr seid

wol recht erschreckt worden, liebe Frau? Euer Mann scheint Euch nicht gesagt zu haben, daß er schon seit geraumer Zeit unser Kamerad geworden. Es thut mir in der That leid, daß er nicht nach Hause gekommen ist; er muß einen andern Weg eingeschlagen und uns verfehlt haben. Er war mit uns auf dem Schlosse des Bösewichts, des Grafen von Bach, der uns vor zwei Jahren auf alle nur mögliche Weise verfolgt hat, und an dem in voriger Nacht wir Rache nahmen. Er fiel kämpfend von Eures Mannes Hand. Beruhigt Euch nur, liebe Frau, und sagt dem Andres, daß er mich nun so bald nicht wiedersehen würde, da die Bande sich auf einige Zeit trennt. Heute Abend verlasse ich Euch. — Ihr habt lauter hübsche Kinder, liebe Frau. Das ist ja wieder ein herrlicher Knabe." — Mit diesen Worten nahm er den Kleinen vor Giorgina's Arm und wußte mit ihm so freundlich zu spielen, daß das Kind lachte und jauchzte und gern bei ihm blieb, bis er es wieder der Mutter zurückgab.

Schon war es Abend geworden, als Denner zu Georgina sagte: „Ihr merkt wol, daß ich, unerachtet ich kein Weib und keine Kinder habe, welches mir manchmal recht nahe geht, doch gar zu gern mit kleinen Kindern spiele und tändle. Gebt mir doch Euern Kleinen auf die wenigen Augenblicke, die ich noch bei Euch zubringe! Nicht wahr, der Kleine ist jetzt gerade neun Wochen alt?" Giorgina bejahte das und gab, jedoch nicht ohne inneres Widerstreben, den kleinen Knaben Dennern hin, der sich mit ihm vor die Hausthür setzte und Giorgina bat, ihm nun das Abendessen zu bereiten, weil er in einer Stunde fort müsse.

Kaum war Georgina in die Küche getreten, als sie sah, wie Denner mit dem Kinde auf dem Arm in die Stube ging. Bald darauf verbreitete sich ein seltsam riechender Dampf durch das Haus, der aus der Stube zu quillen schien. Giorgina wurde von unbeschreiblicher Angst ergriffen; sie lief schnell nach der Stube und fand die Thür von innen verriegelt. Es war ihr, als höre sie das Kind leise wimmern. „Rette, rette mein Kind aus den Klauen des Bösewichts!" so schrie sie, eine gräßliche That ahnend, dem Knecht ent-

gegen, der eben in das Haus trat. Dieser ergriff schnell die Axt und sprengte die Thür. Dicker, stinkender Dampf schlug ihnen entgegen. Mit einem Sprunge war Giorgina im Zimmer; der Knabe lag nackt über einer Schüssel, in die sein Blut tröpfelte. Sie sah nur noch, wie der Knecht mit der Axt ausholte, um den Denner zu treffen, wie Dieser dem Schlage auswich, den Knecht unterlief und mit ihm rang. Es war ihr, als höre sie jetzt mehrere Stimmen dicht vor den Fenstern, — bewußtlos sank sie zu Boden.

Als sie wieder erwachte, war es finstere Nacht geworden; aber ganz betäubt, vermochte sie nicht die erstarrten Glieder zu regen. Endlich wurde es Tag, und nun sah sie mit Entsetzen, wie das Blut im Zimmer schwamm. Stücke von Denner's Kleidern lagen überall umher — ein ausgerissener Schopf von des Knechts Haaren — die Axt blutig daneben — der Knabe vom Tische herabgeschleudert mit zerschnittener Brust!

Aufs Neue wurde Giorgina ohnmächtig, — sie glaubte zu sterben; aber sie erwachte wie aus dem Todesschlummer, als es schon Mittag geworden. Sie raffte sich mühsam auf — sie rief laut den Georg; als aber Niemand antwortete, glaubte sie, auch Georg sei ermordet. Die Verzweiflung gab ihr Kräfte; sie flog aus dem Zimmer in den Hof und schrie laut: „Georg! — Georg!" Da antwortete es mit matter, kläglicher Stimme vom Bodenfenster herab: „Mutter, ach liebe Mutter, bist Du denn da? Komm herauf zu mir! Mich hungert sehr." — Schnell sprang jetzt Giorgina hinauf und fand den Kleinen, der vor Angst bei dem Lärm im Hause in die Bodenkammer gekrochen war und nicht gewagt hatte, herauszukommen. Mit Entzücken drückte Giorgina den Kleinen an die Brust. Sie verschloß das Haus und wartete nun von Stunde zu Stunde in der Bodenkammer auf Andres, den sie auch verloren glaubte. Der Knabe hatte von oben herab gesehen, wie mehrere Männer ins Haus gingen und mit Dennern einen todten Menschen heraustrugen. —

Endlich bemerkte auch Giorgina das Geld und die schönen Sachen, die Andres mitgebracht hatte. — „Ach, so ist es doch

wahr?“ schrie sie entsetzt auf, „so bist Du doch“ . . . Andres ließ sie nicht ausreden, sondern erzählte ausführlich, welches Glück sie betroffen, und wie er in Frankfurt gewesen sei, wo er sich ihre Erbschaft habe auszahlen lassen. Der Neffe des ermordeten Grafen von Bach war nun Besitzer der Güter geworden; bei diesem wollte sich Andres melden, getreulich alles Geschehene erzählen, Denner's Schlupfwinkel entdecken und bitten, ihn seines Dienstes zu entlassen, der ihm so viel Noth und Gefahr bringe. Giorgina durfte mit dem Knaben im Hause nicht zurückbleiben. Andres beschloß daher, seine besten, leicht fortzuschaffenden Sachen auf einen kleinen Leiterwagen zu packen, das Pferd vorzuspannen und so mit seinem Weibe und Kinde eine Gegend auf immer zu verlassen, die ihm nur die schrecklichsten Erinnerungen erregen und überdem niemals Ruhe und Sicherheit gewähren konnte.

Der dritte Tag war zur Abreise bestimmt, und eben packten sie einen Kasten, als ein starkes Pferdegetrappel immer näher und näher kam. Andres erkannte den Bach'schen Förster, der bei dem Schlosse wohnte; hinter ihm ritt ein Commando Fuldaischer Dragoner. — „Nun, da finden wir ja den Bösewicht gerade bei der Arbeit, seinen Raub in Sicherheit zu bringen,“ rief der Commissarius des Gerichts, der mitgekommen. Andres erstarrte vor Staunen und Schreck. Giorgina war halb ohnmächtig. Sie fielen über ihn her, banden ihn und sein Weib mit Stricken und warfen sie auf den Leiterwagen, der schon vor dem Hause stand. Giorgina jammerte laut um den Knaben und flehte um Gottes willen, daß man ihn ihr mitgeben möge. — „Damit Du Deine Brut auch noch ins höllische Verderben bringen kannst?“ sprach der Commissarius und riß den Knaben mit Gewalt aus Giorgina's Armen.

Schon sollte es fortgehen; da trat der alte Förster, ein rauher aber biederer Mann, noch einmal an den Wagen und sagte: „Andres, Andres, wie hast Du Dich denn von dem Satan verlocken lassen, solche Frevelthaten zu begehen? Immer warst Du ja sonst so fromm und ehrlich!“ — „Ach, lieber Herr!“ schrie Andres auf im höchsten Jammer, „so wahr Gott im Himmel lebt, so wie ich dereinst selig zu sterben hoffe, ich

bin unschuldig. Ihr habt mich ja gekannt von früher Jugend her; wie sollte ich, der ich niemals Unrechtes gethan, solch ein abscheulicher Bösewicht geworden sein? — Denn ich weiß wohl, daß Ihr mich für einen verruchten Räuber und Theilnehmer an der Frevelthat haltet, die auf dem Schlosse meines geliebten unglücklichen Herrn verübt worden ist. Aber ich bin unschuldig bei meinem Leben und meiner Seligkeit!" — „Nun," sagte der alte Förster, „wenn Du unschuldig bist, so wird das an den Tag kommen, mag auch noch so viel wider Dich sprechen. Deines Knaben und des Besitzthums, was Du zurücklässest, will ich mich getreulich annehmen, so daß, wenn Deine und Deines Weibes Unschuld erwiesen, Du den Jungen frisch und munter und Deine Sachen unversehrt wiederfinden sollst." — Das Geld nahm der Commissarius des Gerichts in Beschlag. Unterweges frug Andres Giorginen, wo sie denn das Kästchen verwahrt habe; sie gestand, wie es ihr jetzt leid thue, daß sie es dem Denner überliefert, da es jetzt der Obrigkeit hätte übergeben werden können.

In Fulda trennte man den Andres von seinem Weibe und warf ihn in ein tiefes, finsteres Gefängniß. Nach einigen Tagen wurde er zum Verhör geführt. Man beschuldigte ihn der Theilnahme an dem im Bach'schen Schlosse verübten Raubmorde und ermahnte ihn, die Wahrheit zu gestehen, da schon Alles wider ihn so gut als ausgemittelt sei. Andres erzählte nun getreulich Alles, was sich mit ihm zugetragen, von dem ersten Eintritte des abscheulichen Denner in sein Haus bis zu dem Augenblick seiner Verhaftung. Er klagte sich selbst voll Reue des einzigen Vergehens an, daß er, um Weib und Kind zu retten, bei der Plünderung des Pachters zugegen war und den Denner von der Gefangennehmung befreite, und betheuerte seine gänzliche Unschuld rücksichts des letzten von der Denner'schen Bande verübten Raubmordes, da er zu eben derselben Zeit in Frankfurt gewesen sei.

Jetzt öffneten sich die Thüren des Gerichtssaals, und der abscheuliche Denner wurde hereingeführt. Als er den Andres erblickte, lachte er auf in teuflischem Hohn und sprach: „Nun, Kamerad, hast Du Dich auch erwischen lassen? Hat Dir

Deines Weibes Gebet denn nicht herausgeholfen?" Die Richter forderten Dennern auf, sein Bekenntniß rücksichts des Andres zu wiederholen, und er sagte aus, daß eben der Vach'sche Revierjäger Andres, der jetzt vor ihm stehe, schon seit fünf Jahren mit ihm verbunden und das Jägerhaus sein bester und sicherster Schlupfwinkel gewesen sei. Andres habe immer den ihm gebührenden Antheil vom Raube erhalten, wiewol er nur zweimal thätig bei den Räubereien mitgewirkt, — einmal nämlich bei der Beraubung des Pachters, wo er ihn, den Denner, aus der dringendsten Gefahr errettet, und dann bei dem Unternehmen gegen den Grafen Aloys von Vach, der eben durch einen glücklichen Schuß des Andres getödtet worden sei.

Andres gerieth in Wuth, als er diese schändliche Lüge hörte. „Was?" schrie er, „Du verruchter teuflischer Bösewicht, Du wagst es, mich der Ermordung meines lieben armen Herrn anzuklagen, die Du selbst verübt? — Ja, ich weiß es, nur Du selbst bist solcher That fähig; aber Deine Rache verfolgt mich, weil ich aller Gemeinschaft mit Dir entsagt habe, weil ich drohte, Dich als einen verruchten Räuber und Mörder niederzuschießen, sowie Du meine Schwelle betreten würdest. Darum hast Du mit Deiner Bande mein Haus überfallen, als ich abwesend war; darum hast Du mein armes unschuldiges Kind und meinen braven Knecht ermordet! — Aber Du wirst der schrecklichen Strafe des gerechten Gottes nicht entgehen, sollte ich auch Deiner Bosheit unterliegen."

Nun wiederholte Andres sein voriges Bekenntniß unter den heiligsten Betheuerungen der Wahrheit; aber Denner lachte höhnisch und meinte, warum er denn aus allzu großer Furcht vor dem Tode noch erst das Gericht zu belügen sich unterfange, und daß es sich schlecht mit der Frömmigkeit, von der er so viel Aufhebens mache, vereinbare, daß er Gott und die Heiligen zur Bekräftigung seiner falschen Aussagen anrufe. — Die Richter wußten in der That nicht, was sie von dem Andres, dessen Miene und Sprache die Wahrheit seiner Aussage zu bestätigen schien, so wie von Denner's kalter Festigkeit denken sollten.

Nun wurde Giorgina vorgeführt, die in namenlosem

Jammer laut weinend auf den Mann zustürzte. Sie wußte nur Unzusammenhängendes zu erzählen, und unerachtet sie den Denner des entsetzlichen Mordes ihres Knaben anklagte, schien Denner doch keineswegs entrüstet, sondern behauptete, wie er schon früher gethan, daß Giorgina nie etwas von den Unternehmungen ihres Mannes gewußt habe, sondern ganz unschuldig sei. Andres wurde in sein Gefängniß zurückgeführt. Einige Tage nachher sagte ihm der ziemlich gutmüthige Gefangenwärter, daß sein Weib, da sowol Denner als die übrigen Räuber fortwährend ihre Unschuld behauptet, sonst auch nichts wider sie ausgemittelt worden, der Haft entlassen sei. Der junge Graf von Bach, ein edelmüthiger Herr, der sogar an seiner, des Andres, Schuld zu zweifeln scheine, habe Caution gestellt und der alte Förster Giorginen in einem schönen Wagen abgeholt. Vergebens habe Giorgina gebeten, ihren Mann sehen zu dürfen; das sei ihr vom Gericht gänzlich abgeschlagen worden. Den armen Andres tröstete diese Nachricht nicht wenig, da mehr als sein Unglück ihm seines Weibes elender Zustand im Gefängniß zu Herzen ging.

Sein Prozeß verschlimmerte sich indessen von Tage zu Tage. Es war erwiesen, daß eben, wie Denner es angegeben, seit fünf Jahren Andres in einen gewissen Wohlstand gerathen, dessen Quelle nur die Theilnahme an den Räubereien sein konnte. Ferner gestand Andres selbst seine Abwesenheit vom Hause während der auf dem Bach'schen Schlosse verübten That, und seine Angabe wegen seiner Erbschaft und seines Aufenthalts in Frankfurt blieb verdächtig, weil er den Namen des Kaufmanns, von dem er das Geld ausgezahlt erhalten haben wollte, durchaus nicht anzugeben wußte. Der Banquier des Grafen von Bach so wie der Gastwirth in Frankfurt, bei dem Andres eingekehrt war, versicherten einstimmig, wie sie sich des beschriebenen Revierjägers gar nicht erinnern könnten. Der Gerichtshalter des Grafen von Bach, der das Certificat für den Andres ausgefertigt hatte, war gestorben, und Niemand von den Bach'schen Dienern wußte etwas von der Erbschaft, da der Graf nichts davon geäußert, Andres aber auch davon geschwiegen, weil er, aus Frankfurt zurück-

kehrend, sein Weib mit dem Gelde überraschen wollte. So blieb Alles, was Andres vorbrachte, um nachzuweisen, daß er zur Zeit des Raubes in Frankfurt gewesen und das Geld ehrlich erworben sei, unausgemittelt. Denner blieb dagegen bei seiner frühern Behauptung, und ihm stimmten sämmtliche Räuber, die eingefangen worden, in Allem bei.

Alles dieses hätte aber die Richter noch nicht so von der Schuld des unglücklichen Andres überzeugt als die Aussage von zwei Bach'schen Jägern, die bei dem Schein der Flammen ganz genau den Andres erkannt und gesehen haben wollten, wie von ihm der Graf niedergestreckt worden. Nun war Andres in den Augen des Gerichts ein verstockter heuchlerischer Bösewicht, und gestützt auf das Resultat aller jener Aussagen und Beweise, wurde ihm die Tortur zuerkannt, um seinen starren Sinn zu beugen und ihn zum Geständniß zu bringen.

Schon über ein Jahr schmachtete Andres im Kerker; der Gram hatte seine Kräfte aufgezehrt, und sein sonst robuster, starker Körper war schwach und ohnmächtig geworden. Der schreckliche Tag, an dem die Pein ihm das Geständniß einer That, welche er niemals begangen, abdringen sollte, kam heran. Man führte ihn in die Folterkammer, wo die entsetzlichen, mit sinnreicher Grausamkeit erfundenen Instrumente lagen und die Henkersknechte sich bereiteten, den Unglücklichen zu martern. Nochmals wurde Andres ermahnt, die That, deren er so dringend verdächtig, ja, deren er durch das Zeugniß jener Jäger überführt worden, zu gestehen. Er betheuerte wiederum seine Unschuld und wiederholte alle Umstände seiner Bekanntschaft mit Dennern in denselben Worten, wie er es im ersten Verhör gethan. Da ergriffen ihn die Knechte, banden ihn mit Stricken und marterten ihn, indem sie seine Glieder ausrenkten und Stacheln einbohrten in das gedehnte Fleisch. Andres vermochte nicht, die Qual zu ertragen; vom Schmerz gewaltsam zerrissen, den Tod wünschend, gestand er Alles, was man wollte, und wurde ohnmächtig in den Kerker zurückgeschleppt. Man stärkte ihn, wie es nach erlittener Tortur gewöhnlich, mit Wein, und er fiel in einen zwischen Wachen und Schlafen hinbrütenden Zustand.

Da war es ihm, als lösten sich die Steine aus der Mauer und als fielen sie krachend herab auf den Boden des Kerkers. Ein blutrother Schimmer drang durch, und in ihm trat eine Gestalt herein, die, ungeachtet sie Denner's Züge hatte, ihm doch nicht Denner zu sein schien. Glühender funkelten die Augen, schwärzer starrte das struppige Haar auf der Stirn empor, und tiefer senkten sich die finstern Augenbrauen in die dicke Muskel herab, die über der krumm gebogenen Habichtsnase lag. Auf gräßlich seltsame Weise war das Gesicht verschrumpft und verzerrt und die Kleidung fremd und abenteuerlich, wie er Dennern niemals gesehen. Ein feuerrother, mit Gold stark verbrämter weiter Mantel hing in bauschichten Falten der Gestalt über die Schultern; ein breiter niedergekrämpter spanischer Hut mit herabhängender rother Feder saß schief auf dem Kopfe; ein langer Stoßdegen hing an der Seite, und unter dem linken Arm trug die Gestalt ein kleines Kistchen.

So schritt der gespenstische Unhold auf Andres zu, in hohlem dumpfen Tone sprechend: „Nun, Kamerad, wie hat Dir die Folter geschmeckt? Du hast das Alles blos Deinem Eigensinn zu verdanken; hättest Du Dich als zur Bande gehörig bekannt, so wärst Du nun schon gerettet. Versprichst Du aber, Dich mir und meiner Leitung ganz zu ergeben, und gewinnst Du es über Dich, von diesen Tropfen zu trinken, die aus Deines Kindes Herzblut gekocht sind, so bist Du augenblicklich aller Qual entledigt; Du fühlst Dich gesund und kräftig, und für Deine weitere Rettung will ich dann sorgen."

Andres konnte vor Schreck, Angst und Ermattung nicht sprechen; er sah, wie seines Kindes Blut in der Phiole, die ihm die Gestalt hinhielt, in rothen Flämmchen spielte. Inbrünstig betete er zu Gott und den Heiligen, daß sie ihn retten möchten aus den Klauen des Satans, der ihn verfolge und um die ewige Seligkeit bringen wolle, die er zu erlangen hoffe, sollte er auch eines schimpflichen Todes sterben. Nun lachte die Gestalt, daß es im Kerker widergellte, und verschwand in dickem Dampf.

Andres erwachte endlich aus dumpfer Betäubung. Er ver-

mochte sich aufzurichten vom Lager; aber wie ward ihm, als er sah, daß das Stroh, was unter seinem Haupte gelegen, sich stärker und stärker zu rühren begann und endlich weggeschoben wurde! Er gewahrte, daß ein Stein aus dem Fußboden von unten herausgedrängt worden, und hörte mehrmals seinen Namen leise rufen. Er erkannte Denner's Stimme und sprach: „Was willst Du von mir? Laß mich ruhen! Ich habe mit Dir nichts zu schaffen."

„Andres," sprach Denner, „ich bin durch mehrere Gewölbe gedrungen, um Dich zu retten; denn, wenn Du auf den Richtplatz kommst, von dem ich errettet werde, bist Du verloren. Blos um Deines Weibes willen, die mir mehr angehört, als Du wol denken magst, helfe ich Dir. Du bist ein muthloser Feigling. Was hat Dir nun Dein erbärmliches Leugnen gefruchtet? Blos, daß Du vom Vach'schen Schloß nicht zu rechter Zeit nach Hause zurückkehrtest und ich mich zu lange bei Deinem Weibe aufhielt, ist schuld, daß man mich auffing. Da — nimm die Feile und die Säge, befreie Dich in künftiger Nacht von den Ketten und durchsäge das Schloß der Kerkerthür! Schleiche durch den Gang! Die äußere Thür linker Hand wird offen stehn, und draußen wirst Du Einen von uns finden, der Dich weiter geleitet. Halte Dich gut!"

Andres nahm die Säge und die Feile, die ihm Denner hinreichte, und hob dann den Stein wieder in die Oeffnung. Er war entschlossen, das zu thun, wozu ihn die innere Stimme des Gewissens aufforderte. Als es Tag geworden und der Gefangenwärter hereintrat, da sagte er, wie er sehnlich wünsche, vor den Richter geführt zu werden, indem er Wichtiges zu entdecken habe. Noch an demselben Vormittage wurde sein Verlangen erfüllt, weil man nicht anders glaubte, als daß Andres neue, bisher noch unbekannt gebliebene Frevelthaten der Bande gestehen werde. Andres überreichte den Richtern die von Dennern erhaltenen Instrumente und erzählte den Vorgang der Nacht. „Unerachtet ich gewiß und wahrhaftig unschuldig leide, so soll mich doch Gott behüten, daß ich darnach trachten sollte, meine Freiheit auf unerlaubte Weise zu erlangen; denn das würde mich ja dem verruchten Denner, der mich in Schande

und Tod gestürzt hat, in die Hände liefern und ich dann erst durch mein sündliches, freveliges Unternehmen die Strafe verdienen, die ich jetzt unschuldig leiden werde." So beschloß Andres seinen Vortrag.

Die Richter schienen erstaunt und von Mitleid für den Unglücklichen durchdrungen, wiewol sie durch die mannichfachen Thatsachen, die wider ihn sprachen, zu sehr von seiner Schuld überzeugt waren, um sein jetziges Benehmen nicht auch für zweifelhaft zu halten. Die Aufrichtigkeit des Andres und vorzüglich der Umstand, daß nach jener Anzeige der von Denner beabsichtigten Flucht in der Stadt, und zwar in der nächsten Umgebung des Gefängnisses wirklich noch einige von der Bande ertappt und aufgegriffen wurden, hatte jedoch den wohlthätigen Einfluß auf ihn, daß er aus dem unterirdischen Kerker, in den er gesperrt gewesen, herausgenommen wurde und eine lichte Gefängnißstube neben der Wohnung des Gefangenwärters erhielt. Da brachte er seine Zeit mit Gedanken an sein treues Weib, an seinen Knaben und mit gottseligen Betrachtungen hin, und bald fühlte er sich ermuthigt, das Leben auch auf schmerzliche Weise wie eine Bürde abzuwerfen. Nicht genug konnte sich der Gefangenwärter über den frommen Verbrecher wundern, und er mußte nothgedrungen beinahe an seine Unschuld glauben.

Endlich, nachdem beinahe noch ein Jahr verflossen, war der schwierige, verwickelte Prozeß wider Denner und seine Mitschuldigen geschlossen. Es hatte sich gefunden, daß die Bande bis an die Grenze von Italien ausgebreitet war und schon seit geraumer Zeit überall raubte und mordete. Denner sollte gehenkt und dann sein Körper verbrannt werden. Auch dem unglücklichen Andres war der Strang zuerkannt; seiner Reue halber, und da er durch das Bekenntniß der ihm von Denner gerathenen Flucht die Entdeckung des Anschlags der Bande, durchzubrechen, veranlaßt hatte, durfte jedoch sein Körper herabgenommen und auf der Gerichtsstätte verscharrt werden.

Der Morgen, an dem Denner und Andres hingerichtet werden sollten, war angebrochen. Da ging die Thür des Ge-

fängnisses auf, und der junge Graf von Bach trat hinein zum Andres, der auf den Knien lag und still betete. — „Andres," sprach der Graf, „Du mußt sterben. Erleichtere Dein Gewissen noch durch ein offenes Geständniß! Sage mir, hast Du Deinen Herrn getödtet? Bist Du wirklich der Mörder meines Oheims?" — Da stürzten dem Andres die Thränen aus den Augen, und er wiederholte nochmals Alles, was er vor Gericht ausgesagt, ehe ihm die unleidliche Qual der Tortur eine Lüge auspreßte. Er rief Gott und die Heiligen an, die Wahrheit seiner Aussage und seine gänzliche Unschuld an dem Tode des geliebten Herrn zu bekräftigen.

„So ist hier," fuhr der Graf von Bach fort, „ein unerklärliches Geheimniß im Spiele. Ich selbst, Andres, war von Deiner Unschuld überzeugt, unerachtet Vieles wider Dich sprach; denn ich wußte ja, daß Du von Jugend auf der treueste Diener meines Oheims gewesen bist und ihn selbst einmal in Neapel mit Gefahr Deines Lebens aus Räuberhänden errettet hast. Allein nur noch gestern haben mir die beiden alten Jäger meines Oheims, Franz und Nikolaus, geschworen, daß sie Dich leibhaftig unter den Räubern gesehen und genau bemerkt hätten, wie Du selbst meinen Oheim niederstrecktest."

Andres wurde von den peinlichsten, schrecklichsten Gefühlen durchbohrt; es war ihm, als wenn der Satan selbst seine Gestalt angenommen habe, um ihn zu verderben; denn auch Denner hatte ja sogar im Kerker davon gesprochen, daß er den Andres wirklich gesehen, und so schien selbst die falsche Beschuldigung vor Gericht auf innerer wahrer Ueberzeugung zu beruhen. Andres sagte dies Alles unverhohlen, indem er hinzusetzte, daß er sich der Schickung des Himmels ergebe, nach welcher er den schmählichen Tod eines Verbrechers sterben solle, daß aber, sei es auch lange Zeit nachher, seine Unschuld gewiß an den Tag kommen werde. Der Graf von Bach schien tief erschüttert; er konnte kaum noch dem Andres sagen, daß nach seinem Wunsche der Tag der Hinrichtung seinem unglücklichen Weibe verschwiegen geblieben sei, und daß sie sich nebst dem Knaben bei dem alten Förster aufhalte.

Die Rathhausglocke erklang dumpf und schauerlich in

abgemessenen Pausen. Andres wurde angekleidet, und der Zug ging mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten unter dem Zuströmen unzähligen Volkes nach der Richtstätte. Andres betete laut und rührte durch sein frommes Betragen Alle, die ihn sahen. Denner hatte die Miene des trotzigen verstockten Bösewichts. Er schaute munter und kräftig um sich und lachte oft den armen Andres tückisch und schadenfroh an. Andres sollte zuerst hingerichtet werden; er bestieg gefaßt mit dem Henker die Leiter; da kreischte ein Weib auf und sank ohnmächtig einem alten Mann in die Arme. Andres blickte hin — es war Giorgina; laut erflehte er vom Himmel Fassung und Stärke. — „Dort, dort sehe ich Dich wieder, mein armes unglückliches Weib! Ich sterbe unschuldig!" rief er, indem er den Blick sehnsuchtsvoll zum Himmel erhob. Der Richter rief dem Henker zu, er möge sich fördern; denn es entstand ein Murren unter dem Volke, und es flogen Steine nach Dennern, der ebenfalls schon die Leiter bestiegen hatte und die Zuschauer verhöhnte ob ihres Mitleids mit dem frommen Andres.

Der Henker legte dem Andres den Strick um den Hals. Da scholl es aus der Ferne her: „Halt — halt! — Um Christus willen, halt! — Der Mann ist unschuldig! — Ihr richtet einen Unschuldigen hin!" — „Halt — halt!" schrien tausend Stimmen, und kaum vermochte die Wache zu steuern dem Volk, das hinzudrang und den Andres von der Leiter herabreißen wollte. Näher sprengte nun der Mann zu Pferde, der erst gerufen hatte, und Andres erkannte auf den ersten Blick in dem Fremden den Kaufmann, der ihm in Frankfurt Giorgina's Erbschaft ausgezahlt hatte. Seine Brust wollte zerspringen vor Freude und Seligkeit; kaum konnte er sich aufrecht erhalten, als er von der Leiter herabgestiegen. Der Kaufmann sagte dem Richter, daß zu derselben Zeit, als der Raubmord im Vach'schen Schlosse verübt worden, Andres in Frankfurt, also viele Meilen davon entfernt gewesen sei, und daß er dies vor Gericht auf die unzweifelhafteste Weise durch Urkunden und Zeugen darthun wolle. Da rief der Richter: „Die Hinrichtung des Andres kann keineswegs geschehen;

denn dieser höchst wichtige Umstand beweiset, wenn er ausgemittelt wird, die völlige Unschuld des Angeklagten. Man führe ihn sogleich nach dem Gefängnisse zurück!"

Denner hatte Alles von der Leiter herab ruhig angesehen; als aber der Richter diese Worte gesprochen, da rollten seine glühenden Augen; er knirschte mit den Zähnen, er heulte in wilder Verzweiflung, daß es gräßlich wie der namenlose Jammer des wüthenden Wahnsinns durch die Lüfte hallte: „Satan, Satan! Du hast mich betrogen — weh mir, weh mir! Es ist aus — aus — Alles verloren!" Man brachte ihn von der Leiter herab; er fiel zu Boden und röchelte dumpf: „Ich will Alles bekennen — ich will Alles bekennen!" Auch seine Hinrichtung wurde verschoben und er ins Gefängniß zurückgeführt, wo ihm jedes Entspringen unmöglich gemacht wurde. Der Haß seiner Wächter war die beste Schutzwehr gegen die Schlauheit seiner Verbündeten.

Wenige Augenblicke nachher, als Andres bei dem Gefangenwärter angekommen, lag Giorgina in seinen Armen. „Ach, Andres, Andres," rief sie, „nun habe ich Dich ganz wieder, da ich weiß, daß Du unschuldig bist; denn auch ich habe an Deiner Redlichkeit, an Deiner Frömmigkeit gezweifelt!" — Ungeachtet man Giorginen den Tag der Hinrichtung verschwiegen, war sie doch, von unbeschreiblicher Angst, von seltsamer Ahnung getrieben, nach Fulda geeilt und gerade auf die Richtstätte gekommen, als ihr Mann die verhängnißvolle Leiter bestieg, die ihn zum Tode führen sollte.

Der Kaufmann war die ganze lange Zeit der Untersuchung über auf Reisen in Frankreich und Italien gewesen und jetzt über Wien und Prag zurückgekehrt. Der Zufall oder vielmehr eine besondere Schickung des Himmels wollte, daß er gerade in dem entscheidendsten Augenblick auf dem Richtplatz ankam und den armen Andres von dem schmählichen Tode des Verbrechers rettete. Im Gasthofe erfuhr er die ganze Geschichte des Andres, und es fiel ihm gleich schwer aufs Herz, daß Andres wol derselbe Revierjäger sein könne, der vor zwei Jahren eine Erbschaft, die seinem Weibe von Neapel aus zugefallen, erhob. Schnell eilte er fort und über-

zeugte sich, als er nur Andres sah, sogleich von der Wahrheit seiner Vermuthung. Durch die eifrigen Bemühungen des wackern Kaufmanns und des jungen Grafen von Bach wurde Andres' Aufenthalt in Frankfurt bis auf die Stunde ausgemittelt, dadurch aber seine völlige Unschuld an dem Raubmord dargethan. Denner selbst gestand nun die Richtigkeit der Angabe des Andres über das Verhältniß mit ihm und meinte nur, der Satan müsse ihn geblendet haben; denn in der That hätte er geglaubt, Andres fechte auf dem Bach'schen Schloß an seiner Seite.

Für die erzwungene Theilnahme an der Ausplünderung des Pachterhofes so wie für die gesetzwidrige Rettung Denner's hatte nach dem Ausspruch der Richter Andres genug gebüßt durch das lange harte Gefängniß und durch die ausgestandene Marter und Todesangst; er wurde daher durch Urtel und Recht von jeder weiteren Strafe freigesprochen und eilte mit seiner Giorgina auf das Bach'sche Schloß, wo ihm der edle wohlthätige Graf im Nebengebäude eine Wohnung einräumte, von ihm nur die geringen Jagddienste fordernd, die des Grafen persönliche Liebhaberei nothwendig machte. Auch die Gerichtskosten bezahlte der Graf, so daß Andres und Giorgina in dem ungekränkten Besitz ihres Vermögens blieben. —

Der Prozeß wider den verruchten Ignaz Denner nahm jetzt eine ganz andere Wendung. Die Begebenheit auf der Gerichtsstätte schien ihn ganz umgewandelt zu haben. Sein höhnender teuflischer Stolz war gebeugt, und aus seinem zerknirschten Innern brachen Geständnisse hervor, die den Richtern das Haar sträubten. Denner klagte sich selbst mit allen Zeichen tiefer Reue des Bündnisses mit dem Satan an, das er von seiner frühen Jugendzeit unterhalten, und so wurde vorzüglich hierauf die fernere Untersuchung mit dem Zutritt dazu verordneter Geistlichkeit gerichtet. Ueber seine früheren Lebensverhältnisse erzählte Denner so viel Sonderbares, daß man es für das Erzeugniß wahnsinniger Ueberspannung hätte halten müssen, wenn nicht durch die Erkundigungen, die man in Neapel, seinem angeblichen Geburtsort, einziehen ließ,

Alles bestätigt worden wäre. Ein Auszug aus den vor dem geistlichen Gericht in Neapel verhandelten Acten ergab über Denner's Herkunft folgende merkwürdige Umstände:

Vor langen Jahren lebte in Neapel ein alter wunderlicher Doctor, Trabacchio mit Namen, den man seiner geheimnißvollen stets glücklichen Kuren wegen insgemein den „Wunderdoctor" zu nennen pflegte. Es schien, als wenn das Alter nichts über ihn vermöge; denn er schritt rasch und jugendlich daher, unerachtet mehrere Eingeborene ihm nachrechnen konnten, daß er an die achtzig Jahre alt sein müsse. Sein Gesicht war auf eine seltsame grausige Weise verzerrt und verschrumpft, und seinen Blick konnte man kaum ohne innern Schauer ertragen, wiewol er oft den Kranken wohlthat, so daß man sagte, blos durch den scharf auf den Kranken gehefteten Blick heile er oftmals schwere hartnäckige Uebel. Ueber seinen schwarzen Anzug warf er gewöhnlich einen weiten rothen Mantel mit goldenen Tressen und Troddeln, unter dessen bauschichten Falten der lange Stoßdegen hervorragte. So lief er mit einer Kiste seiner Arzneien, die er selbst bereitete, durch die Straßen von Neapel zu seinen Kranken, und Jeder wich ihm scheu aus. Nur in der höchsten Noth wandte man sich an ihn; aber niemals schlug er es aus, einen Kranken zu besuchen, hatte er dabei auch nicht sonderlichen Gewinn zu hoffen.

Mehrere Weiber starben ihm schnell; immer waren sie ausnehmend schön und insgemein Landdirnen gewesen. Er sperrte sie ein und erlaubte ihnen nur, unter Begleitung einer alten ekelhaft häßlichen Frau die Messe zu hören. Diese Alte war unbestechlich; jeder noch so listig angelegte Versuch junger Lüstlinge, den schönen Frauen des Doctor Trabacchio näher zu kommen, blieb fruchtlos. Unerachtet Doctor Trabacchio von Reichen sich gut bezahlen ließ, so stand doch seine Einnahme mit dem Reichthum an Geld und Kleinodien, den er in seinem Hause aufgehäuft hatte und den er Niemanden verhehlte, in keinem Verhältniß. Dabei war er zu Zeiten freigebig bis zur Verschwendung und hatte die Gewohnheit, jedesmal, wenn ihm eine Frau gestorben, ein Gast-

mahl zu geben, dessen Aufwand wol doppelt so viel betrug als die reichste Einnahme, die ihm seine Praxis ein ganzes Jahr hindurch verschaffte. Mit seiner letzten Frau hatte er einen Sohn erzeugt, den er ebenso einsperrte wie seine Weiber; Niemand bekam ihn zu sehen. Nur bei dem Gastmahl, das er nach dem Tode dieser Frau gab, saß der kleine dreijährige Knabe an seiner Seite, und alle Gäste waren über die Schönheit und die Klugheit des Kindes, das man, verrieth sein körperliches Ansehen nicht sein Alter, seinem Benehmen nach wenigstens für zwölfjährig hätte halten können. Eben bei diesem Gastmahl äußerte der Doctor Trabacchio, daß, da nunmehr sein Wunsch, einen Sohn zu haben, erreicht sei, er nicht mehr heirathen werde.

Sein übermäßiger Reichthum, aber noch mehr sein geheimnißvolles Wesen, seine wunderbaren Kuren, die bis ins Unglaubliche gingen, da blos einigen von ihm bereiteten und eingeflößten Tropfen, ja, oft blos seiner Betastung, seinem Blick die hartnäckigsten Krankheiten wichen, gaben endlich Anlaß zu allerlei seltsamen Gerüchten, die sich in Neapel verbreiteten. Man hielt den Doktor Trabacchio für einen Alchymisten, für einen Teufelsbeschwörer; ja, man gab ihm endlich Schuld, daß er mit dem Satan im Bündniß stehe.

Die letzte Sage entstand aus einer seltsamen Begebenheit, die sich mit einigen Edelleuten in Neapel zutrug. Diese kehrten einst spät in der Nacht von einem Gastmahl zurück und geriethen, da sie im Weinrausch den Weg verfehlt, in eine einsame verdächtige Gegend. Da rauschte und raschelte es vor ihnen, und sie wurden mit Entsetzen gewahr, daß ein großer leuchtend rother Hahn, ein zackicht Hirschgeweihe auf dem Kopfe tragend, mit ausgebreiteten Flügeln daherschritt und sie mit menschlichen funkelnden Augen anstarrte. Sie drängten sich in eine Ecke; der Hahn schritt vorüber, und ihm folgte eine große Figur im glänzenden goldverbrämten Mantel. So wie die Gestalten vorüber waren, sagte einer von den Edelleuten leise: „Das war der Wunderdoctor Trabacchio.“ Alle, nüchtern geworden durch den entsetzlichen Spuk, ermuthigten sich und folgten dem angeblichen Doctor mit dem Hahn, dessen

Leuchten den genommenen Weg zeigte. Sie sahen, wie die Gestalten wirklich auf das Haus des Doctors, das auf einem fernen, leeren, öden Platze stand, zuschritten. Vor dem Hause angekommen, rauschte der Hahn in die Höhe und schlug mit den Flügeln an das große Fenster über dem Balkon, das sich klirrend öffnete. Die Stimme eines alten Weibes meckerte: „Kommt — kommt nach Haus — kommt nach Haus! — Warm ist das Bett, und Liebchen wartet lange schon — lange schon!“ Da war es, als stiege der Doctor auf einer unsichtbaren Leiter empor und rausche nach dem Hahn durch das Fenster, welches zugeschlagen wurde, daß es die einsame Straße entlang klirrte und dröhnte. Alles war im schwarzen Dunkel der Nacht verschwunden, und die Edelleute standen stumm und starr vor Grausen und Entsetzen.

Dieser Spuk, die Ueberzeugung der Edelleute, daß die Gestalt, der der teuflische Hahn vorleuchtete, Niemand anders als der verrufene Doctor Trabacchio gewesen, war für das geistliche Gericht, dem Alles zu Ohren kam, genug, dem satanischen Wundermann sorglich in aller Stille nachzuspüren. Man brachte in der That heraus, daß in den Zimmern des Doctors sich oft ein rother Hahn befand, mit dem er auf wunderliche Weise zu sprechen und zu disputiren schien, als sprächen Gelehrte über zweifelhafte Gegenstände ihres Wissens. Das geistliche Gericht war im Begriff, den Doctor Trabacchio einzuziehen als einen verruchten Hexenmeister; aber das weltliche Gericht kam dem geistlichen zuvor und ließ den Doctor durch die Sbirren aufheben und ins Gefängniß schleppen, da er eben von dem Besuch eines Kranken heimkehrte. Die Alte war schon früher aus dem Hause geholt worden; den Knaben hatte man nicht finden können. Die Thüren der Zimmer wurden verschlossen und versiegelt, Wachen rings um das Haus gestellt.

Folgendes war der Grund dieses gerichtlichen Verfahrens: Seit einiger Zeit starben mehrere angesehene Personen in Neapel und in der umliegenden Gegend, und zwar nach der Aerzte einstimmigem Urtheil an Gift. Dies hatte viele Untersuchungen veranlaßt, die fruchtlos blieben, bis endlich ein

junger Mensch in Neapel, ein bekannter Lüstling und Verschwender, dessen Oheim vergiftet worden, die gräßliche That mit dem Zusatz eingestand, daß er das Gift von dem alten Weibe, der Haushälterin Trabacchio's, gekauft habe. Man spürte der Alten nach und ertappte sie, als sie eben ein festverschlossenes kleines Kistchen forttragen wollte, in dem man kleine Phiolen fand, die mit den Namen von allerlei Arzneimitteln versehen waren, unerachtet sie flüssiges Gift enthielten.

Die Alte wollte nichts eingestehen; als man ihr indessen mit der Tortur drohte, da bekannte sie, daß der Doctor Trabacchio schon seit vielen Jahren jenes künstliche Gift, das unter dem Namen Aqua Toffana*) bekannt sei, bereite, und daß der geheime Verkauf dieses Giftes, der durch sie bewirkt worden, beständig seine reichste Erwerbsquelle gewesen. Ferner sei es nur zu gewiß, daß er mit dem Satan im Bündniß stehe, der in verschiedenen Gestalten bei ihm einkehre. Jedes seiner Weiber habe ihm ein Kind geboren, ohne daß es Jemand außer dem Hause geahnet. Das Kind habe er denn allemal, nachdem es neun Wochen oder neun Monate alt worden, unter besonderen Zurüstungen und Feierlichkeiten auf unmenschliche Weise geschlachtet, indem er ihm die Brust aufgeschnitten und das Herz herausgenommen. Jedesmal sei der Satan bei dieser Operation bald in dieser, bald in jener Gestalt, meistens aber als Fledermaus mit menschlicher Larve erschienen und habe mit breiten Flügeln das Kohlenfeuer angefacht, bei dem Trabacchio aus des Kindes Herzblut köstliche Tropfen bereitet, die jeder Siechheit kräftig widerständen. Die Weiber habe Trabacchio bald nachher auf diese oder jene heimliche Weise getödtet, so daß der schärfste Blick des Arztes wol nie auch die kleinste Spur der Ermordung hätte auffinden können. Nur Trabacchio's letztes Weib, die ihm

*) Auch Acquetta della Toffa, ein berüchtigter Gifttrank des 17. Jahrhunderts, besonders unter Papst Alexander VI., der sich selbst dieses Giftes bediente. Als Erfinderin wird eine Frau Toffa aus Palermo, die von 1679—1709 in Neapel lebte, genannt. Sie wurde gehenkt, nachdem sie an 600 Vergiftungen eingestanden. — A. d. H.

einen Sohn geboren, der noch lebe, sei des natürlichen Todes gestorben.

Der Doctor Trabacchio gestand Alles unverhohlen ein und schien eine Freude daran zu finden, das Gericht mit den schauerlichen Erzählungen seiner Unthaten und vorzüglich der nähern Umstände seines entsetzlichen Bündnisses mit dem Satan in Verwirrung zu setzen. Die Geistlichen, welche dem Gericht beiwohnten, gaben sich alle nur ersinnliche Mühe, den Doctor zur Reue und zur Erkenntniß seiner Sünden zu bringen; aber es blieb vergebens, da Trabacchio sie nur verhöhnte und verlachte. Beide, die Alte und Trabacchio, wurden zum Scheiterhaufen verurtheilt.

Man hatte unterdessen das Haus des Doctors untersucht und alle seine Reichthümer hervorgeholt, die nach Abzug der Gerichtskosten an die Hospitäler vertheilt werden sollten. In Trabacchio's Bibliothek fand man nicht ein einziges verdächtiges Buch, und noch viel weniger gab es Geräthschaften, die auf die satanische Kunst, die der Doctor getrieben, hätten hindeuten sollen. Nur ein verschlossenes Gewölbe, dessen viele durch die Mauer herausragende Röhren das Laboratorium verriethen, widerstand, als man es öffnen wollte, aller Kunst und aller Gewalt. Ja, wenn Schlosser und Maurer unter der Aufsicht des Gerichts sich eifrig bemühten, endlich durchzubrechen, so daß wol der Zweck erreicht worden wäre, da kreischten im Innern des Gewölbes entsetzliche Stimmen. Es rauschte auf und nieder; wie mit eiskalten Flügeln schlug es an die Gesichter der Arbeiter, und ein schneidender Zugwind pfiff in gellenden, gräßlichen Tönen durch den Gang, so daß, von Grausen und Entsetzen ergriffen, Alle flohen und am Ende Niemand mehr sich an die Thür des Gewölbes wagen wollte aus Furcht, wahnsinnig zu werden vor Angst und Schrecken.

Den Geistlichen, die sich der Thür nahten, ging es nicht besser, und es blieb nichts übrig, als die Ankunft eines alten Dominikaners aus Palermo zu erwarten, dessen Standhaftigkeit und Frömmigkeit bisher alle Künste des Satans weichen mußten. Als dieser Mönch sich nun in Neapel befand, war

er bereit, den teuflischen Spuk in Trabacchio's Gewölbe zu bekämpfen, und verfügte sich hin, ausgerüstet mit Kreuz und Weihwasser, begleitet von mehreren Geistlichen und Gerichtspersonen, die aber weit von der Thür entfernt blieben. Der alte Dominikaner ging betend auf die Thür los; aber da erhob sich heftiger das Rauschen und Brausen, und die entsetzlichen Stimmen verworfener Geister lachten gellend heraus. Der Geistliche ließ sich jedoch nicht irre machen; er betete kräftiger, das Crucifix emporhaltend und die Thür mit Weihwasser besprengend. „Man gebe mir ein Brecheisen!" rief er laut. Zitternd reichte es ihm ein Maurerbursche hin; aber kaum setzte es der alte Mönch an die Thür, als sie mit furchtbar erschütterndem Knall aufsprang.

Blaue Flammen leckten überall an den Wänden des Gewölbes herauf, und eine betäubende, erstickende Hitze strömte aus dem Innern. Demunerachtet wollte der Dominikaner hineintreten; da stürzte der Boden des Gewölbes ein, daß das ganze Haus erdröhnte, und Flammen prasselten aus dem Abgrunde hervor, die wüthend um sich griffen und Alles rings umher erfaßten. Schnell mußte der Dominikaner mit seiner Begleitung fliehen, um nicht zu verbrennen oder verschüttet zu werden. Kaum waren sie auf der Straße, als das ganze Haus des Doctor Trabacchio in Flammen stand. Das Volk lief zusammen und jauchzte und jubelte, als es des verruchten Hexenmeisters Wohnung brennen sah, ohne auch nur das Mindeste zur Rettung zu thun. Schon war das Dach eingestürzt, das inwendige Holzwerk flammte zu den Wänden heraus, und nur die starken Balken des obern Stocks widerstanden noch der Gewalt des Feuers. Aber vor Entsetzen schrie das Volk auf, als es Trabacchio's zwölfjährigen Sohn mit einem Kistchen unter dem Arm einen dieser glimmenden Balken entlang schreiten sah. Nur einen Moment dauerte diese Erscheinung; sie verschwand plötzlich in den hochaufschlagenden Flammen.

Der Doctor Trabacchio schien sich herzinniglich zu freuen, als er diese Begebenheit erfuhr, und ging mit verwegener Frechheit zum Tode. Als man ihn an den Pfahl band, lachte

er hell auf und sagte zu dem Henker, der ihn mordlustig recht fest anschnürte: „Sieh Dich vor, Geselle, daß diese Stricke nicht an Deinen Fäusten brennen!“ Dem Mönch, der sich ihm zuletzt noch nahen wollte, rief er mit fürchterlicher Stimme zu: „Fort! Zurück von mir! Glaubst Du denn, daß ich so dumm sein werde, Euch zu Gefallen einen schmerzlichen Tod zu leiden? — Noch ist meine Stunde nicht gekommen.“ — Nun fing das angezündete Holz an zu prasseln; kaum erreichte aber die Flamme den Trabacchio, als es hell aufloderte wie Strohfeuer und von einer fernen Anhöhe ein gellendes Hohngelächter sich hören ließ. Alles schaute hin, und Grausen ergriff das Volk, als es den Doctor Trabacchio leibhaft in dem schwarzen Kleide, dem goldverbrämten Mantel, den Stoßdegen an der Seite, den niedergekrämpten spanischen Hut mit der rothen Feder auf dem Kopfe, das Kistchen unter dem Arm, ganz wie er sonst durch die Straßen von Neapel zu laufen pflegte, erblickte. Reiter, Sbirren, hundert Andere aus dem Volk stürzten hin nach dem Hügel; aber Trabacchio war und blieb verschwunden. Die Alte gab ihren Geist auf unter den entsetzlichsten Qualen, unter den gräßlichsten Verwünschungen ihres verruchten Herrn, mit dem sie unzählige Verbrechen getheilt. —

Der sogenannte Ignaz Denner war nun kein Anderer als eben der Sohn des Doctors, der sich damals durch die höllischen Künste seines Vaters mit einem Kistchen der seltensten und geheimnißvollsten Kostbarkeiten aus den Flammen rettete. Schon seit der frühesten Jugend unterrichtete ihn der Vater in den geheimen Wissenschaften, und seine Seele war dem Teufel verschrieben, noch ehe er sein volles Bewußtsein erlangt. Als man den Doctor Trabacchio ins Gefängniß warf, blieb der Knabe in dem geheimnißvollen verschlossenen Gewölbe unter den verworfenen Geistern, die des Vaters höllischer Zauber hineingebannt; da aber endlich dieser Zauber der Macht des Dominikaners weichen mußte, ließ der Knabe die verborgenen mechanischen Kräfte wirken, und Flammen entzündeten sich, die in wenigen Minuten das ganze Haus in Brand steckten, während der Knabe selbst unversehrt durch das

Feuer fort zum Thore hinaus in den Wald eilte, den ihm der Vater bezeichnet hatte. Nicht lange dauerte es, so erschien auch Doctor Trabacchio und floh schnell mit dem Sohne, bis sie, wol an drei Tagereisen von Neapel, in die Ruinen eines alten römischen Gebäudes kamen, wo der Eingang zu einer weiten geräumigen Höhle versteckt lag. Hier wurde der Doctor Trabacchio von einer zahlreichen Räuberbande, mit der er längst in Verbindung gestanden, und der er durch seine geheime Wissenschaft die wesentlichsten Dienste geleistet, mit lautem Jubel empfangen.

Die Räuber wollten ihn mit nichts Geringerem lohnen als mit der Krönung zum Räuberkönige, wodurch er sich zum Oberhaupt aller Banden, die in Italien und dem südlichen Deutschland verbreitet waren, aufgeschwungen hätte. Der Doctor Trabacchio erklärte, diese Würde nicht annehmen zu können, da er der besondern Constellation wegen, die über ihm walte, nunmehr ein ganz unstetes Leben führen müsse und von keinem Verhältniß gebunden werden könne; doch werde er noch immer den Räubern mit seiner Kunst und Wissenschaft beistehen und sich dann und wann sehen lassen. Da beschlossen die Räuber, den zwölfjährigen Trabacchio zum Räuberkönig zu wählen, und damit war der Doctor höchlich zufrieden, so daß der Knabe von Stund an unter den Räubern blieb und, als er funfzehn Jahr alt worden, schon als wirkliches Oberhaupt mit ihnen auszog.

Sein ganzes Leben war von nun an ein Gewebe von Gräuelthaten und Teufelskünsten, in welche ihn der Vater, der sich oftmals blicken ließ und zuweilen wochenlang einsam mit seinem Sohne in der Höhle blieb, immer mehr einweihte. Die kräftigen Maßregeln des Königs von Neapel gegen die Räuberbanden, die immer kecker und verwegener wurden, noch mehr aber die entstandenen Zwistigkeiten der Räuber hoben endlich das gefährliche Bündniß unter einem Oberhaupte auf, und den Trabacchio selbst, der sich durch seinen Stolz und durch seine Grausamkeit verhaßt gemacht hatte, konnten seine vom Vater erlernten Teufelskünste nicht vor den Dolchen seiner Untergebenen schützen. Er floh nach der Schweiz, gab

sich den Namen Ignaz Denner und besuchte als reisender Kaufmann die Messen und Jahrmärkte in Deutschland, bis sich aus den zerstreuten Gliedern jener großen Bande eine kleinere bildete, die den vormaligen Räuberkönig zu ihrem Oberhaupt wählte. Trabacchio versicherte, wie sein Vater noch zur Stunde lebe, ihn noch im Gefängniß besucht und Rettung von der Gerichtsstätte versprochen habe. Nur dadurch, daß, wie er nun wohl einsehe, göttliche Schickung den Andres vom Tode errettet, sei die Macht seines Vaters entkräftet worden, und er wolle nun als reuiger Sünder allen Teufelskünsten abschwören und geduldig die gerechte Todesstrafe erleiden. —

Andres, der Alles dieses aus dem Munde des Grafen von Bach erfuhr, zweifelte keinen Augenblick, daß es wol eben Trabacchio's Bande gewesen, die ehemals im Neapolitanischen seinen Herrn anfiel, so wie er überzeugt war, daß der alte Doctor selbst im Gefängniß ihm wie der leibhafte Satan erschienen und ihn verlocken wollte zum bösen Beginnen. Nun sah er erst recht ein, in welch großer Gefahr er geschwebt hatte seit der Zeit, als Denner in sein Haus getreten, wiewol er noch immer nicht begreifen konnte, warum es denn der Verruchte so ganz und gar auf ihn und sein Weib gemünzt hatte, da der Vortheil, den er aus seinem Aufenthalt in dem Jägerhause zog, nicht so bedeutend sein konnte.

Andres befand sich nach den entsetzlichen Stürmen nun in ruhiger glücklicher Lage; allein zu erschütternd hatten jene Stürme getobt, um nicht in seinem ganzen Leben dumpf nachzuhallen. Außer dem, daß Andres, sonst ein starker, kräftiger Mann, durch den Gram, durch das lange Gefängniß, ja durch den unsäglichen Schmerz der Tortur körperlich zu Grunde gerichtet, siech und krank daherschwankte und kaum noch die Jagd treiben konnte, so welkte auch Giorgina, deren südliche Natur von dem Grame, von der Angst, von dem Entsetzen wie von brennender Gluth aufgezehrt wurde, zusehends hin. Keine Hilfe war für sie mehr vorhanden; sie starb wenige Monate nach ihres Mannes Rückkehr. Andres

wollte verzweifeln, und nur der wunderschöne kluge Knabe, der Mutter getreues Ebenbild, vermochte ihn zu trösten. Um dieses willen that er Alles, sein Leben zu erhalten und sich so viel als möglich zu kräftigen, so daß er nach Verlauf von beinahe zwei Jahren wol an Gesundheit zugenommen und manchen lustigen Jägergang in den Forst unternehmen konnte. — Der Prozeß wider den Trabacchio hatte endlich sein Ende erreicht, und er war, so wie vor alter Zeit sein Vater, zum Tode durchs Feuer verdammt worden, den er in weniger Zeit erleiden sollte. —

Andres kam eines Tages, als die Abenddämmerung schon eingebrochen, mit seinem Knaben aus dem Forst zurück; schon war er dem Schlosse nahe, als er ein klägliches Gewimmer vernahm, das aus dem ihm nahen ausgetrockneten Feldgraben zu kommen schien. Er eilte näher und erblickte einen Menschen, der, in elende schmutzige Lumpen gehüllt, im Graben lag und unter großen Schmerzen den Geist aufgeben zu wollen schien. Andres warf Flinte und Büchsensack ab und zog mit Mühe den Unglücklichen heraus; aber als er nun dem Menschen ins Gesicht blickte, erkannte er mit Entsetzen den Trabacchio. Zurückschaudernd ließ er von ihm ab; aber da wimmerte Trabacchio dumpf: „Andres, Andres, bist Du es? Um der Barmherzigkeit Gottes willen, der ich meine Seele empfohlen, habe Mitleid mit mir! Wenn Du mich rettest, rettest Du eine Seele von ewiger Verdammniß; denn bald ereilt mich ja der Tod, und noch nicht vollendet ist meine Buße!" — „Verdammter Heuchler!" schrie Andres auf, „Mörder meines Kindes, meines Weibes, hat Dich nicht der Satan wieder hergeführt, damit Du mich vielleicht noch verderbest? Ich habe mit Dir nichts zu schaffen. Stirb und vermodere wie ein Aas, Verruchter!" Andres wollte ihn zurückstoßen in den Graben; da heulte Trabacchio in wildem Jammer: „Andres! Du rettest den Vater Deines Weibes, Deiner Giorgina, die für mich betet am Throne des Höchsten!" Andres schauderte zusammen; mit Giorgina's Namen fühlte er sich von schmerzlicher Wehmuth ergriffen. Mitleid mit dem Mörder seiner Ruhe, seines Glückes durchdrang ihn; er faßte den Trabacchio,

lud ihn mit Mühe auf und trug ihn nach seiner Wohnung, wo er ihn mit stärkenden Mitteln erquickte. Bald erwachte Trabacchio aus der Ohnmacht, in die er versunken. —

In der Nacht vor der Hinrichtung hatte den Trabacchio die entsetzlichste Todesangst ergriffen; er war überzeugt, daß ihn nichts von der namenlosen Marter des Feuertodes retten würde. Da faßte und rüttelte er in wahnsinniger Verzweiflung die Eisenstäbe des Gitterfensters, und zerbröckelt blieben sie in seinen Händen. Ein Strahl der Hoffnung fiel in seine Seele. Man hatte ihn in einen Thurm dicht neben dem trockenen Stadtgraben gesperrt; er schaute in die Tiefe, und der Entschluß, sich hinabzustürzen und so sich zu retten oder zu sterben, war auf der Stelle gefaßt. Der Ketten hatte er sich bald mit geringer Anstrengung entledigt. Als er sich hinauswarf, vergingen ihm die Sinne; er erwachte, als die Sonne hell strahlte. Da sah er, wie er zwischen Strauchwerk in hohes Gras gefallen; aber an allen Gliedern verstaucht und verrenkt, vermochte er sich nicht zu regen und zu rühren. Schmeißfliegen und anderes Ungeziefer setzten sich auf seinen halbnackten Körper und stachen und leckten sein Blut, ohne daß er sie abwehren konnte. So brachte er einen martervollen Tag hin. Erst des Nachts gelang es ihm, weiter zu kriechen, und er war glücklich genug, an eine Stelle zu kommen, wo sich etwas Regenwasser gesammelt hatte, welches er begierig einschlürfte. Er fühlte sich gestärkt und vermochte mühsam hinanzuklimmen und sich fortzuschleichen, bis er den Forst erreichte, der unfern von Fulda anhob und sich beinahe bis an das Bach'sche Schloß erstreckte.

So war er bis in die Gegend gekommen, wo ihn Andres mit dem Tode ringend fand. Die entsetzliche Anstrengung der letzten Kraft hatte ihn ganz erschöpft, und wenige Minuten später hätte ihn Andres sicherlich todt gefunden. Ohne daran zu denken, was künftig mit dem Trabacchio, der der Obrigkeit entflohen, werden solle, brachte ihn Andres in ein einsames Zimmer und pflegte ihn auf alle nur mögliche Weise; aber so behutsam ging er dabei zu Werke, daß Niemand die Anwesenheit des Fremden ahnte; denn selbst der Knabe, ge-

wohnt, dem Vater blindlings zu gehorchen, verschwieg getreulich das Geheimniß.

Andres frug nun den Trabacchio, ob er denn gewiß und wahrhaftig Giorgina's Vater sei. — „Allerdings bin ich das," erwiderte Trabacchio. „In der Gegend von Neapel entführte ich einst ein bildschönes Mädchen, die mir eine Tochter gebar. Nun weißt Du schon, Andres, daß eines der größten Kunststücke meines Vaters die Bereitung jenes köstlichen wundersamen Liquors war, wozu das Hauptingredienz das Herzblut von Kindern ist, die neun Wochen, neun Monate oder neun Jahre alt und von den Eltern dem Laboranten freiwillig anvertraut sein müssen. Je näher die Kinder mit dem Laboranten in Beziehung stehen, desto wirkungsvoller entsteht aus ihrem Herzblut Lebenskraft, stete Verjüngung, ja, selbst die Bereitung des künstlichen Goldes. Deshalb schlachtete mein Vater seine Kinder, und ich war froh, das Töchterlein, das mir mein Weib geboren, auf solche verruchte Weise höheren Zwecken opfern zu können. Noch kann ich nicht begreifen, auf welche Weise mein Weib die böse Absicht ahnte; aber sie war vor Ablauf der neunten Woche verschwunden, und erst nach mehreren Jahren erfuhr ich, daß sie in Neapel gestorben sei und ihre Tochter Giorgina bei einem grämlichen, geizhalsigen Gastwirth erzogen würde. Ebenso wurde mir ihre Verheirathung mit Dir und Dein Aufenthalt bekannt. Nun kannst Du Dir erklären, Andres, warum ich Deinem Weibe gewogen war und warum ich, ganz erfüllt von meinen verruchten Teufelskünsten, Deinen Kindern so nachstellte. — Aber Dir, Andres, Dir allein und Deiner wunderbaren Rettung durch Gottes Allmacht verdanke ich meine tiefe Reue, meine innere Zerknirschung. Uebrigens ist das Kistchen mit Kleinodien, das ich Deinem Weibe gab, dasjenige, welches ich auf des Vaters Geheiß aus den Flammen rettete. Du kannst es getrost aufbewahren für Deinen Knaben."

„Das Kistchen", fiel Andres ein, „hat Euch ja Giorgina wiedergegeben an jenem schrecklichen Tage, da Ihr den gräßlichen Mord verübtet." — „Allerdings," erwiderte Trabacchio;

„allein ohne daß es Giorgina wußte, kam es wieder in Euern Besitz. Seht nur nach in der großen schwarzen Truhe, die in Eurem Hausflur steht; da werdet Ihr das Kistchen auf dem Boden finden!“ Andres suchte in der Truhe und fand das Kistchen wirklich ganz in dem Zustande wieder, wie er es damals zum ersten Mal von Trabacchio in Verwahrung erhalten.

Andres fühlte in sich einen heimlichen Unmuth; ja, er konnte sich des Wunsches nicht erwehren, daß Trabacchio todt gewesen sein möge, als er ihn im Graben fand. Freilich schien Trabacchio's Reue und Buße wahrhaft zu sein; denn ohne seine Klause zu verlassen, brachte er seine Zeit nur damit hin, in andächtigen Büchern zu lesen, und seine einzige Ergetzlichkeit war die Unterhaltung mit dem kleinen Georg, den er über Alles zu lieben schien. Andres beschloß indessen, doch auf seiner Hut zu sein, und eröffnete bei erster Gelegenheit das ganze Geheimniß dem Grafen von Vach, der über das seltene Spiel des Schicksals nicht wenig verwundert war.

So vergingen einige Monate; der Spätherbst war eingetreten und Andres mehr auf der Jagd als sonst. Der Kleine blieb gewöhnlich bei dem Großvater und einem alten Jäger, der um das Geheimniß wußte. Eines Abends war Andres von der Jagd zurückgekehrt, als der alte Jäger hereintrat und nach seiner treuherzigen Weise anfing: „Herr, Ihr habt einen bösen Kumpan im Hause. Zu dem kommt der — Gottseibeiuns durchs Fenster und geht wieder ab in Rauch und Dampf.“

Dem Andres wurde es bei dieser Rede zu Muth, als hätt' ihn ein Blitzstrahl getroffen. Er wußte nur zu genau, was das zu bedeuten hatte, als ihm der alte Jäger weiter erzählte, wie er schon mehrere Tage hinter einander in später Abenddämmerung in Trabacchio's Zimmer seltsame Stimmen gehört, die wie im Zank durch einander geplappert, und heute zum zweiten Mal habe es ihm, indem er Trabacchio's Thüre schnell geöffnet, geschienen, als rausche eine Gestalt im rothen goldverbrämten Mantel zum Fenster hinaus. In vollem Zorn eilte Andres hinauf zum Trabacchio, hielt ihm vor, was sein

Jäger ausgesagt, und kündigte ihm an, daß er sich's gefallen lassen müsse, ins Schloßgefängniß gesperrt zu werden, wenn er nicht allen bösen Schritten entsage. Trabacchio blieb ruhig und erwiderte im wehmüthigen Ton: „Ach, lieber Andres, nur zu wahr ist es, daß mein Vater, dessen Stündlein noch immer nicht gekommen, mich auf unerhörte Weise peinigt und quält. Er will, daß ich mich ihm wieder zuwende und der Frömmigkeit, dem Heil meiner Seele entsage; allein ich bin standhaft geblieben und glaube nicht, daß er wiederkehren wird, da er gesehen, daß er nicht mehr über mich Macht hat. Bleibe ruhig, lieber Sohn Andres, und laß mich bei Dir als ein frommer Christ versöhnt mit Gott sterben!"

In der That schien auch die feindliche Gestalt auszubleiben. Indessen war es, als würden Trabacchio's Augen wieder glühender; er lächelte zuweilen so seltsam höhnisch wie sonst. Während der Betstunde, die Andres jeden Abend mit ihm zu halten pflegte, schien er oft krampfhaft zu erzittern. Zuweilen strich eine seltsam pfeifende Zugluft durch das Zimmer, welche die Blätter der Gebetbücher raschelnd umschlug, ja die Bücher selbst dem Andres aus den Händen warf. „Gottloser Trabacchio, verruchter Satan! Du bist es, der hier höllischen Spuk treibt. — Was willst Du von mir? — Hebe Dich weg, denn Du hast keine Macht über mich! — Hebe Dich weg!" So rief Andres mit starker Stimme. Da lachte es höhnisch durch das Zimmer hin und schlug wie mit schwarzen Fittigen an das Fenster. Und doch war es nur der Regen, der an das Fenster geschlagen, und der Herbstwind, der durch das Zimmer geheult, wie Trabacchio meinte, als das Unwesen wieder einmal recht arg war und Georg vor Angst weinte.

„Nein," rief Andres, „Euer gottloser Vater könnte hier nicht so herumspuken, wenn Ihr aller und jeder Gemeinschaft mit ihm entsagt hättet. Ihr müßt fort von mir. Eure Wohnung ist Euch längst bereitet. Ihr müßt fort ins Schloßgefängniß; dort möget Ihr Euren Spuk treiben, wie Ihr wollt." Trabacchio weinte heftig; er bat um aller Heiligen willen, ihn im Hause zu dulden, und Georg, ohne zu begreifen, was das Alles wol bedeute, stimmte in seine Bitten ein. — „So bleibt denn noch

morgen hier!" sagte Andres; „Ich will sehen, wie es mit der Betstunde gehen wird, wenn ich heimkomme von der Jagd."

Am andern Tage gab es herrliches Herbstwetter und Andres versprach sich eine reiche Beute. Als er von dem Anstand zurückkehrte, war es ganz finster geworden. Er fühlte sich im innersten Gemüth besonders bewegt; seine merkwürdigen Schicksale, Giorgina's Bild, sein ermordeter Knabe traten ihm so lebendig vor Augen, daß er, tief in sich gekehrt, immer langsamer und langsamer den Jägern nachschlenderte, bis er sich endlich unversehens auf einem Nebenwege allein im Forst befand. Im Begriff, zurückzukehren in den breiten Waldweg, wurde er ein blendendes Licht gewahr, welches durch das dickste Gebüsch flackerte.

Da ergriff ihn eine wunderbare, verworrene Ahnung großer Gräuelthat, die verübt werde. Er drang durch das Dickicht — er war dem Feuer nahe, — da stand des alten Trabacchio Gestalt im goldverbrämten Mantel, den Stoßdegen an der Seite, den niedergekrämpten Hut mit rother Feder auf dem Kopfe, das Arzneikistchen unterm Arm. Mit glühenden Augen blickte die Gestalt in das Feuer, das wie in roth und blau flammenden Schlangen unter einer Retorte hervorloderte. Vor dem Feuer lag Georg nackt ausgebreitet auf einer Art Rost, und der verruchte Sohn des satanischen Doctors hatte hoch das funkelnde Messer erhoben zum Todesstoß. Andres schrie auf vor Entsetzen; aber sowie der Mörder sich umblickte, sauste schon die Kugel aus Andres' Büchse, und Trabacchio stürzte mit zerschmettertem Gehirn über das Feuer hin, das im Augenblick erlosch. Die Gestalt des Doctors war verschwunden. Andres sprang hinzu, stieß den Leichnam beiseite, band den armen Georg los und trug ihn schnell fort ins Haus. Dem Knaben fehlte nichts; nur die Todesangst hatte ihn ohnmächtig gemacht. Den Andres trieb es hinaus in den Wald; er wollte sich von Trabacchio's Tode überzeugen und den Leichnam gleich verscharren. Er weckte daher den alten Jäger, der in tiefen, wahrscheinlich von Trabacchio bewirkten Schlaf gesunken, und Beide gingen mit Laterne, Hacke und Spaten an die nicht weit entlegene Stelle.

Da lag der blutige Trabacchio; aber sowie Andres sich näherte, richtete er sich mit halbem Leibe auf, starrte ihn gräßlich an und röchelte dumpf: „Mörder! Mörder des Vaters Deines Weibes! Aber meine Teufel sollen Dich quälen!" — „Fahre zur Hölle, Du satanischer Bösewicht!" schrie Andres, der dem Entsetzen, das ihn übermannen wollte, widerstand; „fahre hin zur Hölle, Du, der Du den Tod hundertfältig verdient hast, dem ich den Tod gab, weil er verruchten Mord an meinem Kinde, an dem Kinde seiner Tochter, verüben wollte! Du hast nur Buße und Frömmigkeit geheuchelt um schändlichen Verrathes willen; aber nun bereitet der Satan manche Qual Deiner Seele, die Du ihm verkauft." Da sank Trabacchio heulend zurück, und immer dumpfer und dumpfer wimmernd, gab er seinen Geist auf.

Nun gruben die beiden Männer ein tiefes Loch, in das sie Trabacchio's Körper warfen. „Sein Blut komme nicht über mich!" sprach Andres; „aber ich konnte nicht anders, ich war dazu ausersehen von Gott, meinen Georg zu retten und hundertfältige Frevel zu rächen. Doch will ich für seine Seele beten und ein kleines Kreuz auf sein Grab stellen."

Als andern Tages Andres dieses Vorhaben ausführen wollte, fand er die Erde aufgewühlt; der Leichnam war verschwunden. Ob das nun von wilden Thieren oder wie sonst bewirkt, blieb im Zweifel. Andres ging mit seinem Knaben und dem alten Jäger zum Grafen von Vach und berichtete treulich die ganze Begebenheit. Der Graf von Vach billigte die That des Andres, der zur Rettung seines Sohnes einen Räuber und Mörder niedergestreckt hatte, und ließ den ganzen Verlauf der Sache niederschreiben und im Archiv des Schlosses aufbewahren. —

Die schreckliche Begebenheit hatte den Andres tief im Innersten erschüttert, und wol mochte er sich deshalb, wenn die Nacht eingebrochen, schlaflos auf dem Lager wälzen. Aber wenn er so zwischen Wachen und Träumen hinbrütete, da hörte er es im Zimmer knistern und rauschen, und ein rother Schein fuhr hindurch und verschwand wieder. Sowie er anfing, zu horchen und zu schauen, da murmelte es dumpf:

„Nun bist Du Meister — Du hast den Schatz — Du hast den Schatz! — Gebeut über die Kraft, sie ist Dein!“ — Dem Andres war es, als wolle ein unbekanntes Gefühl ganz eigener Wohlbehaglichkeit und Lebenslust in ihm aufgehen; aber sowie die Morgenröthe durch die Fenster brach, da ermannte sich Andres und betete, wie er es zu thun gewohnt, kräftig und inbrünstig zu dem Herrn, der seine Seele erleuchtete. „Ich weiß, was nun noch meines Amtes und Berufs ist, um den Versucher zu bannen und die Sünde abzuwenden von meinem Hause!“ — So sprach Andres, nahm Trabacchio's Kistchen und warf es, ohne es zu öffnen, in eine tiefe Bergschlucht. Nun genoß Andres eines ruhigen heitern Alters, das keine feindliche Macht zu zerstören vermochte.

Die Jesuitenkirche in G.

In eine elende Postchaise gepackt, die die Motten, wie die Ratten Prospero's Fahrzeug,*) aus Instinct verlassen hatten, hielt ich endlich nach halsbrechender Fahrt, halbgerädert, vor dem Wirthshause auf dem Markte in G. Alles Unglück, das mir selbst begegnen können, war auf meinen Wagen gefallen, der zerbrochen bei dem Postmeister der letzten Station lag. Vier magere, abgetriebene Pferde schleppten nach mehreren Stunden endlich mit Hilfe mehrerer Bauern und meines Bedienten das baufällige Reisehaus herbei. Die Sachverständigen kamen, schüttelten die Köpfe und meinten, daß eine Hauptreparatur nöthig sei, die zwei, auch wol drei Tage dauern könne. Der Ort schien mir freundlich, die Gegend anmuthig, und doch erschrak ich nicht wenig über den mir gedrohten Aufenthalt.

Warst Du, günstiger Leser, jemals genöthigt, in einer kleinen Stadt, wo Du Niemanden, Niemanden kanntest, wo Du Jedem fremd bliebst, drei Tage zu verweilen, und hat nicht irgend ein tiefer Schmerz den Drang nach gemüthlicher Mittheilung in Dir weggezehrt, so wirst Du mein Unbehagen mit mir fühlen. In dem Wort geht ja erst der Geist des Lebens auf in Allem um uns her; aber die Kleinstädter sind wie ein in sich selbst verübtes, abgeschlossenes Orchester eingespielt und eingesungen; nur ihre eigenen Stücke gehen rein und richtig; jeder Ton des Fremden dissonirt ihren Ohren und bringt sie augenblicklich zum Schweigen.

Recht mißlaunig schritt ich in meinem Zimmer auf und ab. Da fiel mir plötzlich ein, daß ein Freund in der Heimath, der ehemals ein paar Jahre hindurch in G. gewesen, oft von

*) In Shakespeare's „Sturm". — A. d. H.

einem gelehrten, geistreichen Manne sprach, mit dem er damals viel umgegangen. Auch des Namens erinnerte ich mich: es war der Professor im Jesuiter-Collegio Aloysius Walter. Ich beschloß, hinzugehen und meines Freundes Bekanntschaft für mich selbst zu nutzen. Man sagte mir im Collegio, daß Professor Walter zwar eben lese, aber in kurzer Zeit endigen werde, und stellte mir frei, ob ich wiederkommen oder in den äußeren Sälen verweilen wolle. Ich wählte das Letzte.

Ueberall sind die Klöster, die Collegien, die Kirchen der Jesuiten in jenem italienischen Stil gebaut, der, auf antike Form und Manier gestützt, die Anmuth und Pracht dem heiligen Ernst, der religiösen Würde vorzieht. So waren auch hier die hohen, luftigen, hellen Säle mit reicher Architektur geschmückt, und sonderbar genug stachen gegen Heiligenbilder, die hie und da an den Wänden zwischen ionischen Säulen hingen, die Superporten*) ab, welche durchgehends Genientänze oder gar Früchte und Leckerbissen der Küche darstellten.

Der Professor trat ein; ich erinnerte ihn an meinen Freund und nahm auf die Zeit meines gezwungenen Aufenthaltes seine Gastlichkeit in Anspruch. Ganz, wie ihn mein Freund beschrieben, fand ich den Professor: hellgesprächig — weltgewandt — kurz, ganz in der Manier des höhern Geistlichen, der, wissenschaftlich ausgebildet, oft genug über das Brevier hinweg in das Leben geschaut hat, um genau zu wissen, wie es darin hergeht. Als ich sein Zimmer auch mit moderner Eleganz eingerichtet fand, kam ich auf meine vorigen Bemerkungen in den Sälen zurück, die ich gegen den Professor laut werden ließ. — „Es ist wahr," erwiderte er, „wir haben jenen düstern Ernst, jene sonderbare Majestät des niederschmetternden Tyrannen, die im gothischen Bau unsere Brust beklemmt, ja, wol ein unheimliches Grauen erregt, aus unseren Gebäuden verbannt, und es ist wol verdienstlich, unsern Werken die regsame Heiterkeit der Alten

*) Gemälde und Verzierungen über den Thüren. — A. d. H.

anzueignen." — „Sollte aber", erwiderte ich, „nicht eben jene heilige Würde, jene hohe zum Himmel strebende Majestät des gothischen Baues recht von dem wahren Geist des Christenthums erzeugt sein, der, übersinnlich, dem sinnlichen, nur in dem Kreis des Irdischen bleibenden Geiste der antiken Welt geradezu widerstrebt?"

Der Professor lächelte. „Ei," sprach er, „das höhere Reich soll man erkennen in dieser Welt, und diese Erkenntniß darf geweckt werden durch heitere Symbole, wie sie das Leben, ja, der aus jenem Reich ins irdische Leben herabgekommene Geist, darbietet. Unsere Heimath ist wol dort droben; aber so lange wir hier hausen, ist unser Reich auch von dieser Welt." — Ja wol, dachte ich, in Allem, was Ihr thatet, beweiset Ihr, daß Euer Reich von dieser Welt, ja, nur allein von dieser Welt ist. Ich sagte aber das, was ich dachte, keineswegs dem Professor Aloysius Walter, welcher also fortfuhr: „Was Sie von der Pracht unserer Gebäude hier am Orte sagen, möchte sich wol nur auf die Annehmlichkeit der Form beziehen. Hier, wo der Marmor unerschwinglich ist, wo große Meister der Malerkunst nicht arbeiten mögen, hat man sich, der neuern Tendenz gemäß, mit Surrogaten behelfen müssen. Wir thun viel, wenn wir uns zum polirten Gips versteigen; mehrentheils schafft nur der Maler die verschiedenen Marmorarten, wie es eben jetzt in unserer Kirche geschieht, die, Dank sei es der Freigebigkeit unserer Patrone, neu dekorirt wird."

Ich äußerte den Wunsch, die Kirche zu sehen; der Professor führte mich hinab, und als ich in den korinthischen Säulengang, der das Schiff der Kirche formte, eintrat, fühlte ich wohl den nur zu freundlichen Eindruck der zierlichen Verhältnisse. Dem Hochaltare links war ein hohes Gerüste errichtet, auf dem ein Mann stand, der die Wände in Giallo antik*) übermalte. — „Nun, wie geht es, Berthold?" rief der Professor hinauf. Der Maler wandte sich nach uns um;

*) Giallo antico ist der gelbe dichte Marmor des Alterthums, — hier dessen Nachahmung. — A. d. H.

aber gleich fuhr er wieder fort zu arbeiten, indem er mit dumpfer beinahe unvernehmbarer Stimme sprach: „Viel Plage — krummes, verworrenes Zeug — kein Lineal zu brauchen — Thiere — Affen — Menschengesichter — Menschengesichter — o, ich elender Thor!“ Das Letzte rief er laut mit einer Stimme, die nur der tiefste, im Innersten wühlende Schmerz erzeugt. Ich fühlte mich auf die seltsamste Weise angeregt; jene Worte und der Ausdruck des Gesichts, der Blick, womit er zuvor den Professor anschaute, brachten mir das ganze zerrissene Leben eines unglücklichen Künstlers vor Augen.

Der Mann mochte kaum über vierzig Jahre alt sein; seine Gestalt, war sie auch durch den unförmlichen, schmutzigen Maleranzug entstellt, hatte was unbeschreiblich Edles, und der tiefe Gram konnte nur das Gesicht entfärben, das Feuer, was in den schwarzen Augen strahlte, aber nicht auslöschen. Ich frug den Professor, was es mit dem Maler wol für eine Bewandniß habe. — „Es ist ein fremder Künstler,“ erwiderte er, „der sich gerade zu der Zeit hier einfand, als die Reparatur der Kirche beschlossen worden. Er unternahm die Arbeit, die wir ihm antrugen, mit Freuden, und in der That war seine Ankunft ein Glücksfall für uns; denn weder hier noch in der Gegend weit umher hätten wir einen Maler auftreiben können, der für Alles, dessen es hier zu malen bedarf, so tüchtig gewesen wäre. Uebrigens ist es der gutmüthigste Mensch von der Welt, den wir Alle recht lieben, und so kommt es denn, daß er in unserm Collegio gut aufgenommen wurde. Außer dem ansehnlichen Honorar, das er für seine Arbeit erhält, verköstigen wir ihn. Dies ist aber für uns ein sehr geringer Aufwand; denn er ist beinahe zu mäßig, welches freilich seinem kränklichen Körper zusagen mag.“

„Aber“, fiel ich ein, „er schien heute so mürrisch — so aufgeregt.“ — „Das hat seine besondere Ursache,“ erwiderte der Professor; „doch lassen Sie uns einige schöne Gemälde der Seiten-Altäre anschauen, die vor einiger Zeit ein glücklicher Zufall uns verschaffte! Nur ein einziges Original, ein

Dominichino, ist dabei; die anderen sind von unbekannten Meistern der italienischen Schule; aber, sind Sie vorurtheilsfrei, so werden Sie gestehen müssen, daß jedes den berühmtesten Namen tragen dürfte." Ich fand es ganz so, wie der Professor gesagt hatte. Es war seltsam, daß das einzige Original gerade zu den schwächern Stücken gehörte, war es nicht wirklich das schwächste, und daß dagegen die Schönheit mancher Gemälde ohne Namen mich unwiderstehlich hinriß.

Ueber das Gemälde eines Altars war eine Decke herabgelassen; ich frug nach der Ursache. „Dies Bild", sprach der Professor, „ist das schönste, was wir besitzen; es ist das Werk eines jungen Künstlers der neueren Zeit — gewiß sein letztes; denn sein Flug ist gehemmt. Wir mußten in diesen Tagen das Gemälde aus gewissen Gründen verhängen lassen; doch bin ich vielleicht morgen oder übermorgen im Stande, es Ihnen zu zeigen."

Ich wollte weiter fragen; indessen schritt der Professor rasch durch den Gang fort, und das war genug, um seine Unlust zu zeigen, mir weiter zu antworten. Wir gingen in das Collegium zurück, und gern nahm ich des Professors Einladung an, der mit mir nachmittags einen nah gelegenen Lustort besuchen wollte. Spät kehrten wir heim; ein Gewitter war aufgestiegen, und kaum langte ich in meiner Wohnung an, als der Regen herabströmte. Es mochte wol schon Mitternacht sein; da klärte sich der Himmel auf, und nur noch entfernt murmelte der Donner. Durch die geöffneten Fenster wehte die laue, mit Wohlgerüchen geschwängerte Luft in das dumpfe Zimmer. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, unerachtet ich müde genug war, noch einen Gang zu machen; es glückte mir, den mürrischen Hausknecht, der schon seit zwei Stunden schnarchen mochte, zu erwecken und ihn zu bedeuten, daß es kein Wahnsinn sei, noch um Mitternacht spazieren zu gehen.

Bald befand ich mich auf der Straße. Als ich bei der Jesuiterkirche vorüberging, fiel mir das blendende Licht auf, das durch ein Fenster strahlte. Die kleine Seitenpforte war nur angelehnt; ich trat hinein und wurde gewahr, daß vor

einer hohen Blende eine Wachsfackel brannte. Näher gekommen, bemerkte ich, daß vor der Blende ein Netz von Bindfaden aufgespannt war, hinter dem eine dunkle Gestalt eine Leiter hinauf und hinunter sprang und in die Blende etwas hineinzuzeichnen schien. Es war Berthold, der den Schatten des Netzes mit schwarzer Farbe genau überzog. Neben der Leiter auf einer hohen Staffelei stand die Zeichnung eines Altars. Ich erstaunte über den sinnreichen Einfall.

Bist Du, günstiger Leser, mit der edlen Malerkunst was Weniges vertraut, so wirst Du ohne weitere Erklärung sogleich wissen, was es mit dem Netz, dessen Schattenstriche Berthold in die Blende hineinzeichnete, für eine Bewandniß hat. Berthold sollte in die Blende einen hervorspringenden Altar malen. Um die kleine Zeichnung richtig in das Große zu übertragen, mußte er Beides, den Entwurf und die Fläche, worauf der Entwurf ausgeführt werden sollte, dem gewöhnlichen Verfahren gemäß mit einem Netz überziehen. Nun war es aber keine Fläche, sondern eine halbrunde Blende, worauf gemalt werden sollte; die Gleichung der Quadrate, die die krummen Linien des Netzes auf der Höhlung bildeten, mit den geraden des Entwurfs und die Berichtigung der architektonischen Verhältnisse, die sich herausspringend darstellen sollten, war daher nicht anders zu finden als auf jene einfache geniale Weise.

Wohl hütete ich mich, vor die Fackel zu treten und mich so durch meinen Schlagschatten zu verrathen; aber nahe genug zur Seite stand ich, um den Maler genau zu beobachten. Er schien mir ganz ein Anderer, — vielleicht war es nur Wirkung des Fackelscheins; aber sein Gesicht war geröthet, seine Augen blitzten wie vor innerm Wohlbehagen, und als er seine Linien fertig gezeichnet, stellte er sich mit in die Seite gestemmten Händen vor die Blende hin und pfiff, die Arbeit beschauend, ein munteres Liedchen. Nun wandte er sich um und riß das aufgespannte Netz herunter. Da fiel ihm meine Gestalt ins Auge. „Heda, heda!“ rief er laut, „seid Ihr es, Christian?“ — Ich trat auf ihn zu, erklärte ihm, was mich in die Kirche gelockt, und den sinnreichen Einfall mit dem

Schattennetz hochpreisend, gab ich mich als Kenner und Aus- über der edlen Malerkunst zu erkennen. Ohne mir darauf weiter zu antworten, sprach Berthold: „Christian ist auch weiter nichts als ein Faullenzer; treu wollte er aushalten bei mir die ganze Nacht hindurch, und nun liegt er gewiß irgendwo auf dem Ohr. — Mein Werk muß vorrücken; denn morgen malt sich's vielleicht hier in der Blende teufelmäßig schlecht — und allein kann ich doch jetzt nichts machen."

Ich erbot mich, ihm behilflich zu sein. Er lachte laut auf, faßte mich bei beiden Schultern und rief: „Das ist ein excellenter Spaß; was wird Christian sagen, wenn er morgen merkt, daß er ein Esel ist und ich seiner gar nicht bedurft habe? Nun, so kommt, fremder Geselle und Bruder, helft mir erst fein bauen!" Er zündete einige Kerzen an; wir liefen durch die Kirche, schleppten Böcke und Bretter herbei, und bald stand ein hohes Gerüst in der Blende. „Nun frisch zugereicht!" rief Berthold, indem er hinaufstieg.

Ich erstaunte über die Schnelligkeit, mit der Berthold die Zeichnung ins Große übertrug; keck zog er seine Linien, niemals gefehlt, immer richtig und rein. An dergleichen Dinge in früherer Zeit gewöhnt, half ich dem Maler treulich, indem ich bald oben, bald unter ihm stehend, die langen Lineale in die angedeuteten Punkte einsetzte und festhielt, die Kohlen spitz schliff und ihm zureichte u. s. w. — „Ihr seid ja gar ein wackerer Gehilfe!" rief Berthold ganz fröhlich. — „Und Ihr," erwiderte ich, „in der That einer der geübtesten Architektur-Maler, die es geben mag. Habt Ihr denn bei Eurer fertigen, kecken Faust nie andere Malerei getrieben als diese? Verzeiht meine Frage!" — „Was meint Ihr denn eigentlich?" sprach Berthold — „Nun," erwiderte ich, „ich meine, daß Ihr zu etwas Besserem taugt, als Kirchenwände mit Marmorsäulen zu bemalen. Architektur-Malerei bleibt doch immer etwas Untergeordnetes; der Historien-Maler, der Landschafter steht unbedingt höher. Geist und Phantasie, nicht in die engen Schranken geometrischer Linien gebannt, erheben sich in freiem Fluge. Selbst das einzige Phantastische Eurer Malerei, die sinnetäuschende Perspective, hängt von genauer Berechnung ab, und

so ist die Wirkung das Erzeugniß nicht des genialen Gedankens, sondern nur mathematischer Speculation."

Der Maler hatte, während ich dies sprach, den Pinsel abgesetzt und den Kopf in die Hand gestützt. — „Unbekannter Freund," fing er jetzt mit dumpfer, feierlicher Stimme an, „Du frevelst, wenn Du die verschiedenen Zweige der Kunst in Rangordnung stellen willst wie die Vasallen eines stolzen Königs. Und noch größerer Frevel ist es, wenn Du nur die Verwegenen achtest, welche, taub für das Klirren der Sklavenkette, fühllos für den Druck des Irdischen, sich frei, ja selbst sich Gott wähnen und schaffen und herrschen wollen über Licht und Leben. — Kennst Du die Fabel von dem Prometheus, der Schöpfer sein wollte und das Feuer vom Himmel stahl, um seine todten Figuren zu beleben? Es gelang ihm. Lebendig schritten die Gestalten daher, und aus ihren Augen strahlte jenes himmlische Feuer, das in ihrem Innern brannte; aber rettungslos wurde der Frevler, der sich angemaßt, Göttliches zu fahen, verdammt zu ewiger, fürchterlicher Qual. Die Brust, die das Göttliche geahnt, in der die Sehnsucht nach dem Ueberirdischen aufgegangen, zerfleischte der Geier, den die Rache geboren, und der sich nun nährte von dem eigenen Innern des Vermessenen. Der das Himmlische gewollt, fühlte ewig den irdischen Schmerz." — Der Maler stand in sich versunken da.

„Aber," rief ich, „Berthold, wie beziehen Sie das Alles auf Ihre Kunst? Ich glaube nicht, daß irgend Jemand es für vermessenen Frevel halten kann, Menschen zu bilden, sei es durch Malerei oder Plastik." Wie in bitterem Hohn lachte Berthold auf: „Ha ha! — Kinderspiel ist kein Frevel! — Kinderspiel ist's, wie sie's machen, die Leute, die getrost ihre Pinsel in die Farbentöpfe stecken und eine Leinwand beschmieren mit der wahrhaftigen Begier, Menschen darzustellen; aber es kommt so heraus, als habe, wie es in jenem Trauerspiele steht,*) irgend ein Handlanger der Natur versucht, Menschen zu bilden, und es sei ihm mißlungen. Das sind keine freveligen Sünder, das sind nur arme unschuldige Narren. Aber, Herr, — wenn

*) Man konnte an den Homunculus Wagner's im zweiten Theile des Goethe'schen Faust denken. Den kannte aber Hoffmann noch nicht. — A. d. H.

man nach dem Höchsten strebt — nicht Fleischeslust wie Tizian — nein, das Höchste der göttlichen Natur, der Prometheusfunken im Menschen! — Herr, — es ist eine Klippe — ein schmaler Strich, auf dem man steht — der Abgrund ist offen! — Ueber ihm schwebt der kühne Segler, und ein teuflischer Trug läßt ihn unten — unten das erblicken, was er oben über den Sternen erschauen wollte!"

Tief seufzte der Maler auf; er fuhr mit der Hand über die Stirn und blickte dann in die Höhe. „Aber was schwatze ich mit Euch, Geselle da drunten, für tolles Zeug und male nicht weiter? — Schaut her, Geselle! Das nenne ich treu und ehrlich gezeichnet. Wie herrlich ist die Regel! — Alle Linien einen sich zum bestimmten Zweck, zu bestimmter deutlich gedachter Wirkung. Nur das Gemessene ist rein menschlich, was drüber geht, vom Uebel. Das Uebermenschliche muß Gott oder Teufel sein; sollten Beide nicht in der Mathematik von Menschen übertroffen werden? Sollt' es nicht denkbar sein, daß Gott uns ausdrücklich erschaffen hätte, um das, was nach gemessenen, erkennbaren Regeln darzustellen ist, kurz, das rein Commensurable, zu besorgen für seinen Hausbedarf, so wie wir unsererseits wieder Sägemühlen und Spinnmaschinen bauen als mechanische Werkmeister unseres Bedarfs? Professor Walter behauptete neulich, daß gewisse Thiere blos erschaffen wären, um von andern gefressen zu werden, und das käme doch am Ende zu unserm Nutzen heraus, so wie z. B. die Katzen den angeborenen Instinct hätten, Mäuse zu fressen, damit diese uns nicht den Zucker, der zum Frühstück bereit läge, wegknappern sollten. Am Ende hat der Professor Recht: Thiere und wir selbst sind gut eingerichtete Maschinen, um gewisse Stoffe zu verarbeiten und zu verkneten für den Tisch des unbekannten Königs. — Nun frisch — frisch, Geselle — reiche mir die Töpfe! — Alle Töne hab' ich gestern beim lieben Sonnenlicht abgestimmt, damit mich der Fackelschein nicht trüge; sie stehen numerirt im Winkel. Reich mir Numero eins, mein Junge! — Grau in Grau! — Und was wäre das trockene, mühselige Leben, wenn der Herr des Himmels uns nicht so manches bunte Spielzeug in die Hände ge-

geben hätte! — Wer artig ist, trachtet nicht wie der neugierige Bube, den Kasten zu zerbrechen, in dem es orgelt, wenn er die äußere Schraube dreht. — Man sagt, es ist ganz natürlich, daß es drinnen klingt; denn ich drehe ja die Schraube! — Indem ich dies Gebälk richtig aus dem Augenpunkt aufgezeichnet, weiß ich bestimmt, daß es sich dem Beschauer plastisch darstellt. — Numero zwei heraufgereicht, Junge! — Nun male ich es aus in den regelrecht abgestimmten Farben — es erscheint vier Ellen zurücktretend. Das weiß ich Alles gewiß; o, man ist erstaunlich klug! — Wie kommt es, daß die Gegenstände in der Ferne sich verkleinern? Die einzige dumme Frage eines Chinesen könnte selbst den Professor Eytelwein*) in Verlegenheit setzen; doch könnte er sich mit dem orgelnden Kasten helfen und sprechen, er habe manchmal an der Schraube gedreht und immer dieselbe Wirkung erfahren. — Violet Numero eins, Junge! — Ein anderes Lineal — dicken ausgewaschenen Pinsel! Ach, was ist all unser Ringen und Streben nach dem Höheren Anderes als das unbeholfene, bewußtlose Hantiren des Säuglings, der die Amme verletzt, die ihn wohlthätig nährt! — Violet Numero zwei, frisch, Junge! — Das Ideal ist ein schnöder, lügnerischer Traum, vom gährenden Blute erzeugt. — Die Töpfe weg, Junge! Ich steige herab. — Der Teufel narrt uns mit Puppen, denen er Engelsfittige angeleimt."

Nicht möglich ist es mir, Alles das wörtlich zu wiederholen, was Berthold sprach, indem er rasch fortmalte und mich ganz wie seinen Handlanger brauchte. In der angegebenen Manier fuhr er fort, die Beschränktheit alles irdischen Beginnens auf das Bitterste zu verhöhnen; — ach, ich schaute in die Tiefe eines auf den Tod verwundeten Gemüths, dessen Klage sich nur in schneidender Ironie erhebt.

Der Morgen dämmerte; der Schein der Fackel verblaßte vor den hereinbrechenden Sonnenstrahlen. Berthold malte eifrig fort; aber er wurde stiller und stiller, und nur einzelne Laute — zuletzt nur Seufzer, entflohen der gepreßten Brust.

*) Joh. Alb. E. war von 1799 bis 1830 Director der Bauakademie in Berlin, Verf. vieler bautechnischer Werke. — A. d. H.

Er hatte den ganzen Altar mit gehöriger Farbenabstufung angelegt, und schon jetzt, ohne weiter ausgeführt zu sein, sprang das Gemälde wunderbar hervor.

„In der That herrlich — ganz herrlich!" rief ich voll Bewunderung aus. — „Meinen Sie," sprach Berthold mit matter Stimme, „daß etwas daraus werden wird? Ich gab mir wenigstens alle Mühe, richtig zu zeichnen; aber nun kann ich nicht mehr." — „Keinen Pinselstrich weiter, lieber Berthold!" sprach ich. „Es ist beinahe unglaublich, wie Sie mit einem solchen Werk in wenigen Stunden so weit vorrücken konnten; aber Sie greifen sich zu sehr an und verschwenden Ihre Kraft." — „Und doch", erwiderte Berthold, „sind das meine glücklichsten Stunden. — Vielleicht schwatze ich zu viel; aber es sind ja nur Worte, in die sich der das Innere zerreißende Schmerz auflöst." — „Sie scheinen sich sehr unglücklich zu fühlen, mein armer Freund," sprach ich; „irgend ein furchtbares Ereigniß trat feindlich zerstörend in Ihr Leben?"

Der Maler trug langsam seine Geräthschaften in die Kapelle, löschte die Fackel aus, kam dann auf mich zu, faßte meine Hand und sprach mit gebrochener Stimme: „Könnten Sie einen Augenblick Ihres Lebens ruhigen, heitern Geistes sein, wenn Sie sich eines gräßlichen, nie zu sühnenden Verbrechens bewußt wären?" — Erstarrt blieb ich stehen. Die hellen Sonnenstrahlen fielen in des Malers leichenblasses, zerstörtes Gesicht, und er war beinahe gespenstisch anzusehen, als er fortwankte durch die kleine Pforte in das Innere des Collegiums. —

Kaum erwarten konnte ich am folgenden Tage die Stunde, die mir Professor Walter zum Wiedersehen bestimmt hatte. Ich erzählte ihm den ganzen Auftritt der vorigen Nacht, der mich nicht wenig aufgeregt hatte; ich schilderte mit den lebendigsten Farben des Malers wunderliches Benehmen und verschwieg kein Wort, das er gesprochen, selbst das nicht, was ihn selbst betroffen. Je mehr ich aber auf des Professors Theilnahme hoffte, desto gleichgiltiger schien er mir; ja, er lächelte selbst über mich auf eine höchst widrige Weise, als ich nicht nachließ, von Berthold zu reden und in ihn zu dringen, mir ja Alles, was er von dem Unglücklichen wisse, zu sagen.

„Es ist ein wunderlicher Mensch, dieser Maler," fing der Professor an, „sanft — gutmüthig — arbeitsam — nüchtern, wie ich Ihnen schon früher sagte, aber schwachen Verstandes; denn sonst hätte er sich nicht durch irgend ein Ereigniß im Leben, sei es selbst ein Verbrechen, das er beging, herabstimmen lassen vom herrlichen Historienmaler zum dürftigen Wandpinseler." Der Ausdruck Wandpinseler ärgerte mich wie des Professors Gleichgiltigkeit überhaupt. Ich suchte ihm darzuthun, daß noch jetzt Berthold ein höchst achtungswerther Künstler und der höchsten, regsamen Theilnahme werth sei.

„Nun," fing der Professor endlich an, „wenn Sie einmal unser Berthold in solch hohem Grade interessirt, so sollen Sie Alles, was ich von ihm weiß, und das ist nicht wenig, ganz genau erfahren. Zur Einleitung dessen lassen Sie uns gleich in die Kirche gehen! Da Berthold die ganze Nacht hindurch mit Anstrengung gearbeitet hat, wird er heute Vormittag rasten. Wenn wir ihn in der Kirche fänden, wäre mein Zweck verfehlt." Wir gingen nach der Kirche; der Professor ließ das Tuch von dem verhängten Gemälde herunternehmen, und in zauberischem Glanze ging vor mir ein Gemälde auf, wie ich es nie gesehen. Die Composition war wie Raphael's Stil, einfach und himmlisch erhaben.

Maria und Elisabeth, in einem schönen Garten auf einem Rasen sitzend, vor ihnen die Kinder Johannes und Christus mit Blumen spielend, im Hintergrunde seitwärts eine betende männliche Figur. — Maria's holdes, himmlisches Gesicht, die Hoheit und Frömmigkeit ihrer ganzen Figur erfüllten mich mit Staunen und tiefer Bewunderung. Sie war schön, schöner als je ein Weib auf Erden, aber so wie Raphael's Maria in der Dresdener Galerie verkündete ihr Blick die höhere Macht der Gottes-Mutter. Ach, mußte vor diesen wunderbaren, von tiefem Schatten umflossenen Augen nicht in des Menschen Brust die ewig dürstende Sehnsucht aufgehen? Sprachen die weichen halbgeöffneten Lippen nicht tröstend wie in holden Engelsmelodien von der unendlichen Seligkeit des Himmels? Nieder mich zu werfen in den Staub vor ihr, der Himmelskönigin, trieb mich ein unbeschreibliches Gefühl;

keines Wortes mächtig, konnte ich den Blick nicht abwenden von dem Bilde ohne Gleichen. Nur Maria und die Kinder waren ganz ausgeführt, an der Figur Elisabeth's schien die letzte Hand zu fehlen, und der betende Mann war noch nicht übermalt.

Näher getreten, erkannte ich in dem Gesicht dieses Mannes Berthold's Züge. Ich ahnte, was mir der Professor gleich darauf sagte. „Dieses Bild", sprach er, „ist Berthold's letzte Arbeit, das wir vor mehreren Jahren aus N. in Oberschlesien, wo es von einem unserer Collegen in einer Versteigerung gekauft wurde, erhielten. Unerachtet es nicht vollendet ist, ließen wir es doch statt des elenden Altarblattes, das sonst hier stand, einfügen. Als Berthold angekommen war und dies Gemälde erblickte, schrie er laut auf und stürzte bewußtlos zu Boden. Nachher vermied er sorgfältig, es anzublicken, und vertraute mir, daß es seine letzte Arbeit in diesem Fache sei. Ich hoffte, ihn nach und nach zur Vollendung des Bildes zu überreden; aber mit Entsetzen und Abscheu wies er jeden Antrag der Art zurück. Um ihn nur einigermaßen heiter und kräftig zu erhalten, mußte ich das Bild verhängen lassen, so lange er in der Kirche arbeitet. Fiel es ihm nur von ungefähr ins Auge, so lief er wie von unwiderstehlicher Macht getrieben hin, warf sich laut schluchzend nieder, bekam seinen Paroxismus und war auf mehrere Tage unbrauchbar."

„Armer — armer — unglücklicher Mann!" rief ich aus, „welch eine Teufelsfaust griff so grimmig zerstörend in Dein Leben?" — „O," sprach der Professor, „die Hand sammt dem Arm ist ihm an den Leib gewachsen! — Ja, ja, — er selbst war gewiß sein eigener Dämon — sein Lucifer, der in sein Leben mit der Höllenfackel hineinleuchtete. Wenigstens geht das aus seinem Leben sehr deutlich hervor." Ich bat den Professor, mir doch nur jetzt gleich Alles zu sagen, was er über des unglücklichen Malers Leben wisse. „Das würde viel zu weitläuftig sein und viel zu viel Athem kosten," erwiderte der Professor. „Verderben wir uns den heitern Tag nicht mit dem trüben Zeuge! Lassen Sie uns frühstücken und dann nach der Mühle gehen, wo uns ein tüchtig zubereitetes Mittagsmahl erwartet!"

Ich hörte nicht auf, in den Professor zu dringen, und nach vielem Hin- und Herreden kam es endlich heraus, daß gleich nach der Ankunft Berthold's sich ein Jüngling, der auf dem Collegio studirte, mit voller Liebe an ihn anschloß, daß Diesem Berthold nach und nach die Begebenheiten seines Lebens vertraute, die der junge Mann sorglich aufschrieb und dem Professor Walter als Manuscript übergab. „Es war", sprach der Professor, „solch ein Enthusiast wie Sie, mein Herr, mit Ihrer Erlaubniß! Aber das Aufschreiben der wunderlichen Begebenheiten des Malers diente ihm in der That zur trefflichen Stilübung."

Mit vieler Mühe erhielt ich von dem Professor das Versprechen, daß er mir abends nach geendeter Lustpartie das Manuscript anvertrauen wolle. Sei es, daß es die gespannte Neugierde war, oder war der Professor wirklich selbst daran schuld, kurz, niemals habe ich mehr Langeweile empfunden als den Tag. Schon die Eiskälte des Professors rücksichts Berthold's war mir fatal; aber seine Gespräche, die er mit den Collegen, die an dem Mahle theilnahmen, führte, überzeugten mich, daß trotz aller Gelehrsamkeit, aller Weltgewandtheit sein Sinn fürs Höhere gänzlich verschlossen und er der grasseste Materialist war, den es geben konnte. Das System von dem Fressen und Gefressenwerden, wie es Berthold anführte, hatte er wirklich adoptirt. Alles geistige Streben, alle Erfindungs- und Schöpfungskraft leitete er aus gewissen Conjuncturen der Eingeweide und des Magens her, und dabei kramte er noch mehr närrische abnorme Einfälle aus. Er behauptete z. B. sehr ernsthaft, daß jeder Gedanke durch die Begattung zweier Fäserchen im menschlichen Gehirne erzeugt würde. Ich begriff, auf welche Weise der Professor mit solchen tollen Dingen den armen Berthold, der in verzweifelnder Ironie alle günstige Einwirkung des Höheren anfocht, quälen und in die noch blutenden Wunden spitze Dolche einsetzen mußte.

Endlich am Abend gab mir der Professor ein paar beschriebene Bogen mit den Worten: „Hier, lieber Enthusiast, ist das Studenten-Machwerk. Es ist nicht übel geschrieben; aber höchst sonderbar und wider alle Regel rückt der Herr

Verfasser, ohne es weiter anzudeuten, Reden des Malers wörtlich in der ersten Person ein. Uebrigens mache ich Ihnen mit dem Aufsatz, über den ich von Amts wegen verfügen kann, ein Geschenk, da ich weiß, daß Sie kein Schriftsteller sind. Der Verfasser der „Phantasiestücke in Callot's Manier" hätte es eben nach seiner tollen Manier arg zugeschnitten und gleich drucken lassen, welches ich nicht von Ihnen zu erwarten habe."

Der Professor Aloysius Walter wußte nicht, daß er wirklich den reisenden Enthusiasten vor sich hatte, wiewol er es hätte merken können, und so gebe ich Dir, mein günstiger Leser, des Jesuiten-Studenten kurze Erzählung von dem Maler Berthold. Die Weise, wie er sich mir zeigte, wird dadurch ganz erklärt, und Du, o mein Leser, wirst dann auch gewahren, wie des Schicksals wunderliches Spiel uns oft zu verderblichem Irrthum treibt.

„Laßt Euern Sohn nur getrost nach Italien reisen! Schon jetzt ist er ein wackerer Künstler, und es fehlt ihm hier in D. keineswegs an Gelegenheit, nach den trefflichsten Originalen jeder Art zu studiren; aber dennoch darf er nicht hier bleiben. Das freie Künstlerleben muß ihm in dem heitern Kunstlande aufgehen; sein Studium wird dort sich erst lebendig gestalten und den eigenen Gedanken erzeugen. Das Copiren allein hilft ihm nun nichts mehr. Mehr Sonne muß die aufsprießende Pflanze erhalten, um zu gedeihen und Blüth' und Frucht zu tragen. Euer Sohn hat ein reines wahrhaftiges Künstlergemüth; darum seid um alles Uebrige unbesorgt!" So sprach der alte Maler Stephan Birkner zu Berthold's Eltern. Die rafften Alles zusammen, was ihr dürftiger Haushalt entbehren konnte, und statteten den Jüngling aus zur langen Reise. So ward Berthold's heißester Wunsch, nach Italien zu gehen, erfüllt. —

„Als mir Birkner den Entschluß meiner Eltern verkündete, sprang ich hoch auf vor Freude und Entzücken. Wie im Traum ging ich umher die Tage hindurch bis zu meiner Abreise. Es war mir nicht möglich, auf der Galerie einen Pinsel anzusetzen.

Der Inspector, alle Künstler, die in Italien gewesen, mußten mir erzählen von dem Lande, wo die Kunst gedeiht. Endlich war Tag und Stunde gekommen. Schmerzlich war der Abschied von den Eltern, die, von düsterer Ahnung gequält, daß sie mich nicht wiedersehen würden, mich nicht lassen wollten. Selbst der Vater, sonst ein entschlossener fester Mann, hatte Mühe, Fassung zu erringen. „Italien — Italien wirst Du sehen!“ riefen die Kunstbrüder. Da loderte von tiefer Wehmuth nur stärker entzündet das Verlangen auf, und rasch schritt ich fort; vor der Eltern Hause schien mir die Bahn des Künstlers zu beginnen.“ —

Berthold, in jedem Fache der Malerei vorbereitet, hatte sich doch vorzüglich der Landschaftsmalerei ergeben, die er mit Liebe und Eifer trieb. In Rom glaubte er reiche Nahrung für diesen Zweig der Kunst zu finden; es war dem nicht so. Gerade in dem Kreis der Künstler und Kunstfreunde, in dem er sich bewegte, wurde ihm unaufhörlich vorgeredet, daß der Historienmaler allein auf der höchsten Spitze stehe und ihm alles Uebrige untergeordnet sei. Man rieth ihm, wolle er ein bedeutender Künstler werden, doch nur gleich von seinem Fach abzugehen und sich dem Höheren zuzuwenden, und dies, verbunden mit dem nie sonst gefühlten Eindruck, den Raphael's mächtige Fresco-Gemälde im Vatican auf ihn machten, bestimmte ihn wirklich, die Landschaft zu verlassen. Er zeichnete nach jenen Bildern Raphaels; er copirte kleine Oelgemälde anderer berühmter Meister. Alles fiel bei seiner tüchtigen Praktik recht wohl und schicklich aus; aber nur zu sehr fühlte er, daß das Lob der Künstler und Kenner ihn nur trösten, aufmuntern sollte. Er sah es ja selbst, daß seinen Zeichnungen, seinen Copien alles Leben des Originals fehle. Raphael's, Correggio's himmlische Gedanken begeisterten — so glaubte er — zum eigenen Schaffen; aber sowie er sie in der Phantasie fest halten wollte, verschwanden sie wie im Nebel, und Alles, was er auswendig zeichnete, hatte wie jedes nur undeutlich, verworren Gedachte kein Regen, keine Bedeutung. Ueber dieses vergebliche Ringen und Streben schlich trüber Unmuth in seine Seele, und oft entrann er den Freunden, um in der Gegend von Rom Baum-

gruppen, einzelne landschaftliche Partien heimlich zu zeichnen und zu malen. Aber auch dies gerieth nicht mehr so wie sonst, und zum ersten Mal zweifelte er an seinem wahren Künstlerberuf. Die schönsten Hoffnungen schienen untergehen zu wollen.

„Ach, mein hochverehrter Freund und Lehrer," schrieb Berthold an Birkner, „Du hast mir Großes zugetraut; aber — hier, wo es erst recht licht werden sollte in meiner Seele, bin ich inne worden, daß das, was Du wahrhaftes Künstlergenie nanntest, nur etwa Talent, äußere Fertigkeit der Hand war. Sage meinen Eltern, daß ich bald zurückkehren werde, um irgend ein Handwerk zu erlernen, das mich künftig ernähre u. s. w." Birkner schrieb zurück: „O, könnte ich doch bei Dir sein, mein Sohn, um Dich aufzurichten in Deinem Unmuth! Aber glaube mir, Deine Zweifel sind es gerade, die für Dich, für Deinen Künstlerberuf sprechen. Der, welcher in stetem, unwandelbarem Vertrauen auf seine Kraft immer fortzuschreiten gedenkt, ist ein blöder Thor, der sich selbst täuscht; denn ihm fehlt ja der eigentliche Impuls zum Streben, der nur in dem Gedanken der Mangelhaftigkeit ruht. — Harre aus! Bald wirst Du Dich erkräftigen und dann ruhig, nicht durch das Urtheil, durch den Rath der Freunde, die Dich zu verstehen vielleicht gar nicht im Stande, gezügelt, den Weg fortwandeln, den Dir Deines Ichs eigene Natur vorgeschrieben. Ob Du Landschafter bleiben, ob Du Historienmaler werden willst, wirst Du dann selbst entscheiden können, und an keine feindliche Absonderung der Zweige eines Stammes denken." —

Es begab sich, daß gerade zu der Zeit, als Berthold diesen tröstenden Brief von seinem alten Lehrer und Freunde erhielt, sich Philipp Hackert's*) Ruhm in Rom verbreitet hatte. Einige von ihm dort aufgestellte Stücke von wunderbarer Anmuth und Klarheit bewährten des Künstlers Ruf, und selbst die Historienmaler gestanden, es liege auch in dieser

*) Ph. H., geb. 1737 in Prenzlau, gest. 1807 in Florenz, galt als einer der ersten Künstler seiner Zeit. Sein Leben hat Goethe ausführlich beschrieben; s. Werke, Hempel'sche Ausg., Thl. 32. — A. d. H.

reinen Nachahmung der Natur viel Großes und Vortreffliches. Berthold schöpfte Athem. Er hörte nicht mehr seine Lieblingskunst verhöhnen; er sah einen Mann, der sie trieb, hochgestellt und verehrt. Wie ein Funke fiel es in seine Seele, daß er nach Neapel wandern und unter Hackert studiren müsse. Ganz jubilirend schrieb er an Virkner und an seine Eltern, daß er nun nach hartem Kampfe den rechten Weg gefunden habe und bald in seinem Fache ein tüchtiger Künstler zu werden hoffe. Freundlich nahm der ehrliche deutsche Hackert den deutschen Schüler auf, und bald strebte dieser dem Lehrer in regem Schwunge nach. Berthold erlangte große Fertigkeit, die verschiedenen Baum- und Gesträucharten der Natur getreu darzustellen; auch leistete er nicht Geringes in dem Dunstigen und Duftigen, wie es auf Hackert'schen Gemälden zu finden. Das erwarb ihm vieles Lob; aber auf ganz eigene Weise schien es ihm bisweilen, als wenn seinen, ja, selbst den Landschaften des Lehrers etwas fehle, das er nicht zu nennen wußte, und das ihm doch in Gemälden Claude Lorrain's, ja selbst in Salvator Rosa's rauhen Wüsteneien entgegentrat. Es erhoben sich allerlei Zweifel gegen den Lehrer in ihm, und er wurde vorzüglich ganz unmuthig, wenn Hackert mit angestrengter Mühe todtes Wild malte, das ihm der König zugeschickt. Doch überwand er bald dergleichen, wie er glaubte, frevelige Gedanken und fuhr fort, mit frommer Hingebung und deutschem Fleiß nach seines Lehrers Muster zu arbeiten, so daß er in kurzer Zeit es ihm beinahe gleich that.

So kam es denn, daß er auf Hackert's ausdrücklichen Anlaß eine große Landschaft, die er treu nach der Natur gemalt hatte, zu einer Ausstellung, die mehrentheils aus Hackert'schen Landschaften und Stillleben bestand, hergeben mußte. Alle Künstler und Kenner bewunderten des Jünglings treue saubere Arbeit und priesen ihn laut. Nur ein ältlicher, sonderbar gekleideter Mann sagte selbst zu Hackert's Gemälden kein Wort, sondern lächelte nur bedeutsam, wenn die Lobeserhebungen der Menge recht ausgelassen und toll daherbrausten. Berthold bemerkte deutlich, wie der Fremde,

als er vor seiner Landschaft stand, mit einer Miene des tiefsten Bedauerns den Kopf schüttelte und dann sich entfernen wollte. Berthold, etwas aufgebläht durch das allgemeine Lob, das ihm zu Theil geworden, konnte sich des innern Aergers über den Fremden nicht erwehren. Er trat auf ihn zu und frug, indem er die Worte schärfer betonte, als gerade nöthig: „Ihr scheint mit dem Bilde nicht zufrieden, mein Herr, unerachtet es doch wackere Künstler und Kenner nicht ganz übel finden wollen. Sagt mir gefälligst, woran es liegt, damit ich die Fehler nach Euerm gütigen Rath abändere und bessere!" Mit scharfem Blicke schaute der Fremde Berthold an und sprach sehr ernst: „Jüngling, aus Dir hätte viel werden können." Berthold erschrak bis ins Innerste vor des Mannes Blick und seinen Worten; er hatte nicht den Muth, etwas weiter zu sagen oder ihm zu folgen, als er langsam zum Saale hinausschritt.

Hackert trat bald darauf selbst herein, und Berthold eilte, ihm den Vorfall mit dem wunderlichen Mann zu erzählen. — „Ach," rief Hackert lachend, „laß Dir das nicht zu Herzen gehen! Das war ja unser brummiger Alter, dem nichts recht ist, der Alles tadelt; ich begegnete ihm auf dem Vorsaal. Er ist auf Malta von griechischen Eltern geboren, ein reicher wunderlicher Kauz, gar kein übler Maler; aber Alles, was er macht, hat ein phantastisches Ansehen, welches wol daher rührt, weil er über jede Darstellung durch die Kunst ganz tolle absurde Meinungen und sich ein künstlerisches System gebaut hat, das den Teufel nichts taugt. Ich weiß recht gut, daß er gar nichts auf mich hält, welches ich ihm gern verzeihe, da er mir wohlerworbenen Ruhm nicht streitig machen wird." Dem Berthold war es zwar, als habe der Malteser irgend einen wunden Fleck seines Innersten schmerzhaft berührt, aber so wie der wohlthätige Wundarzt, — um zu forschen und zu heilen. Indessen schlug er sich das bald aus dem Sinn und arbeitete fröhlich fort wie zuvor.

Das große, wohlgelungene, allgemein bewunderte Bild hatte ihm Muth gemacht, das Gegenstück zu beginnen. Einen der schönsten Punkte in Neapel's reicher Umgebung wählte

Hackert selbst aus, und so wie jenes Bild den Sonnenuntergang darstellte, sollte diese Landschaft im Sonnenaufgang gehalten werden. Berthold bekam viele fremde Bäume, viele Weinberge, vorzüglich aber viel Nebel und Duft zu malen.

Auf der Platte eines großen Steins, eben an jenem von Hackert gewählten Punkte, saß Berthold eines Tages, den Entwurf des großen Bildes nach der Natur vollendend. „Wohl getroffen, in der That!“ sprach es neben ihm. Berthold blickte auf; der Malteser sah in sein Blatt hinein und fügte mit sarkastischem Lächeln hinzu: „Nur Eins habt Ihr vergessen, lieber junger Freund. Schaut doch dort hinüber nach der grün berankten Mauer des fernen Weinbergs! Die Thüre steht halb offen; das müßt Ihr ja anbringen mit gehörigem Schlagschatten. Die halbgeöffnete Thür macht erstaunliche Wirkung.“ — „Ihr spottet“, erwiderte Berthold, „ohne Ursache, mein Herr! Solche Zufälligkeiten sind keineswegs so verächtlich, wie Ihr glaubt, und deshalb mag sie mein Meister wol anbringen. Erinnert Euch doch nur des aufgehängten weißen Tuchs in der Landschaft eines alten niederländischen Malers, das nicht fehlen darf, ohne die Wirkung zu verderben. Aber Ihr scheint überhaupt kein Freund der Landschaftsmalerei, der ich mich nun einmal ganz ergeben habe mit Leib und Seele, und darum bitt' ich Euch, laßt mich ruhig fortarbeiten!“ — „Du bist in großem Irrthum befangen, Jüngling,“ sprach der Malteser. „Noch einmal sage ich, aus Dir hätte viel werden können; denn sichtlich zeigen Deine Werke das rastlose Bestreben nach dem Höheren. Aber nimmer wirst Du Dein Ziel erreichen; denn der Weg, den Du eingeschlagen, führt nicht dahin. Merk wohl auf, was ich Dir sagen werde! Vielleicht glückt es mir, die Flamme in Deinem Innern, die Du, Unverständiger, zu überbauen trachtest, anzufachen, daß sie hell auflodert und Dich erleuchtet; dann wirst Du den wahren Geist, der in Dir lebt, zu erschauen vermögen. Hältst Du mich denn für so thöricht, daß ich die Landschaft dem historischen Gemälde unterordne, daß ich nicht das gleiche Ziel, nach dem Beide, Landschafter und Historienmaler, streben sollen, erkenne? Auffassung der

Natur in der tiefsten Bedeutung des höhern Sinns, der alle Wesen zum höheren Leben entzündet, das ist der heilige Zweck aller Kunst. Kann denn das bloße genaue Abschreiben der Natur jemals dahin führen? — Wie ärmlich, wie steif und gezwungen sieht die nachgemalte Handschrift in einer fremden Sprache aus, die der Abschreiber nicht verstand und daher den Sinn der Züge, die er mühsam abschnörkelte, nicht zu deuten wußte! So sind die Landschaften Deines Meisters correcte Abschriften eines in ihm fremder Sprache geschriebenen Originals. Der Geweihte vernimmt die Stimme der Natur, die in wunderbaren Lauten aus Baum, Gebüsch, Blume, Berg und Gewässer von unerforschlichem Geheimniß spricht, die in seiner Brust sich zu frommer Ahnung gestalten; dann kommt, wie der Geist Gottes selbst, die Gabe über ihn, diese Ahnung sichtlich in seine Werke zu übertragen. Ist Dir, Jüngling, denn bei dem Beschauen der Landschaften alter Meister nicht ganz wunderbarlich zu Muthe geworden? Gewiß hast Du nicht daran gedacht, daß die Blätter des Lindenbaums, daß die Pinien, die Platanen der Natur getreuer, daß der Hintergrund duftiger, das Wasser klarer sein könnte; aber der Geist, der aus dem Ganzen weht, hob Dich empor in ein höheres Reich, dessen Abglanz Du zu schauen wähntest. Daher studire die Natur zwar auch im Mechanischen fleißig und sorgfältig, damit Du die Praktik des Darstellens erlangen mögest; aber halte die Praktik nicht für die Kunst selbst! Bist Du eingedrungen in den tiefen Sinn der Natur, so werden selbst in Deinem Innern ihre Bilder in hoher glänzender Pracht aufgehen."

Der Malteser schwieg; als aber Berthold tief ergriffen, gebückten Hauptes, keines Wortes mächtig da stand, verließ ihn der Malteser mit den Worten: „Ich habe Dich durchaus nicht verwirren wollen in Deinem Beruf; aber ich weiß, daß ein hoher Geist in Dir schlummert. Ich rief ihn an mit starken Worten, damit er erwache und frisch und frei seine Fittige rege. Lebe wohl!" —

Dem Berthold war es so, als habe der Malteser nur dem, was in seiner Seele gährte und brauste, Worte gegeben;

die innere Stimme brach hervor. „Nein! Alles dieses Streben — dieses Mühen ist das ungewisse, trügerische Umhertappen des Blinden. Weg — weg mit Allem, was mich geblendet bis jetzt!" — Er war nicht im Stande, auch nur einen Strich weiter an dem Bilde zu zeichnen. Er verließ seinen Meister und streifte voll wilder Unruhe umher und flehte laut, daß die höhere Erkenntniß, von der der Malteser gesprochen, ihm aufgehen möge.

„Nur in süßen Träumen war ich glücklich — selig. Da wurde Alles wahr, was der Malteser gesprochen. Ich lag, von zauberischen Düften umspielt, im grünen Gebüsch, und die Stimme der Natur ging vernehmbar im melodisch klingenden Wehen durch den dunkeln Wald. — „Horch — horch auf, Geweihter! — Vernimm die Urtöne der Schöpfung, die sich gestalten zu Wesen, Deinem Sinn empfänglich!" — Und indem ich die Accorde deutlicher und deutlicher erklingen hörte, war es, als sei ein neuer Sinn in mir erwacht, der mit wunderbarer Klarheit das erfaßte, was mir unerforschlich geschienen. Wie in seltsamen Hieroglyphen zeichnete ich das mir aufgeschlossene Geheimniß mit Flammenzügen in die Lüfte; aber die Hieroglyphen-Schrift war eine wunderherrliche Landschaft, auf der Baum, Gebüsch, Blume und Gewässer wie in lautem wonnigem Klingen sich regten und bewegten."

Doch eben nur im Traume kam solche Seligkeit über den armen Berthold, dessen Kraft gebrochen und der im Innersten verwirrter war als in Rom, da er Historienmaler werden wollte. Schritt er durch den dunkeln Wald, so überfiel ihn ein unheimliches Grauen; trat er heraus und schaute in die fernen Berge, so griff es wie mit eiskalten Krallen in seine Brust; sein Athem stockte — er wollte vergehen vor innerer Angst. Die ganze Natur, ihm sonst freundlich lächelnd, ward ihm zum bedrohlichen Ungeheuer, und ihre Stimme, die sonst in des Abendwindes Säuseln, in dem Plätschern des Baches, in dem Rauschen des Gebüsches mit süßem Wort ihn begrüßte, verkündete ihm nun Untergang und Verderben. Endlich wurde er, je mehr ihn jene holden Träume trösteten, desto ruhiger; doch mied er es, im Freien

allein zu sein, und so kam es, daß er sich zu ein paar muntern deutschen Malern gesellte und mit ihnen häufig Ausflüge nach den schönsten Gegenden Neapel's machte.

Einer von ihnen — wir wollen ihn Florentin nennen — hatte es in dem Augenblick nicht sowol auf tiefes Studium seiner Kunst als auf heitern Lebensgenuß abgesehen; seine Mappe zeugte davon. Gruppen tanzender Bauermädchen — Processionen — ländliche Feste — Alles das wußte Florentin, so wie es ihm aufstieß, mit sicherer leichter Hand schnell aufs Blatt zu werfen. Jede Zeichnung, war sie auch kaum mehr als Skizze, hatte Leben und Bewegung. Dabei war Florentin's Sinn keineswegs für das Höhere verschlossen; im Gegentheil drang er mehr als je ein moderner Maler tief ein in den fremden Sinn der Gemälde alter Meister. In sein Malerbuch hatte er die Fresco-Gemälde einer alten Klosterkirche in Rom, ehe die Mauern eingerissen wurden, in bloßen Umrissen eingezeichnet. Sie stellten das Martyrium der heiligen Katharina dar. Man konnte nichts Herrlicheres, reiner Aufgefaßtes sehen als jene Umrisse, die auf Berthold einen ganz eigenen Eindruck machten. Er sah Blitze leuchten durch die finstere Oede, die ihn umfangen und es kam dahin, daß er für Florentin's heiteren Sinn empfänglich wurde und, da Dieser zwar den Reiz der Natur, in ihr aber beständig mehr das menschliche Princip mit reger Lebendigkeit auffaßte, eben dieses Princip für den Stützpunkt erkannte, an den er sich halten müsse, um nicht gestaltlos im leeren Raume zu verschwimmen. Während Florentin irgend eine Gruppe, der er begegnete, schnell zeichnete, hatte Berthold des Freundes Malerbuch aufgeschlagen und versuchte, Katharina's wunderholde Gestalt nachzubilden, welches ihm endlich so ziemlich glückte, wiewol er, so wie in Rom, vergebens darnach strebte, seine Figuren dem Original gleich zu beleben. Er klagte dies dem, wie er glaubte, an wahrer Künstlergenialität ihm weit überlegenen Florentin und erzählte zugleich, wie der Malteser zu ihm über die Kunst gesprochen. „Ei, lieber Bruder Berthold," sprach Florentin, „der Malteser hat in der That Recht, und ich stelle die wahre

Landschaft den tief bedeutsamen heiligen Historien, wie sie die alten Maler darstellen, völlig gleich. Ja, ich halte sogar dafür, daß man erst durch das Darstellen der uns näher liegenden organischen Natur sich stärken müsse, um Licht zu finden in ihrem nächtlichen Reich. Ich rathe Dir, Berthold, daß Du Dich gewöhnst, Figuren zu zeichnen, und in ihnen Deine Gedanken zu ordnen; vielleicht wird es dann heller um Dich werden." Berthold that so, wie ihm der Freund geboten, und es war ihm, als zögen die finstern Wolkenschatten, die sich über sein Leben gelegt, vorüber.

„Ich mühte mich, das, was nur wie dunkle Ahnung tief in meinem Innern lag, wie in jenem Traum hieroglyphisch darzustellen; aber die Züge dieser Hieroglyphenschrift waren menschliche Figuren, die sich in wunderlicher Verschlingung um einen Lichtpunkt bewegten. Dieser Lichtpunkt sollte die herrlichste Gestalt sein, die je eines Bildners Phantasie aufgegangen; aber vergebens strebte ich, wenn sie im Traume von Himmelsstrahlen umflossen mir erschien, ihre Züge zu erfassen. Jeder Versuch, sie darzustellen, mißlang auf schmähliche Weise, und ich verging in heißer Sehnsucht."

Florentin bemerkte den bis zur Krankheit aufgeregten Zustand des Freundes; er tröstete ihn, so gut er es vermochte. Oft sagte er ihm, daß dies eben die Zeit des Durchbruchs zur Erleuchtung sei; aber wie ein Träumer schlich Berthold einher, und alle seine Versuche blieben nur ohnmächtige Anstrengungen des kraftlosen Kindes.

Unfern Neapel lag die Villa eines Herzogs, die, weil sie die schönste Aussicht nach dem Vesuv und ins Meer hinein gewährte, den fremden Künstlern, vorzüglich den Landschaftern, gastlich geöffnet war. Berthold hatte hier öfters gearbeitet, öfter noch in einer Grotte des Parks zur guten Zeit sich dem Spiel seiner phantastischen Träume hingegeben. Hier in dieser Grotte saß er eines Tages, von glühender Sehnsucht, die seine Brust zerriß, gemartert, und weinte heiße Thränen, daß der Stern des Himmels seine dunkle Bahn erleuchten möge. Da rauschte es im Gebüsch, und die Gestalt eines hochherrlichen Weibes stand vor der Grotte.

„Die vollen Sonnenstrahlen fielen in das Engelsgesicht. — Sie schaute mich an mit unbeschreiblichem Blick. — Die heilige Katharina — nein, mehr als sie — mein Ideal, mein Ideal war es! — Wahnsinnig vor Entzücken, stürzte ich nieder; da verschwebte die Gestalt freundlich lächelnd. — Erhört war mein heißestes Gebet!" —

Florentin trat in die Grotte; er erstaunte über Berthold, der mit verklärtem Blick ihn an sein Herz drückte. — Thränen stürzten ihm aus den Augen. — „Freund — Freund!" stammelte er, „ich bin glücklich — selig — sie ist gefunden — gefunden!" Rasch schritt er fort, in seine Werkstatt — er spannte die Leinwand auf — er fing an, zu malen. Wie von göttlicher Kraft beseelt, zauberte er mit der vollen Gluth des Lebens das überirdische Weib, wie es ihm erschienen, hervor. — Sein Innerstes war von diesem Augenblicke ganz umgewendet. Statt des Trübsinns, der an seinem Herzmark gezehrt hatte, erhob ihn Frohsinn und Heiterkeit. Er studirte mit Fleiß und Anstrengung die Meisterwerke der alten Maler. Mehrere Copien gelangen ihm vortrefflich, und nun fing er an, selbst Gemälde zu schaffen, die alle Kenner in Erstaunen setzten. An Landschaften war nicht mehr zu denken, und Hackert bekannte selbst, daß der Jüngling nun erst seinen eigentlichen Beruf gefunden habe. So kam es, daß er mehrere große Werke, Altarblätter für Kirchen, zu malen bekam. Er wählte mehrentheils heitere Gegenstände christlicher Legenden; aber überall strahlte die wunderherrliche Gestalt seines Ideals hervor. Man fand, daß Gesicht und Gestalt der Prinzessin Angiola T... zum Sprechen ähnlich sei; man äußerte dies dem jungen Maler selbst, und Schlauköpfe gaben spöttisch zu verstehen, der deutsche Maler sei von dem Feuerblick der wunderschönen Donna tief ins Herz getroffen. Berthold war hoch erzürnt über das alberne Gewäsch der Leute, die das Himmlische in das Gemeinirdische herabziehen wollten. „Glaubt Ihr denn," sprach er, „daß solch ein Wesen wandeln könne hier auf Erden? In einer wunderbaren Vision wurde mir das Höchste erschlossen; es war der Moment der Künstlerweihe." —

Berthold lebte nun froh und glücklich, bis nach Bonaparte's Siegen in Italien sich die französische Armee dem Königreich Neapel nahte und die alle ruhigen, glücklichen Verhältnisse furchtbar zerstörende Revolution ausbrach. Der König hatte mit der Königin Neapel verlassen;*) die Citta war angeordnet.**) Der General-Vikar***) schloß mit dem französischen General†) einen schmachvollen Waffenstillstand, und bald kamen die französischen Commissarien, um die Summe, die gezahlt werden sollte, in Empfang zu nehmen. Der General-Vikar entfloh, um der Wuth des Volks, das sich von ihm, von der Citta, von Allen, die ihm Schutz gewähren konnten gegen den andringenden Feind, verlassen glaubte, zu entgehen. Da waren alle Bande der Gesellschaft aufgelöst; in wilder Anarchie verhöhnte der Pöbel Ordnung und Gesetz, und unter dem Geschrei: „Vivà la santa fede!“ rannten seine wahnsinnigen Horden durch die Straßen, die Häuser der Großen, von welchen sie sich an den Feind verkauft wähnten, plündernd und in Brand steckend. Vergebens waren die Bemühungen Moliterno's und Rocca Romana's, — Günstlinge des Volks und zu Anführern erwählt, — die Rasenden zu bändigen. Die Herzöge della Torre und Clemens Filomarino wurden ermordet; aber noch war des wüthenden Pöbels Blutdurst nicht gestillt.

Berthold hatte sich aus einem brennenden Hause nur halb angekleidet gerettet; er stieß auf einen Haufen des Volks, der mit angezündeten Fackeln und blinkenden Messern nach dem Palast des Herzogs von T... eilte. Ihn für ihres Gleichen haltend, drängten sie ihn mit sich fort. „Vivà la santa fede!“ brüllten die Wahnsinnigen, und in wenigen Minuten waren der Herzog — die Bedienten — Alles, was sich widersetzte, ermordet, und der Palast loderte hoch in Flammen auf. — Berthold war immer fort und fort in den Palast hineingedrängt worden. — Dicker Rauch wallte durch die langen Gänge. —

*) Im December 1798.
**) Die städtische Regierung (Commune).
***) Fürst Pignatelli.
†) Championnet. — A. d. H.

Er lief schnell durch die aufgesprengten Zimmer, aufs Neue in Gefahr, in den Flammen umzukommen, — vergebens den Ausgang suchend. — Ein schneidendes Angstgeschrei schallt ihm entgegen — er stürzt durch den Saal. — Ein Weib ringt mit einem Lazzarone, der es mit starker Faust erfaßt hat und im Begriff ist, ihm das Messer in die Brust zu stoßen. — Es ist die Prinzessin — es ist Berthold's Ideal! — Bewußtlos vor Entsetzen, springt Berthold hinzu. — Den Lazzarone bei der Gurgel packen — ihn zu Boden werfen, — ihm sein eigenes Messer in die Kehle stoßen — die Prinzessin in die Arme nehmen — mit ihr fliehen durch die flammenden Säle — die Treppen hinab — fort, fort, durch das dickste Volksgewühl — Alles das ist die That eines Moments. — Keiner hielt den fliehenden Berthold auf; mit dem blutigen Messer in der Hand, vom Dampfe schwarz gefärbt, in zerrissenen Kleidern sah das Volk in ihm den Mörder und Plünderer und gönnte ihm seine Beute. In einem öden Winkel der Stadt, unter einem alten Gemäuer, in das er, wie aus Instinct, sich vor der Gefahr zu verbergen, gelaufen, sank er ohnmächtig nieder.

Als er erwachte, kniete die Prinzessin neben ihm und wusch seine Stirne mit kaltem Wasser. „O Dank!" lispelte sie mit wunderlieblicher Stimme, „Dank den Heiligen, daß Du erwacht bist, Du mein Retter, mein Alles!" — Berthold richtete sich auf. Er wähnte zu träumen — er blickte mit starren Augen die Prinzessin an. — Ja, sie war es selbst — die herrliche Himmelsgestalt, die den Götterfunken in seiner Brust entzündet. — „Ist es möglich — ist es wahr? — Lebe ich denn?" rief er aus. — „Ja, Du lebst," sprach die Prinzessin, „Du lebst für mich; was Du nicht zu hoffen wagtest, geschah wie durch ein Wunder. O, ich kenne Dich wohl; Du bist der deutsche Maler Berthold. Du liebtest mich ja und verherrlichtest mich in Deinen schönsten Gemälden. — Konnte ich denn Dein sein? — Aber nun bin ich es immerdar und ewig. — Laß uns fliehen, o, laß uns fliehen!" — Ein sonderbares Gefühl, wie wenn jählinger Schmerz süße Träume zerstört, durchzuckte Berthold bei diesen Worten der Prinzessin.

Doch als das holde Weib ihn mit den vollen schneeweißen Armen umfing, als er sie ungestüm an seinen Busen drückte, da durchbebten ihn süße, nie gekannte Schauer, und im Wahnsinn des Entzückens höchster Erdenlust rief er aus: „O, kein Trugbild des Traumes — nein, es ist mein Weib, das ich umfange, es nie zu lassen, — das meine glühende dürstende Sehnsucht stillt!“

Aus der Stadt zu fliehen, war unmöglich; denn vor den Thoren stand das französische Heer, dem das Volk, war es gleich schlecht bewaffnet, und ohne alle Anführung, zwei Tage hindurch den Einzug in die Stadt streitig machte. Endlich gelang es Berthold, mit Angiola von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel und dann aus der Stadt zu fliehen. Angiola, von heißer Liebe zu ihrem Retter entbrannt, verschmähte es, in Italien zu bleiben; die Familie sollte sie für todt halten und so Berthold's Besitz ihr gesichert bleiben. Ein diamantenes Halsband und kostbare Ringe, die sie getragen, waren hinlänglich, in Rom — bis dahin waren sie langsam fortgepilgert — sich mit allen nöthigen Bedürfnissen zu versehen, und so kamen sie glücklich nach M. im südlichen Deutschland, wo Berthold sich niederzulassen und durch die Kunst sich zu ernähren gedachte. — War's denn nicht ein nie geträumtes, nie geahntes Glück, daß Angiola, das himmlisch-schöne Weib, das Ideal seiner wonnigsten Künstlerträume, sein werden mußte, unerachtet sich alle Verhältnisse des Lebens wie eine unübersteigbare Mauer zwischen ihm und der Geliebten aufgethürmt? — Berthold konnte in der That dies Glück kaum fassen und schwelgte in namenlosen Wonnen, bis lauter und lauter die innere Stimme ihn mahnte, seiner Kunst zu gedenken.

In M. beschloß er, seinen Ruf durch ein großes Gemälde zu begründen, das er für die dortige Marienkirche malen wollte. Der einfache Gedanke, Maria und Elisabeth in einem schönen Garten auf einem Rasen sitzend, die Kinder Christus und Johannes vor ihnen im Grase spielend, sollte der ganze Vorwurf des Bildes sein; aber vergebens war alles Ringen nach einer reinen geistigen Anschauung des Gemäldes. So wie in jener unglücklichen Zeit der Krisis verschwammen ihm

die Gestalten, und nicht die himmlische Maria, nein, ein irdisches Weib, ach, seine Angiola selbst stand auf gräuliche Weise verzerrt vor seines Geistes Augen. — Er gedachte Trotz zu bieten der unheimlichen Gewalt, die ihn zu erfassen schien; er bereitete die Farben, er fing an zu malen; aber seine Kraft war gebrochen — all sein Bemühen, so wie damals, nur die ohnmächtige Anstrengung des unverständigen Kindes. Starr und leblos blieb, was er malte, und selbst Angiola — Angiola, sein Ideal, wurde, wenn sie ihm saß und er sie malen wollte, auf der Leinwand zum todten Wachsbilde, das ihn mit gläsernen Augen anstierte. Da schlich sich immer mehr und mehr trüber Unmuth in seine Seele, der alle Freuden des Lebens wegzehrte. Er wollte — er konnte nicht weiter arbeiten, und so kam es, daß er in Dürftigkeit gerieth, die ihn desto mehr niederbeugte, je weniger Angiola auch nur ein Wort der Klage hören ließ.

„Der immer mehr in mein Innerstes hereinzehrende Gram, erzeugt von stets getäuschter Hoffnung, wenn ich immer vergebens Kräfte aufbot, die nicht mehr mein waren, versetzte mich bald in einen Zustand, der dem Wahnsinne gleich zu achten war. Mein Weib gebar mir einen Sohn; das vollendete mein Elend, und der lange verhaltene Groll brach aus in hell aufflammendem Haß. Sie, sie allein schuf mein Unglück. Nein — sie war nicht das Ideal, das mir erschienen; nur mir zum rettungslosen Verderben hatte sie trügerisch jenes Himmelsweibes Gestalt und Gesicht geborgt. In wilder Verzweiflung fluchte ich ihr und dem unschuldigen Kinde. Ich wünschte Beider Tod, damit ich erlöst werden möge von der unerträglichen Qual, die wie mit glühenden Messern in mir wühlte. Gedanken der Hölle stiegen in mir auf. Vergebens las ich in Angiola's leichenblassem Gesicht, in ihren Thränen mein rasendes freveliges Beginnen. — ‚Du hast mich um mein Leben betrogen, verruchtes Weib!' brüllte ich auf und stieß sie mit dem Fuße von mir, wenn sie ohnmächtig niedersank und meine Kniee umfaßte." —

Berthold's grausames, wahnsinniges Betragen gegen Weib und Kind erregte die Aufmerksamkeit der Nachbarn, die es

der Obrigkeit anzeigten. Man wollte ihn verhaften; als aber die Polizeidiener in seine Wohnung traten, war er sammt Frau und Kind spurlos verschwunden. Berthold erschien bald darauf zu N. in Oberschlesien; er hatte sich seines Weibes und Kindes entledigt und fing voll heiteren Muthes an, das Bild zu malen, das er in M. vergebens begonnen hatte. Aber nur die Jungfrau Maria und die Kinder Christus und Johannes konnte er vollenden; dann fiel er in eine furchtbare Krankheit, die ihn dem Tode, den er wünschte, nahe brachte. Um ihn zu pflegen, hatte man alle seine Geräthschaften und auch jenes unvollendete Gemälde verkauft, und er zog, nachdem er nur einigermaßen sich wieder erkräftigt, als ein siecher elender Bettler vondannen. — In der Folge nährte er sich dürftig durch Wandmalerei, die ihm hie und da übertragen wurde.

„Berthold's Geschichte hat etwas Entsetzliches und Grauenvolles," sprach ich zu dem Professor. „Ich halte ihn, unerachtet er es nicht geradezu ausgesprochen, für den ruchlosen Mörder seines unschuldigen Weibes und seines Kindes." — „Es ist ein wahnsinniger Thor," erwiderte der Professor, „dem ich den Muth zu solcher That gar nicht zutraue. Ueber diesen Punkt läßt er sich niemals deutlich aus, und es ist die Frage, ob er sich nicht blos einbildet, an dem Tode seiner Frau und seines Kindes schuld zu sein. Er malt eben wieder Marmor. Erst in künftiger Nacht vollendet er den Altar; dann ist er bei guter Laune, und Sie können vielleicht mehr über jenen kitzlichen Punkt von ihm herausbekommen." — Ich muß gestehen, daß, dachte ich es mir lebhaft, um Mitternacht mit Berthold allein in der Kirche mich zu befinden, mir, nachdem ich seine Geschichte gelesen, ein leiser Schauer durch die Glieder lief. Ich meinte, er könne mitunter was Weniges der Teufel sein, trotz seiner Gutmüthigkeit und seines treuherzigen Wesens, und wollte mich deshalb lieber gleich mittags im lieben heitern Sonnenschein mit ihm abfinden.

Ich fand ihn auf dem Gerüste, mürrisch, in sich gekehrt, Marmoradern sprenkelnd. Zu ihm hinaufgestiegen, reichte ich ihm stillschweigend die Töpfe. Erstaunt sah er sich nach mir

um. „Ich bin ja Ihr Handlanger," sprach ich leise; das zwang ihm ein Lächeln ab. Nun fing ich an von seinem Leben zu sprechen, so daß er merken mußte, ich wisse Alles, und er schien zu glauben, er habe mir Alles selbst in jener Nacht erzählt. Leise — leise kam ich auf die gräßliche Katastrophe; dann sprach ich plötzlich: „Also in heillosem Wahnsinn mordeten Sie Weib und Kind?" — Da ließ er Farbentopf und Pinsel fallen und rief, mich mit gräßlichem Blick anstarrend und beide Hände hoch erhebend: „Rein sind diese Hände vom Blute meines Weibes, meines Sohnes! Noch ein solches Wort, und ich stürze mich mit Euch hier vom Gerüste herab, daß unsere Schädel zerschellen auf dem steinernen Boden der Kirche!"

Ich befand mich in dem Augenblick wirklich in seltsamer Lage; am Besten schien es mir, mit ganz Fremdem hineinzufahren. „O sehen Sie doch, lieber Berthold," sprach ich so ruhig und kalt, als es mir möglich war, „wie das häßliche Dunkelgelb auf der Wand dort so verfließt!" Er schauete hin, und indem er das Gelb mit dem Pinsel verstrich, stieg ich leise das Gerüste hinab, verließ die Kirche und ging zum Professor, um mich über meinen bestraften Vorwitz tüchtig auslachen zu lassen.

Mein Wagen war reparirt, und ich verließ G., nachdem mir der Professor Aloysius Walter feierlich versprochen, sollte sich etwas Besonderes mit Berthold ereignen, mir es gleich zu schreiben.

Ein halbes Jahr mochte vergangen sein, als ich wirklich von dem Professor einen Brief erhielt, in welchem er sehr weitschweifig unser Beisammensein in G. rühmte. Ueber Berthold schrieb er mir Folgendes: „Bald nach Ihrer Abreise trug sich mit unserm wunderlichen Maler viel Sonderbares zu. Er wurde plötzlich ganz heiter und vollendete auf die herrlichste Weise das große Altarbild, welches nun vollends alle Menschen in Erstaunen setzt. Dann verschwand er, und da er nicht das Mindeste mitgenommen und man ein paar Tage darauf Hut und Stock unfern des Oder-Stromes fand, glauben wir Alle, er habe sich freiwillig den Tod gegeben."

Das Sanctus.

Der Doctor schüttelte bedenklich den Kopf. — „Wie," rief der Kapellmeister heftig, indem er vom Stuhle aufsprang, „so sollte Bettina's Katarrh wirklich etwas zu bedeuten haben?" — Der Doctor stieß ganz leise drei- oder viermal mit seinem spanischen Rohr auf den Fußboden, nahm die Dose heraus und steckte sie wieder ein, ohne zu schnupfen, richtete den Blick starr empor, als zähle er die Rosetten an der Decke, und hüstelte mißtönig, ohne ein Wort zu reden. Das brachte den Kapellmeister außer sich; denn er wußte schon, solches Geberdenspiel des Doctors hieß in deutlichen, lebendigen Worten nichts Anderes als: „Ein böser, böser Fall!" — und: „Ich weiß mir nicht zu rathen und zu helfen", — und: „Ich steure umher in meinen Versuchen wie jener Doctor im Gil Blas de Santillana."*) — „Nun, so sag Er es denn nur geradezu heraus," rief der Kapellmeister erzürnt, „ohne so verdammt wichtig zu thun mit der simplen Heiserkeit, die sich Bettina zugezogen, weil sie unvorsichtigerweise den Schawl nicht umwarf, als sie die Kirche verließ! Das Leben wird es ihr doch eben nicht kosten, der Kleinen?" — „Mit nichten," sprach der Doctor, indem er nochmals die Dose herausnahm, jetzt aber wirklich schnupfte; „aber höchst wahrscheinlich wird sie in ihrem ganzen Leben keine Note mehr singen."

Da fuhr der Kapellmeister mit beiden Fäusten sich in die Haare, daß der Puder weit umherstäubte, und rannte im Zimmer auf und ab und schrie wie besessen: „Nicht mehr singen? — Nicht mehr singen? — Bettina nicht mehr singen? — Gestorben all die herrlichen Canzonetten — die wunderbaren Boleros und Seguidillas,**) die wie klingender Blumenhauch von ihren Lippen strömten? — Kein frommes Agnus,

*) Einem Roman von A. R. Lesage († 1747); 1. Ausg.: Paris 1715.
**) Spanische Liederweisen. — A. d. H.

kein tröstendes Benedictus von ihr mehr hören? — O, o! — Kein Miserere, das mich reinbürstete von jedem irdischen Schmutz miserabler Gedanken, — das in mir oft eine ganze reiche Welt makelloser Kirchenthemas aufgehen ließ? — Du lügst, Doctor, Du lügst! — Der Satan versucht Dich, mich aufs Eis zu führen! — Der Dom-Organist, der mich mit schändlichem Neide verfolgt, seitdem ich ein achtstimmiges „Qui tollis“ ausgearbeitet zum Entzücken der Welt, der hat Dich bestochen! Du sollst mich in schnöde Verzweiflung stürzen, damit ich meine neue Messe ins Feuer werfe. — Aber es gelingt ihm, es gelingt Dir nicht! — Hier — hier trage ich sie bei mir, Bettina's Soli (er schlug auf die rechte Rocktasche, so daß es gewaltig darin klatschte), und gleich soll herrlicher als je die Kleine sie mir mit hocherhabener Glockenstimme vorsingen!“

Der Kapellmeister griff nach dem Hute und wollte fort; der Doctor hielt ihn zurück, indem er sehr sanft und leise sprach: „Ich ehre Ihren werthen Enthusiasmus, holdseligster Freund; aber ich übertreibe nichts und kenne den Dom-Organisten gar nicht. Es ist nun einmal so. Seit der Zeit, daß Bettina in der katholischen Kirche bei dem Amt die Solos im Gloria und Credo gesungen, ist sie von einer solch seltsamen Heiserkeit oder vielmehr Stimmlosigkeit befallen, die meiner Kunst trotzt und die mich, wie gesagt, befürchten läßt, daß sie nie mehr singen wird.“ — „Gut denn,“ rief der Kapellmeister wie in resignirter Verzweiflung, „so gieb ihr Opium, Opium und so lange Opium, bis sie eines sanften Todes dahinscheidet! Denn singt Bettina nicht mehr, so darf sie auch nicht mehr leben; denn sie lebt nur, wenn sie singt — sie existirt nur im Gesange. — Himmlischer Doctor, thu mir den Gefallen, vergifte sie je eher desto lieber! Ich habe Connexionen im Criminal-Collegio; mit dem Präsidenten studirte ich in Halle — er war ein großer Hornist — wir bliesen Bicinien*) zur Nachtzeit mit einfallenden Chören obligater

*) Bicinium — ein zweistimmiges Tonstück, insbesondere für zwei Hörner oder Trompeten. — A. d. H.

Hündelein und Kater. Sie sollen Dir nichts thun des ehrlichen Mords wegen. Aber vergifte sie — vergifte sie!"

„Man ist," unterbrach der Doctor den sprudelnden Kapellmeister, „doch schon ziemlich hoch in Jahren, muß sich das Haar pudern seit geraumer Zeit und doch noch, vorzüglich die Musik anlangend, vel quasi ein Hasenfuß. Man schreie nicht so — man spreche nicht so verwegen vom sündlichen Mord und Todtschlag — man setze sich ruhig hin dort in jenen bequemen Lehnstuhl und höre mich gelassen an!" Der Kapellmeister rief mit sehr weinerlicher Stimme: „Was werd' ich hören?" und that übrigens wie ihm geheißen.

„Es ist", fing der Doctor an, „in der That in Bettina's Zustand etwas ganz Sonderbares und Verwunderliches. Sie spricht laut, mit voller Kraft des Organs; an irgend eines der gewöhnlichen Halsübel ist gar nicht zu denken — sie ist selbst im Stande, einen musikalischen Ton anzugeben; aber sowie sie die Stimme zum Gesange erheben will, lähmt ein unbegreifliches Etwas, das sich durch kein Stechen, Prickeln, Kitzeln oder sonst als ein affirmatives, krankhaftes Princip darthut, ihre Kraft, so daß jeder versuchte Ton, ohne gepreßt-unrein, kurz katarrhalisch zu klingen, matt und farblos dahinschwindet. Bettina selbst vergleicht ihren Zustand sehr richtig demjenigen im Traum, wenn man mit dem vollsten Bewußtsein der Kraft zum Fliegen doch vergebens strebt, in die Höhe zu steigen. Dieser negative krankhafte Zustand spottet meiner Kunst, und wirkungslos bleiben alle Mittel. Der Feind, den ich bekämpfen soll, gleicht einem körperlosen Spuk, gegen den ich vergebens meine Streiche führe. Darin habt Ihr Recht, Kapellmeister, daß Bettina's ganze Existenz im Leben durch den Gesang bedingt ist; denn eben im Gesange kann man sich den kleinen Paradiesvogel nur denken. Deshalb ist sie aber schon durch die Vorstellung, daß ihr Gesang und mit ihr sie selbst untergehe, so im Innersten aufgeregt, und fast bin ich überzeugt, daß eben diese fortwährende geistige Agitation ihr Uebelbefinden fördert und meine Bemühungen vereitelt. Sie ist, wie sie sich selbst ausdrückt, von Natur sehr apprehensiv, und so glaube ich, nachdem ich monatelang wie ein Schiff-

brüchiger, der nach jedem Splitter haſcht, nach dieſem, jenem Mittel gegriffen und darüber ganz verzagt worden, daß Bettina's ganze Krankheit mehr pſychiſch als phyſiſch iſt."

„Recht, Doctor!" rief hier der reiſende Enthuſiaſt, der ſo lange ſchweigend mit übereinandergeſchlagenen Armen im Winkel geſeſſen; „mit einem Mal habt Ihr den richtigen Punkt getroffen, mein vortrefflicher Arzt! Bettina's krankhaftes Gefühl iſt die phyſiſche Rückwirkung eines pſychiſchen Eindrucks, eben deshalb aber deſto ſchlimmer und gefährlicher. Ich, ich allein kann Euch Alles erklären, Ihr Herren." — „Was werd' ich hören?" ſprach der Kapellmeiſter noch weinerlicher als vorher. Der Doctor rückte ſeinen Stuhl näher heran zum reiſenden Enthuſiaſten und guckte ihm mit ſonderbar lächelnder Miene ins Geſicht. Der reiſende Enthuſiaſt warf aber den Blick in die Höhe und ſprach, ohne den Doctor oder den Kapellmeiſter anzuſehen:

„Kapellmeiſter, ich ſah einmal einen kleinen bunt gefärbten Schmetterling, der ſich zwiſchen den Saiten Eures Doppelclavichords eingefangen hatte. Das kleine Ding flatterte luſtig auf und nieder, und mit den glänzenden Flügelein um ſich ſchlagend, berührte es bald die obern, bald die untern Saiten, die dann leiſe, leiſe nur dem ſchärfſten geübteſten Ohr vernehmbare Töne und Accorde hauchten, ſo daß zuletzt das Thierchen nur in den Schwingungen wie in ſanftwogenden Wellen zu ſchwimmen oder vielmehr von ihnen getragen zu werden ſchien. Aber oft kam es, daß eine ſtärker berührte Saite wie erzürnt in die Flügel des fröhlichen Schwimmers ſchlug, ſo daß ſie, wund geworden, den Schmuck des bunten Blüthenſtaubes von ſich ſtreuten; doch deſſen nicht achtend, kreiſte der Schmetterling fort und fort im fröhlichen Klingen und Singen, bis ſchärfer und ſchärfer die Saiten ihn verwundeten und er lautlos hinabſank in die Oeffnung des Reſonanzbodens." — „Was wollen wir damit ſagen?" frug der Kapellmeiſter. — „Fiat applicatio, mein Beſter!" ſprach der Doctor. — „Von einer beſonderen Anwendung iſt hier nicht die Rede," fuhr der Enthuſiaſt fort. „Ich wollte, da ich obbeſagten Schmetterling wirklich auf des Kapellmeiſters Clavichord ſpielen gehört habe, nur im Allge-

meinen eine Idee andeuten, die mir damals einkam, und die Alles das, was ich über Bettina's Uebel sagen werde, so ziemlich einleitet. Ihr könnet das Ganze aber auch für eine Allegorie ansehen und es in das Stammbuch irgend einer reisenden Virtuosin hineinzeichnen. Es schien mir nämlich damals, als habe die Natur ein tausendchöriges Clavichord um uns herumgebaut, in dessen Saiten wir herumhantirten, ihre Töne und Accorde für unsere eigenen willkürlich hervorgebrachten haltend, und als würden wir oft zum Tode wund, ohne zu ahnen, daß der unharmonisch berührte Ton uns die Wunde schlug." — „Sehr dunkel!" sprach der Kapellmeister. — „O," rief der Doctor lachend, „o, nur Geduld! Er wird gleich auf seinem Steckenpferde sitzen und gestreckten Galopps in die Welt der Ahnungen, Träume, psychischen Einflüsse, Sympathien, Idiosynkrasien u. s. w. hineintreten, bis er auf der Station des Magnetismus absitzt und ein Frühstück nimmt."

„Gemach, gemach, mein weiser Doctor!" sprach der reisende Enthusiast. „Schmäht nicht auf Dinge, die Ihr, — sträuben mögt Ihr Euch auch, wir Ihr wollt, — doch mit Demuth anerkennen und höchlich beachten müßt! Habt Ihr es denn nicht selbst eben erst ausgesprochen, daß Bettina's Krankheit von psychischer Anregung herbeigeführt oder vielmehr nur ein psychisches Uebel ist?" — „Wie kommt," unterbrach der Doctor den Enthusiasten, „aber Bettina mit dem unglückseligen Schmetterling zusammen?" — „Wenn man", fuhr der Enthusiast fort, „nun Alles haarklein auseinandersieben soll und jedes Körnchen beäugeln und begucken, so wird das eine Arbeit, die, selbst langweilig, Langeweile verbreitet. Laßt den Schmetterling im Clavichordkasten des Kapellmeisters ruhen! — Uebrigens, sagt selbst, Kapellmeister, ist es nicht ein wahres Unglück, daß die hochheilige Musik ein integrirender Theil unserer Conversation geworden ist? Die herrlichsten Talente werden herabgezogen in das gemeine, dürftige Leben. Statt daß sonst aus heiliger Ferne wie aus dem wunderbaren Himmelsreiche selbst Ton und Gesang auf uns herniederstrahlte, hat man jetzt Alles hübsch bei der Hand, und man weiß genau, wie viel Tassen Thee die Sängerin oder wie viel

Gläser Wein der Bassist trinken muß, um in die gehörige Tramontane zu kommen.*) Ich weiß wohl, daß es Vereine giebt, die, ergriffen von dem wahren Geist der Musik, sie untereinander mit wahrhafter Andacht üben; aber jene miserablen, geschmückten, geschniegelten ... Doch ich will mich nicht ärgern! — Als ich voriges Jahr hierher kam, war die arme Bettina gerade recht in der Mode; sie war, wie man sagt, recherchirt. Es konnte kaum Thee getrunken werden ohne Zuthat einer spanischen Romanze, einer italienischen Canzonetta oder auch wol eines französischen Liedleins: „Souvent l'amour" etc., zu dem sich Bettina hergeben mußte. Ich fürchtete in der That, daß das gute Kind mit sammt ihrem herrlichen Talent untergehen würde in dem Meer von Theewasser, das man über sie ausschüttete. Das geschah nun nicht; aber — die Katastrophe trat ein."

„Was für eine Katastrophe?" riefen Doctor und Kapellmeister. — „Seht, liebe Herren," fuhr der Enthusiast fort, „eigentlich ist die arme Bettina — wie man so sagt, verwünscht oder verhext worden, und so hart es mir ankommt, es zu bekennen, ich — ich selbst bin der Hexenmeister, der das böse Werk vollbracht hat und nun gleich dem Zauberlehrling den Bann nicht zu lösen vermag." — „Possen — Possen! Und wir sitzen hier und lassen uns mit der größten Ruhe von dem ironischen Bösewicht mystificiren!" so rief der Doctor, indem er aufsprang. — „Aber, zum Teufel, die Katastrophe, die Katastrophe!" schrie der Kapellmeister. — „Ruhig, Ihr Herren!" sprach der Enthusiast; „jetzt kommt eine Thatsache, die ich verbürgen kann. Haltet übrigens meine Hexerei für Scherz, unerachtet es mir zuweilen recht schwer aufs Herz fällt, daß ich ohne Wissen und Willen einer unbekannten psychischen Kraft zum Medium des Entwickelns und Einwirkens auf Bettina gedient haben mag, — gleichsam als Leiter, mein' ich, so wie in der elektrischen Reihe einer den andern ohne Selbstthätigkeit und eigenen Willen prügelt." — „Hop, hop!" rief der Doctor; „seht, wie das

*) Nach dem Italienischen: mantenere la tramontana, perdere la tr. = die rechte Fassung gewinnen oder verlieren. — A. d. H.

Steckenpferd gar herrliche Courbetten verführt!" — „Aber die Geschichte — die Geschichte!" schrie der Kapellmeister dazwischen.

„Ihr erwähntet, Kapellmeister," fuhr der Enthusiast fort, „schon zuvor, daß Bettina das letzte Mal, ehe sie die Stimme verlor, in der katholischen Kirche sang! Erinnert Euch, daß dies am ersten Osterfeiertage vorigen Jahres geschah! Ihr hattet Euer schwarzes Ehrenkleid angethan und dirigirtet die herrliche Haydnische Messe aus dem d moll. In dem Sopran that sich ein Flor junger, anmuthig gekleideter Mädchen auf, die zum Theil sangen, zum Theil auch nicht; unter ihnen stand Bettina, die mit wunderbar starker, voller Stimme die kleinen Soli vortrug. Ihr wißt, daß ich mich im Tenor angestellt hatte. Das Sanctus war eingetreten — ich fühlte die Schauer der tiefsten Andacht mich durchbeben. Da rauschte es hinter mir störend. Unwillkürlich drehte ich mich um und erblickte zu meinem Erstaunen Bettina, die sich durch die Reihen der Spielenden und Singenden drängte, um den Chor zu verlassen. — ‚Sie wollen fort?' redete ich sie an. — ‚Es ist die höchste Zeit,' erwiderte sie sehr freundlich, ‚daß ich mich jetzt nach der * Kirche begebe, um noch, wie ich versprochen, dort in einer Cantate mitzusingen; auch muß ich noch Vormittag ein paar Duetts probiren, die ich heute Abend in dem Singethee bei ** vortragen werde; dann ist Souper bei ***. Sie kommen doch hin? Es werden ein paar Chöre aus dem Händel'schen Messias und das erste Finale aus Figaro's Hochzeit gemacht.' Während dieses Gesprächs erklangen die vollen Accorde des Sanctus, und das Weihrauchopfer zog in blauen Wolken durch das hohe Gewölbe der Kirche. ‚Wissen Sie denn nicht,' sprach ich, ‚daß es sündlich ist, daß es nicht straflos bleibt, wenn man während des Sanctus die Kirche verläßt? Sie werden so bald nicht mehr in der Kirche singen!' — Es sollte Scherz sein; aber ich weiß nicht, wie es kam, daß mit einem Mal meine Worte so feierlich klangen. Bettina erblaßte und verließ schweigend die Kirche. Seit diesem Moment verlor sie die Stimme."

Der Doctor hatte sich während dieser Zeit wieder gesetzt und das Kinn auf den Stockknopf gestützt; er blieb stumm —

aber der Kapellmeister rief: „Wunderbar in der That, sehr wunderbar!“ — „Eigentlich“, fuhr der Enthusiast fort, „kam mir damals bei meinen Worten nichts Bestimmtes in den Sinn und ebenso wenig setzte ich Bettina's Stimmlosigkeit mit dem Vorfall in der Kirche nur in den mindesten Bezug. Erst jetzt, als ich wieder hierherkam und von Euch, Doctor, erfuhr, daß Bettina noch immer an der verdrießlichen Kränklichkeit leide, war es mir, als hätte ich schon damals an eine Geschichte gedacht, die ich vor mehreren Jahren in einem alten Buche las, und die ich Euch, da sie mir anmuthig und rührend scheint, mittheilen will.“

„Erzählen Sie!“ rief der Kapellmeister; „vielleicht liegt ein guter Stoff zu einer tüchtigen Oper darin.“ — „Könnt' Ihr, Kapellmeister,“ sprach der Doctor, „Träume — Ahnungen — magnetische Zustände in Musik setzen, so wird Euch geholfen; auf so was wird die Geschichte doch wieder hinauslaufen.“ Ohne dem Doctor zu antworten, räusperte sich der reisende Enthusiast und fing mit erhabener Stimme an: „Unabsehbar breitete sich das Feldlager Isabellens und Ferdinand's von Aragonien vor den Mauern von Granada aus“ . . . — „Herr des Himmels und der Erden,“ unterbrach der Doctor den Erzähler, „das fängt an, als wollt' es in neun Tagen und neun Nächten nicht endigen, und ich sitze hier, und die Patienten lamentiren. Ich schere mich den Teufel um Eure maurischen Geschichten; den „Gonsalvo von Cordova“*) habe ich gelesen und Bettina's Seguidillas gehört; aber damit Basta! Alles, was recht ist! — Gott befohlen!“

Schnell sprang der Doctor zur Thüre hinaus; aber der Kapellmeister blieb ruhig sitzen, indem er sprach: „Es wird eine Geschichte aus den Kriegen der Mauren mit den Spaniern, wie ich merke; so was hätt' ich längst gar zu gern componirt. — Gefechte — Tumult — Romanzen — Aufzüge — Cymbeln — Choräle — Trommeln und Pauken — ach, Pauken! — Da wir nun einmal so zusammen sind, erzählen Sie,

*) Ein Rittergedicht aus der Geschichte der Eroberung von Granada unter Ferdinand und Isabella von Florian (1791), verdeutscht durch Fr. Krug von Nidda, Leipzig 1817. — A. d. H.

liebenswürdiger Enthusiast! Wer weiß, welches Samenkorn die erwünschte Erzählung in mein Gemüth wirft und was für Riesenlilien daraus entsprießen!" — „Euch wird nun, Kapellmeister," erwiderte der Enthusiast, „Alles einmal gleich zur Oper, und daher kommt es denn auch, daß die vernünftigen Leute, die die Musik behandeln wie einen starken Schnaps, den man nur dann und wann in kleinen Portionen genießt zur Magenstärkung, Euch manchmal für toll halten. Doch erzählen will ich Euch, und keck möget Ihr, wandelt Euch die Luft an, manchmal ein paar Accorde dazwischen werfen."

Schreiber dieses fühlt sich gedrungen, ehe er dem Enthusiasten die Erzählung nachschreibt, Dich, günstiger Leser, zu bitten, Du mögest ihm der Kürze halber zu Gute halten, wenn er den dazwischen anschlagenden Accorden den Kapellmeister vorzeichnet. Statt also zu schreiben: Hier sprach der Kapellmeister, heißt es blos: Der Kapellmeister. —

Unabsehbar breitete sich das Feldlager Isabellens und und Ferdinand's von Aragonien vor den festen Mauern von Granada aus. Vergebens auf Hilfe hoffend, immer enger und enger eingeschlossen, verzagte der feige Boabdil,*) und im bittern Hohn vom Volke, das ihn den kleinen König nannte, verspottet, fand er nur in den Opfern blutdürstiger Grausamkeit augenblicklichen Trost. Aber eben in dem Grade, wie die Muthlosigkeit und Verzweiflung täglich mehr Volk und Kriegsheer in Granada erfaßte, wurde lebendiger die Siegeshoffnung und Kampfeslust im spanischen Lager. Es bedurfte keines Sturmes. Ferdinand begnügte sich, die Wälle zu beschießen und die Ausfälle der Belagerten zurückzutreiben. Diese kleinen Gefechte glichen mehr fröhlichen Turnieren als ernsten Kämpfen, und selbst der Tod der im Kampfe Gefallenen konnte die Gemüther nur erheben, da sie hochgefeiert im Gepränge des kirchlichen Cultus wie in der strahlenden Glorie des Märtyrthums für den Glauben erschienen.

Gleich nachdem Isabella in das Lager eingezogen, ließ

*) Abu Abdallah Boabdil, letzter maurischer König von Granada (1481—1492). — A. d. H.

sie in dessen Mitte ein hohes, hölzernes Gebäude mit Thürmen aufführen, von deren Spitzen die Kreuzesfahne herabwehte. Das Innere wurde zum Kloster und zur Kirche eingerichtet, und Benedictiner-Nonnen zogen ein, täglichen Gottesdienst übend. Die Königin, von ihrem Gefolge, von ihren Rittern begleitet, kam jeden Morgen, die Messe zu hören, die ihr Beichtvater las, von dem Gesange der im Chor versammelten Nonnen unterstützt.

Da begab es sich, daß Isabella an einem Morgen eine Stimme vernahm, die mit wunderbarem Glockenklang die andern Stimmen im Chor übertönte. Der Gesang war anzuhören wie das siegende Schmettern einer Nachtigall, die, die Fürstin des Hains, dem jauchzenden Volk gebietet. Und doch war die Aussprache der Worte so fremdartig, und selbst die sonderbare ganz eigenthümliche Art des Gesanges that kund, daß eine Sängerin, des kirchlichen Stils noch ungewohnt, vielleicht zum ersten Mal das Amt singen müsse. Verwundert schaute Isabella um sich und bemerkte, daß ihr Gefolge von demselben Erstaunen ergriffen worden; doch ahnen mußte sie wol, daß hier ein besonderes Abenteuer im Spiel sein müsse, als der tapfere Heerführer Aguilar, der sich eben im Gefolge befand, ihr ins Auge fiel. Im Betstuhl knieend, starrte er zum Gitter des Chors hinauf, glühende, inbrünstige Sehnsucht im düstern Auge.

Als die Messe geendet war, begab sich Isabella nach Donna Maria's, der Priorin, Zimmer und frug nach der fremden Sängerin. — „Wollet Euch, o Königin," sprach Donna Maria, „erinnern, daß vor Monatsfrist Don Aguilar jenes Außenwerk zu überfallen und zu erobern gedachte, das, mit einer herrlichen Terrasse geziert, den Mauren zum Lustort dient. In jeder Nacht schallten die üppigen Gesänge der Heiden in unser Lager herüber wie verlockende Sirenenstimmen, und eben deshalb wollte der tapfere Aguilar das Nest der Sünde zerstören. Schon war das Werk genommen, schon wurden die gefangenen Weiber während des Gefechts abgeführt, als eine unvermuthete Verstärkung ihn, tapferer Wehr unerachtet, nöthigte, abzulassen und sich zurückzuziehen in das

Lager. Der Feind wagte nicht, ihn zu verfolgen, und so kam es, daß die Gefangenen und reiche Beute sein blieben.

„Unter den gefangenen Weibern befand sich eine, deren trostloses Jammern, deren Verzweiflung Don Aguilar's Aufmerksamkeit erregte. Er nahte sich der Verschleierten mit freundlichen Worten; aber als hätte ihr Schmerz keine andere Sprache als Gesang, fing sie, nachdem sie auf der Zither, die ihr an einem goldenen Bande um den Hals hing, einige seltsame Accorde gegriffen hatte, eine Romanze an, die in tief aufseufzenden, herzzerschneidenden Lauten die Trennung von dem Geliebten, von aller Lebensfreude klagte. Aguilar, tief ergriffen von den wunderbaren Tönen, beschloß das Weib zurückbringen zu lassen nach Granada; sie stürzte vor ihm nieder, indem sie den Schleier zurückschlug. Da rief Aguilar außer sich: „Bist Du denn nicht Zulema, das Licht des Gesanges in Granada?“ — Zulema, die der Feldherr bei einer Sendung an Boabdil's Hof gesehen, deren wunderbarer Gesang seitdem tief in seiner Brust widerhallte, war es wirklich. „Ich gebe Dir die Freiheit,“ rief Aguilar; aber da sprach der ehrwürdige Vater Agostino Sanchez, der, das Kreuz in der Hand, mitgezogen: „Erinnere Dich, Herr, daß Du, indem Du die Gefangene frei lässest, ihr großes Unrecht thust, da sie, dem Götzendienst entrissen, vielleicht bei uns von der Gnade des Herrn erleuchtet, in den Schooß der Kirche eingekehrt wäre!“ Aguilar sprach: „Sie mag bei uns bleiben einen Monat hindurch und dann, fühlt sie sich nicht durchdrungen von dem Geist des Herrn, zurückgebracht werden nach Granada!“

„So kam es, o Herrin, daß Zulema von uns in dem Kloster aufgenommen wurde. Anfangs überließ sie sich ganz dem trostlosesten Schmerz, und bald waren es wild und schauerlich tönende, bald tief klagende Romanzen, mit denen sie das Kloster erfüllte; denn überall hörte man ihre durchdringende Glockenstimme. Es begab sich, daß wir einst um Mitternacht im Chor der Kirche versammelt waren und die Hora nach jener wundervollen heiligen Weise absangen, die der hohe Meister des Gesanges, Ferreras, uns lehrte. Ich bemerkte im Schein der Lichter Zulema in der offenen Pforte des Chors

stehend und mit ernstem Blick still und andächtig hineinschauend. Als wir paarweise daherziehend den Chor verließen, kniete Zulema im Gange unfern eines Marienbildes. Den andern Tag sang sie keine Romanze, sondern blieb still und in sich gekehrt. Bald versuchte sie auf der tief gestimmten Zither die Accorde jenes Chorals, den wir in der Kirche gesungen, und dann fing sie an, leise, leise zu singen, ja, selbst die Worte unsers Gesanges zu versuchen, die sie freilich wunderlich, wie mit gebundener Zunge aussprach. Ich merkte wohl, daß der Geist des Herrn mit milder, tröstender Stimme im Gesange zu ihr gesprochen und daß sich ihre Brust öffnen würde seiner Gnade; daher schickte ich Schwester Manuela, die Meisterin des Chors, zu ihr, daß sie den glimmenden Funken anfache, und so geschah es, daß im heiligen Gesange der Kirche der Glaube in ihr entzündet wurde. Noch ist Zulema nicht durch die heilige Taufe in den Schooß der Kirche aufgenommen; aber vergönnt wurde es ihr, unserm Chor sich beizugesellen und so ihre wunderbare Stimme zur Glorie der Religion zu erheben."

Die Königin wußte nun wohl, was in Aguilar's Innerem vorgegangen, als er auf Agostino's Einrede Zulema nicht zurücksandte nach Granada, sondern sie im Kloster aufnehmen ließ, und um so mehr war sie erfreut über Zulema's Bekehrung zum wahren Glauben. Nach wenigen Tagen wurde Zulema getauft und erhielt den Namen Julia. Die Königin selbst, der Marquis von Cadix, Heinrich von Gusman, die Feldherrn Mendoza, Villena, waren die Zeugen des heiligen Actes. Man hätte glauben sollen, daß Julia's Gesang nun noch inniger und wahrer die Herrlichkeit des Glaubens verkünden müsse, und so geschah es auch wirklich eine kurze Zeit hindurch. Indessen bemerkte Manuela bald, daß Julia oft auf seltsame Weise von dem Choral abwich, fremdartige Töne einmischend. Oft hallte urplötzlich der dumpfe Klang einer tiefgestimmten Zither durch den Chor. Der Ton glich dem Nachklingen vom Sturm durchrauschter Saiten. Dann wurde Julia unruhig, und es geschah sogar, daß sie wie willkürlos in den lateinischen Hymnus ein maurisches

Wort einwarf. Manuela warnte die Neubekehrte, standhaft zu widerstehen dem Feinde; aber leichtsinnig achtete Julia dessen nicht, und zum Aergerniß der Schwestern sang sie oft, wenn eben die ernsten, heiligen Choräle des alten Ferreras*) erklungen, tändelnde maurische Liebeslieder zur Zither, die sie wieder hoch gestimmt hatte. Sonderbarerweise klangen jetzt die Zithertöne, die oft durch den Chor sausten, auch hoch und recht widrig, beinahe wie das gellende Gepfeife der kleinen maurischen Flöten.

Der Kapellmeister. Flauti piccoli — Octavflötchen. Aber, mein Bester, noch bis jetzt nichts, gar nichts für die Oper — keine Exposition, und das ist immer die Hauptsache. Doch mit der tiefen und hohen Stimmung der Zither, das hat mich angeregt. Glaubt Ihr nicht, daß der Teufel ein Tenorist ist? Er ist falsch wie — der Teufel, und daher macht er Alles im Falset.

Der Enthusiast. Gott im Himmel! — Ihr werdet von Tage zu Tage witziger, Kapellmeister! Aber Ihr habt Recht: lassen wir dem teuflischen Princip alles überhohe unnatürliche Gepfeife, Gequieke ꝛc! Doch weiter fort in der Erzählung, die mir eigentlich blutsauer wird, weil ich jeden Augenblick Gefahr laufe, über irgend einen wohl zu beachtenden Moment wegzuspringen.

Es begab sich, daß die Königin, begleitet von den edeln Feldherrn des Lagers, nach der Kirche der Benedictiner-Nonnen schritt, um wie gewöhnlich die Messe zu hören. Vor der Pforte lag ein elender, zerlumpter Bettler. Die Trabanten wollten ihn fortschaffen; doch halb erhoben, riß er sich wieder los und warf sich heulend nieder, so daß er die Königin berührte. Ergrimmt sprang Aguilar hervor und wollte den Elenden mit dem Fuße fortstoßen. Der richtete sich aber mit halbem Leibe gegen ihn empor und schrie: „Tritt die Schlange — tritt die Schlange! Sie wird Dich stechen zum Tode!“ —

*) St. Vincenz Ferreras (Ferrerius), geb. 1357 in Valencia, Dominikaner, soll durch seine Predigten u. Choräle 8000 Saracenen, 35 000 Juden und über 100 000 Ketzer zur römischen Kirche bekehrt haben. Er starb 1419 und wurde 1455 canonisirt. — A. d. H.

und dazu griff er in die Saiten der unter den Lumpen versteckten Zither, daß sie im gellenden, widrig pfeifenden Tone zerrissen und Alle, von unheimlichem Grauen ergriffen, zurückbebten. Die Trabanten schafften das widrige Gespenst fort und es hieß, der Mensch sei ein gefangener wahnsinniger Maure, der aber durch seine tollen Späße und durch sein verwunderliches Zitherspiel die Soldaten im Lager belustige.

Die Königin trat ein, und das Amt begann. Die Schwestern im Chor intonirten das Sanctus. Eben sollte Julia mit mächtiger Stimme wie sonst eintreten: „Pleni sunt coeli gloria tua", da ging ein gellender Zitherton durch den Chor; Julia schlug schnell das Blatt zusammen und wollte den Chor verlassen. — „Was beginnst Du?" rief Manuela. — „O," sagte Julia, „hörst Du denn nicht die prächtigen Töne des Meisters? — Dort bei ihm, mit ihm muß ich singen!" Damit eilte Julia nach der Thüre; aber Manuela sprach mit sehr ernster, feierlicher Stimme: „Sünderin, die Du den Dienst des Herrn entweihst, da Du mit dem Munde sein Lob verkündest und im Herzen weltliche Gedanken trägst, flieh vonhinnen! Gebrochen ist die Kraft des Gesanges in Dir; verstummt sind die wunderbaren Laute in Deiner Brust, die der Geist des Herrn entzündet!" Von Manuela's Worten wie vom Blitz getroffen, schwankte Julia fort. —

Eben wollten die Nonnen zur Nachtzeit sich versammeln, um die Hora zu singen, als ein dicker Qualm schnell die ganze Kirche erfüllte. Bald darauf drangen die Flammen zischend und prasselnd durch die Wände des Nebengebäudes und erfaßten das Kloster. Mit Mühe gelang es den Nonnen, ihr Leben zu retten. Trompeten und Hörner schmetterten durch das Lager; aus dem ersten Schlaf taumelten die Soldaten auf. Man sah den Feldherrn Aguilar mit versengtem Haar, mit halbverbrannten Kleidern aus dem Kloster stürzen; er hatte Julia, die man vermißte, vergebens zu retten gesucht. Keine Spur von ihr war zu finden. Fruchtlos blieb der Kampf gegen das Feuer, das, von dem Sturm, der sich erhoben, angefacht, immer mehr um sich griff. In kurzer Zeit lag Isabellens ganzes, reiches, herrliches Lager in Asche. Die Mau-

ren, im Vertrauen, daß der Christen Unglück ihnen Sieg bringen werde, wagten mit einer bedeutenden Macht einen Ausfall. Glänzender war aber für die Waffen der Spanier nie ein Kampf gewesen als eben dieser, und als sie unter dem jauchzenden Schall der Trompeten sieggekrönt in ihre Verschanzungen zurückzogen, da bestieg die Königin Isabella den Thron, den man im Freien errichtet hatte, und verordnete, daß an der Stelle des abgebrannten Lagers eine Stadt gebaut werde. Zeigen sollte dies den Mauren in Granada, daß niemals die Belagerung aufgehoben werden würde.

Der Kapellmeister. Dürfte man sich nur mit geistlichen Dingen auf das Theater wagen! Hat man nicht schon seine Noth mit dem lieben Publicum, wenn man hie und da ein Bischen Choral anbringt? Sonst wär' die Julia gar keine üble Partie. Denkt Euch den doppelten Stil, in welchem sie glänzen kann, — erst die Romanzen, dann die Kirchengesänge! Einige allerliebste spanische und maurische Lieder hab' ich bereits fertig; auch ist der Siegesmarsch der Spanier gar nicht übel, so wie ich das Gebot der Königin melodramatisch zu behandeln willens bin. Wie indessen das Ganze sich zusammenfügen soll, das weiß der Himmel! — Aber erzählt weiter! Kommen wir wieder auf Julia, die hoffentlich nicht verbrannt sein wird!

Der Enthusiast. Denkt Euch, liebster Kapellmeister, daß jene Stadt, die die Spanier in einundzwanzig Tagen aufbauten und mit Mauern umgaben, eben das heute noch stehende Santa-Fe ist! Doch indem ich das Wort so unmittelbar an Euch richte, falle ich aus dem feierlichen Ton, der allein sich zu dem feierlichen Stoffe paßt. Ich wollte, Ihr spieltet eins von Palestrina's Responsorien, die dort auf dem Pult des Fortepianos aufgeschlagen liegen.

Der Kapellmeister that es, und hierauf fuhr der reisende Enthusiast also fort:

Die Mauren unterließen nicht, die Spanier während des Aufbaues ihrer Stadt auf mannichfache Weise zu beunruhigen; die Verzweiflung trieb sie zur verwegensten Kühnheit, und so wurden die Gefechte ernster als jemals. Aguilar hatte einst

ein maurisches Geschwader, das die spanischen Vorwachen überfallen, bis in die Mauern von Granada zurückgetrieben. Er kehrte mit seinen Reitern zurück und hielt unfern den ersten Verschanzungen bei einem Myrtenwäldchen, sein Gefolge fortschickend, um so ernsten Gedanken und wehmüthiger Erinnerung sich mit ganzem Gemüth hingeben zu können. Julia's Bild stand lebendig vor seines Geistes Augen. Schon während des Gefechts hörte er ihre Stimme bald drohend bald klagend ertönen, und auch jetzt war es ihm, als säusle ein seltsamer Gesang, halb maurisches Lied, halb christlicher Kirchengesang, durch die dunklen Myrten.

Da rauschte plötzlich ein maurischer Ritter im silbernen Schuppenharnisch auf leichtem arabischen Pferde aus dem Walde hervor, und gleich sauste auch der geworfene Speer dicht bei Aguilar's Haupt vorbei. Er wollte mit gezogenem Schwert auf den Feind losstürzen, als der zweite Speer flog und seinem Pferde tief in der Brust stecken blieb, daß es sich vor Wuth und Schmerz hoch emporbäumte und Aguilar sich schnell von der Seite herabschwingen mußte, um schwerem Falle nicht zu erliegen. Der Maure war herangesprengt und hieb herab mit der Sichelklinge nach Aguilar's entblößtem Haupt. Aber geschickt parirte Aguilar den Todesstreich und hieb so gewaltig nach, daß der Maure sich nur rettete, indem er tief vom Pferde niedertauchte. In demselben Augenblick drängte sich des Mauren Pferd dicht an Aguilar, so daß er keinen zweiten Hieb führen konnte. Der Maure riß seinen Dolch hervor; aber noch ehe er zustoßen konnte, hatte ihn Aguilar mit Riesenstärke erfaßt, vom Pferde heruntergezogen und ringend zu Boden geworfen. Er kniete auf des Mauren Brust, und indem er mit der linken Faust des Mauren rechten Arm so gewaltig gepackt hatte, daß er regungslos blieb, zog er seinen Dolch. Schon hatte er den Arm erhoben, um des Mauren Kehle zu durchstoßen, als dieser tief aufseufzte: „Zulema!"

Zur Bildsäule erstarrt, vermochte Aguilar nicht, die That zu vollenden. „Unseliger," rief er, „welch einen Namen nanntest Du?" — „Stoße zu!" stöhnte der Maure, „Du

tödtest Den, der Dir Tod und Verderben geschworen hat. Ja, wisse, verrätherischer Christ, wisse, daß es Hichem, der letzte des Stammes Alhamar*) ist, dem Du Zulema raubtest! Wisse, daß jener zerlumpte Bettler, der mit den Geberden des Wahnsinns in Eurem Lager umherschlich, Hichem war! Wisse, daß es mir gelang, das dunkle Gefängniß, in dem Ihr Verruchten das Licht meiner Gedanken eingeschlossen, anzuzünden und Zulema zu retten!" — „Zulema — Julia lebt?" rief Aguilar. — Da lachte Hichem gellend auf im grausigen Hohn: „Ja, sie lebt; aber Euer blutiges, dornengekröntes Götzenbild hat mit fluchwürdigem Zauber sie befangen und die duftende, glühende Blume des Lebens eingehüllt in die Leichentücher der wahnsinnigen Weiber, die Ihr Bräute Eures Götzen nennt. Wisse, daß Ton und Gesang in ihrer Brust, wie angeweht vom giftigen Hauch des Samums, erstorben ist! Dahin ist alle Lust des Lebens mit Zulema's süßen Liedern. Darum tödte mich — tödte mich, da ich nicht Rache zu nehmen vermag an Dir, der Du mir schon mehr als mein Leben entrissest!"

Aguilar ließ ab von Hichem und erhob sich, sein Schwert von dem Boden aufnehmend, langsam. „Hichem," sprach er, „Zulema, die in heiliger Taufe den Namen Julia empfing, wurde meine Gefangene im ehrlichen, offenen Kampf. Erleuchtet von der Gnade des Herrn, entsagte sie Mahom's schnödem Dienst, und was Du verblendeter Mohr bösen Zauber eines Götzenbildes nennst, war nur die Versuchung des Bösen, dem sie nicht zu widerstehen vermochte. Nennst Du Zulema Deine Geliebte, so sei Julia, die zum Glauben bekehrte, die Dame meiner Gedanken, und sie im Herzen, zur Glorie des wahren Glaubens will ich gegen Dich bestehen im wackern Kampf. Nimm Deine Waffen und falle gegen mich aus, wie Du willst, nach Deiner Sitte!" Schnell ergriff Hichem Schwert und Tartsche; aber auf Aguilar losrennend,

*) Erster dieses Stammes und Gründer der Dynastie der Alhamariden war der König Mohammed von Granada (1236—1275.) Der letzte König des Stammes war Boabdil, der 1492 von Ferdinand u. Isabella von Spanien vertrieben wurde. — A. d. H.

wankte er laut aufbrüllend zurück, warf sich auf das Pferd, das neben ihm stehen geblieben, und sprengte gestreckten Galopps davon. Aguilar wußte nicht, was das zu bedeuten haben könne; aber in dem Augenblick stand der ehrwürdige Greis Agostino Sanchez hinter ihm und sprach sanft lächelnd: „Fürchtet Hichem mich oder den Herrn, der in mir wohnt und dessen Liebe er verschmäht?" — Aguilar erzählte Alles, was er von Julia vernommen, und Beide erinnerten sich nun wol an die prophetischen Worte Manuela's, als Julia, verlockt von Hichem's Zithertönen, alle Andacht im Innern ertödtend, den Chor während des Sanctus verließ.

Der Kapellmeister. Ich denke an keine Oper mehr; aber das Gefecht zwischen dem Mauren Hichem im Schuppenharnisch und dem Feldherrn Aguilar ging mir auf in Musik. — Hol's der Teufel! — wie kann man nur besser gegen einander ausfallen lassen, als es Mozart im Don Giovanni gethan hat! Ihr wißt doch — in der ersten . . .

Der reisende Enthusiast. Still, Kapellmeister! Ich werde nun meiner schon zu langen Erzählung den letzten Ruck geben. Noch allerlei kommt vor, und es ist nöthig, die Gedanken zusammenzuhalten, um so mehr, da ich immer dabei an Bettina denke, welches mich nicht wenig verwirrt. Vorzüglich möcht' ich gar nicht, daß sie jemals etwas von meiner spanischen Geschichte erführe, und doch ist es mir so, als wenn sie dort an jener Thür lauschte, welches natürlicherweise pure Einbildung sein muß. Also weiter! —

Immer und immer geschlagen in allen Gefechten, von der täglich, stündlich zunehmenden Hungersnoth gedrückt, sahen sich die Mauren endlich genöthigt, zu kapituliren, und im festlichen Gepränge unter dem Donner des Geschützes zogen Ferdinand und Isabella in Granada ein. Priester hatten die große Moschee eingeweiht zur Kathedrale, und dorthin ging der Zug, um in andächtiger Messe, im feierlichen „Te deum laudamus" dem Herrn der Heerschaaren zu danken für den glorreichen Sieg über die Diener Mahom's, des falschen Propheten. Man kannte die nur mühsam unterdrückte, immer neu aufgeifernde Wuth der Mauren, und daher deckten

Truppenabtheilungen, die durch entferntere Straßen schlagfertig zogen, die durch die Hauptstraße sich bewegende Procession. So geschah es, daß Aguilar an der Spitze einer Abtheilung Fußvolks eben auf entfernterem Wege sich nach der Kathedrale, wo das Amt schon begonnen, begeben wollte, als er sich plötzlich durch einen Pfeilschuß an der linken Schulter verwundet fühlte. In demselben Augenblick stürzte ein Haufen Mauren aus einem dunklen Bogengange hervor und überfiel die Christen mit verzweifelnder Wuth. Hichem an der Spitze rannte gegen Aguilar an. Dieser, nur leicht verletzt, kaum den Schmerz der Wunde fühlend, parirte geschickt den gewaltigen Hieb, und in demselben Augenblick lag auch Hichem mit gespaltenem Kopf zu seinen Füßen. Die Spanier drangen wüthend ein auf die verrätherischen Mauren, die bald heulend flohen und sich in ein steinernes Haus warfen, dessen Thor sie schnell verschlossen. Die Spanier stürmten heran; aber da regnete es Pfeile aus den Fenstern. Aguilar befahl, Feuerbrände hinein zu werfen. Schon loderten die Flammen aus dem Dache hoch auf, als durch den Donner des Geschützes eine wunderbare Stimme aus dem brennenden Gebäude erklang: „Sanctus — Sanctus Dominus Deus Sabaoth!“

„Julia — Julia!“ rief Aguilar in trostlosem Schmerz. Da öffneten sich die Pforten, und Julia im Gewande der Benedictiner-Nonnen trat hervor, mit starker Stimme singend: „Sanctus — Sanctus Dominus Deus Sabaoth!“ Hinter ihr zogen die Mauren in gebeugter Stellung, die Hände auf der Brust zum Kreuz verschränkt. Erstaunt wichen die Spanier zurück, und durch ihre Reihen zog Julia mit den Mauren nach der Kathedrale. Hineintretend intonirte sie das: „Benedictus qui venit in nomine Domini!“ Unwillkürlich, als komme die Heilige vom Himmel gesendet, Heiliges zu verkünden den Gesegneten des Herrn, beugte das Volk die Kniee. Festen Schrittes, den verklärten Blick gen Himmel gerichtet, trat Julia vor den Hochaltar zwischen Ferdinand und Isabellen, das Amt singend und die heiligen Gebräuche mit inbrünstiger Andacht übend. Bei den letzten Lauten des

„Dona nobis pacem!“ sank Julia entseelt der Königin in die Arme. Alle Mauren, die ihr gefolgt, empfingen, zum Glauben bekehrt, selbigen Tages die heilige Taufe. —

So hatte der Enthusiast seine Geschichte geendet, als der Doctor mit vielem Geräusch eintrat, heftig mit dem Stock auf die Erde stieß und zornig schrie: „Da sitzen sie noch und erzählen sich tolle phantastische Geschichten ohne Rücksicht auf Nachbarschaft und machen die Leute kränker.“ — „Was ist denn nun wieder geschehen, mein Wertheſter?“ sprach der Kapellmeister ganz erschrocken. — „Ich weiß es recht gut,“ fiel der Enthusiast ganz gelassen ein. „Nichts mehr und nichts weniger, als daß Bettina uns stark reden gehört hat, dort ins Kabinet gegangen ist und Alles weiß.“ — „Das habt Ihr nun“, sprudelte der Doctor, „von Euren verdammten, lügenhaften Geschichten, wahnsinniger Enthusiast, daß Ihr reizbare Gemüther vergiftet, ruinirt mit Eurem tollen Zeuge; aber ich werde Euch das Handwerk legen.“ — „Herrlicher Doctor!“ unterbrach der Enthusiast den Zornigen, „ereifert Euch nicht und bedenkt, daß Bettina's psychische Krankheit psychische Mittel erfordert, und daß vielleicht meine Geschichte“ . . . — „Still, still!“ fiel der Doctor ganz gelassen ein, „ich weiß schon, was Ihr sagen wollt.“ — „Zu einer Oper taugt es nicht; aber sonst gab es darin einige sonderbar klingende Accorde.“ So murmelte der Kapellmeister, indem er den Hut ergriff und den Freunden folgte.

Als drei Monate darauf der reisende Enthusiast der gesunden Bettina, die mit herrlicher Glockenstimme Pergolese's „Stabat mater“ — jedoch nicht in der Kirche, sondern im mäßig großen Zimmer — gesungen hatte, voll Freude und andächtigen Entzückens die Hand küßte, sprach sie: „Ein Hexenmeister sind Sie gerade nicht; aber zuweilen etwas widerhaariger Natur.“ — „Wie alle Enthusiasten,“ setzte der Kapellmeister hinzu.

E. T. A. Hoffmann's Werke.

Achter Theil.

Nachtstücke.

Zweiter Theil.

Berlin.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
(Verlag von Hempel's Klassiker-Ausgaben.)

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Nachtstücke

in Callot's Manier.

Zweiter Theil.

Das öde Haus.

Man war darüber einig, daß die wirklichen Erscheinungen im Leben oft viel wunderbarer sich gestalteten als Alles, was die regste Phantasie zu erfinden trachte. „Ich meine," sprach Lelio, „daß die Geschichte davon hinlänglichen Beweis giebt und daß eben deshalb die sogenannten historischen Romane, worin der Verfasser in seinem müßigen Gehirn bei ärmlichem Feuer ausgebrütete Kindereien den Thaten der ewigen, im Universum waltenden Macht beizugesellen sich unterfängt, so abgeschmackt und widerlich sind." — „Es ist," nahm Franz das Wort, „die tiefe Wahrheit der unerforschlichen Geheimnisse, von denen wir umgeben, welche uns mit einer Gewalt ergreift, an der wir den über uns herrschenden, uns selbst bedingenden Geist erkennen." — „Ach," fuhr Lelio fort, „die Erkenntniß, von der Du sprichst, — ach, das ist ja eben die entsetzlichste Folge unserer Entartung nach dem Sündenfall, daß diese Erkenntniß uns fehlt!" — „Viele," unterbrach Franz den Freund, „sind berufen und Wenige auserwählt. Glaubst Du denn nicht, daß das Erkennen, das beinahe noch schönere Ahnen der Wunder unseres Lebens Manchem verliehen ist wie ein besonderer Sinn? Um nur gleich aus der dunklen Region, in die wir uns verlieren könnten, heraufzuspringen in den heitern Augenblick, werf' ich Euch das skurrile Gleichniß hin, daß Menschen, denen die Sehergabe, das Wunderbare zu schauen, verliehen ist, mir wol wie die Fledermäuse bedünken wollen, an denen der gelehrte Anatom Spallanzani einen vortrefflichen sechsten Sinn entdeckte, der als

schalkhafter Stellvertreter nicht allein Alles, sondern viel mehr ausrichtet als alle übrigen Sinne zusammengenommen."

„Ho, ho!" rief Franz lächelnd; „so wären denn die Fledermäuse eigentlich recht die gebornen natürlichen Somnambulen. Doch in dem heitern Augenblick, dessen Du gedachtest, will ich Posto fassen und bemerken, daß jener sechste bewunderungswürdige Sinn vermag, an jeder Erscheinung, sei es Person, That oder Begebenheit, sogleich dasjenige Excentrische zu schauen, zu dem wir in unserm gewöhnlichen Leben keine Gleichung finden und es daher wunderbar nennen. Was ist denn aber gewöhnliches Leben? Ach, das Drehen in dem engen Kreise, an den unsere Nase überall stößt; und doch will man wol Courbetten versuchen im tactmäßigen Paßgang des Alltagsgeschäfts. Ich kenne Jemanden, dem jene Sehergabe, von der wir sprechen, ganz vorzüglich eigen scheint. Daher kommt es, daß er oft unbekannten Menschen, die irgend etwas Verwunderliches in Gang, Kleidung, Ton, Blick haben, tagelang nachläuft, daß er über eine Begebenheit, über eine That — leichthin erzählt, keiner Beachtung werth und von Niemanden beachtet — tiefsinnig wird, daß er antipodische Dinge zusammenstellt und Beziehungen heraus phantasirt, an die Niemand denkt." —

Lelio rief laut: „Halt, halt! Das ist ja unser Theodor, der ganz was Besonderes im Kopfe zu haben scheint, da er mit solch seltsamen Blicken in das Blaue hinausschaut." — „In der That," fing Theodor an, der so lange geschwiegen, „waren meine Blicke seltsam, so lange darin der Reflex des wahrhaft Seltsamen, das ich im Geiste schaute, die Erinnerung eines unlängst erlebten Abenteuers" . . . — „O erzähle, erzähle!" unterbrachen ihn die Freunde.

„Erzählen," fuhr Theodor fort, „möcht' ich wohl; doch muß ich zuvörderst Dir, lieber Lelio, sagen, daß Du die Beispiele, die meine Sehergabe darthun sollten, ziemlich schlecht wähltest. Aus Eberhard's Synonymik mußt Du wissen, daß wunderlich alle Aeußerungen der Erkenntniß und des Begehrens genannt werden, die sich durch keinen vernünftigen Grund rechtfertigen lassen, wunderbar aber dasjenige heißt,

was man für unmöglich, für unbegreiflich hält, was die bekannten Kräfte der Natur zu übersteigen oder, wie ich hinzufüge, ihrem gewöhnlichen Gange entgegen zu sein scheint. Daraus wirst Du entnehmen, daß Du vorhin rücksichts meiner angeblichen Sehergabe das Wunderliche mit dem Wunderbaren verwechselteſt. Aber gewiß ist es, daß das anscheinend Wunderliche aus dem Wunderbaren sproßt, und daß wir nur oft den wunderbaren Stamm nicht sehen, aus dem die wunderlichen Zweige mit Blättern und Blüthen hervorsprossen. In dem Abenteuer, das ich Euch mittheilen will, mischt sich Beides, das Wunderliche und Wunderbare, auf, wie mich dünkt, recht schauerliche Weise." Mit diesen Worten zog Theodor sein Taschenbuch hervor, worin er, wie die Freunde wußten, allerlei Notizen von seiner Reise her eingetragen hatte, und erzählte, dann und wann in dies Buch hineinblickend, folgende Begebenheit, die der weiteren Mittheilung nicht unwerth scheint:

Ihr wißt, — so fing Theodor an, — daß ich den ganzen vorigen Sommer in *** n zubrachte. Die Menge alter Freunde und Bekannten, die ich vorfand, das freie gemüthliche Leben, die mannichfachen Anregungen der Kunst und der Wissenschaft, das Alles hielt mich fest. Nie war ich heiterer, und meiner alten Neigung, oft allein durch die Straßen zu wandeln und mich an jedem ausgehängten Kupferstich, an jedem Anschlagzettel zu ergetzen oder die mir begegnenden Gestalten zu betrachten, ja wol Manchem in Gedanken das Horoskop zu stellen, hing ich hier mit Leidenschaft nach, da nicht allein der Reichthum der ausgestellten Werke der Kunst und des Luxus, sondern der Anblick der vielen herrlichen Prachtgebäude unwiderstehlich mich dazu antrieb.

Die mit Gebäuden jener Art eingeschlossene Allee, welche nach dem *** ger Thore führt, ist der Sammelplatz des höheren, durch Stand oder Reichthum zum üppigeren Lebensgenuß berechtigten Publicums. In dem Erdgeschoß der hohen, breiten Paläste werden meistentheils Waaren des Luxus feil geboten, indeß in den obern Stockwerken Leute der beschriebenen Klasse hausen. Die vornehmsten Gasthäuser liegen in dieser

Straße, die fremden Gesandten wohnen meistens darin, und so könnt Ihr denken, daß hier ein besonderes Leben und Regen mehr als in irgend einem anderen Theile der Residenz stattfinden muß, die sich eben auch hier volkreicher zeigt, als sie es wirklich ist. Das Zudrängen nach diesem Orte macht es, daß Mancher sich mit einer kleineren Wohnung, als sein Bedürfniß eigentlich erfordert, begnügt, und so kommt es, daß manches von mehreren Familien bewohnte Haus einem Bienenkorbe gleicht.

Schon oft war ich die Allee durchwandelt, als mir eines Tages plötzlich ein Haus ins Auge fiel, das auf ganz wunderliche, seltsame Weise von allen übrigen abstach. Denkt Euch ein niedriges, vier Fenster breites, von zwei hohen schönen Gebäuden eingeklemmtes Haus, dessen Stock über dem Erdgeschoß nur wenig über die Fenster im Erdgeschoß des nachbarlichen Hauses hervorragt, dessen schlecht verwahrtes Dach, dessen zum Theil mit Papier verklebte Fenster, dessen farbenlose Mauer von gänzlicher Verwahrlosung des Eigenthümers zeugen. Denkt Euch, wie solch ein Haus zwischen mit geschmackvollem Luxus ausstaffirten Prachtgebäuden sich ausnehmen muß! Ich blieb stehen und bemerkte bei näherer Betrachtung, daß alle Fenster dicht verzogen waren, ja, daß vor die Fenster des Erdgeschosses eine Mauer aufgeführt schien, daß die gewöhnliche Glocke an dem Thorwege, der, an der Seite angebracht, zugleich zur Hausthür diente, fehlte, und daß an dem Thorwege selbst nirgends ein Schloß, ein Drücker zu entdecken war. Ich wurde überzeugt, daß dieses Haus ganz unbewohnt sein müsse, da ich niemals, niemals, so oft und zu welcher Tageszeit ich auch vorübergehen mochte, auch nur die Spur eines menschlichen Wesens darin wahrnahm. Ein unbewohntes Haus in dieser Gegend der Stadt — eine wunderliche Erscheinung! Und doch findet das Ding vielleicht darin seinen natürlichen, einfachen Grund, daß der Besitzer auf einer lange dauernden Reise begriffen oder, auf fernen Gütern hausend, dies Grundstück weder vermiethen noch veräußern mag, um, nach * * * n zurückkehrend, augenblicklich seine Wohnung dort aufschlagen zu können. So dacht' ich, und doch weiß ich

selbst nicht, wie es kam, daß, bei dem öden Hause vorüberschreitend, ich jedesmal wie festgebannt stehen bleiben und mich in ganz verwunderliche Gedanken nicht sowol vertiefen als verstricken mußte.

Ihr wißt es ja Alle, Ihr wackern Kumpane meines fröhlichen Jugendlebens, wie ich mich von je her als Geisterseher geberdete und wie mir nur einer wunderbaren Welt seltsame Erscheinungen ins Leben treten wollten, die Ihr mit derbem Verstande wegzuleugnen wußtet. — Nun, zieht nur Eure schlauen, spitzfindigen Gesichter, wie Ihr wollt, — gern zugestehen darf ich ja, daß ich oft mich selbst recht arg mystificirt habe, und daß mit dem öden Hause sich dasselbe ereignen zu wollen schien; aber — am Ende kommt die Moral, die Euch zu Boden schlägt. Horcht nur auf! — Zur Sache!

Eines Tages, und zwar in der Stunde, wenn der gute Ton gebietet, in der Allee auf- und abzugehen, stehe ich wie gewöhnlich in tiefen Gedanken hinstarrend vor dem öden Hause. Plötzlich bemerke ich, ohne gerade hinzusehen, daß Jemand neben mir sich hingestellt und den Blick auf mich gerichtet hatte. Es ist Graf P., der sich schon in vieler Hinsicht als mir geistesverwandt kundgethan hat, und sogleich ist mir nichts gewisser, als daß auch ihm das Geheimnißvolle des Hauses aufgegangen war. Um so mehr fiel es mir auf, daß, als ich von dem seltsamen Eindruck sprach, den dies verödete Gebäude hier in der belebtesten Gegend der Residenz auf mich gemacht habe, er sehr ironisch lächelte. Bald war aber Alles erklärt. Graf P. war viel weiter gegangen als ich: aus manchen Bemerkungen, Combinationen ꝛc. hatte er die Bewandniß herausgefunden, die es mit dem Hause hatte, und eben diese Bewandniß lief auf eine solche ganz seltsame Geschichte hinaus, die nur die lebendigste Phantasie des Dichters ins Leben treten lassen konnte. Es wäre wol recht, daß ich Euch die Geschichte des Grafen, die ich noch klar und deutlich im Sinn habe, mittheilte; doch schon jetzt fühle ich mich durch das, was sich wirklich mit mir zutrug, so gespannt, daß ich unaufhaltsam fortfahren muß.

Wie war aber dem guten Grafen zu Muthe, als er, mit

der Geschichte fertig, erfuhr, daß das verödete Haus nichts Anderes enthalte als die Zuckerbäckerei des Conditors, dessen prachtvoll eingerichteter Laden dicht daran stieß. Daher waren die Fenster des Erdgeschosses, wo die Oefen eingerichtet, vermauert und die zum Aufbewahren des Gebackenen im obern Stock bestimmten Zimmer mit dicken Vorhängen gegen Sonne und Ungeziefer verwahrt. Ich erfuhr, als der Graf mir dies mittheilte, so wie er die Wirkung des Sturzbades, oder es zupfte wenigstens der allem Poetischen feindliche Dämon den Süßträumenden empfindlich und schmerzhaft bei der Nase.

Ungeachtet der prosaischen Aufklärung mußte ich doch noch immer vorübergehend nach dem öden Hause hinschauen, und noch immer gingen im leisen Frösteln, das mir durch die Glieder bebte, allerlei seltsame Gebilde von dem auf, was dort verschlossen. Durchaus konnte ich mich nicht an den Gedanken der Zuckerbäckerei, des Marcipans, der Bonbons, der Torten, der eingemachten Früchte u. s. w. gewöhnen. Eine seltsame Ideen-Combination ließ mir das Alles erscheinen wie süßes, beschwichtigendes Zureden. Ungefähr: „Erschrecken Sie nicht, Bester! Wir Alle sind liebe süße Kinderchen; aber der Donner wird gleich ein Bißchen einschlagen.“ Dann dachte ich wieder: „Bist Du nicht ein recht wahnsinniger Thor, daß Du das Gewöhnlichste in das Wunderbare zu ziehen trachtest? Schelten Deine Freunde Dich nicht mit Recht einen überspannten Geisterseher?“ — Das Haus blieb, wie es bei der angeblichen Bestimmung auch nicht anders sein konnte, immer unverändert, und so geschah es, daß mein Blick sich daran gewöhnte, und die tollen Gebilde, die sonst ordentlich aus den Mauern hervorzuschweben schienen, allmählich verschwanden. Ein Zufall weckte Alles, was eingeschlummert, wieder auf.

Daß, unerachtet ich mich, so gut es gehen wollte, ins Alltägliche gefügt hatte, ich doch nicht unterließ, das fabelhafte Haus im Auge zu behalten, das könnt Ihr Euch bei meiner Sinnesart, die nun einmal mit frommer ritterlicher Treue am Wunderbaren fest hält, wol denken. So geschah es, daß ich eines Tages, als ich wie gewöhnlich zur Mittagsstunde in der Allee lustwandelte, meinen Blick auf die ver-

hängten Fenster des öden Hauses richtete. Da bemerkte ich, daß die Gardine an dem letzten Fenster dicht neben dem Conditorladen sich zu bewegen begann. Eine Hand, ein Arm kam zum Vorschein. Ich riß meinen Operngucker heraus und gewahrte nun deutlich die blendend weiße, schön geformte Hand eines Frauenzimmers, an deren kleinem Finger ein Brillant mit ungewöhnlichem Feuer funkelte; ein reiches Band blitzte an dem in üppiger Schönheit gerundeten Arm. Die Hand setzte eine hohe seltsam geformte Krystallflasche hin auf die Fensterbank und verschwand hinter dem Vorhange.

Erstarrt blieb ich stehen; ein sonderbar bänglich-wonniges Gefühl durchströmte mit elektrischer Wärme mein Inneres; unverwandt blickte ich hinauf nach dem verhängnißvollen Fenster, und wol mag ein sehnsuchtsvoller Seufzer meiner Brust entflohen sein. Ich wurde endlich wach und fand mich umringt von vielen Menschen allerlei Standes, die so wie ich mit neugierigen Gesichtern hinaufguckten. Das verdroß mich; aber gleich fiel mir ein, daß jedes Hauptstadtvolk jenem gleiche, das — zahllos vor dem Hause versammelt — nicht zu gaffen und sich darüber zu verwundern aufhören konnte, daß eine Schlafmütze aus dem sechsten Stock herabgestürzt, ohne eine Masche zu zerreißen. Ich schlich mich leise fort, und der prosaische Dämon flüsterte mir sehr vernehmlich in die Ohren, daß so eben die reiche, sonntäglich geschmückte Conditorsfrau eine geleerte Flasche feinen Rosenwassers oder so etwas auf die Fensterbank gestellt. — Seltner Fall!

Mir kam urplötzlich ein sehr gescheiter Gedanke. Ich kehrte um und gerade zu ein in den leuchtenden Spiegelladen des dem öden Hause nachbarlichen Conditors. Mit kühlendem Athem den heißen Schaum von der Schokolade wegblasend, fing ich leicht hingeworfen an: „In der That, Sie haben da nebenbei Ihre Anstalt sehr schön erweitert.“ Der Conditor warf noch schnell ein paar bunte Bonbons in die Viertel-Tüte, und diese dem lieblichen Mädchen, das darnach verlangt, hinreichend, lehnte er sich mit aufgestemmtem Arm weit über den Ladentisch herüber und schaute mich mit solch lächelnd fragendem Blick an, als habe er mich gar nicht verstanden. Ich

wiederholte, daß er sehr zweckmäßig in dem benachbarten Hause seine Bäckerei angelegt, wiewol das dadurch verödete Gebäude in der lebendigen Reihe der übrigen düster und traurig absteche. „Ei, mein Herr," fing nun der Conditor an, „wer hat Ihnen denn gesagt, daß das Haus nebenan uns gehört? Leider blieb jeder Versuch, es zu acquiriren, vergebens, und am Ende mag es auch gut sein; denn mit dem Hause hat es eine eigene Bewandniß."

Ihr, meine treuen Freunde, könnt wol denken, wie mich des Conditors Antwort spannte, und wie sehr ich ihn bat, mir mehr von dem Hause zu sagen. — „Ja, mein Herr," sprach er, „recht Sonderliches weiß ich selbst nicht davon; so viel ist aber gewiß, daß das Haus der Gräfin von S. gehört, die auf ihren Gütern lebt und seit vielen Jahren nicht in * * * n gewesen ist. Als noch keines der Prachtgebäude existirte, die jetzt unsere Straße zieren, stand dies Haus, wie man mir erzählt hat, schon in seiner jetzigen Gestalt da, und seit der Zeit wurd' es nur gerade vor dem gänzlichen Verfall gesichert. Nur zwei lebendige Wesen hausen darin, ein steinalter menschenfeindlicher Hausverwalter und ein grämlicher lebensatter Hund, der zuweilen auf dem Hinterhofe den Mond anheult. Nach der allgemeinen Sage soll es in dem öden Gebäude häßlich spuken, und in der That, mein Bruder, der Besitzer des Ladens, und ich, wir Beide haben in der Stille der Nacht, vorzüglich zur Weihnachtszeit, wenn uns unser Geschäft hier im Laden wach erhielt, oft seltsame Klagelaute vernommen, die offenbar sich hier hinter der Mauer im Nebenhause erhoben. Und dann fing es an, so häßlich zu scharren und zu rumoren, daß uns Beiden ganz graulich zu Muthe wurde. Auch ist es nicht lange her, daß sich zur Nachtzeit ein solch sonderbarer Gesang hören ließ, den ich Ihnen nun gar nicht beschreiben kann. Es war offenbar die Stimme eines alten Weibes, die wir vernahmen; aber die Töne waren so gellend klar und liefen in bunten Cadenzen und langen schneidenden Trillern so hoch hinauf, wie ich es, obgleich ich doch in Italien, Frankreich und Deutschland so viel Sängerinnen gekannt, noch nie gehört habe. Mir war so, als würden französische Worte ge-

singen; doch konnt' ich das nicht genau unterscheiden und überhaupt das tolle gespenstische Singen nicht lange anhören; denn mir standen die Haare zu Berge. Zuweilen, wenn das Geräusch auf der Straße nachläßt, hören wir auch in der hintern Stube tiefe Seufzer und dann ein dumpfes Lachen, das aus dem Boden hervorzudröhnen scheint; aber — das Ohr an die Wand gelegt — vernimmt man bald, daß es eben auch im Hause nebenan so seufzt und lacht. Bemerken Sie — er führte mich in das hintere Zimmer und zeigte durchs Fenster — bemerken Sie jene eiserne Röhre, die aus der Mauer hervorragt? Die raucht zuweilen so stark, selbst im Sommer, wenn doch gar nicht geheizt wird, daß mein Bruder schon oft wegen Feuersgefahr mit dem alten Hausverwalter gezankt hat, der sich aber damit entschuldigt, daß er sein Essen koche. Was Der aber essen mag, das weiß der Himmel; denn oft verbreitet sich, eben wenn jene Röhre recht stark raucht, ein sonderbarer, ganz eigenthümlicher Geruch."

Die Glasthür des Ladens knarrte; der Conditor eilte hinein und warf mir, nach der hereingetretenen Figur hinnickend, einen bedeutenden Blick zu. Ich verstand ihn vollkommen. Konnte denn die sonderbare Gestalt Jemand anders sein als der Verwalter des geheimnißvollen Hauses? — Denkt Euch einen kleinen dürren Mann mit einem mumienfarbenen Gesichte, spitzer Nase, zusammengekniffenen Lippen, grün funkelnden Katzenaugen, stetem wahnsinnigen Lächeln, altmodisch mit aufgethürmtem Toupet und Klebelöckchen frisirtem, stark gepudertem Haar, großem Haarbeutel, Postillon d'amour,*) einem kaffeebraunen alten verbleichten, doch wohlgeschonten, gebürsteten Kleide, grauen Strümpfen, großen abgestumpften Schuhen mit Steinschnällchen. Denkt Euch, daß diese kleine dürre Figur doch, vorzüglich was die übergroßen Fäuste mit langen starken Fingern betrifft, robust geformt ist und kräftig nach dem Ladentisch hinschreitet, dann aber stets lächelnd und starr hinschauend nach den in Krystallgläsern aufbewahrten

*) Eine besondere Art, die Halsbinde zu knüpfen, die reizend sein sollte, hatte im vorigen Jahrhundert den Namen: Liebesbote. — A. d. H

Süßigkeiten mit ohnmächtiger, klagender Stimme herausweint: „Ein paar eingemachte Pomeranzen — ein paar Makronen — ein paar Zuckerkastanien ꝛc." Denkt Euch das und urtheilt selbst, ob hier Grund war, Seltsames zu ahnen oder nicht!

Der Conditor suchte Alles, was der Alte gefordert, zusammen. „Wiegen Sie, wiegen Sie, verehrter Herr Nachbar!" jammerte der seltsame Mann, holte ächzend und keuchend einen kleinen ledernen Beutel aus der Tasche und suchte mühsam Geld hervor. Ich bemerkte, daß das Geld, als er es auf den Ladentisch aufzählte, aus verschiedenen alten, zum Theil schon ganz aus dem gewöhnlichen Curs gekommenen Münzsorten bestand. Er that dabei sehr kläglich und murmelte: „Süß — süß — süß soll nun Alles sein — süß, meinethalben! Der Satan schmiert seiner Braut Honig ums Maul — puren Honig."

Der Conditor schaute mich lächelnd an und sprach dann zu dem Alten: „Sie scheinen nicht recht wohl zu sein? Ja, ja, das Alter, das Alter! Die Kräfte nehmen ab immer mehr und mehr." Ohne die Miene zu ändern, rief der Alte mit erhöhter Stimme: „Alter? — Alter? — Kräfte abnehmen? Schwach — matt werden? Ho ho — ho ho — ho ho!" Und damit schlug er die Fäuste zusammen, daß die Gelenke knackten, und sprang, in der Luft ebenso gewaltig die Füße zusammenklappend, hoch auf, daß der ganze Laden dröhnte und alle Gläser zitternd erklangen. Aber in dem Augenblick erhob sich auch ein gräßliches Geschrei; der Alte hatte den schwarzen Hund getreten, der hinter ihm her geschlichen, dicht an seine Füße geschmiegt auf dem Boden lag. „Verruchte Bestie! Satanischer Höllenhund!" stöhnte leise im vorigen Ton der Alte, öffnete die Tüte und reichte dem Hunde eine große Makrone hin. Der Hund, der in ein menschliches Weinen ausgebrochen, war sogleich still, setzte sich auf die Hinterpfoten und knabberte an der Makrone wie ein Eichhörnchen. Beide waren zu gleicher Zeit fertig, der Hund mit seiner Makrone, der Alte mit dem Verschließen und Einstecken seiner Tüte. „Gute Nacht, verehrter Herr Nachbar!" sprach er jetzt, reichte dem Conditor die Hand und drückte die des Conditors so, daß

er laut aufschrie vor Schmerz. „Der alte schwächliche Greis wünscht Ihnen eine gute Nacht, bester Herr Nachbar Conditor," wiederholte er dann und schritt zum Laden hinaus, hinter ihm der schwarze Hund, mit der Zunge die Makronenreste vom Maule weglecken. Mich schien der Alte gar nicht bemerkt zu haben. Ich stand da ganz erstarrt vor Erstaunen.

„Sehen Sie," fing der Conditor an, „so treibt es der wunderliche Alte hier zuweilen, wenigstens in vier Wochen zwei-, dreimal; aber nichts ist aus ihm herauszubringen, als daß er ehemals Kammerdiener des Grafen von S. war, daß er jetzt hier das Haus verwaltet und jeden Tag — schon seit vielen Jahren — die gräflich S.'sche Familie erwartet, weshalb auch nichts vermiethet werden kann. Mein Bruder ging ihm einmal zu Leibe wegen des wunderlichen Getöns zur Nachtzeit; da sprach er aber sehr gelassen: „Ja — die Leute sagen alle, es spuke im Hause. Glauben Sie es aber nicht! Es thut nicht wahr sein." — Die Stunde war gekommen, in der der gute Ton gebot, diesen Laden zu besuchen; die Thür öffnete sich, elegante Welt strömte herein, und ich konnte nicht weiter fragen. —

So viel stand nun fest, daß die Nachrichten des Grafen P. über das Eigenthum und die Benutzung des Hauses falsch waren, daß der alte Verwalter dasselbe, seines Leugnens ungeachtet, nicht allein bewohnte, und daß gewiß irgend ein Geheimniß vor der Welt dort verhüllt werden sollte. Mußte ich denn nicht die Erzählung von dem seltsamen, schauerlichen Gesange mit dem Erscheinen des schönen Arms am Fenster in Verbindung setzen? Der Arm saß nicht, konnte nicht sitzen an dem Leibe eines alten verschrumpften Weibes, der Gesang nach des Conditors Beschreibung nicht aus der Kehle eines jungen blühenden Mädchens kommen. Doch für das Merkzeichen des Arms entschieden, konnt' ich leicht mich selbst überreden, daß vielleicht nur eine akustische Täuschung die Stimme alt und gellend klingen lassen, und daß ebenso vielleicht nur des vom Graulichen befangenen Conditors trügliches Ohr die Töne so vernommen. Nun dacht' ich an den Rauch, den seltsamen Geruch, an die wunderlich geformte

Krystallflasche, die ich gesehen, und bald stand das Bild eines herrlichen, aber in verderblichen Zauberdingen befangenen Geschöpfs mir lebendig vor Augen. Der Alte wurde mir zum fatalen Hexenmeister, zum verdammten Zauberkerl, der vielleicht ganz unabhängig von der gräflich S.'schen Familie geworden, nun auf seine eigene Hand in dem verödeten Hause unheilbringendes Wesen trieb. Meine Phantasie war im Arbeiten, und noch in selbiger Nacht nicht sowol im Traum als im Deliriren des Einschlafens sah ich deutlich die Hand mit dem funkelnden Diamant am Finger, den Arm mit der glänzenden Spange. Wie aus dünnen grauen Nebeln trat nach und nach ein holdes Antlitz mit wehmüthig flehenden blauen Himmelsaugen, dann die ganze wunderherrliche Gestalt eines Mädchens, in voller anmuthiger Jugendblüthe hervor. Bald bemerkte ich, daß das, was ich für Nebel hielt, der feine Dampf war, der aus der Krystallflasche, die die Gestalt in den Händen hielt, in sich kreiselndem Gewirbel emporstieg.

„O Du holdes Zauberbild," rief ich voll Entzücken, „thu es mir kund, wo Du weilst, was Dich gefangen hält! — O, wie Du mich so voll Wehmuth und Liebe anblickst! — Ich weiß es, die schwarze Kunst ist es, die Dich befangen: Du bist die unglückselige Sklavin des boshaften Teufels, der herumwandelt kaffeebraun und behaarbeutelt in Zuckerladen und in gewaltigen Sprüngen Alles zerschmeißen will und Höllenhunde tritt, die er mit Makronen füttert, nachdem sie den satanischen Murki*) in Fünfachtel-Tact abgeheult. — O, ich weiß ja Alles, Du holdes, anmuthiges Wesen! Der Diamant ist der Reflex innerer Gluth. Ach, hättest Du ihn nicht mit Deinem Herzblut getränkt, wie könnt' er so funkeln, so tausendfarbig strahlen in den allerherrlichsten Liebestönen, die je ein Sterblicher vernommen! Aber ich weiß es wohl, das Band, was Deinen Arm umschlingt, ist das Glied einer Kette, von der der Kaffeebraune spricht, sie sei magnetisch. Glaub es nicht, Herrliche! Ich sehe ja, wie sie herabhängt in die von blauem Feuer glühende Retorte. Die werf' ich um,

*) Vgl. oben Th. 5, S. 33, Note. — A. d. H.

und Du bist befreit! Weiß ich denn nicht Alles — weiß ich denn nicht Alles, Du Liebliche? Aber nun, Jungfrau, nun öffne den Rosenmund! O sage" . . . — In dem Augenblick griff eine knotige Faust über meine Schulter weg nach der Krystallflasche, die in tausend Stücke zersplittert in der Luft verstäubte. Mit einem leisen Ton dumpfer Wehklage war die anmuthige Gestalt verschwunden in finsterer Nacht.

Ha, — ich merke es an Eurem Lächeln, daß Ihr schon wieder in mir den träumerischen Geisterseher findet; aber versichern kann ich Euch, daß der ganze Traum, wollt Ihr nun einmal nicht abgehen von dieser Benennung, den vollendeten Charakter der Vision hatte. Doch, da Ihr fortfahrt, mich so im prosaischen Unglauben anzulächeln, so will ich lieber gar nichts mehr davon sagen, sondern nur rasch weiter gehen.

Kaum war der Morgen angebrochen, als ich voll Unruhe und Sehnsucht nach der Allee lief und mich hinstellte vor das öde Haus. Außer den innern Vorhängen waren noch dichte Jalousien vorgezogen. Die Straße war noch völlig menschenleer. Ich trat dicht an die Fenster des Erdgeschosses und horchte und horchte; aber kein Laut ließ sich hören. Still blieb es wie im tiefen Grabe. Der Tag kam herauf, das Gewerbe rührte sich; ich mußte fort. Was soll ich Euch damit ermüden, wie ich viele Tage hindurch das Haus zu jeder Zeit umschlich, ohne auch nur das Mindeste zu entdecken, wie alle Erkundigung, alles Forschen zu keiner bestimmten Notiz führte, und wie endlich das schöne Bild meiner Vision zu verblassen begann.

Endlich, als ich einst am späten Abend, von einem Spaziergange heimkehrend, bei dem öden Hause angekommen, bemerkte ich, daß das Thor halb geöffnet war. Ich schritt hinzu; der Kaffeebraune guckte heraus. Mein Entschluß war gefaßt. — „Wohnt nicht der Geheime Finanzrath Binder hier in diesem Hause?" So frug ich den Alten, indem ich, ihn beinahe zurückdrängend, in den von einer Lampe matt erleuchteten Vorsaal trat. Der Alte blickte mich an mit seinem stechenden Lächeln und sprach leise und gezogen: „Nein, Der wohnt nicht hier, hat niemals hier gewohnt,

wird niemals hier wohnen, wohnt auch in der ganzen Allee nicht. Aber die Leute sagen, es spuke hier in diesem Hause; jedoch kann ich versichern, daß es nicht wahr ist. Es ist ein ruhiges, hübsches Haus, und morgen zieht die gnädige Gräfin von S. ein und ... gute Nacht, mein lieber Herr!" — Damit manövrirte mich der Alte zum Hause hinaus und verschloß hinter mir das Thor. Ich vernahm, wie er keuchend und hustend mit dem klirrenden Schlüsselbunde über den Flur wegscharrte und dann Stufen, wie mir vorkam, hinabstieg. Ich hatte in der kurzen Zeit so viel bemerkt, daß der Flur mit alten bunten Tapeten behängt und wie ein Saal mit großen, mit rothem Damast beschlagenen Lehnsesseln möblirt war, welches denn doch ganz verwunderlich aussah.

Nun gingen, wie geweckt durch mein Eindringen in das geheimnißvolle Haus, die Abenteuer auf. Denkt Euch, denkt Euch, sowie ich den andern Tag in der Mittagsstunde die Allee durchwandere und mein Blick schon in der Ferne sich unwillkürlich nach dem öden Hause richtet, sehe ich an dem letzten Fenster des obern Stocks etwas schimmern. Näher getreten, bemerke ich, daß die äußere Jalousie ganz, der innere Vorhang halb aufgezogen ist. Der Diamant funkelt mir entgegen. O Himmel! Gestützt auf den Arm, blickt mich wehmüthig flehend jenes Antlitz meiner Vision an. — War es möglich, in der auf- und abwogenden Masse stehen zu bleiben? In dem Augenblick fiel mir die Bank ins Auge, die für die Luftwandler in der Allee, in der Richtung des öden Hauses, wiewol man sich darauf niederlassend dem Hause den Rücken kehrte, angebracht war. Schnell sprang ich in die Allee und, mich über die Lehne der Bank wegbeugend, konnt' ich nun ungestört nach dem verhängnißvollen Fenster schauen. Ja, sie war es, das anmuthige, holdselige Mädchen, Zug für Zug. Nur schien ihr Blick ungewiß. Nicht nach mir, wie es vorhin schien, blickte sie; vielmehr hatten die Augen etwas Todstarres, und die Täuschung eines lebhaft gemalten Bildes wäre möglich gewesen, hätten sich nicht Arm und Hand zuweilen bewegt.

Ganz versunken in den Anblick des verwunderlichen

Wesens am Fenster, das mein Innerstes so seltsam aufregte, hatte ich nicht die quäkende Stimme des italienischen Tabulettkrämers gehört, der mir vielleicht schon lange unaufhörlich seine Waaren anbot. Er zupfte mich endlich am Arm; schnell mich umdrehend, wies ich ihn ziemlich hart und zornig ab. Er ließ aber nicht nach mit Bitten und Quälen: Noch gar nichts habe er heute verdient; nur ein paar Bleifedern, ein Bündelchen Zahnstocher möge ich ihm abkaufen. Voller Ungeduld, den Ueberlästigen nur geschwind los zu werden, griff ich in die Tasche nach dem Geldbeutel. Mit den Worten: „Auch hier hab' ich noch schöne Sachen!" zog er den untern Schub seines Kastens heraus und hielt mir einen kleinen runden Taschenspiegel, der in dem Schub unter andern Gläsern lag, in kleiner Entfernung seitwärts vor. Ich erblickte das öde Haus hinter mir, das Fenster und in den schärfsten deutlichsten Zügen die holde Engelsgestalt meiner Vision.

Schnell kauft' ich den kleinen Spiegel, der mir es nun möglich machte, in bequemer Stellung, ohne den Nachbarn aufzufallen, nach dem Fenster hinzuschauen. Doch indem ich nun länger und länger das Gesicht im Fenster anblickte, wurd' ich von einem seltsamen, ganz unbeschreiblichen Gefühl, das ich beinahe waches Träumen nennen möchte, befangen. Mir war es, als lähme eine Art Starrsucht nicht sowol mein ganzes Regen und Bewegen als vielmehr nur meinen Blick, den ich nun niemals mehr würde abwenden können von dem Spiegel. Mit Beschämung muß ich Euch bekennen, daß mir jenes Ammenmärchen einfiel, womit mich in früher Kindheit meine Wartefrau augenblicklich zu Bette trieb, wenn ich mich etwa gelüsten ließ, abends vor dem großen Spiegel in meines Vaters Zimmer stehen zu bleiben und hineinzugucken. Sie sagte nämlich, wenn Kinder nachts in den Spiegel blickten, gucke ein fremdes, garstiges Gesicht heraus, und der Kinder Augen blieben dann erstarrt stehen. Mir war das ganz entsetzlich graulich; aber in vollem Grausen konnt' ich doch oft nicht unterlassen, wenigstens nach dem Spiegel hinzublinzeln, weil ich neugierig war auf das fremde Gesicht. Einmal glaubt' ich ein paar gräßliche, glühende

Augen aus dem Spiegel fürchterlich herausfunkeln zu sehen; ich schrie auf und stürzte dann ohnmächtig nieder. In diesem Zufall brach eine langwierige Krankheit aus; aber noch jetzt ist es mir, als hätten jene Augen mich wirklich angefunkelt.

Kurz, alles dieses tolle Zeug aus meiner frühen Kindheit fiel mir ein. Eiskälte bebte durch meine Adern — ich wollte den Spiegel von mir schleudern — ich vermocht' es nicht. Nun blickten mich die Himmelsaugen der holden Gestalt an; ja, ihr Blick war auf mich gerichtet und strahlte bis ins Herz hinein. Jenes Grausen, das mich plötzlich ergriffen, ließ von mir ab und gab Raum dem wonnigen Schmerz süßer Sehnsucht, die mich mit elektrischer Wärme durchglühte.

„Sie haben da einen niedlichen Spiegel," sprach eine Stimme neben mir. Ich erwachte aus dem Traum und war nicht wenig betroffen, als ich neben mir von beiden Seiten mich zweideutig anlächelnde Gesichter erblickte. Mehrere Personen hatten auf derselben Bank Platz genommen, und nichts war gewisser, als daß ich ihnen mit dem starren Hineinblicken in den Spiegel und vielleicht auch mit einigen seltsamen Gesichtern, die ich in meinem exaltirten Zustande schnitt, auf meine Kosten ein ergetzliches Schauspiel gegeben. „Sie haben da einen niedlichen Spiegel," wiederholte der Mann, als ich nicht antwortete, mit einem Blick, der jener Frage noch hinzufügte: „Aber sagen Sie mir, was soll das wahnsinnige Hineinstarren? Erscheinen Ihnen Geister?" ꝛc. Der Mann, schon so ziemlich hoch in Jahren, sehr sauber gekleidet, hatte im Ton der Rede, im Blick etwas ungemein Gutmüthiges und Zutrauen Erweckendes. Ich nahm gar keinen Anstand, ihm geradehin zu sagen, daß ich im Spiegel ein wundervolles Mädchen erblickt, das hinter mir im Fenster des öden Hauses gelegen. Noch weiter ging ich: ich fragte den Alten, ob er nicht auch das holde Antlitz gesehen. — „Dort drüben? In dem alten Hause — in dem letzten Fenster?" so fragte mich nun wieder ganz verwundert der Alte. — „Allerdings, allerdings," sprach ich; da lächelte der Alte sehr und fing an: „Nun, das ist doch eine wunderliche Täuschung! — Nun, meine alten Augen — Gott ehre mir meine alten

Augen! — Ei, ei, mein Herr, wol habe ich mit unbewaffnetem Auge das hübsche Gesicht dort im Fenster gesehen; aber es war ja ein, wie es mir schien, recht gut und lebendig in Oel gemaltes Porträt."

Schnell drehte ich mich um nach dem Fenster; Alles war verschwunden, die Jalousie heruntergelassen. — „Ja," fuhr der Alte fort, „ja, mein Herr, nun ist's zu spät, sich davon zu überzeugen; denn eben nahm der Bediente, der dort, wie ich weiß, als Kastellan das Absteigequartier der Gräfin von S. ganz allein bewohnt, das Bild, nachdem er es abgestäubt, vom Fenster fort und ließ die Jalousie herunter." — „War es denn gewiß ein Bild?" fragte ich nochmals ganz bestürzt. — „Trauen Sie meinen Augen!" erwiderte der Alte. „Daß Sie nur den Reflex des Bildes im Spiegel sahen, vermehrte gewiß sehr die optische Täuschung, und wie ich noch in Ihren Jahren war, hätt' ich nicht auch das Bild eines schönen Mädchens kraft meiner Phantasie ins Leben gerufen?" — „Aber Hand und Arm bewegten sich doch," fiel ich ein. — „Ja, ja, sie regten sich; Alles regte sich!" sprach der Alte lächelnd und sanft mich auf die Schulter klopfend. Dann stand er auf und verließ mich, höflich sich verbeugend, mit den Worten: „Nehmen Sie sich doch vor Taschenspiegeln in Acht, die so häßlich lügen! Ganz gehorsamster Diener!" — Ihr könnt denken, wie mir zu Muthe war, als ich mich so als einen thörichten, blödsichtigen Phantasten behandelt sah. Mir kam die Ueberzeugung, daß der Alte Recht hatte, und daß nur in mir selbst das tolle Gaukelspiel aufgegangen, das mich mit dem öden Hause zu meiner eigenen Beschämung so garstig mystificirte.

Ganz voller Unmuth und Verdruß lief ich nach Hause, fest entschlossen, mich ganz los zu sagen von jedem Gedanken an die Mysterien des öden Hauses und wenigstens einige Tage hindurch die Allee zu vermeiden. Dies hielt ich treulich, und kam noch hinzu, daß mich den Tag über dringend gewordene Geschäfte am Schreibtisch, an den Abenden aber geistreiche fröhliche Freunde in ihrem Kreise festhielten, so mußt' es wol geschehen, daß ich beinahe gar nicht mehr an

jene Geheimnisse dachte. Nur begab es sich in dieser Zeit, daß ich zuweilen aus dem Schlaf auffuhr, wie plötzlich durch äußere Berührung geweckt, und dann war es mir doch deutlich, daß nur der Gedanke an das geheimnißvolle Wesen, das ich in meiner Vision und in dem Fenster des öden Hauses erblickt, mich geweckt hatte. Ja, selbst während der Arbeit, während der lebhaftesten Unterhaltung mit meinen Freunden durchfuhr mich oft plötzlich ohne weitern Anlaß jener Gedanke wie ein elektrischer Blitz. Doch waren dies nur schnell vorübergehende Momente. Den kleinen Taschenspiegel, der mir so täuschend das anmuthige Bildniß reflectirt, hatte ich zum prosaischen Hausbedarf bestimmt. Ich pflegte mir vor demselben die Halsbinde fest zu knüpfen. So geschah es, daß er mir, als ich einst dies wichtige Geschäft abthun wollte, blind schien und ich ihn nach bekannter Methode anhauchte, um ihn dann hell zu poliren. — Alle meine Pulse stockten. Mein Innerstes bebte vor wonnigem Grauen. Ja, so muß ich das Gefühl nennen, das mich übermannte, als ich, sowie mein Hauch den Spiegel überlief, im bläulichen Nebel das holde Antlitz sah, das mich mit jenem wehmüthigen, das Herz durchbohrenden Blick anschaute! — Ihr lacht? — Ihr seid mit mir fertig; Ihr haltet mich für einen unheilbaren Träumer; — aber sprecht, denkt was Ihr wollt! Genug, die Holde blickte mich an aus dem Spiegel; aber sowie der Hauch zerrann, verschwand das Gesicht in dem Funkeln des Spiegels.

Ich will Euch nicht ermüden; ich will Euch nicht erzählen alle Momente, die sich einer aus dem andern entwickelten. Nur so viel will ich sagen, daß ich unaufhörlich die Versuche mit dem Spiegel erneuerte, daß es mir oft gelang, das geliebte Bild durch meinen Hauch hervorzurufen, daß aber manchmal die angestrengtesten Bemühungen ohne Erfolg blieben. Dann rannte ich wie wahnsinnig auf und ab vor dem öden Hause und starrte in die Fenster; aber kein menschliches Wesen wollte sich zeigen. Ich lebte nur in dem Gedanken an sie; alles Uebrige war abgestorben für mich. Ich vernachlässigte meine Freunde, meine Studien. Dieser Zustand, wollte er in mildern Schmerz, in träume-

rische Sehnsucht übergehen, ja, schien es, als wolle das Bild an Leben und Kraft verlieren, wurde oft bis zur höchsten Spitze gesteigert durch Momente, an die ich noch jetzt mit tiefem Entsetzen denke.

Da ich von einem Seelenzustande rede, der mich hätte ins Verderben stürzen können, so ist für Euch, Ihr Ungläubigen, da nichts zu belächeln und zu bespötteln. Hört und fühlt mit mir, was ich ausgestanden! Wie gesagt, oft, wenn jenes Bild ganz verblaßt war, ergriff mich ein körperliches Uebelbefinden; die Gestalt trat, wie sonst niemals, mit einer Lebendigkeit, mit einem Glanz hervor, daß ich sie zu erfassen wähnte. Aber dann kam es mir auf grauliche Weise vor, ich sei selbst die Gestalt und von den Nebeln des Spiegels umhüllt und umschlossen. Ein empfindlicher Brustschmerz und dann gänzliche Apathie endigte den peinlichen Zustand, der immer eine das innerste Mark wegzehrende Erschöpfung hinterließ. In diesen Momenten mißlang jeder Versuch mit dem Spiegel; hatte ich mich aber erkräftigt und trat dann das Bild wieder lebendig aus dem Spiegel hervor, so mag ich nicht leugnen, daß sich damit ein besonderer, mir sonst fremder physischer Reiz verband.

Diese ewige Spannung wirkte gar verderblich auf mich ein; blaß wie der Tod und zerstört im ganzen Wesen, schwankte ich umher. Meine Freunde hielten mich für krank, und ihre ewigen Mahnungen brachten mich endlich dahin, über meinen Zustand, so wie ich es nur vermochte, ernstlich nachzusinnen. War es Absicht oder Zufall, daß einer der Freunde, welcher Arzneikunde studirte, bei einem Besuch Reil's*) Buch über Geisteszerrüttungen zurückließ? Ich fing an zu lesen; das Werk zog mich unwiderstehlich an; — aber wie ward mir, als ich in Allem, was über fixen Wahnsinn gesagt wird, mich selbst wiederfand! Das tiefe Entsetzen, das ich, mich selbst auf dem Wege zum Tollhause erblickend, empfand, brachte mich zur Besinnung und zum festen Entschluß, den ich rasch ausführte.

*) Joh. Chr. Reil, Prof. der Medicin in Halle, dann in Berlin, † 1813. — A. d. H.

Ich steckte meinen Taschenspiegel ein und eilte schnell zu dem Doctor K., berühmt durch seine Behandlung und Heilung der Wahnsinnigen, durch sein tieferes Eingehen in das psychische Princip, welches oft sogar körperliche Krankheiten hervorzubringen und wieder zu heilen vermag. Ich erzählte ihm Alles; ich verschwieg ihm nicht den kleinsten Umstand und beschwor ihn, mich zu retten von dem ungeheuern Schicksal, von dem ich mich bedroht glaubte. Er hörte mich sehr ruhig an; doch bemerkte ich wol in seinem Blick tiefes Erstaunen. „Noch", fing er an, „ist die Gefahr keineswegs so nahe, als Sie glauben, und ich kann mit Gewißheit behaupten, daß ich sie ganz abzuwenden vermag. Daß Sie auf unerhörte Weise psychisch angegriffen sind, leidet gar keinen Zweifel; aber die völlige klare Erkenntniß dieses Angriffs irgend eines bösen Princips giebt Ihnen selbst die Waffen in die Hand, sich dagegen zu wehren. Lassen Sie mir Ihren Taschenspiegel, zwingen Sie sich zu irgend einer Arbeit, die Ihre Geisteskräfte in Anspruch nimmt, meiden Sie die Allee, arbeiten Sie von der Frühe an, so lange Sie es nur auszuhalten vermögen, dann aber nach einem tüchtigen Spaziergange fort in die Gesellschaft Ihrer Freunde, die Sie so lange vermißt! Essen Sie nahrhafte Speisen, trinken Sie starken kräftigen Wein! Sie sehen, daß ich blos die fixe Idee, das heißt, die Erscheinung des Sie bethörenden Antlitzes im Fenster des öden Hauses und im Spiegel vertilgen, Ihren Geist auf andere Dinge leiten und Ihren Körper stärken will. Stehen Sie selbst meiner Absicht redlich bei!"

Es wurde mir schwer, mich von dem Spiegel zu trennen. Der Arzt, der ihn schon genommen, schien es zu bemerken; er hauchte ihn an und frug, indem er mir ihn vorhielt: „Sehen Sie etwas?" — „Nicht das Mindeste," erwiderte ich, wie es sich auch in der That verhielt. — „Hauchen Sie den Spiegel an!" sprach dann der Arzt, indem er mir den Spiegel in die Hand gab. Ich that es; das Wunderbild trat deutlicher als je hervor. — „Da ist sie!" rief ich laut. Der Arzt schaute hinein und sprach dann: „Ich sehe nicht das Mindeste; aber nicht verhehlen mag ich Ihnen, daß ich in dem Augenblick, als

ich in Ihren Spiegel sah, einen unheimlichen Schauer fühlte, der aber gleich vorüberging. Sie bemerken, daß ich ganz aufrichtig bin, und eben deshalb wol Ihr ganzes Zutrauen verdiene. Wiederholen Sie doch den Versuch!" Ich that es; der Arzt umfaßte mich, ich fühlte seine Hand auf dem Rückenwirbel. Die Gestalt kam wieder; der Arzt, mit mir in den Spiegel schauend, erblaßte; dann nahm er mir den Spiegel aus der Hand, schauete nochmals hinein, verschloß ihn in dem Pult und kehrte erst, als er einige Secunden hindurch, die Hand vor der Stirn, schweigend da gestanden, zu mir zurück. „Befolgen Sie," fing er an, „genau meine Vorschriften! Ich darf Ihnen bekennen, daß jene Momente, in denen Sie, außer sich selbst gesetzt, Ihr eigenes Ich in physischem Schmerz fühlten, mir noch sehr geheimnißvoll sind; aber ich hoffe Ihnen recht bald mehr darüber sagen zu können."

Mit festem unabänderlichem Willen, so schwer es mir auch ankam, lebte ich auf die Stunde den Vorschriften des Arztes gemäß, und so sehr ich auch bald den wohlthätigen Einfluß anderer Geistesanstrengung und der übrigen verordneten Diät verspürte, so blieb ich doch nicht frei von jenen furchtbaren Anfällen, die mittags um zwölf Uhr, viel stärker aber nachts um zwölf Uhr sich einzustellen pflegten. Selbst in munterer Gesellschaft bei Wein und Gesang war es oft, als durchführen plötzlich mein Inneres spitzige glühende Dolche, und alle Macht des Geistes reichte dann nicht hin zum Widerstande. Ich mußte mich entfernen und durfte erst wiederkehren, wenn ich aus dem ohnmachtähnlichen Zustande erwacht war.

Es begab sich, daß ich mich einst bei einer Abendgesellschaft befand, in der über psychische Einflüsse und Wirkungen, über das dunkle unbekannte Gebiet des Magnetismus gesprochen wurde. Man kam vorzüglich auf die Möglichkeit der Einwirkung eines entfernten psychischen Princips; sie wurde aus vielen Beispielen bewiesen, und vorzüglich führte ein junger, dem Magnetismus ergebener Arzt an, daß er wie mehrere andere oder vielmehr wie alle kräftigen Magnetiseurs es

vermöge, aus der Ferne blos durch den festfixirten Gedanken und Willen auf seine Somnambulen zu wirken. Alles, was Kluge, Schubert, Bartels u. A. m. darüber gesagt haben, kam nach und nach zum Vorschein.

„Das Wichtigste", fing endlich einer der Anwesenden, ein als scharfsinniger Beobachter bekannter Mediciner, an, „von Allem bleibt mir immer, daß der Magnetismus manches Geheimniß, das wir als gemeine schlichte Lebenserfahrung nun eben für kein Geheimniß erkennen wollen, zu erschließen scheint. Nur müssen wir freilich behutsam zu Werke gehen. Wie kommt es denn, daß ohne allen äußern oder innern uns bekannten Anlaß, ja, unsere Ideenkette zerreißend, irgend eine Person oder wol gar das treue Bild irgend einer Begebenheit uns so lebendig, so sich unsers ganzen Ichs bemeisternd in den Sinn kommt, daß wir selbst darüber erstaunen? Am Merkwürdigsten ist es, daß wir oft im Traume auffahren. Das ganze Traumbild ist in den schwarzen Abgrund versunken, und im neuen, von jenem Bilde ganz unabhängigen Traum tritt uns mit voller Kraft des Lebens ein Bild entgegen, das uns in ferne Gegenden versetzt und plötzlich scheinbar uns ganz fremd gewordene Personen, an die wir seit Jahren nicht mehr dachten, uns entgegenführt. Ja, noch mehr! Oft schauen wir auf eben die Weise ganz fremde unbekannte Personen, die wir vielleicht Jahre nachher erst kennen lernen. Das bekannte: ‚Mein Gott, der Mann, die Frau, kommt mir so zum Erstaunen bekannt vor; ich dächt', ich hätt' ihn, sie, schon irgendwo gesehen,' ist vielleicht, da dies oft schlechterdings unmöglich, die dunkle Erinnerung an ein solches Traumbild. Wie, wenn dies plötzliche Hineinspringen fremder Bilder in unsere Ideenreihe, die uns gleich mit besonderer Kraft zu ergreifen pflegen, eben durch ein fremdes psychisches Princip veranlaßt würde? Wie, wenn es dem fremden Geiste unter gewissen Umständen möglich wäre, den magnetischen Rapport auch ohne Vorbereitung so herbeizuführen, daß wir uns willenlos ihm fügen müßten?"

„So kämen wir," fiel ein Anderer lachend ein, „mit einem gar nicht zu großen Schritt auf die Lehre von Ver

herungen, Zauberbildern, -Spiegeln und andern unsinnigen abergläubischen Phantastereien längst verjährter alberner Zeit."

„Ei," unterbrach der Mediciner den Ungläubigen, „keine Zeit kann verjähren, und noch viel weniger hat es jemals eine alberne Zeit gegeben, wenn wir nicht etwa jede Zeit, in der Menschen zu denken sich unterfangen mögen, mithin auch die unsrige, für albern erkennen wollen. Es ist ein eignes Ding, etwas geradezu wegleugnen zu wollen, was oft sogar durch streng juristisch geführten Beweis festgestellt ist, und so wenig ich der Meinung bin, daß in dem dunkeln geheimnißvollen Reiche, welches unseres Geistes Heimath ist, auch nur ein einziges, unserm blöden Auge recht hell leuchtendes Lämpchen brennt, so ist doch so viel gewiß, daß uns die Natur das Talent und die Neigung der Maulwürfe nicht versagt hat. Wir suchen, verblindet wie wir sind, uns weiter zu arbeiten auf finstern Wegen. Aber so wie der Blinde auf Erden an dem flüsternden Rauschen der Bäume, an dem Murmeln und Plätschern des Wassers die Nähe des Waldes, der ihn in seinen kühlenden Schatten aufnimmt, des Baches, der den Durstenden labt, erkennt und so das Ziel seiner Sehnsucht erreicht, so ahnen wir an dem tönenden Flügelschlag unbekannter, uns mit Geisterathem berührender Wesen, daß der Pilgergang uns zur Quelle des Lichts führt, vor dem unsere Augen sich aufthun!"

Ich konnte mich nicht länger halten. „Sie statuiren also," wandte ich mich zu dem Mediciner, „die Einwirkung eines fremden geistigen Princips, dem man sich willenlos fügen muß?" — „Ich halte," erwiderte der Mediciner, „um nicht zu weit zu gehen, diese Einwirkung nicht allein für möglich, sondern auch andern, durch den magnetischen Zustand deutlicher gewordenen Operationen des psychischen Princips für ganz homogen." — „So könnt' es auch," fuhr ich fort, „dämonischen Kräften verstattet sein, feindlich, verderbend auf uns zu wirken?" — „Schnöde Kunststücke gefallener Geister!" erwiderte der Mediciner lächelnd. „Nein, denen wollen wir nicht erliegen. Und überhaupt bitte ich, meine Andeutungen

für nichts Anderes zu nehmen als eben nur für Andeutungen, denen ich noch hinzufüge, daß ich keineswegs unbedingte Herrschaft eines geistigen Princips über das andere glauben, sondern vielmehr annehmen will, daß entweder irgend eine Abhängigkeit, Schwäche des innern Willens oder eine Wechselwirkung stattfinden muß, die jener Herrschaft Raum giebt."

„Nun erst," fing ein ältlicher Mann an, der so lange geschwiegen und nur aufmerksam zugehört, „nun erst kann ich mich mit Ihren seltsamen Gedanken über Geheimnisse, die uns verschlossen bleiben sollen, einigermaßen befreunden. Giebt es geheimnißvolle thätige Kräfte, die mit bedrohlichen Angriffen auf uns zutreten, so kann uns dagegen nur irgend eine Abnormität im geistigen Organismus Kraft und Muth zum sieghaften Widerstande rauben. Mit einem Wort, nur geistige Krankheit — die Sünde macht uns unterthan dem dämonischen Princip. Merkwürdig ist es, daß von den ältesten Zeiten her die den Menschen im Innersten verstörendste Gemüthsbewegung es war, an der sich dämonische Kräfte übten. Ich meine nichts Anderes als die Liebesverzauberungen, von denen alle Chroniken voll sind. In tollen Hexenprocessen kommt immer dergleichen vor, und selbst in dem Gesetzbuch eines sehr aufgeklärten Staates wird von den Liebestränken gehandelt, die insofern auch rein psychisch zu wirken bestimmt sind, als sie nicht Liebeslust im Allgemeinen erwecken, sondern unwiderstehlich an eine bestimmte Person bannen sollen.

„Ich werde in diesen Gesprächen an eine tragische Begebenheit erinnert, die sich in meinem eigenen Hause vor weniger Zeit zutrug. Als Bonaparte unser Land mit seinen Truppen überschwemmt hatte, wurde ein Oberst von der italienischen Nobelgarde bei mir einquartiert. Er war einer von den wenigen Officieren der sogenannten großen Armee, die sich durch ein stilles bescheidenes edles Betragen auszeichneten. Sein todbleiches Gesicht, seine düstern Augen zeugten von Krankheit oder tiefer Schwermuth. Nur wenige Tage war er bei mir, als sich auch der besondere Zufall kundthat, mit dem er behaftet. Eben befand ich mich auf seinem

Zimmer, als er plötzlich mit tiefen Seufzern die Hand auf die Brust oder vielmehr auf die Stelle des Magens legte, als empfinde er tödtliche Schmerzen. Er konnte bald nicht mehr sprechen; er war genöthigt, sich in den Sopha zu werfen; dann aber verloren plötzlich seine Augen die Sehkraft, und er erstarrte zur bewußtlosen Bildsäule. Mit einem Ruck, wie aus dem Traume auffahrend, erwachte er endlich; aber vor Mattigkeit konnte er mehrere Zeit hindurch sich nicht regen und bewegen. Mein Arzt, den ich ihm sandte, behandelte ihn, nachdem andere Mittel fruchtlos geblieben, magnetisch, und dies schien zu wirken, wiewol der Arzt bald davon ablassen mußte, da er selbst beim Magnetisiren des Kranken von einem unerträglichen Gefühl des Uebelseins ergriffen wurde. Er hatte übrigens des Obersten Zutrauen gewonnen, und dieser sagte ihm, daß in jenen Momenten sich ihm das Bild eines Frauenzimmers nahe, die er in Pisa gekannt; dann würde es ihm, als wenn ihre glühenden Blicke in sein Inneres führen, und er fühle die unerträglichsten Schmerzen, bis er in völlige Bewußtlosigkeit versinke. Aus diesem Zustande bleibe ihm ein dumpfer Kopfschmerz und eine Abspannung, als habe er geschwelgt im Liebesgenuß, zurück. Nie ließ er sich über die näheren Verhältnisse aus, in denen er vielleicht mit jenem Frauenzimmer stand. — Die Truppen sollten aufbrechen; gepackt stand der Wagen des Obersten vor der Thüre, — er frühstückte; aber in dem Augenblicke, als er ein Glas Madeira zum Munde führen wollte, stürzte er mit einem dumpfen Schrei vom Stuhle herab. Er war todt. Die Aerzte fanden ihn vom Nervenschlag getroffen. Einige Wochen nachher wurde ein an den Obersten adressirter Brief bei mir abgegeben. Ich hatte gar kein Bedenken, ihn zu öffnen, um vielleicht ein Näheres von den Verwandten des Obersten zu erfahren und ihnen Nachricht von seinem plötzlichen Tode geben zu können. Der Brief kam von Pisa und enthielt ohne Unterschrift die wenigen Worte: ‚Unglückseliger! Heute, am 7. — um zwölf Uhr Mittag sank Antonia, Dein trügerisches Abbild mit liebenden Armen umschlingend, todt nieder.‘ Ich sah den Kalender nach, in

dem ich des Obersten Tod angemerkt hatte und fand, daß Antonia's Todesstunde auch die seinige gewesen." —

Ich hörte nicht mehr, was der Mann noch seiner Geschichte hinzusetzte; denn in dem Entsetzen, das mich ergriffen, als ich in des italienischen Obersten Zustand den meinigen erkannte, ging mit wüthendem Schmerz eine solche wahnsinnige Sehnsucht nach dem unbekannten Bilde auf, daß ich, davon überwältigt, aufspringen und hineilen mußte nach dem verhängnißvollen Hause. Es war mir in der Ferne, als säh' ich Lichter blitzen durch die fest verschlossenen Jalousien; aber der Schein verschwand, als ich näher kam. Rasend vor dürstendem Liebesverlangen, stürzte ich auf die Thür; sie wich meinem Druck – ich stand auf dem matt erleuchteten Hausflur, von einer dumpfen, schwülen Luft umfangen. Das Herz pochte mir vor seltsamer Angst und Ungeduld. Da ging ein langer, schneidender, aus weiblicher Kehle strömender Ton durch das Haus, und ich weiß selbst nicht, wie es geschah, daß ich mich plötzlich in einem mit vielen Kerzen hell erleuchteten Saale befand, der in alterthümlicher Pracht mit vergoldeten Möbeln und seltsamen japanischen Gefäßen verziert war. Stark duftendes Räucherwerk wallte in blauen Nebelwolken auf mich zu. „Willkommen — willkommen, süßer Bräutigam, — die Stunde ist da, die Hochzeit nah!" So rief laut und lauter die Stimme eines Weibes, und ebenso wenig, als ich weiß, wie ich plötzlich in den Saal kam, ebenso wenig vermag ich zu sagen, wie es sich begab, daß plötzlich aus dem Nebel eine hohe jugendliche Gestalt in reichen Kleidern hervorleuchtete. Mit dem wiederholten gellenden Ruf: „Willkommen, süßer Bräutigam!" trat sie mit ausgebreiteten Armen mir entgegen, und — ein gelbes, von Alter und Wahnsinn gräßlich verzerrtes Antlitz starrte mir in die Augen. Von tiefem Entsetzen durchbebt, wankte ich zurück; wie durch den glühenden, durchbohrenden Blick der Klapperschlange fest gezaubert, konnte ich mein Auge nicht abwenden von dem gräulichen alten Weibe, konnte ich keinen Schritt weiter mich bewegen. Sie trat näher auf mich zu; da war es mir, als sei das scheußliche Gesicht nur eine Maske von dünnem Flor,

durch den die Züge jenes holden Spiegelbildes durchblickten. Schon fühlt' ich mich von den Händen des Weibes berührt, als sie laut aufkreischend vor mir zu Boden sank und hinter mir eine Stimme rief: „Huhu! Treibt schon wieder der Teufel sein Bocksspiel mit Ew. Gnaden? Zu Bette, zu Bette, meine Gnädigste! Sonst setzt es Hiebe, gewaltige Hiebe!" — Ich wandte mich rasch um und erblickte den alten Hausverwalter im bloßen Hemde, eine tüchtige Peitsche über dem Haupte schwingend. Er wollte losschlagen auf die Alte, die sich heulend am Boden krümmte. Ich fiel ihm in den Arm; aber mich von sich schleudernd, rief er: „Donnerwetter, Herr! Der alte Satan hätte Sie ermordet, kam ich nicht dazwischen. Fort, fort, fort!"

Ich stürzte zum Saal hinaus; vergebens sucht' ich in dicker Finsterniß die Thür des Hauses. Nun hört' ich die zischenden Hiebe der Peitsche und das Jammergeschrei der Alten. Laut wollte ich um Hilfe rufen, als der Boden unter meinen Füßen schwand; ich fiel eine Treppe hinab und traf auf eine Thür so hart, daß sie aufsprang und ich der Länge nach in ein kleines Zimmer stürzte. An dem Bette, das Jemand so eben verlassen zu haben schien, an dem kaffeebraunen, über einen Stuhl gehängten Rocke mußte ich augenblicklich die Wohnung des alten Hausverwalters erkennen. Wenige Augenblicke nachher polterte es die Treppe herab; der Hausverwalter stürzte herein und hin zu meinen Füßen. „Um aller Seligkeit willen," flehte er mit aufgehobenen Händen, „wer Sie auch sein mögen, wie der alte gnädige Hexensatan Sie auch hieher gelockt haben mag, verschweigen Sie, was hier geschehen! Sonst komme ich um Amt und Brod. Die wahnsinnige Excellenz ist abgestraft und liegt gebunden im Bette. O schlafen Sie doch, geehrtester Herr, recht sanft und süß! — Ja ja, das thun Sie doch fein! — Eine schöne warme Juliusnacht, zwar kein Mondschein, aber beglückter Sternenschimmer. — Nun, ruhige, glückliche Nacht!" — Unter diesen Reden war der Alte aufgesprungen, hatte ein Licht genommen, mich herausgebracht aus dem Souterrain, mich zur Thür hinausgeschoben und diese fest verschlossen. Ganz verstört eilt'

ich nach Hause, und Ihr könnt wol denken, daß ich, zu tief von dem grauenvollen Geheimniß ergriffen, auch nicht den mindesten nur wahrscheinlichen Zusammenhang der Sache mir in den ersten Tagen denken konnte. Nur so viel war gewiß, daß, hielt mich so lange ein böser Zauber gefangen, dieser jetzt in der That von mir abgelassen hatte. Alle schmerzliche Sehnsucht nach dem Zauberbilde in dem Spiegel war gewichen, und bald gemahnte mich jener Auftritt im öden Gebäude wie das unvermuthete Hineingerathen in ein Tollhaus. Daß der Hausverwalter zum tyrannischen Wächter einer wahnsinnigen Frau von vornehmer Geburt, deren Zustand vielleicht der Welt verborgen bleiben sollte, bestimmt worden, daran war nicht zu zweifeln; wie aber der Spiegel — das tolle Zauberwesen überhaupt ... — Doch weiter — weiter!

Später begab es sich, daß ich in zahlreicher Gesellschaft den Grafen P. fand, der mich in eine Ecke zog und lachend sprach: „Wissen Sie wol, daß sich die Geheimnisse unseres öden Hauses zu enthüllen anfangen?" Ich horchte hoch auf; aber indem der Graf weiter erzählen wollte, öffneten sich die Flügelthüren des Eßsaals. Man ging zur Tafel. Ganz vertieft in Gedanken an die Geheimnisse, die mir der Graf entwickeln wollte, hatte ich einer jungen Dame den Arm geboten und war mechanisch der in steifem Ceremoniel langsam daherschreitenden Reihe gefolgt. Ich führe meine Dame zu dem offenen Platz, der sich uns darbietet, schaue sie nun erst recht an und — erblicke mein Spiegelbild in den getreuesten Zügen, so daß gar keine Täuschung möglich ist. Daß ich im Innersten erbebte, könnt Ihr Euch wol denken; aber ebenso muß ich Euch versichern, daß sich auch nicht der leiseste Anklang jener verderblichen wahnsinnigen Liebeswuth in mir regte, die mich ganz und gar befing, wenn mein Hauch das wunderbare Frauenbild aus dem Spiegel hervorrief. — Meine Befremdung, noch mehr mein Erschrecken muß lesbar gewesen sein in meinem Blick; denn das Mädchen sah mich ganz verwundert an, so daß ich für nöthig hielt, mich so, wie ich nur konnte, zusammenzunehmen und so gelassen als möglich anzuführen, daß eine lebhafte Erinnerung mich gar nicht

zweifeln lasse, sie schon irgendwo gesehen zu haben. Die kurze Abfertigung, daß dies wol nicht gut der Fall sein könne, da sie gestern erst und zwar das erste Mal in ihrem Leben nach * * *n gekommen, machte mich im eigentlichsten Sinn des Wortes etwas verblüfft. Ich verstummte. Nur der Engelsblick, den die holdseligen Augen des Mädchens mir zuwarfen, half mir wieder auf. Ihr wißt, wie man bei derlei Gelegenheit die geistigen Fühlhörner ausstrecken und leise, leise tasten muß, bis man die Stelle findet, wo der angegebene Ton widerklingt. So macht' ich es und fand bald, daß ich ein zartes, holdes, aber in irgend einem psychischen Ueberreiz verkränkeltes Wesen neben mir hatte. Bei irgend einer heitern Wendung des Gesprächs, vorzüglich wenn ich zur Würze wie scharfen Cayenne-Pfeffer irgend ein keckes, bizarres Wort hineinstreute, lächelte sie zwar, aber seltsam schmerzlich, wie zu hart berührt. — „Sie sind nicht heiter, meine Gnädige; vielleicht der Besuch heute Morgen . . .“ So redete ein nicht weit entfernt sitzender Officier meine Dame an; aber in dem Augenblick faßte ihn sein Nachbar schnell beim Arm und sagte ihm etwas ins Ohr, während eine Frau an der andern Seite des Tisches, Gluth auf den Wangen und im Blick, laut der herrlichen Oper erwähnte, deren Darstellung sie in Paris gesehen und mit der heutigen vergleichen werde. Meiner Nachbarin stürzten die Thränen aus den Augen: „Bin ich nicht ein albernes Kind?“ wandte sie sich zu mir. Schon erst hatte sie über Migräne geklagt. „Die gewöhnliche Folge des nervösen Kopfschmerzes,“ erwiderte ich daher mit unbefangenem Ton, „wofür nichts besser hilft als der muntere, kecke Geist, der in dem Schaum dieses Dichtergetränkes sprudelt.“ Mit diesen Worten schenkte ich Champagner, den sie erst abgelehnt, in ihr Glas ein, und indem sie davon nippte, dankte ihr Blick meiner Deutung der Thränen, die sie nicht zu bergen vermochte. Es schien heller geworden in ihrem Innern, und Alles wäre gut gegangen, wenn ich nicht zuletzt unversehens hart an das vor mir stehende englische Glas gestoßen, so daß es in gellender, schneidender Höhe ertönte. Da erbleichte meine Nachbarin bis zum Tode, und auch mich ergriff ein plötzliches

Grauen, weil der Ton mir die Stimme der wahnsinnigen Alten im öden Hause schien.

Während man Kaffee nahm, fand ich Gelegenheit, mich dem Grafen P. zu nähern; er merkte gut, warum. „Wissen Sie wol, daß Ihre Nachbarin die Gräfin Edwine von S. war? Wissen Sie wol, daß in dem öden Hause die Schwester ihrer Mutter, schon seit Jahren unheilbar wahnsinnig, eingesperrt gehalten wird? Heute Morgen waren Beide, Mutter und Tochter, bei der Unglücklichen. Der alte Hausverwalter, der einzige, der den gewaltsamen Ausbrüchen des Wahnsinns der Gräfin zu steuern wußte, und dem daher die Aufsicht über sie übertragen wurde, liegt todkrank, und man sagt, daß die Schwester endlich dem Doctor K. das Geheimniß anvertraut, und daß dieser noch die letzten Mittel versuchen wird, die Kranke, wo nicht herzustellen, doch von der entsetzlichen Tobsucht, in die sie zuweilen ausbrechen soll, zu retten. Mehr weiß ich vor der Hand nicht."

Andere traten hinzu; das Gespräch brach ab. Doctor K. war nun gerade Derjenige, an den ich mich meines räthselhaften Zustandes halber gewandt, und Ihr möget Euch wol vorstellen, daß ich, so bald es sein konnte, zu ihm eilte und Alles, was mir seit der Zeit widerfahren, getreulich erzählte. Ich forderte ihn auf, zu meiner Beruhigung so viel als er von der wahnsinnigen Alten wisse, zu sagen, und er nahm keinen Anstand, mir, nachdem ich ihm strenge Verschwiegenheit gelobt, Folgendes anzuvertrauen:

Angelika, Gräfin von Z., — so fing der Doctor an — obgleich in die Dreißig vorgerückt, stand noch in der vollsten Blüthe wunderbarer Schönheit, als der Graf von S., der viel jünger an Jahren, sie hier in ***n bei Hofe sah und sich in ihren Reizen so verfing, daß er zur Stunde die eifrigsten Bewerbungen begann und selbst, als zur Sommerszeit die Gräfin auf die Güter ihres Vaters zurückkehrte, ihr nachreiste, um seine Wünsche, die nach Angelika's Benehmen durchaus nicht hoffnungslos zu sein schienen, dem alten Grafen zu eröffnen. Kaum war Graf S. aber dort angekommen, kaum sah er Angelika's jüngere Schwester, Gabriele, als er wie aus

einer Bezauberung erwachte. In verblühter Farblosigkeit stand Angelika neben Gabrielen, deren Schönheit und Anmuth den Grafen S. unwiderstehlich hinriß, und so kam es, daß er, ohne Angelika weiter zu beachten, um Gabrielens Hand warb, die ihm der alte Graf Z. um so lieber zusagte, als Gabriele gleich die entschiedenste Neigung für den Grafen S. zeigte. Angelika äußerte nicht den mindesten Verdruß über die Untreue ihres Liebhabers. „Er glaubt mich verlassen zu haben, der thörichte Knabe; er merkt nicht, daß nicht ich, daß er mein Spielzeug war, das ich wegwarf!" So sprach sie in stolzem Hohn, und in der That, ihr ganzes Wesen zeigte, daß es wol Ernst sein mochte mit der Verachtung des Ungetreuen. Uebrigens sah man, sobald das Bündniß Gabrielens mit dem Grafen von S. ausgesprochen war, Angelika sehr selten. Sie erschien nicht bei der Tafel und man sagte, sie schweife einsam im nächsten Wäldchen umher, das sie längst zum Ziel ihrer Spaziergänge gewählt hatte.

Ein sonderbarer Vorfall störte die einförmige Ruhe, die im Schlosse herrschte. Es begab sich, daß die Jäger des Grafen von Z., unterstützt von den in großer Anzahl aufgebotenen Bauern, endlich eine Zigeunerbande eingefangen hatten, der man die Mordbrennereien und Räubereien, welche seit kurzer Zeit so häufig in der Gegend vorfielen, schuld gab. An eine lange Kette geschlossen, brachte man die Männer, gebunden auf einen Wagen gepackt die Weiber und Kinder auf den Schloßhof. Manche trotzige Gestalt, die mit wildem, funkelndem Blick wie ein gefesselter Tiger keck umherschaute, schien den entschlossenen Räuber und Mörder zu bezeichnen; vorzüglich fiel aber ein langes, hageres, entsetzliches Weib, in einen blutrothen Shawl vom Kopf bis zum Fuß gewickelt, ins Auge, die aufrecht im Wagen stand und mit gebietender Stimme rief, man solle sie herabsteigen lassen, welches auch geschah.

Der Graf von Z. kam auf den Schloßhof und befahl eben, wie man die Bande abgesondert in den festen Schloßgefängnissen vertheilen solle, als mit fliegenden Haaren, Entsetzen und Angst im bleichen Gesicht, Gräfin Angelika aus der

Thür herausstürzte und auf die Kniee geworfen mit schneidender Stimme rief: „Diese Leute los — diese Leute los! — Sie sind unschuldig, unschuldig. — Vater, laß diese Leute los! — Ein Tropfen Bluts vergossen an Einem von diesen, und ich stoße mir dieses Messer in die Brust!" — Damit schwang die Gräfin ein spiegelblankes Messer in den Lüften und sank ohnmächtig nieder. — „Ei, mein schönes Püppchen, mein trautes Goldkind, das wußt' ich ja wohl, daß Du es nicht leiden würdest!" so meckerte die rothe Alte. Dann kauerte sie nieder neben der Gräfin und bedeckte Gesicht und Busen mit ekelhaften Küssen, indem sie fortwährend murmelte: „Blanke Tochter, blanke Tochter, — wach auf, wach auf! Der Bräutigam kommt, — hei hei, blanker Bräutigam kommt!" Damit nahm die Alte eine Phiole hervor, in der ein kleiner Goldfisch in silberhellem Spiritus auf und ab zu gaukeln schien. Diese Phiole hielt die Alte der Gräfin an das Herz. Augenblicklich erwachte sie; aber kaum erblickte sie das Zigeunerweib, als sie aufsprang, das Weib heftig und brünstig umarmte und dann mit ihr davoneilte in das Schloß hinein.

Der Graf von Z., Gabriele, ihr Bräutigam, die unterdessen erschienen, schauten ganz erstarrt und von seltsamem Grauen ergriffen, das Alles an. Die Zigeuner blieben ganz gleichgiltig und ruhig. Sie wurden nun abgelöst von der Kette und einzeln gefesselt in die Schloßgefängnisse geworfen. Am andern Morgen ließ der Graf von Z. die Gemeinde versammeln. Die Zigeuner wurden vorgeführt. Der Graf erklärte laut, daß sie ganz unschuldig seien an allen Räubereien, die in der Gegend verübt, und daß er ihnen freien Durchzug durch sein Gebiet verstatte, worauf sie entfesselt und zum Erstaunen Aller mit Pässen wohl versehen entlassen wurden. Das rothe Weib wurde vermißt. Man wollte wissen, daß der Zigeunerhauptmann, kenntlich an den goldenen Ketten um den Hals und dem rothen Federbusch an dem spanisch niedergekrämpten Hut, nachts auf dem Zimmer des Grafen gewesen. Einige Zeit nachher ward es unbezweifelt dargethan, daß die Zigeuner an dem Rauben und Morden in dem Gebiet umher in der That auch nicht den mindesten Antheil hatten.

Gabrielens Hochzeit rückte heran. Mit Erstaunen bemerkte sie eines Tages, daß mehrere Rüstwagen mit Möbeln, Kleidungsstücken, Wäsche, kurz, mit einer ganz vollständigen Hauseinrichtung bepackt wurden und abfuhren. Andern Morgens erfuhr sie, daß Angelika, begleitet von dem Kammerdiener des Grafen S. und einer vermummten Frau, die der alten rothen Zigeunerin ähnlich gesehen, nachts abgereiset sei. Graf Z. löste das Räthsel, indem er erklärte, daß er sich aus gewissen Ursachen genöthigt gesehen, den freilich seltsamen Wünschen Angelika's nachzugeben und ihr nicht allein das in ***n belegene Haus in der Allee als Eigenthum zu schenken, sondern auch zu erlauben, daß sie dort einen eigenen, ganz unabhängigen Haushalt führe, wobei sie sich bedungen, daß Keiner aus der Familie, ihn selbst nicht ausgenommen, ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß das Haus betreten solle. Der Graf von S. fügte hinzu, daß auf Angelika's dringenden Wunsch er seinen Kammerdiener ihr überlassen müssen, der mitgereiset sei nach ***n.

Die Hochzeit wurde vollzogen. Graf S. ging mit seiner Gemahlin nach D., und ein Jahr verging ihnen in ungetrübter Heiterkeit. Dann fing aber der Graf an, auf ganz eigene Weise zu kränkeln. Es war, als wenn ihm ein geheimer Schmerz alle Lebenslust, alle Lebenskraft raube, und vergebens waren alle Bemühungen seiner Gemahlin, das Geheimniß ihm zu entreißen, das sein Innerstes verderblich zu zerstören schien. Als endlich tiefe Ohnmachten seinen Zustand lebensgefährlich machten, gab er den Aerzten nach und ging angeblich nach Pisa. Gabriele konnte nicht mitreisen, da sie ihrer Niederkunft entgegensah, die indessen erst nach mehreren Wochen erfolgte.

„Hier," sprach der Arzt, „werden die Mittheilungen der Gräfin Gabriele von S. so rhapsodisch, daß nur ein tieferer Blick den näheren Zusammenhang auffassen kann." — Genug — ihr Kind, ein Mädchen, verschwindet auf unbegreifliche Weise aus der Wiege; alle Nachforschungen bleiben vergebens. Ihre Trostlosigkeit geht bis zur Verzweiflung, als zur selbigen Zeit Graf von Z. ihr die entsetzliche Nachricht schreibt,

daß er den Schwiegersohn, den er auf dem Wege nach Pisa glaubte, in ***n, und zwar in Angelika's Hause, vom Nervenschlage zum Tode getroffen, gefunden, daß Angelika in furchtbaren Wahnsinn gerathen sei und daß er solchen Jammer wohl nicht lange tragen werde.

Sowie Gabriele von S. nur einige Kräfte gewonnen, eilt sie auf die Güter des Vaters. In schlafloser Nacht, das Bild des verlorenen Gatten, des verlorenen Kindes vor Augen, glaubt sie ein leises Wimmern vor der Thüre des Schlafzimmers zu vernehmen. Ermuthigt zündet sie die Kerzen des Armleuchters bei der Nachtlampe an und tritt hinaus. — Heiliger Gott! Niedergekauert zur Erde, in den rothen Shawl gewickelt, starrt das Zigeunerweib mit stierem, leblosem Blick ihr in die Augen; in den Armen hält sie ein kleines Kind, das so ängstlich wimmert. Das Herz schlägt der Gräfin hoch auf in der Brust: — Es ist ihr Kind — Es ist die verlorene Tochter! — Sie reißt das Kind der Zigeunerin aus den Armen; aber in diesem Augenblick kugelt diese um wie eine leblose Puppe. Auf das Angstgeschrei der Gräfin wird Alles wach. Man eilt hinzu; man findet das Weib todt auf der Erde; kein Belebungsmittel wirkt, und der Graf läßt sie einscharren.

Was bleibt übrig, als nach ***n zur wahnsinnigen Angelika zu eilen und vielleicht dort das Geheimniß mit dem Kinde zu erforschen? Alles hat sich verändert. Angelika's wilde Raserei hat alle weiblichen Dienstboten entfernt; nur der Kammerdiener ist geblieben. Angelika ist ruhig und vernünftig geworden. Als der Graf die Geschichte von Gabrielens Kinde erzählt, schlägt sie die Hände zusammen und ruft mit lautem Lachen: „Ist's Püppchen angekommen — richtig angekommen? — Eingescharrt, eingescharrt? — O Jemine, wie prächtig sich der Goldfasan schüttelt! — Wißt Ihr nichts vom grünen Löwen mit den blauen Gluthaugen?" Mit Entsetzen bemerkt der Graf die Rückkehr des Wahnsinns, indem plötzlich Angelika's Gesicht die Züge des Zigeunerweibes anzunehmen scheint, und beschließt, die Arme mitzunehmen auf die Güter, welches der alte Kammerdiener widerräth. In der That bricht

auch der Wahnsinn Angelika's in Wuth und Raserei aus, sobald man Anstalten macht, sie aus dem Hause zu entfernen.

In einem lichten Zwischenraum beschwört Angelika mit heißen Thränen den Vater, sie in dem Hause sterben zu lassen, und tiefgerührt bewilligt er dies, wiewol er das Geständniß, das dabei ihren Lippen entflieht, nur für das Erzeugniß des aufs Neue ausbrechenden Wahnsinns hält. Sie bekennt, daß Graf S. in ihre Arme zurückgekehrt, und daß das Kind, welches die Zigeunerin ins Haus des Grafen von Z. brachte, die Frucht dieses Bündnisses sei. — In der Residenz glaubt man, daß der Graf von Z. die Unglückliche mitgenommen hat auf die Güter, indessen sie hier, tief verborgen und der Aufsicht des Kammerdieners übergeben, in dem verödeten Hause bleibt. — Graf von Z. ist gestorben vor einiger Zeit, und Gräfin Gabriele von S. kam mit Edwinen her, um Familienangelegenheiten zu berichtigen. Sie durfte es sich nicht versagen, die unglückliche Schwester zu sehen. Bei diesem Besuch muß sich Wunderliches ereignet haben; doch hat mir die Gräfin nichts darüber vertraut, sondern nur im Allgemeinen gesagt, daß es nun nöthig geworden, dem alten Kammerdiener die Unglückliche zu entreißen. Einmal habe er, wie es herausgekommen, durch harte, grausame Mißhandlungen den Ausbrüchen des Wahnsinns zu steuern gesucht, dann aber, durch Angelika's Vorspieglung, daß sie Gold zu machen verstehe, sich verleiten lassen, mit ihr allerlei sonderbare Operationen vorzunehmen und ihr alles Nöthige dazu herbeizuschaffen.

„Es würde wol — so schloß der Arzt seine Erzählung — ganz überflüssig sein, Sie, gerade Sie auf den tiefern Zusammenhang aller dieser seltsamen Dinge aufmerksam zu machen. Es ist mir gewiß, daß Sie die Katastrophe herbeigeführt haben, die der Alten Genesung oder baldigen Tod bringen wird. Uebrigens mag ich jetzt nicht verhehlen, daß ich mich nicht wenig entsetzte, als ich, nachdem ich mich mit Ihnen in magnetischen Rapport gesetzt, ebenfalls das Bild im Spiegel sah. Daß dies Bild Edwine war, wissen wir nun Beide." —

Ebenso, wie der Arzt glaubte, für mich nichts hinzufügen zu dürfen, ebenso halte ich es für ganz unnütz, mich nun noch darüber etwa zu verbreiten, in welchem geheimen Verhältniß Angelika, Edwine, ich und der alte Kammerdiener standen, und wie mystische Wechselwirkungen ein dämonisches Spiel trieben. Nur so viel sage ich noch, daß mich nach diesen Begebenheiten ein drückendes, unheimliches Gefühl aus der Residenz trieb, welches erst nach einiger Zeit mich plötzlich verließ. Ich glaube, daß die Alte in dem Augenblick, als ein ganz besonderes Wohlsein mein Innerstes durchströmte, gestorben ist. —

So endete Theodor seine Erzählung. Noch Manches sprachen die Freunde über Theodor's Abenteuer und gaben ihm Recht, daß sich darin das Wunderliche mit dem Wunderbaren auf seltsame, grauliche Weise mische. — Als sie schieden, nahm Franz Theodor's Hand und sprach, sie leise schüttelnd, mit beinahe wehmüthigem Lächeln: „Gute Nacht, Du Spallanzani'sche Fledermaus!"

Das Majorat.

Dem Gestade der Ostsee unfern liegt das Stammschloß der freiherrlich von R.'schen Familie, R . . sitten genannt. Die Gegend ist rauh und öde; kaum entsprießt hin und wieder ein Grashalm dem bodenlosen Triebsande, und statt des Gartens, wie er sonst das Herrenhaus zu zieren pflegt, schließt sich an die nackten Mauern nach der Landseite hin ein dürftiger Föhrenwald, dessen ewige, düstere Trauer den bunten Schmuck des Frühlings verschmäht, und in dem statt des fröhlichen Jauchzens der zu neuer Lust erwachten Vögelein nur das schaurige Gekrächze der Raben, das schwirrende Kreischen der Sturm verkündenden Möwen widerhallt. Eine Viertelstunde davon ändert sich plötzlich die Natur. Wie durch einen Zauberschlag ist man in blühende Felder, üppige Aecker und Wiesen versetzt. Man erblickt das große, reiche Dorf mit dem geräumigen Wohnhause des Wirthschafts-inspectors. An der Spitze eines freundlichen Erlenbusches sind die Fundamente eines großen Schlosses sichtbar, das einer der vormaligen Besitzer aufzubauen im Sinne hatte. Die Nachfolger, auf ihren Gütern in Kurland hausend, ließen den Bau liegen, und auch der Freiherr Roderich von R., der wiederum seinen Wohnsitz auf dem Stammgute nahm, mochte nicht weiter bauen, da seinem finstern, menschenscheuen Wesen der Aufenthalt in dem alten, einsam liegenden Schlosse zusagte. Er ließ das verfallene Gebäude, so gut es gehen wollte, herstellen und sperrte sich darin ein mit einem grämlichen Hausverwalter und geringer Dienerschaft. Nur selten sah man

ihn im Dorfe; dagegen ging und ritt er oft am Meeresstrande hin und her, und man wollte aus der Ferne bemerkt haben, wie er in die Wellen hineinsprach und dem Brausen und Zischen der Brandung zuhorchte, als vernehme er die antwortende Stimme des Meergeistes.

Auf der höchsten Spitze des Wartthurms hatte er ein Cabinet einrichten und mit Fernrohren, mit einem vollständigen astronomischen Apparat versehen lassen; da beobachtete er tages, nach dem Meer hinausschauend, die Schiffe, die oft gleich weißbeschwingten Meervögeln am fernen Horizont vorüberflogen. Sternenhelle Nächte brachte er hin mit astronomischer oder, wie man wissen wollte, mit astrologischer Arbeit, worin ihm der alte Hausverwalter beistand. Ueberhaupt ging zu seinen Lebzeiten die Sage, daß er geheimer Wissenschaft, der sogenannten schwarzen Kunst, ergeben sei, und daß eine verfehlte Operation, durch die ein hohes Fürstenhaus auf das Empfindlichste gekränkt wurde, ihn aus Kurland vertrieben habe. Die leiseste Erinnerung an seinen dortigen Aufenthalt erfüllte ihn mit Entsetzen; aber alles sein Leben Verstörende, was ihm dort geschehen, schrieb er lediglich der Schuld der Vorfahren zu, die die Ahnenburg böslich verlassen hatten. Um für die Zukunft wenigstens das Haupt der Familie an das Stammhaus zu fesseln, bestimmte er es zu einem Majoratsbesitzthum. Der Landesherr bestätigte die Stiftung um so lieber, als dadurch eine an ritterlicher Tugend reiche Familie, deren Zweige schon in das Ausland hinüberrankten, für das Vaterland gewonnen werden sollte. Weder Roderich's Sohn Hubert, noch der jetzige Majoratsherr, wie sein Großvater Roderich geheißen, mochte indessen in dem Stammschlosse hausen; Beide blieben in Kurland. Man mußte glauben, daß sie, heiterer und lebenslustiger gesinnt als der düstere Ahnherr, die schaurige Oede des Aufenthalts scheuten.

Freiherr Roderich hatte zwei alten, unverheiratheten Schwestern seines Vaters, die mager ausgestattet in Dürftigkeit lebten, Wohnung und Unterhalt auf dem Gute gestattet. Diese saßen mit einer bejahrten Dienerin in den kleinen war-

men Zimmern des Nebenflügels, und außer ihnen und dem Koch, der im Erdgeschoß ein großes Gemach neben der Küche inne hatte, wankte in den hohen Zimmern und Sälen des Hauptgebäudes nur noch ein abgelebter Jäger umher, der zugleich die Dienste des Kastellans versah. Die übrige Dienerschaft wohnte im Dorfe bei dem Wirthschaftsinspector. Nur in später Herbstzeit, wenn der erste Schnee zu fallen begann und die Wolfs-, die Schweinsjagden aufgingen, wurde das öde, verlassene Schloß lebendig. Dann kam Freiherr Roderich mit seiner Gemahlin, begleitet von Verwandten, Freunden und zahlreichem Jagdgefolge herüber aus Kurland. Der benachbarte Adel, ja selbst jagdlustige Freunde aus der nahe liegenden Stadt fanden sich ein; kaum vermochten Hauptgebäude und Nebenflügel die zuströmenden Gäste zu fassen. In allen Oefen und Kaminen knisterten reichlich zugeschürte Feuer; vom grauen Morgen bis in die Nacht hinein schnurrten die Bratenwender; treppauf, treppab liefen hundert lustige Leute, Herren und Diener. Dort erklangen angestoßene Pokale und fröhliche Jägerlieder, — hier die Tritte der nach gellender Musik Tanzenden, — überall lautes Jauchzen und Gelächter, und so glich vier bis sechs Wochen hindurch das Schloß mehr einer prächtigen, an viel befahrener Landstraße liegenden Herberge als der Wohnung des Gutsherrn.

Freiherr Roderich widmete diese Zeit, so gut es sich nur thun ließ, ernstem Geschäfte, indem er, zurückgezogen aus dem Strudel der Gäste, die Pflichten des Majoratsherrn erfüllte. Nicht allein, daß er sich vollständige Rechnung der Einkünfte legen ließ, so hörte er auch jeden Vorschlag irgend einer Verbesserung so wie die kleinste Beschwerde seiner Unterthanen an und suchte Alles zu ordnen, jedem Unrechten oder Unbilligen zu steuern, wie er es nur vermochte. In diesen Geschäften stand ihm der alte Advokat V., von Vater auf Sohn vererbter Geschäftsträger des R.'schen Hauses und Justitiarius der in P. liegenden Güter, redlich bei, und V. pflegte daher schon acht Tage vor der bestimmten Ankunft des Freiherrn nach dem Majoratsgute abzureisen.

Im Jahre 179. war die Zeit gekommen, daß der alte

V. nach R . . sitten reisen sollte. So lebenskräftig der Greis von siebzig Jahren sich auch fühlte, mußte er doch glauben, daß eine hilfreiche Hand im Geschäft ihm wohlthun werde. Wie im Scherz sagte er daher eines Tages zu mir: „Vetter," — so nannte er mich, seinen Großneffen, der ich seine Vornamen erhalten hatte, — „ich dächte, Du ließest Dir einmal etwas Seewind um die Ohren sausen und kämest mit mir nach R . . sitten. Außerdem, daß Du mir wacker beistehen kannst in meinem manchmal bösen Geschäft, so magst Du Dich auch einmal im wilden Jägerleben versuchen und zusehen, wie, nachdem Du einen Morgen ein zierliches Protokoll geschrieben, Du den andern solch trotzigem Thier, als da ist ein langbehaarter gräulicher Wolf oder ein zahnfletschender Eber, ins funkelnde Auge zu schauen, oder gar es mit einem tüchtigen Büchsenschuß zu erlegen verstehest." Nicht so viel Seltsames von der lustigen Jagdzeit in R . . sitten hätte ich schon hören, nicht so mit ganzer Seele dem herrlichen alten Großonkel anhängen müssen, um nicht hocherfreut zu sein, daß er mich diesmal mitnehmen wolle. Schon ziemlich geübt in derlei Geschäften, wie er sie vorhatte, versprach ich, mit tapferem Fleiß ihm alle Mühe und Sorge abzunehmen. Andern Tages saßen wir, in tüchtige Pelze eingehüllt, im Wagen und fuhren durch dickes, den einbrechenden Winter verkündendes Schneegestöber nach R . . sitten.

Unterwegs erzählte mir der Alte manches Wunderliche von dem Freiherrn Roderich, der das Majorat gestiftet und ihn seines Jünglingsalters ungeachtet zu seinem Justitiarius und Testamentsvollzieher ernannt hatte. Er sprach von dem rauhen, wilden Wesen, das der alte Herr gehabt, und das sich auf die ganze Familie zu vererben scheine, da selbst der jetzige Majoratsherr, den er als sanftmüthigen, beinahe weichlichen Jüngling gekannt, von Jahr zu Jahr mehr davon ergriffen werde. Er schrieb mir vor, wie ich mich keck und unbefangen betragen müsse, um in des Freiherrn Augen was werth zu zu sein, und kam endlich auf die Wohnung im Schlosse, die er ein- für allemal gewählt, da sie warm, bequem und so abgelegen sei, daß wir uns, wenn und wie wir wollten, dem

tollen Getöse der jubilirenden Gesellschaft entziehen könnten. In zwei kleinen, mit warmen Tapeten behangenen Zimmern, dicht neben dem großen Gerichtssaal im Seitenflügel, dem gegenüber, wo die alten Fräuleins wohnten, da sei ihm jedesmal seine Residenz bereitet.

Endlich nach schneller, aber beschwerlicher Fahrt kamen wir in tiefer Nacht nach R.. sitten. Wir fuhren durch das Dorf. Es war gerade Sonntag, — im Kruge Tanzmusik und fröhlicher Jubel, — des Wirthschaftsinspectors Haus von oben bis unten erleuchtet, — drinnen auch Musik und Gesang. Desto schauerlicher wurde die Oede, in die wir nun hineinfuhren. Der Seewind heulte in schneidenden Jammertönen herüber, und als habe er sie aus tiefem Zauberschlaf geweckt, stöhnten die düsteren Föhren ihm nach in dumpfer Klage. Die nackten schwarzen Mauern des Schlosses stiegen empor aus dem Schneegrunde; wir hielten an dem verschlossenen Thor. Aber da half kein Rufen, kein Peitschengeknalle, kein Hämmern und Pochen; es war, als sei Alles ausgestorben, in keinem Fenster ein Licht sichtbar.

Der Alte ließ eine starke dröhnende Stimme erschallen: „Franz — Franz! Wo steckt Ihr denn? Zum Teufel, rührt Euch! Wir erfrieren hier am Thor. Der Schnee schmeißt Einem ja das Gesicht blutrünstig. Rührt Euch, zum Teufel!“ Da fing ein Hofhund zu winseln an; ein wandelndes Licht wurde im Erdgeschosse sichtbar, Schlüssel klapperten, und bald knarrten die gewichtigen Thorflügel auf. „Ei, schön willkommen, schön willkommen, Herr Justitiarius! — Ei, in dem unsaubern Wetter!“ So rief der alte Franz, indem er die Laterne hoch in die Höhe hob, so daß das volle Licht auf sein verschrumpftes, zum freundlichen Lachen sonderbar verzogenes Gesicht fiel.

Der Wagen fuhr in den Hof. Wir stiegen aus, und nun gewahrte ich erst ganz des alten Bedienten seltsame, in eine altmodische, weite, mit vielen Schnüren wunderlich ausstaffirte Jägerlivrei gehüllte Gestalt. Ueber die breite, weiße Stirn legten sich nur ein paar graue Löckchen; der untere Theil des Gesichts hatte die robuste Jägerfarbe, und uner-

achtet die verzogenen Muskeln das Gesicht zu einer beinahe abenteuerlichen Maske formten, söhnte doch die etwas dümmliche Gutmüthigkeit, die aus den Augen leuchtete und um den Mund spielte, Alles wieder aus.

„Nun, alter Franz," fing der Großonkel an, indem er sich im Vorsaal den Schnee vom Pelze abklopfte, „ist Alles bereit? Sind die Tapeten in meinen Stuben abgestaubt, sind die Betten hineingetragen, ist gestern und heute tüchtig geheizt worden?" — „Nein, mein wertheſter Herr Justitiarius," erwiderte Franz sehr gelassen, „das ist Alles nicht geschehen." — „Herr Gott!" fuhr der Großonkel auf, „ich habe ja zeitig genug geschrieben; ich komme ja stets nach dem richtigen Datum. Das ist ja eine Tölpelei. Nun kann ich in eiskalten Zimmern hausen." — „Ja, wertheſter Herr Justitiarius," sprach Franz weiter, indem er sehr sorglich mit der Lichtschere von dem Docht einen glimmenden Räuber abschnippte und ihn mit dem Fuße austrat, „sehen Sie, das Alles, vorzüglich das Heizen, hätte nicht viel geholfen; denn der Wind und der Schnee, die hausen gar zu sehr hinein durch die zerbrochenen Fensterscheiben, und da..." — „Was?" fiel der Großonkel ihm in die Rede, den Pelz weit auseinanderschlagend und beide Arme in die Seiten stemmend, „die Fenster sind zerbrochen, und Ihr, des Hauses Kastellan, habt nichts machen lassen?" — „Ja, wertheſter Herr Justitiarius," fuhr der Alte ruhig und gelassen fort, „man kann nur nicht recht hinzu wegen des vielen Schutts und der vielen Mauersteine, die in den Zimmern herumliegen." — „Wie zum Tausend Himmel Sapperment kommen Schutt und Steine in meine Zimmer?" schrie der Großonkel. — „Zum beständigen fröhlichen Wohlsein, mein junger Herr!" rief der Alte, sich höflich bückend, da ich eben nieſte, setzte aber gleich hinzu: „Es sind die Steine und der Kalk von der Mittelwand, die von der großen Erschütterung einfiel." — „Habt Ihr ein Erdbeben gehabt?" platzte der Großonkel zornig heraus. — „Das nicht, wertheſter Herr Justitiarius," erwiderte der Alte, mit dem ganzen Gesicht lächelnd; „aber vor drei Tagen ist die schwere getäfelte Decke des Gerichtssaals mit gewaltigem Krachen eingestürzt." — „So

soll doch das . . .!“ — Der Großonkel wollte heftig und aufbrausend, wie er war, einen schweren Fluch ausstoßen; aber indem er mit der Rechten in die Höhe fuhr und mit der Linken die Fuchsmütze von der Stirn rückte, hielt er plötzlich inne, wandte sich nach mir um und sprach, laut auflachend: „Wahrhaftig, Vetter, wir müssen das Maul halten, — wir dürfen nicht weiter fragen; sonst erfahren wir noch ärgeres Unheil, oder das ganze Schloß stürzt uns über den Köpfen zusammen. — Aber,“ fuhr er fort, sich nach dem Alten umdrehend, „Franz, konntet Ihr denn nicht so gescheit sein, mir ein anderes Zimmer reinigen und heizen zu lassen? Konntet Ihr nicht irgend einen Saal im Hauptgebäude schnell einrichten zum Gerichtstage?“ — „Dieses ist auch bereits Alles geschehen,“ sprach der Alte, indem er freundlich nach der Treppe wies und sofort hinaufzusteigen begann. — „Nun seht mir doch den wunderlichen Kauz!“ rief der Onkel, indem wir dem Alten nachschritten.

Es ging fort durch lange, hochgewölbte Korridore. Franzens flackerndes Licht warf einen wunderlichen Schein in die dicke Finsterniß. Säulen, Kapitäler und bunte Bogen zeigten sich oft wie in den Lüften schwebend. Riesengroß schritten unsere Schatten neben uns her, und die seltsamen Gebilde an den Wänden, über die sie wegschlüpften, schienen zu zittern und zu schwanken, und ihre Stimmen wisperten in den dröhnenden Nachhall unserer Tritte hinein: „Weckt uns nicht, weckt uns nicht, uns tolles Zaubervolk, das hier in den alten Steinen schläft!“ — Endlich öffnete Franz, nachdem wir eine Reihe kalter, finsterer Gemächer durchgegangen, einen Saal, in dem ein hell auflodernde Kaminfeuer uns mit seinem lustigen Knistern wie mit heimathlichem Gruß empfing. Mir wurde gleich, sowie ich eintrat, ganz wohl zu Muthe; doch der Großonkel blieb mitten im Saal stehen, schaute rings umher und sprach mit sehr ernstem, beinahe feierlichem Ton: „Also hier? Dies soll der Gerichtssaal sein?“ — Franz, in die Höhe leuchtend, so daß an der breiten, dunklen Wand ein heller Fleck wie eine Thüre groß, ins Auge fiel, sprach dumpf und schmerzhaft: „Hier ist ja wol schon Gericht gehalten worden.“

— „Was kommt Euch ein, Alter?“ rief der Onkel, indem er den Pelz schnell abwarf und an das Kaminfeuer trat. — „Es fuhr mir nur so heraus,“ sprach Franz, zündete die Lichter an und öffnete das Nebenzimmer, welches zu unserer Aufnahme ganz heimlich bereitet war. Nicht lange dauerte es, so stand ein gedeckter Tisch vor dem Kamin; der Alte trug wohlzubereitete Schüsseln auf, denen, wie es uns Beiden, dem Großonkel und mir, recht behaglich war, eine tüchtige Schale nach echt nordischer Art gebrauten Punsches folgte. Ermüdet von der Reise, suchte der Großonkel, sowie er gegessen, das Bett; das Neue, das Seltsame des Aufenthalts, ja, selbst der Punsch hatte aber meine Lebensgeister zu sehr aufgeregt, um an Schlaf zu denken. Franz räumte den Tisch ab, schürte das Kaminfeuer zu und verließ mich mit freundlichen Bücklingen.

Nun saß ich allein in dem hohen, weiten Rittersaal. Das Schneegestöber hatte zu schlackern, der Sturm zu sausen aufgehört; heiterer Himmel war's geworden, und der helle Vollmond strahlte durch die breiten Bogenfenster, alle finstern Ecken des wunderlichen Baues, wohin der düstere Schein meiner Kerzen und des Kaminfeuers nicht dringen konnte, magisch erleuchtend. So wie man es wol noch in alten Schlössern antrifft, waren auf seltsame alterthümliche Weise Wände und Decke des Saales verziert, diese mit schwerem Getäfel, jene mit phantastischer Bilderei und buntgemaltem, vergoldetem Schnitzwerk. Aus den großen Gemälden, mehrentheils das wilde Gewühl blutiger Bären- und Wolfsjagden darstellend, sprangen in Holz geschnitzte Thier- und Menschenköpfe hervor, den gemalten Leibern angesetzt, so daß, zumal bei der flackernden, schimmernden Beleuchtung des Feuers und des Mondes, das Ganze in graulicher Wahrheit lebte. Zwischen diesen Gemälden waren lebensgroße Bilder, — in Jägertracht daherschreitende Ritter, wahrscheinlich der jagdlustigen Ahnherren, — eingefügt. Alles, Malerei und Schnitzwerk trug die dunkle Farbe langverjährter Zeit. Um so mehr fiel der helle, kahle Fleck an derselben Wand, durch die zwei Thüren in Nebengemächer führten, auf. Bald erkannte ich, daß dort

auch eine Thür gewesen sein müsse, die später zugemauert worden, und daß eben dies neue, nicht einmal der übrigen Wand gleich gemalte oder mit Schnitzwerk verzierte Gemäuer auf jene Art absteche.

Wer weiß es nicht, wie ein ungewöhnlicher, abenteuerlicher Aufenthalt mit geheimnißvoller Macht den Geist zu erfassen vermag? Selbst die trägste Phantasie wird wach in dem von wunderlichen Felsen umschlossenen Thal — in den düstern Mauern einer Kirche oder ähnlichen Orten und will sonst nie Erfahrenes ahnen. Setze ich nun noch hinzu, daß ich zwanzig Jahre alt war und mehrere Gläser starken Punsch getrunken hatte, so wird man es glauben, daß mir in meinem Rittersaal seltsamer zu Muthe wurde als jemals. Man denke sich die Stille der Nacht, in der das dumpfe Brausen des Meeres, das seltsame Pfeifen des Nachtwindes wie die Töne eines mächtigen, von Geistern gerührten Orgelwerks erklangen, — die vorüberfliegenden Wolken, die oft, hell und glänzend, wie vorbeistreifende Riesen durch die klirrenden Bogenfester zu gucken schienen! In der That, ich mußt' es in dem leisen Schauer fühlen, der mich durchbebte, daß ein fremdes Reich nun sichtbarlich und vernehmbar aufgehen könne. Doch dies Gefühl glich dem Frösteln, das man bei einer lebhaft dargestellten Gespenstergeschichte empfindet und das man so gern hat. Dabei fiel mir ein, das in keiner günstigeren Stimmung das Buch zu lesen sei, daß ich, so wie damals Jeder, der nur irgend dem Romantischen ergeben, in der Tasche trug. Es war Schiller's Geisterseher. Ich las und las und erhitzte meine Phantasie immer mehr und mehr.

Ich kam zu der mit dem mächtigsten Zauber ergreifenden Erzählung von dem Hochzeitfeste bei dem Grafen von V.*) Gerade wie Jeronymo's blutige Gestalt eintritt, springt mit einem gewaltigen Schlage die Thür auf, die in den Vorsaal führt. — Entsetzt fahre ich in die Höhe, das Buch fällt mir aus den Händen. Aber in demselben Augenblick ist Alles still, und ich schäme mich über mein kindisches Erschrecken.

*) Eigentlich dem Marchese del M**nte. S. Schiller's Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. 9, S. 49. — A. d. H.

Mag es sein, daß durch die durchströmende Zugluft oder auf andere Weise die Thür aufgesprengt wurde. — „Es ist nichts — meine überreizte Phantasie bildet jede natürliche Erscheinung gespenstisch.“ So beschwichtigt, nehme ich das Buch von der Erde auf und werfe mich wieder in den Lehnstuhl. Da geht es leise und langsam mit abgemessenen Tritten quer über den Saal hin, und dazwischen seufzt und ächzt es, und in diesem Seufzen, diesem Aechzen liegt der Ausdruck des tiefsten, menschlichen Leidens, des trostlosesten Jammers. — „Ha, das ist irgend ein eingesperrtes, krankes Thier im untern Stock. Man kennt ja die akustische Täuschung der Nacht, die alles entfernt Tönende in die Nähe rückt — wer wird sich nur durch so etwas Grauen erregen lassen?“ So beschwichtige ich mich aufs Neue. Aber nun kratzt es, indem lautere, tiefere Seufzer, wie in der entsetzlichen Angst der Todesnoth ausgestoßen, sich hören lassen, an jenem neuen Gemäuer. — „Ja, es ist ein armes, eingesperrtes Thier. Ich werde jetzt laut rufen, ich werde mit dem Fuß tüchtig auf den Boden stampfen; gleich wird Alles schweigen, oder das Thier unten sich deutlicher in seinen natürlichen Tönen hören lassen!“ So denke ich; aber das Blut gerinnt in meinen Adern, kalter Schweiß steht auf der Stirne; erstarrt bleib' ich im Lehnstuhle sitzen, nicht vermögend, aufzustehen, viel weniger noch, zu rufen.

Das abscheuliche Kratzen hört endlich auf; die Tritte lassen sich aufs Neue vernehmen. Es ist, als wenn Leben und Regung in mir erwachte. Ich springe auf und trete zwei Schritte vor; aber da streicht eine eiskalte Zugluft durch den Saal, und in demselben Augenblick wirft der Mond sein helles Licht auf das Bildniß eines sehr ernsten, beinahe schauerlich anzusehenden Mannes, und als säus'le seine warnende Stimme durch das stärkere Brausen der Meereswellen, durch das gellendere Pfeifen des Nachtwindes, höre ich deutlich: „Nicht weiter — nicht weiter! Sonst bist Du verfallen dem entsetzlichen Graus der Geisterwelt!“ Nun fällt die Thür zu mit demselben starken Schlage wie zuvor; ich höre die Tritte deutlich auf dem Vorsaal — es geht die Treppe hinab — die Hauptthür des Schlosses öffnet sich rasselnd und wird

wieder verschlossen. Dann ist es, als würde ein Pferd aus dem Stalle gezogen, und nach einer Weile wieder in den Stall zurückgeführt; — dann ist Alles still.

In demselben Augenblicke vernahm ich, wie der alte Großonkel im Nebengemach ängstlich seufzte und stöhnte. Dies gab mir alle Besinnung wieder; ich ergriff einen Leuchter und eilte hinein. Der Alte schien mit einem bösen, schweren Traume zu kämpfen. „Erwachen Sie — erwachen Sie!" rief ich laut, indem ich ihn sanft bei der Hand faßte und den hellen Kerzenschein auf sein Gesicht fallen ließ. Der Alte fuhr auf mit einem dumpfen Ruf; dann schaute er mich mit freundlichen Augen an und sprach: „Das hast Du gut gemacht, Vetter, daß Du mich weckteſt. Ei, ich hatte einen sehr häßlichen Traum, und daran ist blos hier das Gemach und der Saal schuld; denn ich mußte dabei an die vergangene Zeit und an manches Verwunderliche denken, was sich hier begab. Aber nun wollen wir recht tüchtig ausschlafen." Damit hüllte sich der Alte in die Decke und schien sofort einzuschlafen. Als ich die Kerzen ausgelöscht und mich auch ins Bett gelegt hatte, vernahm ich, daß der Alte leise betete.

Am andern Morgen ging die Arbeit los. Der Wirthschaftsinspector kam mit den Rechnungen, und Leute meldeten sich, die irgend einen Streit geschlichtet, irgend eine Angelegenheit geordnet haben wollten. Mittags ging der Großonkel mit mir hinüber in den Seitenflügel, um den beiden alten Baroneſſen in aller Form aufzuwarten. Franz meldete uns. Wir mußten einige Augenblicke warten und wurden dann durch ein sechzigjähriges, gebeugtes, in bunte Seide gekleidetes Mütterchen, das sich das Kammerfräulein der gnädigen Herrschaft nannte, in das Heiligthum geführt. Da empfingen uns die alten, nach längst verjährter Mode abenteuerlich geputzten Damen mit komischem Ceremoniel, und vorzüglich war ich ein Gegenstand ihrer Verwunderung, als der Großonkel mich mit vieler Laune als einen jungen, ihm beistehenden Justizmann vorstellte. In ihren Mienen lag es, daß sie bei meiner Jugend das Wohl der R.. sitten'schen Unterthanen gefährdet glaubten. Der ganze Auftritt bei den alten Damen

hatte überhaupt viel Lächerliches. Die Schauer der vergangenen Nacht fröstelten aber noch in meinem Innern; ich fühlte mich wie von einer unbekannten Macht berührt, oder es war mir vielmehr, als habe ich schon an den Kreis gestreift, den zu überschreiten und rettungslos unterzugehen, es nur noch eines Schrittes bedürfte — als könne nur das Aufbieten aller mir inwohnenden Kraft mich gegen das Entsetzen schützen, das nur dem unheilbaren Wahnsinn zu weichen pflegt. So kam es, daß selbst die alten Baronessen in ihren seltsamen hoch aufgethürmten Frisuren, in ihren wunderlichen stoffenen, mit bunten Blumen und Bändern ausstaffirten Kleidern mir statt lächerlich ganz graulich und gespenstisch erschienen. In den alten gelben verschrumpften Gesichtern, in den blinzenden Augen wollt' ich es lesen, in dem schlechten Französisch, das halb durch die spitzen Nasen herausschnarrte, wollt' ich es hören, wie sich die Alten mit den unheimlichen, im Schlosse herumspukenden Wesen wenigstens auf guten Fuß gesetzt hätten und auch wol selbst Verstörendes und Entsetzliches zu treiben vermöchten.

Der Großonkel, zu allem Lustigen aufgelegt, verstrickte mit seiner Ironie die Alten in ein solches tolles Gewäsche, daß ich in anderer Stimmung nicht gewußt hätte, wie das ausgelassenste Gelächter in mich hineinschlucken; aber wie gesagt, die Baronessen sammt ihrem Geplapper waren und blieben gespenstisch, und der Alte, der mir eine besondere Lust bereiten wollte, blickte mich einmal übers andere ganz verwundert an. Sowie wir nach Tische in unserm Zimmer allein waren, brach er los: „Aber, Vetter, sag mir um des Himmelswillen, was ist Dir? — Du lachst nicht, Du sprichst nicht, Du issest nicht, Du trinkst nicht? — Bist Du krank? Oder fehlt es sonst woran?" — Ich nahm jetzt gar keinen Anstand, ihm alles Grauliche, Entsetzliche, was ich in voriger Nacht überstanden, ganz ausführlich zu erzählen. Nichts verschwieg ich, vorzüglich auch nicht, daß ich viel Punsch getrunken und in Schiller's „Geisterseher" gelesen. „Bekennen muß ich dies," setzte ich hinzu; „denn so wird es glaublich, daß meine überreizte, arbeitende Phantasie all die Erscheinungen schuf, die nur innerhalb der Wände meines Gehirns existirten."

Ich glaubte, daß nun der Großonkel mir derb zusetzen würde mit körnigen Späßen über meine Geisterseherei; statt dessen wurde er sehr ernsthaft, starrte in den Boden hinein, warf dann den Kopf schnell in die Höhe und sprach, mich mit dem brennenden Blick seiner Augen anschauend: „Ich kenne Dein Buch nicht, Vetter; aber weder seinem noch dem Geist des Punsches hast Du jenen Geisterspuk zu verdanken. Wisse, daß ich dasselbe, was Dir widerfuhr, träumte! Ich saß so wie Du — so kam es mir vor — im Lehnstuhl bei dem Kamin; aber was sich Dir nur in Tönen kundgethan, das sah ich, mit dem innern Auge es deutlich erfassend. Ja, ich erblickte den grauenlichen Unhold, wie er hereintrat, wie er kraftlos an die vermauerte Thür schlich, wie er in trostloser Verzweiflung an der Wand kratzte, daß das Blut unter den zerrissenen Nägeln herausquoll, wie er dann hinabstieg, das Pferd aus dem Stalle zog und in den Stall zurückbrachte. Hast Du es gehört, wie der Hahn im fernen Gehöfte des Dorfes krähte? Da weckteſt Du mich, und ich widerstand bald dem bösen Spuk des entsetzlichen Menschen, der noch vermag, das heitere Leben grauenhaft zu verstören."

Der Alte hielt inne; aber ich mochte nicht fragen, wohl bedenkend, daß er mir Alles aufklären werde, wenn er es gerathen finden sollte. Nach einer Weile, in der er tief in sich gekehrt da gesessen, fuhr der Alte fort: „Vetter, hast Du Muth genug, jetzt, nachdem Du weißt, wie sich Alles begiebt, den Spuk noch einmal zu bestehen, und zwar mit mir zusammen?" Es war natürlich, daß ich erklärte, wie ich mich jetzt dazu ganz erkräftigt fühle. „So wollen wir," sprach der Alte weiter, „in künftiger Nacht zusammen wachen. Eine innere Stimme sagt mir, daß meiner geistigen Gewalt nicht sowol als meinem Muthe, der sich auf festes Vertrauen gründet, der böse Spuk weichen muß, und daß es kein freveliges Beginnen, sondern ein frommes, tapferes Werk ist, wenn ich Leib und Leben daran wage, den bösen Unhold zu bannen, der hier die Söhne aus der Stammburg der Ahnherrn treibt. Doch von keiner Wagniß ist ja die Rede; denn in solch festem, redlichem Sinn, in solch frommem

Vertrauen, wie es in mir lebt, ist und bleibt man ein siegreicher Held. Aber sollt' es dennoch Gottes Wille sein, daß die böse Macht mich anzutasten vermag, so sollst Du, Vetter, es verkünden, daß ich im redlichen, christlichen Kampf mit dem Höllengeist, der hier sein verstörendes Wesen treibt, unterlag. Du halt Dich ferne! Dir wird dann nichts geschehen."

Unter mancherlei zerstreuenden Geschäften war der Abend herangekommen. Franz hatte, wie gestern, das Abendessen abgeräumt und uns Punsch gebracht; der Vollmond schien hell durch die glänzenden Wolken; die Meereswellen brausten, und der Nachtwind heulte und schüttelte die klirrenden Scheiben der Bogenfenster. Wir zwangen uns, im Innern aufgeregt, zu gleichgiltigen Gesprächen. Der Alte hatte seine Schlaguhr auf den Tisch gelegt. Sie schlug Zwölfe. Da sprang mit entsetzlichem Krachen die Thür auf, und wie gestern schwebten leise und langsam Tritte quer durch den Saal, und das Aechzen und Seufzen ließ sich vernehmen. Der Alte war verblaßt; aber seine Augen erstrahlten in ungewöhnlichem Feuer. Er erhob sich vom Lehnstuhl, und indem er, in seiner großen Gestalt hochaufgerichtet, den linken Arm in die Seite gestemmt, den rechten weit vorstreckend nach der Mitte des Saals da stand, war er anzusehen wie ein gebietender Held. Doch immer stärker und vernehmlicher wurde das Seufzen und Aechzen, und nun fing es an, abscheulicher als gestern an der Wand hin und her zu kratzen. Da schritt der Alte vorwärts, gerade auf die zugemauerte Thür los, mit festen Tritten, daß der Fußboden erdröhnte. Dicht vor der Stelle, wo es toller und toller kratzte, stand er still und sprach mit starkem feierlichen Ton, wie ich ihn nie gehört: „Daniel, Daniel! Was machst Du hier zu dieser Stunde?" Da kreischte es auf grauenvoll und entsetzlich, und ein dumpfer Schlag geschah, wie wenn eine Last zu Boden stürzte. „Suche Gnade und Erbarmen vor dem Thron des Höchsten! Dort ist Dein Platz! Fort mit Dir aus dem Leben, dem Du niemals mehr angehören kannst!" — So rief der Alte noch gewaltiger als vorher; es war, als ginge ein leises Gewimmer durch die Lüfte und ersterbe im Sausen des Sturms, der sich zu erheben be-

gann. Da schritt der Alte nach der Thüre und warf sie zu, daß es laut durch den öden Vorsaal widerhallte. In seiner Sprache, in seinen Geberden lag etwas Uebermenschliches, das mich mit tiefem Schauer erfüllte.

Als er sich in den Lehnstuhl setzte, war sein Blick wie verklärt; er faltete seine Hände — er betete im Innern. So mochten einige Minuten vergangen sein; da frug er mit der milden, tief in das Herz dringenden Stimme, die er so sehr in seiner Macht hatte: „Nun, Vetter?“ — Von Schauer — Entsetzen — Angst — heiliger Ehrfurcht und Liebe durchbebt, stürzte ich auf die Kniee und benetzte die mir dargebotene Hand mit heißen Thränen. Der Alte schloß mich in seine Arme, und indem er mich innig an sein Herz drückte, sprach er sehr weich: „Nun wollen wir auch recht sanft schlafen, lieber Vetter!“ — Es geschah auch so, und als sich in der folgenden Nacht durchaus nichts Unheimliches verspüren ließ, gewannen wir die alte Heiterkeit wieder, zum Nachtheil der alten Baronessen, die, blieben sie auch in der That ein Wenig gespenstisch, mit ihrem abenteuerlichen Wesen doch nur ergetzlichen Spuk trieben, den der Alte auf possierliche Weise anzuregen wußte.

Endlich, nach mehreren Tagen, traf der Baron ein mit seiner Gemahlin und zahlreichem Jagdgefolge. Die geladenen Gäste sammelten sich, und nun ging in dem plötzlich lebendig gewordenen Schlosse das laute wilde Treiben los, wie es vorhin beschrieben. Als der Baron gleich nach seiner Ankunft in unsern Saal trat, schien er über unsern veränderten Aufenthalt auf seltsame Art befremdet; er warf einen düstern Blick auf die zugemauerte Thür, und schnell sich abwendend, fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wolle er irgend eine böse Erinnerung verscheuchen. Der Großonkel sprach von der Verwüstung des Gerichtssaals und der anstoßenden Gemächer; der Baron tadelte es, daß Franz uns nicht besser einlogirt habe, und forderte den Alten recht gemüthlich auf, doch nur zu gebieten, wenn ihm irgend etwas in dem neuen Gemach, das doch viel schlechter sei als das, was er sonst bewohnt, an seiner Bequemlichkeit abgehe. Ueberhaupt war das Betragen des Barons gegen den alten Großonkel nicht

allein herzlich, sondern ihm mischte sich eine gewisse kindliche Ehrfurcht bei, als stehe der Baron mit dem Alten in verwandtschaftlichem Respectsverhältniß. Dies war aber auch das Einzige, was mich mit dem rauhen, gebieterischen Wesen des Barons, das er immer mehr und mehr entwickelte, einigermaßen zu versöhnen vermochte. Mich schien er wenig oder gar nicht zu beachten; er sah in mir den gewöhnlichen Schreiber. Gleich das erste Mal, als ich eine Verhandlung aufgenommen, wollte er etwas in der Fassung unrichtig finden; das Blut wallte mir auf, und ich war im Begriff, irgend etwas Schneidendes zu erwidern, als der Großonkel, das Wort nehmend, versicherte, daß ich denn nun einmal Alles recht nach seinem Sinne mache und daß dieser doch nur hier in gerichtlicher Verhandlung walten könne.

Als wir allein waren, beschwerte ich mich bitter über den Baron, der mir immer mehr im Grunde der Seele zuwider werde. „Glaube mir, Vetter," erwiderte der Alte, „daß der Baron, trotz seines unfreundlichen Wesens, der vortrefflichste, gutmüthigste Mensch von der Welt ist! Dieses Wesen hat er auch, wie ich Dir schon sagte, erst seit der Zeit angenommen, als er Majoratsherr wurde; vorher war er ein sanfter, bescheidener Jüngling. Ueberhaupt ist es denn doch aber nicht mit ihm so arg, wie Du es machst, und ich möchte wohl wissen, warum er Dir so gar sehr zuwider ist." Indem der Alte die letzten Worte sprach, lächelte er recht höhnisch, und das Blut stieg mir siedend heiß ins Gesicht. Mußte mir nun nicht mein Inneres recht klar werden, mußte ich es nicht deutlich fühlen, daß jenes wunderliche Hassen aufkeimte aus dem Lieben, oder vielmehr aus dem Verlieben in ein Wesen, das mir das holdeste, hochherrlichste zu sein schien, was jemals auf Erden gewandelt? Dieses Wesen war Niemand als die Baronesse selbst. Schon gleich, als sie angekommen und in einem russischen Zobelpelz, der knapp anschloß an den zierlich gebauten Leib, das Haupt in reiche Schleier gewickelt, durch die Gemächer schritt, wirkte ihre Erscheinung auf mich wie ein mächtiger unwiderstehlicher Zauber. Ja, selbst der Umstand, daß die alten Tanten in verwunderlicheren Kleidern

und Fontangen,*) als ich sie noch gesehen, an beiden Seiten neben ihr hertrippelten und ihre französischen Bewillkommnungen herschnatterten, während sie, die Baronin, mit unbeschreiblich milden Blicken um sich herschaute und bald Diesem, bald Jenem freundlich zunickte, bald in dem rein tönenden kurländischen Dialekt einige deutsche Worte dazwischenflötete, — schon dieses gab ein wunderbar fremdartiges Bild, und unwillkürlich reihte die Phantasie dies Bild an jenen unheimlichen Spuk, und die Baronesse wurde der Engel des Lichts, dem sich die bösen gespenstischen Mächte beugen.

Die wunderherrliche Frau tritt lebhaft vor meines Geistes Augen. Sie mochte wol damals kaum neunzehn Jahre zählen; ihr Gesicht, ebenso zart wie ihr Wuchs, trug den Ausdruck der höchsten Engelsgüte; vorzüglich lag aber in dem Blick der dunkeln Augen ein unbeschreiblicher Zauber; wie feuchter Mondesstrahl ging darin eine schwermüthige Sehnsucht auf, so wie in ihrem holdseligen Lächeln ein ganzer Himmel voll Wonne und Entzücken. Oft schien sie ganz in sich selbst verloren, und dann gingen düstere Wolkenschatten über ihr holdes Antlitz. Man hätte glauben sollen, irgend ein verstörender Schmerz müsse sie befangen; mir schien es aber, daß wol die düstere Ahnung einer trüben, unglücksschwangeren Zukunft es sei, von der sie in solchen Augenblicken erfaßt werde, und auch damit setzte ich auf seltsame Weise, die ich mir weiter gar nicht zu erklären wußte, den Spuk im Schlosse in Verbindung.

Den andern Morgen, nach dem der Baron angekommen, versammelte sich die Gesellschaft zum Frühstück. Der Alte stellte mich der Baronesse vor, und wie es in solcher Stimmung, wie die meinige war, zu geschehen pflegt, ich benahm mich unbeschreiblich albern, indem ich auf die einfachen Fragen der holden Frau, wie es mir auf dem Schlosse gefalle u. s. w., mich in die wunderlichsten, sinnlosesten Reden verfing, so daß die alten Tanten meine Verlegenheit wol lediglich dem profunden Respect vor der Herrin zuschrieben, sich meiner huld-

*) Ehemaliger Frauen-Kopfputz aus Spitzen und Bändern. — A. d. H.

reich annehmen zu müssen glaubten und mich in französischer Sprache als einen ganz artigen und geschickten jungen Menschen, als einen „garçon très-joli“ anpriesen. Das ärgerte mich, und plötzlich mich ganz beherrschend, fuhr mir ein Witzwort heraus in besserem Französisch, als die Alten es sprachen, worauf sie mich mit großen Augen anguckten und die langen spitzen Nasen reichlich mit Tabak bedienten. An dem ernsteren Blick der Baronesse, mit dem sie sich von mir ab zu einer anderen Dame wandte, merkte ich, daß mein Witzwort hart an eine Narrheit streifte; das ärgerte mich noch mehr, und ich verwünschte die Alten in den Abgrund der Hölle. Die Zeit des schäferischen Schmachtens, des Liebesunglücks in kindischer Selbstbethörung hatte mir der alte Großonkel längst weg ironisirt, und wohl merkt' ich, daß die Baronin tiefer und mächtiger als noch bis jetzt eine Frau mich in meinem innersten Gemüth gefaßt hatte. Ich sah, ich hörte nur sie; aber bewußt war ich mir deutlich und bestimmt, daß es abgeschmackt, ja wahnsinnig sein würde, irgend eine Liebelei zu wagen, wiewol ich auch die Unmöglichkeit einsah, wie ein verliebter Knabe von Weitem zu staunen und anzubeten, dessen ich mich selbst hätte schämen müssen. Der herrlichen Frau näher zu treten, ohne ihr nur mein inneres Gefühl ahnen zu lassen, das süße Gift ihrer Blicke, ihrer Worte einsaugen und dann fern von ihr, sie lange, vielleicht immerdar im Herzen tragen, das wollte und konnte ich.

Diese romantische, ja, wol ritterliche Liebe, wie sie mir aufging in schlafloser Nacht, spannte mich dermaßen, daß ich kindisch genug war, mich selbst auf pathetische Weise zu haranguiren und zuletzt sehr kläglich zu seufzen: „Seraphine, ach, Seraphine!“ so daß der Alte erwachte und mir zurief: „Vetter — Vetter, ich glaube, Du phantasirst mit lauter Stimme. Thu's bei Tage, wenn's möglich ist; aber zur Nachtzeit laß mich schlafen!“ Ich war nicht wenig besorgt, daß der Alte, der schon mein aufgeregtes Wesen bei der Ankunft der Baronin wohl bemerkt, den Namen gehört haben und mich mit seinem sarkastischen Spott überschütten werde; er sagte am andern Morgen aber nichts weiter als bei dem

Hineingehen in den Gerichtssaal: „Gott gebe Jedem gehörigen Menschenverstand und Sorglichkeit, ihn in gutem Verschluß zu halten! Es ist schlimm, mir nichts, Dir nichts sich in einen Hasenfuß umzusetzen.“ Hierauf nahm er Platz an dem großen Tisch und sprach: „Schreibe fein deutlich, lieber Vetter, damit ich's ohne Anstoß zu lesen vermag!“

Die Hochachtung, ja, die kindliche Ehrfurcht, die der Baron meinem alten Großonkel erzeigte, sprach sich in Allem aus. So mußte er auch bei Tische den ihm von Vielen beneideten Platz neben der Baronesse einnehmen. Mich warf der Zufall bald hier-, bald dorthin; doch pflegten gewöhnlich ein paar Officiere aus der nahen Hauptstadt mich in Beschlag zu nehmen, um sich über alles Neue und Lustige, was dort geschehen, recht auszusprechen und dabei wacker zu trinken. So kam es, daß ich mehrere Tage hindurch, ganz fern von der Baronesse, am untern Ende des Tisches saß, bis mich endlich ein Zufall in ihre Nähe brachte.

Als der versammelten Gesellschaft der Eßsaal geöffnet wurde, hatte mich gerade die Gesellschafterin der Baronin, ein nicht mehr ganz junges Fräulein, aber sonst nicht häßlich und nicht ohne Geist, in ein Gespräch verwickelt, das ihr zu behagen schien. Der Sitte gemäß, mußte ich ihr den Arm geben, und nicht wenig erfreut war ich, als sie der Baronin ganz nahe Platz nahm, die ihr freundlich zunickte. Man kann denken, daß nun alle Worte, die ich sprach, nicht mehr der Nachbarin allein, sondern hauptsächlich der Baronin galten. Mag es sein, daß meine innere Spannung Allem, was ich sprach, einen besondern Schwung gab, — genug, das Fräulein wurde aufmerksamer und aufmerksamer, ja, zuletzt unwiderstehlich hineingezogen in die bunte Welt stets wechselnder Bilder, die ich ihr aufgehen ließ. Sie war, wie gesagt, nicht ohne Geist, und so geschah es bald, daß unser Gespräch, ganz unabhängig von den vielen Worten der Gäste, die hin und her streiften, auf seine eigene Hand lebte und dorthin, wohin ich es haben wollte, einige Blitze sandte. Wohl merkt' ich nämlich, daß das Fräulein der Baronin bedeutende Blicke zuwarf, und daß diese sich mühte, uns zu hören. Vorzüglich

war dies der Fall, als ich, da das Gespräch sich auf Musik gewandt, mit voller Begeisterung von der herrlichen, heiligen Kunst sprach und zuletzt nicht verhehlte, daß ich, trockener, langweiliger Juristerei, der ich mich ergeben, unerachtet, den Flügel mit ziemlicher Fertigkeit spiele, singe und auch wol schon manches Lied gesetzt habe.

Man war in den andern Saal getreten, um Kaffee und Liqueure zu nehmen; da stand ich unversehens, selbst wußte ich nicht wie, vor der Baronin, die mit dem Fräulein gesprochen. Sie redete mich sogleich an, indem sie, doch freundlicher und in dem Ton, wie man mit einem Bekannten spricht, jene Fragen, wie mir der Aufenthalt im Schlosse zusage ꝛc., wiederholte. Ich versicherte, daß in den ersten Tagen die schauerliche Oede der Umgebung, ja, selbst das alterthümliche Schloß mich seltsam gestimmt habe, daß aber eben in dieser Stimmung viel Herrliches aufgegangen und daß ich nur wünsche, der wilden Jagden, an die ich nicht gewöhnt, überhoben zu sein. Die Baronin lächelte, indem sie sprach: „Wohl kann ich's mir denken, daß Ihnen das wüste Treiben in unsern Föhrenwäldern nicht eben behaglich sein kann. Sie sind Musiker und, täuscht mich nicht Alles, gewiß auch Dichter. Mit Leidenschaft liebe ich beide Künste. Ich spiele selbst etwas die Harfe; das muß ich nun in R . . sitten entbehren; denn mein Mann mag es nicht, daß ich das Instrument mitnehme, dessen sanftes Getön schlecht sich schicken würde zu dem wilden Halloh, zu dem gellenden Hörnergetöse der Jagd, das sich hier nur hören lassen soll. O mein Gott, wie würde mich hier Musik erfreuen!" Ich versicherte, daß ich meine ganze Kunst aufbieten werde, ihren Wunsch zu erfüllen, da es doch im Schlosse unbezweifelt ein Instrument, sei es auch nur ein alter Flügel, geben werde. Da lachte aber Fräulein Adelheid, der Baronin Gesellschafterin, hell auf und frug, ob ich denn nicht wisse, daß seit Menschengedenken im Schlosse keine andern Instrumente gehört worden als krächzende Trompeten, im Jubel lamentirende Hörner der Jäger und heisere Geigen, verstimmte Bässe, meckernde Hoboen herumziehender Musikanten. Die Baronin hielt den Wunsch, Musik, und zwar mich zu hören,

fest, und Beide, sie und Adelheid, erschöpften sich in Vorschlägen, wie ein leidliches Fortepiano herbeigeschafft werden könne.

In dem Augenblick schritt der alte Franz durch den Saal. „Da haben wir Den, der für Alles guten Rath weiß, der Alles herbeischafft, selbst das Unerhörte und Ungesehene!“ Mit diesen Worten rief ihn Fräulein Adelheid heran, und indem sie ihm begreiflich machte, worauf es ankomme, horchte die Baronin mit gefalteten Händen, mit vorwärts gebeugtem Haupt, dem Alten mit mildem Lächeln ins Auge blickend, zu. Gar anmuthig war sie anzusehen, wie ein holdes, liebliches Kind, das ein ersehntes Spielzeug nur gar zu gern schon in Händen hätte. Franz, nachdem er in seiner weitläuftigen Manier mehrere Ursachen hergezählt hatte, warum es denn schier unmöglich sei, in der Geschwindigkeit solch ein rares Instrument herbeizuschaffen, strich sich endlich mit behaglichem Schmunzeln den Bart und sprach: „Aber die Frau Wirthschaftsinspectorin drüben im Dorfe schlägt ganz ungemein geschickt das Clavizimbel, oder wie sie es jetzt nennen mit dem ausländischen Namen, und singt dazu so fein und lamentabel, daß Einem die Augen naß werden wie von Zwiebeln und man hüpfen möchte mit beiden Beinen.“ — „Und besitzt ein Fortepiano?“ fiel Fräulein Adelheid ihm in die Rede. — „Ei freilich,“ fuhr der Alte fort, „direct aus Dresden ist es gekommen — ein“ ... — „O, das ist herrlich!“ unterbrach ihn die Baronin. — „Ein schönes Instrument,“ sprach der Alte weiter, „aber ein Wenig schwächlich; denn als der Organist neulich das Lied: ‚In allen meinen Thaten‘ darauf spielen wollte, schlug er Alles in Grund und Boden, so daß“ ... — „O mein Gott!“ riefen Beide, die Baronin und Fräulein Adelheid. — ... „So daß“, fuhr der Alte fort, „es mit schweren Kosten nach R — geschafft und dort reparirt werden mußte.“ — „Ist es denn nun wieder hier?“ frug Fräulein Adelheid ungeduldig. — „Ei freilich, gnädiges Fräulein, und die Frau Wirthschaftsinspectorin wird es sich zur Ehre rechnen“ ...

In diesem Augenblick streifte der Baron vorüber; er sah sich wie befremdet nach unserer Gruppe um und flüsterte spöttisch lächelnd der Baronin zu: „Muß Franz wieder guten

Rath ertheilen?" Die Baronin schlug erröthend die Augen nieder, und der alte Franz stand, erschrocken abbrechend, den Kopf gerade gerichtet, die herabhängenden Arme dicht an den Leib gedrückt, in soldatischer Stellung da.

Die alten Tanten schwammen in ihren stoffenen Kleidern auf uns zu und entführten die Baronin. Ihr folgte Fräulein Adelheid. Ich war wie bezaubert stehen geblieben. Entzücken, daß ich nun ihr, der Angebeteten, die mein ganzes Wesen beherrschte, mich nahen werde, kämpfte mit düsterm Mißmuth und Aerger über den Baron, der mir als ein rauher Despot erschien. War er dies nicht, durfte dann wol der alte eisgraue Diener so sklavisch sich benehmen? — „Hörst Du, siehst Du endlich?" rief der Großonkel, mir auf die Schulter klopfend. Wir gingen hinauf in unser Gemach. — „Dränge Dich nicht so an die Baronin!" sprach er, als wir angekommen; „wozu soll das? Ueberlaß es den jungen Gecken, die gern den Hof machen, und an denen es ja nicht mangelt!" — Ich erzählte, wie Alles gekommen, und forderte ihn auf, mir nun zu sagen, ob ich seinen Vorwurf verdiene; er erwiderte aber darauf nichts als: „Hm, hm!" — zog den Schlafrock an, setzte sich mit angezündeter Pfeife in den Lehnstuhl und sprach von den Ereignissen der gestrigen Jagd, mich foppend über meine Fehlschüsse.

Im Schlosse war es still geworden. Herren und Damen beschäftigten sich in ihren Zimmern mit dem Putz für die Nacht. Jene Musikanten mit den heisern Geigen, mit den verstimmten Bässen und den meckernden Hoboen, von denen Fräulein Adelheid gesprochen, waren nämlich angekommen, und es sollte für die Nacht nichts Geringeres geben als einen Ball in bestmöglicher Form. Der Alte, den ruhigen Schlaf solch faselndem Treiben vorziehend, blieb in seinem Gemach; ich hingegen hatte mich eben zum Ball gekleidet, als es leise an unsere Thür klopfte und Franz hereintrat, der mir mit behaglichem Lächeln verkündete, daß so eben das Clavizimbel von der Frau Wirthschaftsinspectorin in einem Schlitten angekommen und zur gnädigen Frau Baronin getragen worden sei; Fräulein Adelheid ließe mich einladen,

nur gleich hinüberzukommen. Man kann denken, wie mir alle Pulse schlugen, mit welchem innern süßen Erbeben ich das Zimmer öffnete, in dem ich sie fand. Fräulein Adelheid kam mir freudig entgegen. Die Baronin, schon zum Balle völlig geputzt, saß ganz nachdenklich vor dem geheimnißvollen Kasten, in dem die Töne schlummern sollten, die zu wecken ich berufen. Sie stand auf, so in vollem Glanz der Schönheit strahlend, daß ich, keines Wortes mächtig, sie anstarrte. „Nun, Theodor", — nach der gemüthlichen Sitte des Nordens, die man im tiefern Süden wiederfindet, nannte sie Jeden bei seinem Vornamen, — sprach sie freundlich, „das Instrument ist gekommen; gebe der Himmel, daß es Ihrer Kunst nicht ganz unwürdig sein möge!"

Sowie ich den Deckel öffnete, rauschten mir eine Menge gesprungener Saiten entgegen, und sowie ich einen Accord griff, klang es, da alle Saiten, die noch ganz geblieben, durchaus verstimmt waren, widrig und abscheulich. „Der Organist ist wieder mit seinen zarten Händchen drüberher gewesen," rief Fräulein Adelheid lachend; aber die Baronin sprach ganz mißmuthig: „Das ist denn doch ein rechtes Unglück! Ach, ich soll denn hier nun einmal keine Freude haben!" — Ich suchte in dem Behälter des Instruments und fand glücklicherweise einige Rollen Saiten, aber durchaus keinen Stimmhammer. — Neue Klagen. — Jeder Schlüssel, dessen Bart in die Wirbel passe, könne gebraucht werden, erklärte ich; da liefen Beide, die Baronin und Fräulein Adelheid, freudig hin und wieder, und nicht lange dauerte es, so lag ein ganzes Magazin blanker Schlüsselchen vor mir auf dem Resonanzboden.

Nun machte ich mich emsig drüberher. — Fräulein Adelheid, die Baronin selbst mühte sich, mir beizustehen, diesen — jenen Wirbel probirend. — Da zieht einer der trägen Schlüssel an. — „Es geht, es geht!" riefen sie freudig. — Da rauscht die Saite, die sich schier bis zur Reinheit herangeächzt, gesprungen auf, und erschrocken fahren sie zurück. — Die Baronin hantirt mit den kleinen zarten Händchen in den spröden Drahtsaiten; sie reicht mir die Nummern, die ich verlange, und hält sorgsam die Rolle, die ich abwickle;

plötzlich schnurrt eine auf, so daß die Baronin ein ungeduldiges „Ach" ausstößt. Fräulein Adelheid lacht laut auf; ich verfolge den verwirrten Knäuel bis in die Ecke des Zimmers, und wir Alle suchen aus ihm noch eine gerade unzerknickte Saite herauszuziehen, die dann aufgezogen zu unserm Leidwesen wieder springt. Aber endlich — endlich sind gute Rollen gefunden; die Saiten fangen an zu stehen, und aus dem mißtönigen Sumsen gehen allmählich klare, reine Accorde hervor. „Ach, es glückt, es glückt! — Das Instrument stimmt sich!" ruft die Baronin, indem sie mich mit holdem Lächeln anblickt.

Wie schnell vertrieb dies gemeinschaftliche Mühen alles Fremde, Nüchterne, das die Convenienz hinstellt! Wie ging unter uns eine heimische Vertraulichkeit auf, die, wie ein elektrischer Hauch mich durchglühend, die verzagte Beklommenheit, welche wie Eis auf meiner Brust lag, schnell wegzehrte! Jenes seltsame Pathos, wie ihn solche Verliebtheit wie die meinige wol erzeugt, hatte mich ganz verlassen, und so kam es, daß, als nun endlich das Pianoforte leidlich gestimmt war, ich, statt wie ich gewollt, meine innern Gefühle in Phantasien recht laut werden zu lassen, in jene süßen lieblichen Canzonetten verfiel, wie sie aus dem Süden zu uns herübergeklungen. Während dieser „Senza di te", dieser „Sentimi, idol mio", dieser „Almen se non possio" und hundert „Morir mi sento's", „Addio's" und „Oh dio's"*) wurden leuchtender und leuchtender Seraphinens Blicke. Sie hatte sich dicht neben mich an das Instrument gesetzt; ich fühlte ihren Athem an meiner Wange spielen. Indem sie ihren Arm hinter mir auf die Stuhllehne stützte, fiel ein weißes Band, das sich von dem zierlichen Ballkleide losgeneſtelt, über meine Schulter und flatterte, von meinen Tönen, von Seraphinens leisen Seufzern berührt, hin und her wie ein getreuer Liebesbote. — Es war zu verwundern, daß ich den Verstand behielt.

Als ich, mich auf irgend ein neues Lied besinnend, in den Accorden herumfuhr, sprang Fräulein Adelheid, die in einer Ecke des Zimmers gesessen, herbei, kniete vor der Baronin

*) Anfänge italienischer Liebeslieder.

hin und bat, ihre beiden Hände erfassend und an die Brust drückend: „O liebe Baronin, Seraphinchen, nun mußt Du auch singen!“ — Die Baronin erwiderte: „Wo denkst Du aber auch hin, Adelheid? Wie mag ich mich denn vor unserm Virtuosen da mit meiner elenden Singerei hören lassen!“ — Es war lieblich anzuschauen, wie sie, gleich einem fromm verschämten Kinde, die Augen niederschlagend und hocherröthend, mit der Lust und mit der Scheu kämpfte. — Man kann denken, wie ich sie anflehte und, als sie kleine kurländische Volkslieder erwähnte, nicht nachließ, bis sie mit der linken Hand herüberlangend, einige Töne auf dem Instrument versuchte, wie zur Einleitung. Ich wollte ihr Platz machen am Instrument; sie ließ es aber nicht zu, indem sie versicherte, daß sie nicht eines einzigen Accordes mächtig sei, und daß eben deshalb ihr Gesang ohne Begleitung sehr mager und unsicher klingen werde. Nun fing sie mit zarter, glockenreiner, tief aus dem Herzen tönender Stimme ein Lied an, dessen einfache Melodie ganz den Charakter jener Volkslieder trug, die so klar aus dem Innern herausleuchten, daß wir in dem hellen Schein, der uns umfließt, unsere höhere poetische Natur erkennen müssen. Ein geheimnißvoller Zauber liegt in den unbedeutenden Worten des Textes, der zur Hieroglyphe des Unaussprechlichen wird, von dem unsere Brust erfüllt ist. Wer denkt nicht an jene spanische Canzonetta, deren Inhalt den Worten nach nicht viel mehr ist als:

„Mit meinem Mädchen schifft' ich auf dem Meer;
Da wurd' es stürmisch, und mein Mädchen
Wankte furchtsam hin und her.
Nein, — nicht schiff' ich wieder
Mit meinem Mädchen auf dem Meer!“

So sagte der Baronin Liedlein nichts weiter als:

„Jüngst tanzt' ich mit meinem Schatz auf der Hochzeit;
Da fiel mir eine Blume aus dem Haar.
Die hob er auf und gab sie mir und sprach:
Wann, mein Mädchen, gehn wir wieder zur Hochzeit?“

Als ich bei der zweiten Strophe dies Liedchen in harpeggirenden Accorden begleitete, als ich in der Begeisterung, die mich erfaßt, die Melodien der folgenden Lieder gleich von den Lippen der Baronin wegstahl, da erschien ich ihr und dem Fräulein Adelheid wie der größte Meister der Tonkunst; sie überhäuften mich mit Lobsprüchen.

Die angezündeten Lichter des Ballsaals im Seitenflügel brannten herein in das Gemach der Baronin, und ein mißtöniges Geschrei von Trompeten und Hörnern verkündete, daß es Zeit sei, sich zum Ball zu versammeln. „Ach, nun muß ich fort!" rief die Baronin. Ich sprang auf vom Instrument. „Sie haben mir eine herrliche Stunde bereitet — es waren die heitersten Momente, die ich jemals hier in R . . . sitten verlebte." Mit diesen Worten reichte mir die Baronin die Hand. Als ich sie im Rausch des höchsten Entzückens an die Lippen drückte, fühlte ich ihre Finger heftig pulsirend an meiner Hand anschlagen. Ich weiß nicht, wie ich in des Großonkels Zimmer, wie ich dann in den Ballsaal kam. — Jener Gascogner fürchtete die Schlacht, weil jede Wunde ihm tödtlich werden müsse, da er ganz Herz sei. Ihm mochte ich, ihm mag Jeder in meiner Stimmung gleichen. Jede Berührung wird tödtlich. Der Baronin Hand, die pulsirenden Finger hatten mich getroffen wie vergiftete Pfeile; mein Blut brannte in den Adern. —

Ohne mich gerade auszufragen, hatte der Alte am andern Morgen doch bald die Geschichte des mit der Baronin verlebten Abends heraus, und ich war nicht wenig betreten, als er, der mit lachendem Munde und heiterm Tone gesprochen, plötzlich sehr ernst wurde und anfing: „Ich bitte Dich, Vetter, widerstehe der Narrheit, die Dich mit aller Macht ergriffen! Wisse, daß Dein Beginnen, so harmlos wie es scheint, die entsetzlichsten Folgen haben kann! Du stehst in achtlosem Wahnsinn auf dünner Eisdecke; die bricht unter Dir, ehe Du Dich es versiehst, und Du plumpst hinein. Ich werde mich hüten, Dich am Rockschoß festzuhalten; denn ich weiß, Du rappelst Dich selbst wieder heraus und sprichst, zum Tode erkrankt: ‚Das Bißchen Schnupfen bekam ich im Traume'; aber

ein böses Fieber wird zehren an Deinem Lebensmark, und Jahre werden hingehen, ehe Du Dich ermannst. Hol' der Teufel Deine Musik, wenn Du damit nichts Besseres anzufangen weißt, als empfindelnde Weiber hinauszutrompeten aus friedlicher Ruhe!" —

„Aber," unterbrach ich den Alten, „kommt es mir denn in den Sinn, mich bei der Baronin einzuliebeln?" — „Affe!" rief der Alte, „wüßt' ich das, so würfe ich Dich hier durchs Fenster!"

Der Baron unterbrach das peinliche Gespräch, und das beginnende Geschäft riß mich auf aus der Liebesträumerei, in der ich nur Seraphinen sah und dachte. In der Gesellschaft sprach die Baronin nur dann und wann mit mir einige freundliche Worte; aber beinahe kein Abend verging, daß nicht heimliche Botschaft kam von Fräulein Adelheid, die mich hinrief zu Seraphinen. Bald geschah es, daß mannichfache Gespräche mit der Musik wechselten. Fräulein Adelheid, die beinahe nicht jung genug war, um so naiv und drollig zu sein, sprang mit allerlei lustigem und etwas konfusem Zeuge dazwischen, wenn ich und Seraphine uns zu vertiefen begannen in sentimentale Ahnungen und Träumereien. Aus mancher Andeutung mußt' ich bald erfahren, daß der Baronin wirklich irgend etwas Verstörendes im Sinn liege, wie ich es gleich, als ich sie zum ersten Male sah, in ihrem Blick zu lesen glaubte, und die feindliche Wirkung des Hausgespenstes ging mir ganz klar auf. Irgend etwas Entsetzliches war oder sollte geschehen. Wie oft drängte es mich, Seraphinen zu erzählen, wie mich der unsichtbare Feind berührt, und wie ihn der Alte, gewiß für immer, gebannt habe; aber eine mir selbst unerklärliche Scheu fesselte mir die Zunge im Augenblick, als ich reden wollte.

Eines Tages fehlte die Baronin bei der Mittagstafel; es hieß, sie kränkle und könne das Zimmer nicht verlassen. Theilnehmend frug man den Baron, ob das Uebel von Bedeutung sei. Er lächelte auf fatale Art, recht wie bitter höhnend, und sprach: „Nichts als ein leichter Katarrh, den ihr die rauhe Seeluft zugeweht, die nun einmal hier kein

süßes Stimmchen duldet und keine andern Töne leidet als das derbe Halloh der Jagd." Bei diesen Worten warf der Baron mir, der ihm schräg über saß, einen stechenden Blick zu. Nicht zu dem Nachbar, zu mir hatte er gesprochen. Fräulein Adelheid, die neben mir saß, wurde blutroth; vor sich hin auf den Teller starrend und mit der Gabel darauf herumkritzelnd, lispelte sie: „Und noch heute siehst Du Seraphinen, und noch heute werden Deine süßen Liederchen beruhigend sich an das kranke Herz legen." Auch Adelheid sprach diese Worte für mich; aber in dem Augenblick war es mir, als stehe ich mit der Baronin in unlauterem, verbotenem Liebesverhältniß, das nur mit dem Entsetzlichen, mit einem Verbrechen endigen könne.

Die Warnungen des Alten fielen mir schwer aufs Herz. — Was sollte ich beginnen? — Sie nicht mehr sehen? — Das war, so lange ich im Schlosse blieb, unmöglich, und durfte ich auch das Schloß verlassen und nach K. zurückgehen, ich vermochte es nicht. Ach, nur zu sehr fühlt' ich, daß ich nicht stark genug war, mich selbst aufzurütteln aus dem Traum, der mich mit phantastischem Liebesglück neckte. Adelheid erschien mir beinahe als gemeine Kupplerin; ich wollte sie deshalb verachten — und doch, mich wieder besinnend, mußte ich mich meiner Albernheit schämen. Was geschah in jenen seligen Abendstunden, das nur im Mindesten ein näheres Verhältniß mit Seraphinen, als Sitte und Anstand es erlaubten, herbeiführen konnte? Wie durfte es mir einfallen, daß die Baronin irgend etwas für mich fühlen sollte? Und doch war ich von der Gefahr meiner Lage überzeugt.

Die Tafel wurde zeitiger aufgehoben, weil es noch auf Wölfe gehen sollte, die sich in dem Föhrenwalde, ganz nahe dem Schlosse, hatten blicken lassen. Die Jagd war mir recht in meiner aufgeregten Stimmung. Ich erklärte dem Alten, mitziehen zu wollen. Er lächelte mich zufrieden an, sprechend: „Das ist brav, daß Du auch einmal Dich herausmachst. Ich bleibe daheim; Du kannst meine Büchse nehmen und schnalle auch meinen Hirschfänger um! Im Fall der Noth ist das eine gute sichere Waffe, wenn man nur gleichmüthig bleibt."

Der Theil des Waldes, in dem die Wölfe lagern mußten, wurde von den Jägern umstellt. Es war schneidend kalt; der Wind heulte durch die Föhren und trieb mir die hellen Schneeflocken ins Gesicht, daß ich, als nun vollends die Dämmerung einbrach, kaum sechs Schritte vor mir hinschauen konnte. Ganz erstarrt, verließ ich den mir angewiesenen Platz und suchte Schutz tiefer im Walde. Da lehnte ich an einem Baum, die Büchse unterm Arm. Ich vergaß die Jagd; meine Gedanken trugen mich fort zu Seraphinen ins heimische Zimmer. Ganz entfernt fielen Schüsse; in demselben Moment rauschte es im Dickicht, und nicht zehn Schritte vor mir erblickte ich einen starken Wolf, der vorüberrennen wollte. Ich legte an, drückte ab — ich hatte gefehlt. Das Thier sprang mit glühenden Augen auf mich zu; ich war verloren, hatte ich nicht Besonnenheit genug, das Jagdmesser herauszureißen, das ich dem Thiere, als es mich packen wollte, tief in die Gurgel stieß, so daß das Blut mir über Hand und Arm spritzte.

Einer von den Jägern des Barons, der mir unfern gestanden, kam nun mit vollem Geschrei herangelaufen, und auf seinen wiederholten Jagdruf sammelten sich Alle um uns. Der Baron eilte auf mich zu: „Um des Himmels willen, Sie bluten? — Sie bluten? — Sie sind verwundet?“ Ich versicherte das Gegentheil. Da fiel der Baron über den Jäger her, der mir der nächste gestanden, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er nicht nachgeschossen, als ich gefehlt, und unerachtet dieser versicherte, daß das gar nicht möglich gewesen, weil in derselben Secunde der Wolf auf mich zugestürzt, so daß jeder Schuß mich hätte treffen können, so blieb doch der Baron dabei, daß er mich, als einen minder erfahrenen Jäger, in besondere Obhut hätte nehmen sollen. Unterdessen hatten die Jäger das Thier aufgehoben. Es war das größte der Art, das sich seit langer Zeit hatte sehen lassen, und man bewunderte allgemein meinen Muth und meine Entschlossenheit, unerachtet mir mein Benehmen sehr natürlich schien und ich in der That an die Lebensgefahr, in der ich schwebte, gar nicht gedacht hatte. Vorzüglich bewies sich der Baron theil-

nehmend; er konnte gar nicht aufhören zu fragen, ob ich, sei ich auch nicht von der Bestie verwundet, doch nichts von den Folgen des Schrecks fürchte.

Es ging zurück nach dem Schlosse. Der Baron faßte mich wie einen Freund unter den Arm; die Büchse mußte ein Jäger tragen. Er sprach noch immer von meiner heroischen That, so daß ich am Ende selbst an meinen Heroismus glaubte, alle Befangenheit verlor und mich selbst dem Baron gegenüber als einen Mann von Muth und seltener Entschlossenheit festgestellt fühlte. Der Schulknabe hatte sein Examen glücklich bestanden, war kein Schulknabe mehr, und alle demüthige Aengstlichkeit des Schulknaben war von ihm gewichen. Erworben schien mir jetzt das Recht, mich um Seraphinens Gunst zu mühen. Man weiß ja, welcher albernen Zusammenstellungen die Phantasie eines verliebten Jünglings fähig ist.

Im Schlosse, am Kamin bei dem rauchenden Punschnapf, blieb ich der Held des Tages. Nur der Baron selbst hatte außer mir noch einen tüchtigen Wolf erlegt; die Uebrigen mußten sich begnügen, ihre Fehlschüsse dem Wetter, der Dunkelheit zuzuschreiben und grauliche Geschichten von sonst auf der Jagd erlebtem Glück und überstandener Gefahr zu erzählen. Von dem Alten glaubte ich nun gar sehr gelobt und bewundert zu werden. Mit diesem Anspruch erzählte ich ihm mein Abenteuer ziemlich breit und vergaß nicht, das wilde, blutdürstige Ansehen der wilden Bestie mit recht grellen Farben auszumalen. Der Alte lachte mir aber ins Gesicht, und sprach: „Gott ist mächtig in den Schwachen!“ —

Als ich, des Trinkens, der Gesellschaft überdrüssig, durch den Korridor nach dem Gerichtssaale schlich, sah ich vor mir eine Gestalt, mit dem Licht in der Hand, hineinschlüpfen. In den Saal tretend, erkannte ich Fräulein Adelheid. „Muß man nicht umherirren wie ein Gespenst, wie ein Nachtwandler, um Sie, mein tapferer Wolfsjäger, aufzufinden!“ So lispelte sie mir zu, indem sie mich bei der Hand ergriff. Die Worte „Nachtwandler“ — „Gespenst,“ fielen mir, hier an diesem Orte ausgesprochen, schwer aufs Herz; augenblicklich brachten sie mir die gespenstischen Erscheinungen jener beiden grau-

lichen Nächte in Sinn und Gedanken. Wie damals heulte der Seewind in tiefen Orgeltönen herüber; es knatterte und pfiff schauerlich durch die Bogenfenster, und der Mond warf sein bleiches Licht gerade auf die geheimnißvolle Wand, an der sich das Kratzen hatte vernehmen lassen. Ich glaubte, Blutflecke daran zu erkennen. Fräulein Adelheid nußte, mich noch immer bei der Hand haltend, die Eiskälte fühlen, die mich durchschauerte. „Was ist Ihnen, was ist Ihnen?“ sprach sie leise, „Sie erstarren ja ganz. Nun, ich will Sie ins Leben rufen. Wissen Sie wol, daß die Baronin es gar nicht erwarten kann, Sie zu sehen? Eher glaubt sie nicht, daß der böse Wolf Sie wirklich nicht zerbissen hat. Sie ängstigt sich unglaublich. Ei, ei, mein Freund, was haben Sie mit Seraphinchen angefangen? Noch niemals habe ich sie so gesehen. Hu, wie jetzt der Puls anfängt zu prickeln! — wie der todte Herr so plötzlich erwacht ist! Nein, kommen Sie! — Fein leise! — Wir müssen zur kleinen Baronin!“ —

Ich ließ mich schweigend fortziehen. Die Art, wie Adelheid von der Baronin sprach, schien mir unwürdig und vorzüglich die Andeutung des Verständnisses zwischen uns gemein. Als ich mit Adelheid eintrat, kam Seraphine mir mit einem leisen „Ach!“ drei, vier Schritte rasch entgegen; dann blieb sie, wie sich besinnend, mitten im Zimmer stehen. Ich wagte, ihre Hand zu ergreifen und sie an meine Lippen zu drücken. Die Baronin ließ ihre Hand in der meinigen ruhen, indem sie sprach: „Aber, mein Gott, ist es denn Ihres Berufs, es mit Wölfen aufzunehmen? Wissen Sie denn nicht, daß Orpheus', Amphion's fabelhafte Zeit längst vorüber ist, und daß die wilden Thiere allen Respect vor den vortrefflichsten Sängern ganz verloren haben?“ — Diese anmuthige Wendung, mit der die Baronin ihrer lebhaften Theilnahme sogleich alle Mißdeutung abschnitt, brachte mich augenblicklich in richtigen Ton und Tact. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich nicht, wie gewöhnlich, mich an das Instrument setzte, sondern neben der Baronin auf dem Kanapee Platz nahm. Mit den Worten: „Und wie kamen Sie denn in Gefahr?“ erwies sich unser Einverständniß

daß es heute nicht auf Musik, sondern auf Gespräch abgesehen sei.

Nachdem ich mein Abenteuer im Walde erzählt und der lebhaften Theilnahme des Barons erwähnt mit der leisen Andeutung, daß ich ihn deren nicht für fähig gehalten, fing die Baronin mit sehr weicher, beinahe wehmüthiger Stimme an: „O, wie muß Ihnen der Baron so stürmisch, so rauh vorkommen! Aber glauben Sie mir, nur während des Aufenthalts in diesen finstern unheimlichen Mauern, nur während des wilden Jagens in den öden Föhrenwäldern ändert er sein ganzes Wesen, wenigstens sein äußeres Betragen. Was ihn vorzüglich so ganz und gar verstimmt, ist der Gedanke, der ihn beständig verfolgt, daß hier irgend etwas Entsetzliches geschehen werde; daher hat ihn Ihr Abenteuer, das zum Glück ohne üble Folgen blieb, gewiß tief erschüttert. Nicht den geringsten seiner Diener will er der mindesten Gefahr ausgesetzt wissen, viel weniger einen lieben neugewonnenen Freund, und ich weiß gewiß, daß Gottlieb, dem er Schuld giebt, Sie im Stiche gelassen zu haben, wo nicht mit Gefängniß bestraft werden, doch die beschämende Jägerstrafe dulden wird, ohne Gewehr, mit einem Knittel in der Hand, sich dem Jagdgefolge anschließen zu müssen. Schon, daß solche Jagden wie hier nie ohne Gefahr sind, und daß der Baron, immer Unglück befürchtend, doch in der Freude und Lust daran selbst den bösen Dämon neckt, bringt etwas Zerrissenes in sein Leben, das feindlich selbst auf mich wirken muß.

„Man erzählt viel Seltsames von dem Ahnherrn, der das Majorat stiftete, und ich weiß es wohl, daß ein düsteres Familiengeheimniß, das in diesen Mauern verschlossen wie ein entsetzlicher Spuk, die Besitzer wegtreibt und es ihnen nur möglich macht, eine kurze Zeit hindurch im lauten, wilden Gewühl auszudauern. Aber ich — wie einsam muß ich mich in diesem Gewühl befinden, und wie muß mich das Unheimliche, das aus allen Wänden weht, im Innersten aufregen! Sie, mein lieber Freund, haben mir die ersten heitern Augenblicke, die ich hier verlebte, durch Ihre Kunst verschafft. Wie kann ich Ihnen denn herzlich genug dafür danken?“

Ich küßte die mir dargebotene Hand, indem ich erklärte, daß auch ich gleich am ersten Tage oder vielmehr in der ersten Nacht das Unheimliche des Aufenthalts bis zum tiefsten Entsetzen gefühlt habe. Die Baronin blickte mir starr ins Gesicht, als ich jenes Unheimliche der Bauart des ganzen Schlosses, vorzüglich den Verzierungen im Gerichtssaal, dem sausenden Seewinde ꝛc. zuschrieb. Es kann sein, daß Ton und Ausdruck darauf hindeuteten, daß ich noch etwas Anderes meine; genug, als ich schwieg, rief die Baronin heftig: „Nein, nein — es ist Ihnen irgend etwas Entsetzliches geschehen in jenem Saal, den ich nie ohne Schauer betrete. Ich beschwöre Sie — sagen Sie mir Alles!"

Zur Todtenbläße war Seraphinens Gesicht verbleicht. Ich sah wohl ein, daß es nun gerathener sei, Alles, was mir widerfahren, getreulich zu erzählen, als Seraphinens aufgeregter Phantasie es zu überlassen, vielleicht einen Spuk, der in mir unbekannter Beziehung noch schrecklicher sein konnte als der erlebte, sich auszubilden. Sie hörte mich an, und immer mehr und mehr stieg ihre Beklommenheit und Angst. Als ich des Kratzens an der Wand erwähnte, schrie sie auf: „Das ist entsetzlich! — Ja, ja — in dieser Mauer ist jenes fürchterliche Geheimniß verborgen!" — Als ich dann weiter erzählte, wie der Alte mit geistiger Gewalt und Uebermacht den Spuk gebannt, seufzte sie tief, als würde sie frei von einer schweren Last, die ihre Brust gedrückt. Sich zurücklehnend, hielt sie beide Hände vors Gesicht.

Erst jetzt bemerkte ich, daß Adelheid uns verlassen. Längst hatte ich geendet, und da Seraphine noch immer schwieg, stand ich leise auf, ging an das Instrument und mühte mich, in anschwellenden Accorden tröstende Geister heraufzurufen, die Seraphinen dem finstern Reiche, das sich ihr in meiner Erzählung erschlossen, entführen sollten. Bald intonirte ich so zart, als ich es vermochte, eine jener heiligen Canzonen des Abbate Steffani. In den wehmuthsvollen Klängen des „Occhj, perchè piangete?"*) erwachte Seraphine aus düstern

*) Augen, warum weinet Ihr? — A. d. H.

Träumen und horchte mild lächend, glänzende Perlen in den Augen, mir zu. — Wie geschah es denn, daß ich vor ihr hinkniete, daß sie sich zu mir herabbeugte, daß ich sie mit meinen Armen umschlang, daß ein langer, glühender Kuß auf meinen Lippen brannte? — Wie geschah es denn, daß ich nicht die Besinnung verlor, daß ich es fühlte, wie sie sanft mich an sich drückte, daß ich sie aus meinen Armen ließ und, schnell mich emporrichtend, an das Instrument trat? — Von mir abgewendet, ging die Baronin einige Schritte nach dem Fenster hin; dann kehrte sie um und trat mit einem beinahe stolzen Anstande, der ihr sonst gar nicht eigen, auf mich zu. Mir fest ins Auge blickend, sprach sie: „Ihr Oheim ist der würdigste Greis, den ich kenne; er ist der Schutzengel unserer Familie. Möge er mich einschließen in sein frommes Gebet!"

Ich war keines Wortes mächtig; verderbliches Gift, das ich in jenem Kusse eingesogen, gährte und flammte in allen Pulsen, in allen Nerven. — Fräulein Adelheid trat herein. — Die Wuth des innern Kampfes strömte aus in heißen Thränen, die ich nicht zurückzudrängen vermochte. — Adelheid blickte mich verwundert und zweifelhaft lächelnd an — ich hätte sie ermorden können. Die Baronin reichte mir die Hand und sprach mit unbeschreiblicher Milde: „Leben Sie wohl, mein lieber Freund! Leben Sie recht wohl! Denken Sie daran, daß vielleicht Niemand besser als ich Ihre Musik verstand! Ach, diese Töne werden lange, lange in meinem Innern widerklingen."

Ich zwang mir einige unzusammenhängende alberne Worte ab und lief nach unserm Gemach. Der Alte hatte sich schon zur Ruhe begeben. Ich blieb im Saal — ich stürzte auf die Kniee — ich weinte laut — ich rief den Namen der Geliebten — kurz, ich überließ mich den Thorheiten des verliebten Wahnsinns trotz Einem, und nur der laute Zuruf des über mein Toben aufgewachten Alten: „Vetter, ich glaube, Du bist verrückt geworden oder balgst Dich aufs Neue mit einem Wolf. Schier Dich zu Bette, wenn es Dir sonst gefällig ist!" Nur dieser Zuruf trieb mich hinein ins Gemach,

wo ich mich mit dem festen Vorsatz niederlegte, nur von Seraphinen zu träumen.

Es mochte schon nach Mitternacht sein, als ich, noch nicht eingeschlafen, entfernte Stimmen, ein Hin- und Herlaufen und das Oeffnen und Zuschlagen von Thüren zu vernehmen glaubte. Ich horchte auf; da hörte ich Tritte auf dem Korridor sich nahen; die Thür des Saales wurde geöffnet, und bald klopfte es an unser Gemach. „Wer ist da?" rief ich laut; da sprach es draußen: „Herr Justitiarius — Herr Justitiarius! — Machen Sie auf — machen Sie auf!" — Ich erkannte Franzens Stimme, und indem ich frug: „Brennt es im Schlosse?" wurde der Alte wach und rief: „Wo brennt es? Wo ist schon wieder verdammter Teufelsspuk los?" — „Ach, stehen Sie auf, Herr Justitiarius!" sprach Franz, „der Herr Baron verlangt nach Ihnen." — „Was will der Baron von mir", frug der Alte weiter, „zur Nachtzeit? Weiß er nicht, daß das Justitiariat mit dem Justitiarius zu Bette geht und ebenso gut schläft als er?" — „Ach," rief nun Franz ängstlich, „lieber Herr Justitiarius, stehen Sie doch nur auf! Die gnädige Frau Baronin liegt im Sterben."

Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr ich auf. „Oeffne Franzen die Thür!" rief mir der Alte zu. Besinnungslos wankte ich im Zimmer herum, ohne Thür und Schloß zu finden; der Alte mußte mir beistehen. Franz trat bleich mit verstörtem Gesicht herein und zündete die Lichter an. Als wir uns kaum in die Kleider geworfen, hörten wir schon den Baron im Saal rufen: „Kann ich Sie sprechen, lieber V.?" — „Warum hast Du Dich angezogen, Vetter? Der Baron hat nur nach mir verlangt," frug der Alte, im Begriff, herauszutreten. — „Ich muß hinab — ich muß sie sehen und dann sterben," sprach ich dumpf und wie vernichtet vom trostlosen Schmerz. — „Ja so; da hast Du Recht, Vetter!" Dies sprechend warf mir der Alte die Thür vor der Nase zu, daß die Angeln klirrten, und verschloß sie von draußen. Im ersten Augenblick, über diesen Zwang empört, wollt' ich die Thür einrennen; aber mich schnell besinnend, daß dieses nur die verderblichen Folgen einer ungezügelten Raserei haben könne,

beschloß ich, die Rückkehr des Alten abzuwarten, dann aber, koste es, was es wolle, seiner Aufsicht zu entschlüpfen.

Ich hörte den Alten heftig mit dem Baron reden; ich hörte mehrmals meinen Namen nennen, ohne Weiteres verstehen zu können. Mit jeder Secunde wurde mir meine Lage tödtlicher. Endlich vernahm ich, wie dem Baron eine Botschaft gebracht wurde, und wie er schnell davonrannte. Der Alte trat wieder in das Zimmer. — „Sie ist todt!" Mit diesem Schrei stürzte ich dem Alten entgegen. — „Und Du bist närrisch!" fiel er gelassen ein, faßte mich und drückte mich in einen Stuhl. — „Ich muß hinab," schrie ich, „sie sehen, und sollt' es mir das Leben kosten!" — „Thue das, lieber Vetter!" sprach der Alte, indem er die Thür verschloß, den Schlüssel abzog und in die Tasche steckte. Nun flammte ich auf in toller Wuth; ich griff nach der geladenen Büchse und schrie: „Hier vor Ihren Augen jage ich mir die Kugel durch den Kopf, wenn Sie nicht sogleich mir die Thür öffnen."

Da trat der Alte dicht vor mich hin und sprach, indem er mich mit durchbohrendem Blick ins Auge faßte: „Glaubst Du, Knabe, daß Du mich mit Deiner armseligen Drohung erschrecken kannst? Glaubst Du, daß mir Dein Leben was werth ist, wenn Du vermagst, es in kindischer Albernheit wie ein abgenutztes Spielzeug wegzuwerfen? Was hast Du mit dem Weibe des Barons zu schaffen? Wer giebt Dir das Recht, Dich wie ein überlästiger Geck dahin zu drängen, wo Du nicht hin gehörst, und wo man Dich auch gar nicht mag? Willst Du den liebelnden Schäfer machen in ernster Todesstunde?" — Ich sank vernichtet in den Lehnstuhl.

Nach einer Weile fuhr der Alte mit milderer Stimme fort: „Und damit Du es nur weißt — mit der angeblichen Todesgefahr der Baronin ist es wahrscheinlich ganz und gar nichts. Fräulein Adelheid ist denn nun gleich außer sich über Alles; wenn ihr ein Regentropfen auf die Nase fällt, so schreit sie: „Welch ein schreckliches Unwetter!" Zum Unglück ist der Feuerlärm bis zu den alten Tanten gedrungen; die

sind unter unziemlichem Weinen mit einem ganzen Arsenal von stärkenden Tropfen, Lebenselexiren, und was weiß ich sonst, angerückt. Eine starke Anwandlung von Ohnmacht . . . —"

Der Alte hielt inne; er mochte bemerken, wie ich im Innern kämpfte. Er ging einigemal die Stube auf und ab, stellte sich wieder vor mich hin, lachte recht herzlich und sprach: „Vetter, Vetter, was treibst Du für närrisches Zeug? Nun, es ist einmal nicht anders; der Satan treibt hier seinen Spuk auf mancherlei Weise. Du bist ihm ganz lustig in die Krallen gelaufen, und er macht jetzt sein Tänzchen mit Dir." — Er ging wieder einige Schritte auf und ab; dann sprach er weiter: „Mit dem Schlaf ist's nun einmal vorbei, und dächt' ich, man rauchte eine Pfeife und brächte so noch die paar Stündchen Nacht und Finsterniß hin." — Mit diesen Worten nahm der Alte eine thönerne Pfeife vom Wandschrank herab und stopfte sie, ein Liedchen brummend, langsam und sorgfältig; dann suchte er unter vielen Papieren, bis er ein Blatt herausriß, es zum Fidibus zusammenknetete und ansteckte. Die dicken Rauchwolken von sich blasend, sprach er zwischen den Zähnen: „Nun, Vetter, wie war es mit dem Wolf?"

Ich weiß nicht, wie dies ruhige Treiben des Alten seltsam auf mich wirkte. Es war, als sei ich gar nicht mehr in R..-sitten — die Baronin weit, weit von mir entfernt, so daß ich sie nur mit den geflügelten Gedanken erreichen könne. Die letzte Frage des Alten verdroß mich. „Aber", fiel ich ein, „finden Sie mein Jagdabenteuer so lustig, so zum Bespötteln geeignet?" — „Mit nichten, Herr Vetter!" erwiderte der Alte; „aber Du glaubst nicht, welch komisches Gesicht solch ein Kiek-in-die-Welt wie Du schneidet, und wie er sich überhaupt so possierlich dabei macht, wenn der liebe Gott ihn einmal würdigt, was Besonderes ihm passiren zu lassen. Ich hatte einen akademischen Freund, der ein stiller, besonnener, mit sich einiger Mensch war. Der Zufall verwickelte ihn, der nie Anlaß zu dergleichen gab, in eine Ehrensache, und er, den die mehrsten Burschen für einen Schwäch-

ling, für einen Pinsel hielten, benahm sich dabei mit solchem ernsten, entschlossenen Muthe, daß Alle ihn höchlich bewunderten. Aber seit der Zeit war er auch umgewandelt. Aus dem fleißigen besonnenen Jünglinge wurde ein prahlhafter, unausstehlicher Raufbold. Er kommerschirte und jubelte und schlug, dummer Kinderei halber, sich so lange, bis ihn der Senior einer Landsmannschaft, die er auf pöbelhafte Weise beleidigt, im Duell niederstieß. — Ich erzähle Dir das nur so, Vetter; Du magst Dir dabei denken, was Du willst! — Um nun wieder auf die Baronin und ihre Krankheit zu kommen" . . .

Es ließen sich in dem Augenblick leise Tritte auf dem Saal hören, und mir war es, als ginge ein schauerliches Aechzen durch die Lüfte. — „Sie ist hin!" — der Gedanke durchfuhr mich wie ein tödtender Blitz. — Der Alte stand rasch auf und rief laut: „Franz — Franz!" — „Ja, lieber Herr Justitiarius," antwortete es draußen. — „Franz," fuhr der Alte fort, „schüre ein Wenig das Feuer im Kamin zusammen, und ist es thunlich, so magst Du für uns ein paar Tassen guten Thee bereiten!" — „Es ist verteufelt kalt," wandte sich der Alte zu mir, „und da wollen wir uns lieber draußen am Kamine was erzählen." Der Alte schloß die Thür auf; ich folgte ihm mechanisch. — „Wie geht's unten?" frug der Alte. — „Ach," erwiderte Franz, „es hatte gar nicht viel zu bedeuten; die gnädige Frau Baronin sind wieder ganz munter und schieben das Bißchen Ohnmacht auf einen bösen Traum." — Ich wollte auffjauchzen vor Freude und Entzücken; ein sehr ernster Blick des Alten wies mich zur Ruhe. — „Ja," sprach der Alte, „im Grunde genommen wär's doch besser, wir legten uns noch ein paar Stündchen aufs Ohr. Laß es nur gut sein mit dem Thee, Franz!" — „Wie Sie befehlen, Herr Justitiarius," erwiderte Franz und verließ den Saal mit dem Wunsch einer geruhsamen Nacht, unerachtet schon die Hähne krähten. — „Höre, Vetter," sprach der Alte, indem er die Pfeife im Kamin ausklopfte, „gut ist's doch, daß Dir kein Malheur passirt ist mit Wölfen und geladenen Büchsen!" — Ich verstand jetzt Alles und schämte mich, daß

ich dem Alten Anlaß gab, mich zu behandeln wie ein ungezogenes Kind.

„Sei so gut," sprach der Alte am andern Morgen, „lieber Vetter, steige hinab und erkundige Dich, wie es mit der Baronin steht! Du kannst nur immer nach Fräulein Adelheid fragen; die wird Dich denn wol mit einem tüchtigen Bulletin versehen." — Man kann denken, wie ich hinabeilte. Doch in dem Augenblick, als ich leise an das Vorgemach der Baronin pochen wollte, trat mir der Baron rasch aus demselben entgegen. Er blieb verwundert stehen und maß mich mit finsterem, durchbohrendem Blick. „Was wollen Sie hier?" fuhr es ihm heraus. Unerachtet mir das Herz im Innern schlug, nahm ich mich zusammen und erwiderte mit festem Ton: „Mich im Auftrage des Onkels nach dem Befinden der gnädigen Frau erkundigen." — „O, es war ja gar nichts — ihr gewöhnlicher Nervenzufall. Sie schläft sanft, und ich weiß, daß sie wohl und munter bei der Tafel erscheinen wird. Sagen Sie das — sagen Sie das!" — Dies sprach der Baron mit einer gewissen leidenschaftlichen Heftigkeit, die mir anzudeuten schien, daß er um die Baronin besorgter sei, als er es wolle merken lassen. Ich wandte mich, um zurückzukehren; da ergriff der Baron plötzlich meinen Arm und rief mit flammendem Blick: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, junger Mann!" — Sah ich nicht den schwer beleidigten Gatten vor mir, und mußte ich nicht einen Auftritt befürchten, der vielleicht schmachvoll für mich enden konnte? Ich war unbewaffnet; doch im Moment besann ich mich auf mein künstliches Jagdmesser, das mir der Alte erst in R . . sitten geschenkt und das ich noch in der Tasche trug. Nun folgte ich dem mich rasch fortziehenden Baron mit dem Entschluß, Keines Leben zu schonen, wenn ich Gefahr laufen sollte, unwürdig behandelt zu werden.

Wir waren in des Barons Zimmer eingetreten, dessen Thür er hinter sich abschloß. Nun schritt er mit übereinandergeschlagenen Armen heftig auf und ab; dann blieb er vor mir stehen und wiederholte: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, junger Mann!" — Der verwegenste Muth war mir

gekommen, und ich wiederholte mit erhöhtem Ton: „Ich hoffe, daß es Worte sein werden, die ich ungeahndet hören darf!" Der Baron schaute mich verwundert an, als verstehe er mich nicht. Dann blickte er finster zur Erde, schlug die Arme über den Rücken und fing wieder an, im Zimmer auf- und abzurennen. Er nahm eine Büchse herab und stieß den Ladestock hinein, als wolle er versuchen, ob sie geladen sei oder nicht. Das Blut stieg mir in den Adern; ich faßte nach dem Messer und schritt dicht auf den Baron zu, um es ihm unmöglich zu machen, auf mich anzulegen. „Ein schönes Gewehr!" sprach der Baron, die Büchse wieder in den Winkel stellend.

Ich trat einige Schritte zurück und der Baron an mich heran. Kräftiger auf meine Schulter schlagend, als gerade nöthig, sprach er dann: „Ich muß Ihnen aufgeregt und verstört vorkommen, Theodor. Ich bin es auch wirklich von der in tausend Aengsten durchwachten Nacht. Der Nervenzufall meiner Frau war durchaus nicht gefährlich, das sehe ich jetzt ein; aber hier — hier in diesem Schloß, in das ein finsterer Geist gebannt ist, fürcht' ich das Entsetzliche, und dann ist es auch das erste Mal, daß sie hier erkrankte. Sie — Sie allein sind schuld daran!" — „Wie das möglich sein kann, davon habe ich keine Ahnung", erwiderte ich gelassen. — „O," fuhr der Baron fort, „wäre der verdammte Unglückskasten der Inspectorin auf dem blanken Eise zerbrochen in tausend Stücke! O, wären Sie ... Doch nein, nein! Es sollte, es mußte so sein, und ich allein bin schuld an Allem. An mir lag es, in dem Augenblick, als Sie anfingen, in dem Gemach meiner Frau Musik zu machen, Sie von der ganzen Lage der Sache, von der Gemüthsstimmung meiner Frau zu unterrichten" ...

Ich machte Miene, zu sprechen.

„Lassen Sie mich reden!" rief der Baron. „Ich muß im Voraus Ihnen alles voreilige Urtheil abschneiden. Sie werden mich für einen rauhen, der Kunst abholden Mann halten. Ich bin das keineswegs; aber eine auf tiefe Ueberzeugung gebaute Rücksicht nöthigt mich, hier wo möglich solcher

Musik, die jedes Gemüth und auch gewiß das meinige ergreift, den Eingang zu versagen. Erfahren Sie, daß meine Frau an einer Erregbarkeit kränkelt, die am Ende alle Lebensfreude wegzehren muß. In diesen wunderlichen Mauern kommt sie gar nicht heraus aus dem erhöhten, überreizten Zustande, der sonst nur momentan einzutreten pflegt, und zwar oft als Vorbote einer ernsten Krankheit. Sie fragen mit Recht, warum ich der zarten Frau diesen schauerlichen Aufenthalt, dieses wilde, verwirrte Jägerleben nicht erspare. Aber nennen Sie es immerhin Schwäche — genug, mir ist es nicht möglich, sie allein zurückzulassen. In tausend Aengsten und nicht fähig, Ernstes zu unternehmen, würde ich sein; denn ich weiß es, die entsetzlichsten Bilder von allerlei verstörendem Ungemach, das ihr widerfahren, verließen mich nicht im Walde, nicht im Gerichtssaal. Dann aber glaube ich auch, daß dem schwächlichen Weibe gerade diese Wirthschaft hier wie ein erkräftigendes Stahlbad anschlagen muß. Wahrhaftig, der Seewind, der nach seiner Art tüchtig durch die Föhren saust, das dumpfe Gebelle der Doggen, der keck und munter schmetternde Hörnerklang muß hier siegen über die verweichelnden, schmachtelnden Pinseleien am Klavier, das so kein Mann spielen sollte; aber — Sie haben es darauf angelegt, meine Frau methodisch zu Tode zu quälen!"

Der Baron sagte dies mit verstärkter Stimme und wild funkelnden Augen. Das Blut stieg mir in den Kopf; ich wollte sprechen; er ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich weiß, was Sie sagen wollen," fing er an, „ich weiß es und wiederhole es, daß Sie auf dem Wege waren, meine Frau zu tödten, und daß ich Ihnen dies auch nicht im Mindesten zurechnen kann, wiewol Sie begreifen, daß ich dem Dinge Einhalt thun muß. Kurz, Sie exaltiren meine Frau durch Spiel und Gesang, und als sie in dem bodenlosen Meere träumerischer Visionen und Ahnungen, die Ihre Musik wie ein böser Zauber heraufbeschworen hat, ohne Halt und Steuer umherschwimmt, drücken Sie sie hinunter in die Tiefe mit der Erzählung eines unheimlichen Spuks, der Sie oben im Gerichtssaal geneckt haben soll. Ihr Großonkel hat mir Alles

erzählt; aber ich bitte Sie, wiederholen Sie mir Alles, was Sie sahen oder nicht sahen — hörten — fühlten — ahnten!"

Ich nahm mich zusammen und erzählte ruhig, wie es sich damit begeben, von Anfang bis zu Ende. Der Baron warf nur dann und wann einzelne Worte, die sein Erstaunen ausdrückten, dazwischen. Als ich darauf kam, wie der Alte sich mit frommem Muth dem Spuk entgegengestellt und ihn gebannt habe mit kräftigen Worten, schlug er die Hände zusammen, hob sie gefaltet zum Himmel empor und rief begeistert: „Ja, er ist der Schutzgeist der Familie; — ruhen soll in der Gruft der Ahnen seine sterbliche Hülle!" — Ich hatte geendet. — „Daniel, Daniel! Was machst Du hier zu dieser Stunde?" murmelte der Baron in sich hinein, indem er mit übereinandergeschlagenen Armen im Zimmer auf- und abschritt. — „Weiter war es also nichts, Herr Baron?" frug ich laut, indem ich Miene machte, mich zu entfernen. Der Baron fuhr auf wie aus einem Traum, faßte freundlich mich bei der Hand und sprach: „Ja, lieber Freund, meine Frau, der Sie so arg mitgespielt haben, ohne es zu wollen, die müssen Sie wiederherstellen. Sie allein können das." Ich fühlte mich erröthen, und wäre ich dem Spiegel gegenüber gestanden, so hätte ich gewiß in demselben ein sehr albernes, verdutztes Gesicht erblickt.

Der Baron schien sich an meiner Verlegenheit zu weiden; er blickte mir unverwandt ins Auge mit einem recht fatalen ironischen Lächeln. — „Wie in aller Welt sollte ich es anfangen?" stotterte ich endlich mühsam heraus. — „Nun, nun," unterbrach mich der Baron, „Sie haben es mit keiner gefährlichen Patientin zu thun. Ich nehme jetzt ausdrücklich Ihre Kunst in Anspruch. Die Baronin ist nun einmal hereingezogen in den Zauberkreis Ihrer Musik, und sie plötzlich herauszureißen, würde thöricht und grausam sein. Setzen Sie die Musik fort! Sie werden zur Abendstunde in den Zimmern meiner Frau jedesmal willkommen sein. Aber gehen Sie nach und nach über zu kräftigerer Musik, verbinden Sie geschickt das Heitere mit dem Ernsten — und dann, vor allen Dingen, wiederholen Sie die Erzählung von dem un-

heimlichen Spuk recht oft! Die Baronin gewöhnt sich daran; sie vergißt, daß der Spuk hier in diesen Mauern hauset, und die Geschichte wirkt nicht stärker auf sie als jedes andere Zaubermärchen, das in irgend einem Roman, in irgend einem Gespensterbuch ihr aufgetischt worden. Das thun Sie, lieber Freund!"

Mit diesen Worten entließ mich der Baron. — Ich ging. Ich war vernichtet in meinem eigenen Innern, herabgesunken zum bedeutungslosen thörichten Kinde. Ich Wahnsinniger, der ich glaubte, Eifersucht könne sich in seiner Brust regen! Er selbst schickt mich zu Seraphinen; er selbst sieht in mir nur das willenlose Mittel, das er braucht und wegwirft, wie es ihm beliebt. — Vor wenig Minuten fürchtete ich den Baron; es lag in mir tief im Hintergrunde verborgen das Bewußtsein der Schuld; aber diese Schuld ließ mich das höhere, herrlichere Leben deutlich fühlen, dem ich zugereift. Nun war Alles versunken in schwarze Nacht, und ich sah nur den albernen Knaben, der in kindischer Verkehrtheit die papierene Krone, die er sich auf den heißen Kopf stülpte, für echtes Gold gehalten.

Ich eilte zum Alten, der schon auf mich wartete. — „Nun, Vetter, wo bleibst Du denn, wo bleibst Du denn?" rief er mir entgegen. — „Ich habe mit dem Baron gesprochen," warf ich schnell und leise hin, ohne den Alten anschauen zu können. — „Tausend Sapperlot!" sprach der Alte wie verwundert, „dacht' ich's doch gleich! Der Baron hat Dich gewiß herausgefordert, Vetter?" — Das schallende Gelächter, das der Alte gleich hinterher aufschlug, bewies mir, daß er auch dieses Mal wie immer ganz und gar mich durchschaute. Ich biß die Zähne zusammen; ich mochte kein Wort erwidern; denn wol wußt' ich, daß es dessen nur bedurfte, um sogleich von den tausend Neckereien überschüttet zu werden, die schon auf des Alten Lippen schwebten. —

Die Baronin kam zur Tafel im zierlichen Morgenkleide, das, blendend weiß, frisch gefallenen Schnee besiegte. Sie sah matt aus und abgespannt; doch als sie nun, leise und melodisch sprechend, die dunkeln Augen erhob, da blitzte süßes,

sehnsüchtiges Verlangen aus düsterer Gluth, und ein flüchtiges Roth überflog das lilienblasse Antlitz. Sie war schöner als jemals. — Wer ermißt die Thorheiten eines Jünglings mit zu heißem Blut im Kopf und Herzen! Den bittern Groll, den der Baron in mir aufgeregt, trug ich über auf die Baronin. Alles erschien mir wie eine heillose Mystification, und nun wollt' ich beweisen, daß ich gar sehr bei vollem Verstande sei und über die Maßen scharfsichtig. Wie ein schmollendes Kind vermied ich die Baronin und entschlüpfte der mich verfolgenden Adelheid, so daß ich, wie ich gewollt, ganz am Ende der Tafel zwischen den beiden Officieren meinen Platz fand, mit denen ich wacker zu zechen begann. Beim Nachtisch stießen wir fleißig die Gläser zusammen, und, wie es in solcher Stimmung zu geschehen pflegt, ich war ungewöhnlich laut und lustig.

Ein Bedienter hielt mir einen Teller hin, auf dem einige Bonbons lagen, mit den Worten: „Von Fräulein Adelheid." Ich nahm und bemerkte bald, daß auf einem der Bonbons mit Silberstift gekritzelt stand: „Und Seraphine?" — Das Blut wallte mir auf in den Adern. Ich schaute hin nach Adelheid; die sah mich an mit überaus schlauer, verschmitzter Miene, nahm das Glas und nickte mir zu mit leisem Kopfnicken. Beinahe willkürlos murmelte ich still: „Seraphine!" nahm mein Glas und leerte es mit einem Zuge. Mein Blick flog hin zu ihr; ich gewahrte, daß sie auch in dem Augenblick getrunken hatte und ihr Glas eben hinsetzte, — ihre Augen trafen die meinen, und ein schadenfroher Teufel raunte mir in die Ohren: „Unseliger, sie liebt Dich doch!" —

Einer der Gäste stand auf und brachte, nordischer Sitte gemäß, die Gesundheit der Frau vom Hause aus. Die Gläser erklangen im lauten Jubel. Entzücken und Verzweiflung spalteten mir das Herz — die Gluth des Weins flammte in mir auf — Alles drehte sich in Kreisen. Es war, als müßte ich vor Aller Augen hinstürzen zu ihren Füßen und mein Leben aushauchen. — „Was ist Ihnen, lieber Freund?" Diese Frage meines Nachbars gab mir die Besinnung wieder. — — Seraphine war verschwunden.

Die Tafel wurde aufgehoben. Ich wollte fort. Adelheid hielt mich fest; sie sprach allerlei — ich hörte, ich verstand kein Wort; sie faßte mich bei beiden Händen und rief mir laut lachend etwas in die Ohren. Wie von der Starrsucht gelähmt, blieb ich stumm und regungslos. Ich weiß nur, daß ich endlich mechanisch ein Glas Liqueur aus Adelheid's Hand nahm und es austrank, daß ich mich einsam in einem Fenster wiederfand, daß ich dann hinausstürzte aus dem Saal, die Treppe hinab, und hinauslief in den Wald.

In dichten Flocken fiel der Schnee herab; die Föhren seufzten vom Sturm bewegt. Wie ein Wahnsinniger sprang ich umher in weiten Kreisen und lachte und schrie laut auf: „Schaut zu, schaut zu! Heisa! Der Teufel macht sein Tänzchen mit dem Knaben, der zu speisen gedachte total verbotene Früchte!" — Wer weiß, wie mein tolles Spiel geendet hätte, wenn ich nicht meinen Namen laut in den Wald hineinrufen gehört. Das Wetter hatte nachgelassen; der Mond schien hell durch die zerrissenen Wolken; ich hörte Doggen anschlagen und gewahrte eine finstere Gestalt, die sich mir näherte. Es war der alte Jäger. — „Ei, ei, lieber Herr Theodor!" fing er an, „wie haben Sie sich denn verirrt in dem bösen Schneegestöber? Der Herr Justitiarius warten auf Sie mit vieler Ungeduld."

Schweigend folgte ich dem Alten. Ich fand den Großonkel im Gerichtssaal arbeitend. „Das hast Du gut gemacht," rief er mir entgegen, „das hast Du sehr gut gemacht, daß Du ein Wenig ins Freie gingst, um Dich gehörig abzukühlen. Trinke doch nicht so viel Wein! Du bist noch viel zu jung dazu; das taugt nicht." — Ich brachte kein Wort hervor; schweigend setzte ich mich an den Schreibtisch. — „Aber, sage mir nur, lieber Vetter, was wollte denn eigentlich der Baron von Dir?" — Ich erzählte Alles und schloß damit, daß ich mich nicht hergeben wolle zu der zweifelhaften Kur, die der Baron vorgeschlagen. — „Würde auch gar nicht angehen," fiel der Alte mir in die Rede; „denn wir reisen morgen in aller Frühe fort, lieber Vetter."

Es geschah so; — ich sah Seraphinen nicht wieder. —

Kaum angekommen in K., klagte der alte Großonkel, daß er mehr als jemals sich von der beschwerlichen Fahrt angegriffen fühle. Sein mürrisches Schweigen, nur unterbrochen von heftigen Ausbrüchen der übelsten Laune, verkündete die Rückkehr seiner podagristischen Zufälle. Eines Tages wurd' ich schnell hingerufen; ich fand den Alten vom Schlage getroffen, sprachlos auf dem Lager, einen zerknitterten Brief in der krampfhaft geschlossenen Hand. Ich erkannte die Schriftzüge des Wirthschafts-Inspectors aus R.. sitten; doch von dem tiefsten Schmerz durchdrungen, wagte ich es nicht, den Brief dem Alten zu entreißen; ich zweifelte nicht an seinem baldigen Tod. Doch ehe der Arzt kam, schlugen die Lebenspulse wieder; die wunderbar kräftige Natur des siebzigjährigen Greises widerstand dem tödtlichen Anfall; noch desselben Tages erklärte ihn der Arzt außer Gefahr.

Der Winter war hartnäckiger als jemals; ihm folgte ein rauher, düsterer Frühling, und so kam es, daß nicht jener Zufall sowol als das Podagra, von dem bösen Klima wohl gehegt, den Alten für lange Zeit auf das Krankenlager warf. In dieser Zeit beschloß er, sich von jedem Geschäft ganz zurückzuziehen. Er trat seine Justitiariate an Andere ab, und so war mir jede Hoffnung verschwunden, jemals wieder nach R.. sitten zu kommen. Nur meine Pflege litt der Alte, nur von mir verlangte er unterhalten, aufgeheitert zu werden. Aber wenn auch in schmerzlosen Stunden seine Heiterkeit wiedergekehrt war, wenn es an derben Späßen nicht fehlte, wenn es selbst zu Jagdgeschichten kam und ich jeden Augenblick vermuthete, meine Heldenthat, wie ich den gräulichen Wolf mit dem Jagdmesser erlegte, würde herhalten müssen, — niemals, niemals erwähnte er unseres Aufenthalts in R.. sitten, und wer mag nicht einsehen, daß ich aus natürlicher Scheu mich wohl hütete, ihn geradezu darauf zu bringen? Meine bittere Sorge, meine stete Mühe um den Alten hatte Seraphinens Bild in den Hintergrund gestellt. Sowie des Alten Krankheit nachließ, gedachte ich lebhafter wieder jenes Moments im Zimmer der Baronin, der mir wie ein leuchtender, auf ewig für mich untergegangener Stern erschien.

Ein Ereigniß rief allen empfundenen Schmerz hervor, indem es mich zugleich wie eine Erscheinung aus der Geisterwelt mit eiskalten Schauern durchbebte. Als ich nämlich eines Abends die Brieftasche, die ich in R.. sitten getragen, öffne, fällt mir aus den aufgeblätterten Papieren eine dunkle, mit einem weißen Bande umschlungene Locke entgegen, die ich augenblicklich für Seraphinens Haar erkenne. Aber als ich das Band näher betrachte, sehe ich deutlich die Spur eines Blutstropfens. Vielleicht wußte Adelheid in jenen Augenblicken des bewußtlosen Wahnsinns, der mich am letzten Tage ergriffen, mir dies Andenken geschickt zuzustellen; aber warum der Blutstropfen, der mich Entsetzliches ahnen ließ und jenes beinahe zu schäfermäßige Pfand zur schauervollen Mahnung an eine Leidenschaft, die theures Herzblut kosten konnte, hinaufsteigerte? — Das war jenes weiße Band, das mich, zum ersten Mal Seraphinen nahe, wie im leichten losen Spiel umflatterte, und dem nun die dunkle Nacht das Wahrzeichen der Verletzung zum Tode gegeben. Nicht spielen soll der Knabe mit der Waffe, deren Gefährlichkeit er nicht ermißt! —

Endlich hatten die Frühlingsstürme zu toben aufgehört; der Sommer behauptete sein Recht, und war erst die Kälte unerträglich, so wurd' es nun, als der Julius begonnen, die Hitze. Der Alte erkräftigte sich zusehends und zog, wie er sonst zu thun pflegte, in einen Garten der Vorstadt. An einem stillen, lauen Abende saßen wir in der duftenden Jasminlaube; der Alte war ungewöhnlich heiter und dabei nicht, wie sonst, voll sarkastischer Ironie, sondern mild, beinahe weich gestimmt. — „Vetter," fing er an, „ich weiß nicht, wie mir heute ist; ein ganz besonderes Wohlsein, wie ich es seit vielen Jahren nicht gefühlt, durchdringt mich gleichsam mit elektrischer Wärme. Ich glaube, das verkündet mir einen baldigen Tod." — Ich mühte mich, ihn von dem düstern Gedanken abzubringen. — „Laß es gut sein, Vetter!" sprach er; „lange bleibe ich nicht mehr hier unten, und da will ich Dir noch eine Schuld abtragen. — Denkst Du noch an die Herbstzeit in R.. sitten?"

Wie ein Blitz durchfuhr mich diese Frage des Alten; noch ehe ich zu antworten vermochte, fuhr er weiter fort: „Der Himmel wollte es, daß Du dort auf ganz eigene Weise eintratst und wider Deinen Willen eingeflochten wurdest in die tiefsten Geheimnisse des Hauses. Jetzt ist es an der Zeit, daß Du Alles erfahren mußt. Oft genug, Vetter, haben wir über Dinge gesprochen, die Du mehr ahntest als verstandest. Die Natur stellt den Cyklus des menschlichen Lebens in dem Wechsel der Jahreszeiten symbolisch dar. Das sagen sie Alle; aber ich meine das auf andere Weise als Alle. Die Frühlingsnebel fallen, die Dünste des Sommers verdampfen, und erst des Herbstes reiner Aether zeigt deutlich die ferne Landschaft, bis das Hienieden versinkt in die Nacht des Winters. Ich meine, daß im Hellsehen des Alters sich deutlicher das Walten der unerforschlichen Macht zeigt. Es sind Blicke vergönnt in das gelobte Land, zu dem die Pilgerfahrt beginnt mit dem zeitlichen Tode. Wie wird mir in diesem Augenblick so klar das dunkle Verhängniß jenes Hauses, dem ich durch festere Bande, als Verwandtschaft sie zu schlingen vermag, verknüpft wurde! Wie liegt Alles so erschlossen vor meines Geistes Augen! Doch wie ich nun Alles so gestaltet vor mir sehe, — das Eigentliche, das kann ich Dir nicht mit Worten sagen; keines Menschen Zunge ist dessen fähig. Höre, mein Sohn, das, was ich Dir nur wie eine merkwürdige Geschichte, die sich wohl zutragen konnte, zu erzählen vermag! Bewahre tief in Deiner Seele die Erkenntniß, daß die geheimnißvollen Beziehungen, in die Du Dich vielleicht nicht unberufen wagtest, Dich verderben konnten! Doch — das ist nun vorüber."

Die Geschichte des R.'schen Majorats, die der Alte jetzt erzählte, trage ich so treu im Gedächtniß, daß ich sie beinahe mit seinen Worten — er sprach von sich selbst in der dritten Person — zu wiederholen vermag.

In einer stürmischen Herbstnacht des Jahres 1760 weckte ein entsetzlicher Schlag, als falle das ganze weitläuftige Schloß in tausend Trümmer zusammen, das Hausgesinde in R.. sitten

aus tiefem Schlafe. Im Nu war Alles auf den Beinen. — Lichter wurden angezündet; Schrecken und Angst im leichenblassen Gesicht, keuchte der Hausverwalter mit den Schlüsseln herbei. Aber nicht gering war Jedes Erstaunen, als man in tiefer Todtenstille, in der das pfeifende Gerassel der mühsam geöffneten Schlösser, ja, jeder Fußtritt recht schauerlich widerhallte, durch unversehrte Gänge, Säle, Zimmer fort und fort wandelte und nirgends die mindeste Spur irgend einer Verwüstung fand.

Eine finstere Ahnung erfaßte den alten Hausverwalter. Er schritt hinauf in den großen Rittersaal, in dessen Seitencabinet der Freiherr Roderich von R. zu ruhen pflegte, wenn er astronomische Beobachtungen angestellt. Eine zwischen der Thür dieses und eines andern Cabinets angebrachte Pforte führte durch einen engen Gang unmittelbar in den astronomischen Thurm. Aber sowie Daniel — so war der Hausverwalter geheißen — diese Pforte öffnete, warf ihm der Sturm, abscheulich heulend und sausend, Schutt und zerbröckelte Mauersteine entgegen, so daß er vor Entsetzen weit zurückprallte und, indem er den Leuchter, dessen Kerzen prasselnd verlöschten, an die Erde fallen ließ, laut aufschrie: „O Herr des Himmels, der Baron ist jämmerlich zerschmettert!"

In dem Augenblick ließen sich Klagelaute vernehmen, die aus dem Schlafcabinet des Freiherrn kamen. Daniel fand die übrigen Diener um den Leichnam ihres Herrn versammelt. Vollkommen und reicher gekleidet als jemals, ruhigen Ernst im unentstellten Gesichte, fanden sie ihn sitzend in dem großen reich verzierten Lehnstuhle, als ruhe er aus von gewichtiger Arbeit. Es war aber der Tod, in dem er ausruhte.

Als es Tag geworden, gewahrte man, daß die Krone des Thurms in sich eingestürzt war. Die großen Quadersteine hatten Decke und Fußboden des astronomischen Zimmers eingeschlagen, nebst den nun voranstürzenden mächtigen Balken mit gedoppelter Kraft des Falles das untere Gewölbe durchbrochen und einen Theil der Schloßmauer und des engen Ganges mit fortgerissen. Nicht einen Schritt durch die Pforte des Saals durfte man thun ohne Gefahr, wenigstens achtzig Fuß hinabzustürzen in die tiefe Gruft.

Der alte Freiherr hatte seinen Tod bis auf die Stunde vorausgesehen und seine Söhne davon benachrichtigt. So geschah es, daß gleich folgenden Tages Wolfgang Freiherr von R., ältester Sohn des Verstorbenen, mithin Majoratsherr, eintraf. Auf die Ahnung des alten Vaters wohl bauend, hatte er, sowie er den verhängnißvollen Brief erhalten, sogleich Wien, wo er auf der Reise sich gerade befand, verlassen, und war, so schnell es nur gehen wollte, nach R.. sitten geeilt.

Der Hausverwalter hatte den großen Saal schwarz ausschlagen und den alten Freiherrn in den Kleidern, wie man ihn gefunden, auf ein prächtiges Paradebette, das hohe silberne Leuchter mit brennenden Kerzen umgaben, legen lassen.

Schweigend schritt Wolfgang die Treppe hinauf, in den Saal hinein und dicht hinan an die Leiche des Vaters. Da blieb er mit über die Brust verschränkten Armen stehen und schaute starr und düster mit zusammengezogenen Augenbrauen dem Vater ins bleiche Antlitz.

Er glich einer Bildsäule; keine Thräne kam in seine Augen. Endlich, mit einer beinahe krampfhaften Bewegung den rechten Arm hin nach der Leiche zuckend, murmelte er dumpf: „Zwangen Dich die Gestirne, den Sohn, den Du liebtest, elend zu machen?" — Die Hände zurückgeworfen, einen kleinen Schritt hinter sich tretend, warf nun der Baron den Blick in die Höhe und sprach mit gesenkter, beinahe weicher Stimme: „Armer, bethörter Greis! Das Fastnachtspiel mit seinen läppischen Täuschungen ist nun vorüber. Nun magst Du erkennen, daß das kärglich zugemessene Besitzthum hienieden nichts gemein hat mit dem Jenseits über den Sternen. Welcher Wille, welche Kraft reicht hinaus über das Grab?" — Wieder schwieg der Baron einige Secunden; dann rief er heftig: „Nein, nicht ein Quentlein meines Erdenglücks, das Du zu vernichten trachtetest, soll mir Dein Starrsinn rauben!" und damit riß er ein zusammengelegtes Papier aus der Tasche und hielt es zwischen zwei Fingern hoch empor an eine dicht bei der Leiche stehende brennende Kerze.

Das Papier, von der Kerze ergriffen, flackerte hoch auf,

und als der Widerschein der Flamme auf dem Gesichte des Leichnams hin und her zuckte und spielte, war es, als rührten sich die Muskeln und der Alte spräche tonlose Worte, so daß der entfernt stehenden Dienerschaft tiefes Grauen und Entsetzen ankam. Der Baron vollendete sein Geschäft mit Ruhe, indem er das letzte Stückchen Papier, das er flammend zu Boden fallen lassen, mit dem Fuße sorglich austrat. Dann warf er noch einen düstern Blick auf den Vater und eilte mit schnellen Schritten zum Saale hinaus.

Andern Tages machte Daniel den Freiherrn mit der neuerlich geschehenen Verwüstung des Thurms bekannt und schilderte mit vielen Worten, wie sich überhaupt Alles in der Todesnacht des alten seligen Herrn zugetragen, indem er damit endete, daß es wohl gerathen sein würde, sogleich den Thurm herstellen zu lassen, da, stürze er noch mehr zusammen, das ganze Schloß in Gefahr stehe, wo nicht zertrümmert, doch hart beschädigt zu werden.

„Den Thurm herstellen?" fuhr der Freiherr den alten Diener, funkelnden Zorn in den Augen, an, „nimmermehr! Merkst Du denn nicht, Alter," fuhr er dann gelassener fort, „daß der Thurm nicht so ohne weitern Anlaß einstürzen konnte? Wie, wenn mein Vater selbst die Vernichtung des Orts, wo er seine unheimliche Sterndeuterei trieb, gewünscht, wie, wenn er selbst gewisse Vorrichtungen getroffen hätte, die es ihm möglich machten, die Krone des Thurms, wenn er wollte, einstürzen und so das Innere des Thurms zerschmettern zu lassen? Doch dem sei, wie ihm wolle, und mag auch das ganze Schloß zusammenstürzen, — mir ist es Recht. Glaubt Ihr denn, daß ich in dem abenteuerlichen Eulennefte hier hausen werde? Nein, jener kluge Ahnherr, der in dem schönen Thalgrunde die Fundamente zu einem neuen Schloß legen ließ, der hat mir vorgearbeitet, dem will ich folgen." — „Und so werden", sprach Daniel kleinlaut, „dann auch wol die alten treuen Diener den Wanderstab zur Hand nehmen müssen?" — „Daß ich", erwiderte der Freiherr, „mich nicht von unbehilflichen, schlotterbeinichten Greisen bedienen lassen werde, versteht sich von selbst; aber verstoßen werde ich Keinen. Arbeits-

los soll Euch das Gnadenbrod gut genug schmecken." — „Mich," rief der Alte voller Schmerz, „den Hausverwalter, so außer Activität . . ."

Da wandte der Freiherr, der, dem Alten den Rücken gekehrt, im Begriff stand, den Saal zu verlassen, sich plötzlich um, blutroth im ganzen Gesichte vor Zorn; die geballte Faust vorgestreckt, schritt er auf den Alten zu und schrie mit fürchterlicher Stimme: „Dich, Du alter heuchlerischer Schurke, der Du mit dem alten Vater das unheimliche Wesen triebst dort oben, der Du Dich wie ein Vampyr an sein Herz legtest, der vielleicht des Alten Wahnsinn verbrecherisch nützte, um in ihm die höllischen Entschlüsse zu erzeugen, die mich an den Rand des Abgrunds brachten, — Dich sollte ich hinausstoßen wie einen räudigen Hund!"

Der Alte war vor Schreck über diese entsetzlichen Reden dicht neben dem Freiherrn auf beide Kniee gesunken, und so mochte es geschehen, daß dieser, indem er vielleicht unwillkürlich, wie denn im Zorn oft der Körper dem Gedanken mechanisch folgt und das Gedachte mimisch ausführt, bei den letzten Worten den rechten Fuß vorschleuderte, den Alten so hart an der Brust traf, daß er mit einem dumpfen Schrei umstürzte. Er raffte sich mühsam in die Höhe, und indem er einen sonderbaren Laut, gleich dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Thieres, ausstieß, durchbohrte er den Freiherrn mit einem Blick, in dem Wuth und Verzweiflung glühten. Den Beutel mit Geld, den ihm der Freiherr im Davonschreiten zugeworfen, ließ er unberührt auf dem Fußboden liegen. —

Unterdessen hatten sich die in der Gegend befindlichen nächsten Verwandten des Hauses eingefunden. Mit vielem Prunk wurde der alte Freiherr in der Familiengruft, die in der Kirche von R . . sitten befindlich, beigesetzt, und nun, da die geladenen Gäste sich wieder entfernt, schien der neue Majoratsherr, von der düstern Stimmung verlassen, sich des erworbenen Besitzthumes recht zu erfreuen. Mit V., dem Justitiarius des alten Freiherrn, dem er gleich, nachdem er ihn nur gesprochen, sein volles Vertrauen schenkte und den er in seinem

Amt bestätigt hatte, hielt er genaue Rechnung über die Einkünfte des Majorats und überlegte, wie viel davon verwandt werden könne zu Verbesserungen und zum Aufbau eines neuen Schlosses.

V. meinte, daß der alte Freiherr unmöglich seine jährlichen Einkünfte aufgezehrt haben könne, und daß, da sich unter den Briefschaften nur ein paar unbedeutende Capitalien in Bankoscheinen befanden und die in einem eisernen Kasten befindliche baare Summe tausend Thaler nur um Weniges überstieg, gewiß irgendwo noch Geld verborgen sein müsse. Wer anders konnte davon unterrichtet sein als Daniel, der, störrisch und eigensinnig wie er war, vielleicht nur darauf wartete, daß man ihn darum befrage?

Der Baron war nicht wenig besorgt, daß Daniel, den er schwer beleidigt, nun nicht sowol aus Eigennutz — denn was konnte ihm, dem kinderlosen Greise, der im Stammschlosse R.. sitten sein Leben zu enden wünschte, die größte Summe Geldes helfen? — als vielmehr, um Rache zu nehmen für den erlittenen Schimpf, irgendwo versteckte Schätze lieber vermodern lassen, als ihm entdecken werde. Er erzählte V. den ganzen Vorfall mit Daniel umständlich und schloß damit, daß nach mehreren Nachrichten, die ihm zugekommen, Daniel allein es gewesen sei, der in dem alten Freiherrn einen unerklärlichen Abscheu, seine Söhne in R.. sitten wiederzusehen, zu nähren gewußt habe. Der Justitiarius erklärte diese Nachricht durchaus für falsch, da kein menschliches Wesen auf der Welt im Stande gewesen sei, des alten Freiherrn Entschlüsse nur einigermaßen zu lenken, viel weniger zu bestimmen, und übernahm es übrigens, dem Daniel das Geheimniß wegen irgend in einem verborgenen Winkel aufbewahrten Geldes zu entlocken.

Es bedurfte dessen gar nicht; denn kaum fing der Justitiarius an: „Aber wie kommt es denn, Daniel, daß der alte Herr so wenig baares Geld hinterlassen?“ so erwiderte Daniel mit widrigem Lächeln: „Meinen Sie die lumpigen paar Thaler, Herr Justitiarius, die Sie in dem kleinen Kästchen fanden? Das Uebrige liegt ja im Gewölbe neben dem

Schlafcabinet des alten gnädigen Herrn. — Aber das Beste," fuhr er dann fort, indem sein Lächeln sich zum abscheulichen Grinsen verzog und blutrothes Feuer in seinen Augen funkelte, „aber das Beste, viele tausend Goldstücke, liegt da unten im Schutt vergraben."

Der Justitiarius rief sogleich den Freiherrn herbei. Man begab sich in das Schlafcabinet; in einer Ecke desselben rückte Daniel an dem Getäfel der Wand, und ein Schloß wurde sichtbar. Indem der Freiherr das Schloß mit gierigen Blicken anstarrte, dann aber Anstalt machte, die Schlüssel, welche an dem großen Bunde hingen, den er mit vielem Geklapper mühsam aus der Tasche gezerrt, an dem glänzenden Schlosse zu versuchen, stand Daniel da, hoch aufgerichtet und wie mit hämischem Stolz herabblickend auf den Freiherrn, der sich niedergebückt hatte, um das Schloß besser in Augenschein zu nehmen. Den Tod im Antlitz, mit bebender Stimme sprach er dann: „Bin ich ein Hund, hochgnädiger Freiherr, so bewahr' ich auch in mir des Hundes Treue." Damit reichte er dem Baron einen blanken stählernen Schlüssel hin, den ihm dieser mit hastiger Begier aus der Hand riß und darauf die Thüre mit leichter Mühe öffnete.

Man trat in ein kleines, niedriges Gewölbe, in welchem eine große eiserne Truhe mit geöffnetem Deckel stand. Auf den vielen Geldsäcken lag ein Zettel. Der alte Freiherr hatte mit seinen wohlbekannten großen altväterischen Schriftzügen darauf geschrieben:

„Einmal hundert und funfzig tausend Reichsthaler in alten Friedrichsd'or erspartes Geld von den Einkünften des Majoratsgutes R.. sitten, und ist diese Summe bestimmt zum Bau des Schlosses. Es soll ferner der Majoratsherr, der mir folgt im Besitzthum, von diesem Gelde auf dem höchsten Hügel, östlich gelegen dem alten Schloßthurm, den er eingestürzt finden wird, einen hohen Leuchtthurm zum Besten der Seefahrer aufführen und allnächtlich feuern lassen.

R.. sitten in der Michaelisnacht des Jahres 1760.

Roderich Freiherr von R."

Erst als der Freiherr die Beutel, einen nach dem andern, gehoben und wieder in den Kasten fallen lassen, sich ergetzend an dem klirrenden Klingen des Goldes, wandte er sich rasch zu dem alten Hausverwalter, dankte ihm für die bewiesene Treue und versicherte, daß nur verleumderische Klätschereien schuld daran seien, daß er ihm anfangs übel begegnet. Nicht allein im Schlosse, sondern in vollem Dienst als Hausverwalter mit verdoppeltem Gehalt solle er bleiben. „Ich bin Dir volle Entschädigung schuldig; willst Du Gold, so nimm Dir einen von jenen Beuteln!“ — So schloß der Freiherr seine Rede, indem er, mit niedergeschlagenen Augen vor dem Alten stehend, mit der Hand nach dem Kasten hinzeigte, an den er nun aber noch einmal hintrat und die Beutel musterte.

Dem Hausverwalter trat plötzlich glühende Röthe ins Gesicht, und er stieß jenen entsetzlichen, dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Thieres ähnlichen Laut aus, wie ihn der Freiherr dem Justitiarius beschrieben. Dieser erbebte; denn was der Alte nun zwischen den Zähnen murmelte, klang wie: „Blut für Gold!“

Der Freiherr, vertieft in den Anblick des Schatzes, hatte von Allem nicht das Mindeste bemerkt. Daniel, den es wie im krampfichten Fieberfrost durch alle Glieder geschüttelt, nahte sich mit gebeugtem Haupt in demüthiger Stellung dem Freiherrn, küßte ihm die Hand und sprach mit weinerlicher Stimme, indem er mit dem Taschentuch sich über die Augen fuhr, als ob er Thränen wegwische: „Ach, mein lieber gnädiger Herr, was soll ich armer kinderloser Greis mit dem Golde? Aber das doppelte Gehalt, das nehme ich an mit Freuden und will mein Amt verwalten rüstig und unverdrossen.“

Der Freiherr, der nicht sonderlich auf die Worte des Alten geachtet, ließ nun den schweren Deckel der Truhe zufallen, daß das ganze Gewölbe krachte und dröhnte, und sprach dann, indem er die Truhe verschloß und die Schlüssel sorgfältig auszog, schnell hingeworfen: „Schon gut, schon gut, Alter! Aber Du hast noch“, fuhr er fort, nachdem sie schon

in den Saal getreten waren, „von vielen Goldstücken gesprochen, die unten im zerstörten Thurm liegen sollen?“ Der Alte trat schweigend an die Pforte und schloß sie mit Mühe auf. Aber sowie er die Flügel aufriß, trieb der Sturm dickes Schneegestöber in den Saal; aufgescheucht flatterte ein Rabe kreischend und krächzend umher, schlug mit den schwarzen Schwingen gegen die Fenster und stürzte sich, als er die offene Pforte wiedergewonnen, in den Abgrund. Der Freiherr trat hinaus in den Korridor, bebte aber zurück, als er kaum einen Blick in die Tiefe geworfen. „Abscheulicher Anblick — Schwindel!“ stotterte er und sank wie ohnmächtig dem Justitiarius in die Arme. Er raffte sich jedoch gleich wieder zusammen und frug, den Alten mit scharfen Blicken erfassend: „Und da unten?“

Der Alte hatte indessen die Pforte wieder verschlossen; er drückte nun noch mit ganzer Leibeskraft dagegen, so daß er keuchte und ächzte, um nur die großen Schlüssel aus den ganz verrosteten Schlössern loswinden zu können. Nachdem er dies endlich zu Stande gebracht, wandte er sich um nach dem Baron und sprach, die großen Schlüssel in der Hand hin- und herschiebend, mit seltsamem Lächeln: „Ja, da unten liegen tausend und tausend — alle schönen Instrumente des seligen Herrn — Teleskope — Quadranten — Globen — Nachtspiegel, — Alles liegt zertrümmert im Schutt zwischen den Steinen und Balken.“ — „Aber baares Geld, baares Geld?“ fiel der Freiherr ein; „Du hast von Goldstücken gesprochen, Alter!“ — „Ich meinte nur“, erwiderte der Alte, „Sachen, welche viele tausend Goldstücke gekostet.“ — Mehr war aus dem Alten nicht herauszubringen. —

Der Baron zeigte sich hoch erfreut, nun mit einem Mal zu allen Mitteln gelangt zu sein, deren er bedurfte, seinen Lieblingsplan auszuführen, nämlich ein neues prächtiges Schloß aufbauen zu können. Zwar meinte der Justitiarius, daß nach dem Willen des Verstorbenen nur von der Reparatur, von dem völligen Ausbau des alten Schlosses die Rede sein könne und in der That jeder neue Bau schwerlich die ehrwürdige Größe, den ernsten einfachen Charakter des alten

Stammhauses erreichen werde. Der Freiherr blieb aber bei seinem Vorsatz und meinte, daß in solchen Verfügungen, die nicht durch die Stiftungsurkunde sanctionirt worden, der todte Wille des Dahingeschiedenen weichen müsse. Er gab dabei zu verstehen, daß es seine Pflicht sei, den Aufenthalt in R.. sitten so zu verschönern, als es nur Klima, Boden und Umgebung zulasse, da er gedenke, in kurzer Zeit als sein innig geliebtes Weib ein Wesen heimzuführen, das in jeder Hinsicht der größten Opfer würdig sei.

Die geheimnißvolle Art, wie der Freiherr sich über das vielleicht schon insgeheim geschlossene Bündniß äußerte, schnitt dem Justitiarius jede weitere Frage ab; indessen fand er sich durch die Entscheidung des Freiherrn in so fern beruhigt, als er wirklich in seinem Streben nach Reichthum mehr die Begier, eine geliebte Person das schönere Vaterland, dem sie entsagen mußte, ganz vergessen zu lassen, als eigentlichen Geiz finden wollte. Für geizig, wenigstens für unausstehlich habsüchtig mußte er sonst den Baron halten, der, im Golde wühlend, die alten Friedrichsd'or beäugelnd, sich nicht enthalten konnte, mürrisch aufzufahren: „Der alte Halunke hat uns gewiß den reichsten Schatz verschwiegen; aber künftigen Frühling laß' ich den Thurm ausräumen unter meinen Augen." —

Baumeister kamen, mit denen der Freiherr weitläufig überlegte, wie mit dem Bau am Zweckmäßigsten zu verfahren sei. Er verwarf Zeichnung auf Zeichnung; keine Architektur war ihm reich, großartig genug. Nun fing er an, selbst zu zeichnen, und aufgeheitert durch diese Beschäftigungen, die ihm beständig das sonnenhelle Bild der glücklichsten Zukunft vor Augen stellten, erfaßte ihn eine frohe Laune, die oft an Ausgelassenheit anstreifte und die er Allen mitzutheilen wußte. Seine Freigebigkeit, die Opulenz seiner Bewirthung widerlegte wenigstens jeden Verdacht des Geizes.

Auch Daniel schien nun ganz jenen Tort, der ihm geschehen, vergessen zu haben. Er betrug sich still und demüthig gegen den Freiherrn, der ihn des Schatzes in der Tiefe halber oft mit mißtrauischen Blicken verfolgte. Was aber Allen

wunderbar vorkam, war, daß der Alte sich zu verjüngen schien von Tage zu Tage. Es mochte sein, daß ihn der Schmerz um den alten Herrn tief gebeugt hatte und er nun den Verlust zu verschmerzen begann, wol aber auch, daß er nun nicht wie sonst kalte Nächte schlaflos auf dem Thurm zubringen und bessere Kost, guten Wein, wie es ihm gefiel, genießen durfte; — genug, aus dem Greise schien ein rüstiger Mann werden zu wollen mit rothen Wangen und wohlgenährtem Körper, der kräftig auftrat und mit lauter Stimme mitlachte, wo es einen Spaß gab.

Das lustige Leben in R.. sitten wurde durch die Ankunft eines Mannes unterbrochen, von dem man hätte denken sollen, er gehöre nun gerade hin. Wolfgang's jüngerer Bruder, Hubert, war dieser Mann, bei dessen Anblick Wolfgang, im Antlitz den bleichen Tod, laut aufschrie: „Unglücklicher, was willst Du hier?" — Hubert stürzte dem Bruder in die Arme; dieser faßte ihn aber und zog ihn mit sich fort und hinauf in ein entferntes Zimmer, wo er sich mit ihm einschloß. Mehrere Stunden blieben Beide zusammen, bis endlich Hubert herabkam mit verstörtem Wesen und nach seinen Pferden rief. Der Justitiarius trat ihm in den Weg; jener wollte vorüber. V., von der Ahnung ergriffen, daß vielleicht gerade hier ein tödtlicher Bruderzwist enden könne, bat ihn, wenigstens ein paar Stunden zu verweilen, und in dem Augenblick kam auch der Freiherr herab, laut rufend: „Bleibe hier, Hubert! Du wirst Dich besinnen."

Hubert's Blicke heiterten sich auf; er gewann Fassung, und indem er den reichen Leibpelz, den er schnell abgezogen, hinter sich dem Bedienten zuwarf, nahm er V.'s Hand und sprach mit ihm, in die Zimmer schreitend, mit einem verhöhnenden Lächeln: „Der Majoratsherr will mich also doch hier leiden." V. meinte, daß gewiß sich jetzt das unglückliche Mißverständniß lösen werde, welches nur bei getrenntem Leben habe gedeihen können. Hubert nahm die stählerne Zange, die beim Kamin stand, zur Hand, und indem er damit ein astiges, dampfendes Stück Holz auseinanderklopfte und das Feuer besser aufschürte, sprach er zu V.: „Sie merken,

Herr Justitiarius, daß ich ein gutmüthiger Mensch bin und geschickt zu allerlei häuslichen Diensten. Aber Wolfgang ist voll der wunderlichsten Vorurtheile und — ein kleiner Geizhals." — V. fand es nicht gerathen, weiter in das Verhältniß der Brüder einzudringen, zumal Hubert's Gesicht, sein Benehmen, sein Ton den durch Leidenschaften jeder Art im Innersten zerrissenen Menschen ganz deutlich zeigte.

Um des Freiherrn Entschlüsse in irgend einer das Majorat betreffenden Angelegenheit zu vernehmen, ging V. noch am späten Abend hinauf in dessen Gemach. Er fand ihn, wie er, die Arme über den Rücken zusammengeschränkt, ganz verstört mit großen Schritten das Zimmer maß. Er blieb stehen, als er endlich den Justitiarius erblickte, faßte seine beiden Hände, und düster ihm ins Auge schauend, sprach er mit gebrochener Stimme: „Mein Bruder ist gekommen. Ich weiß," fuhr er fort, als V. kaum den Mund zur Frage geöffnet, „was Sie sagen wollen. Ach, Sie wissen nichts. Sie wissen nicht, daß mein unglücklicher Bruder — ja, unglücklich nur will ich ihn nennen, — daß er wie ein böser Geist mir überall in den Weg tritt und meinen Frieden stört. An ihm liegt es nicht, daß ich nicht unaussprechlich elend wurde. Er that das Seinige dazu; doch der Himmel wollt' es nicht. Seit der Zeit, daß die Stiftung des Majorats bekannt wurde, verfolgt er mich mit tödtlichem Haß. Er beneidet mich um das Besitzthum, das in seinen Händen wie Spreu verflogen wäre. Er ist der wahnsinnigste Verschwender, den es giebt. Seine Schuldenlast übersteigt bei Weitem die Hälfte des freien Vermögens in Kurland, die ihm zufällt, und nun, verfolgt von Gläubigern, die ihn quälen, eilt er her und bettelt um Geld."

„Und Sie, der Bruder, verweigern . . ." wollte ihm V. in die Rede fallen; doch der Freiherr rief, indem er V.'s Hände fahren ließ und einen starken Schritt zurücktrat, laut und heftig: „Halten Sie ein! Ja, ich verweigere. Von den Einkünften des Majorats kann und werde ich keinen Thaler verschenken. Aber hören Sie, welchen Vorschlag ich dem Unsinnigen vor wenigen Stunden vergebens machte, und dann richten Sie über mein Pflichtgefühl! Das freie Ver-

mögen in Kurland ist, wie Sie wissen, bedeutend. Auf die mir zufallende Hälfte wollt' ich verzichten, aber zu Gunsten seiner Familie. Hubert ist verheirathet in Kurland an ein schönes armes Fräulein. Sie hat ihm Kinder geboren und darbt mit ihnen. Die Güter sollten administrirt, aus den Revenuen ihm die nöthigen Gelder zum Unterhalt angewiesen, die Gläubiger vermöge Abkommens befriedigt werden. Aber was gilt ihm ein ruhiges, sorgenfreies Leben! Was gilt ihm Frau und Kind! Geld, baares Geld in großen Summen will er haben, damit er in verruchtem Leichtsinn es verprassen kann. Welcher Dämon hat ihm das Geheimniß mit den einhundertundfunfzigtausend Thalern verrathen? Davon verlangt er die Hälfte nach seiner wahnsinnigen Weise, behauptend, dies Geld sei, getrennt vom Majorat, als freies Vermögen zu achten. Ich muß und werde ihm dies verweigern; aber mir ahnt es, mein Verderben brütet er aus im Innern."

So sehr V. sich auch bemühte, dem Freiherrn den Verdacht wider seinen Bruder auszureden, wobei er sich freilich, uneingeweiht in die näheren Verhältnisse, mit ganz allgemeinen moralischen, ziemlich flachen Gründen behelfen mußte, so gelang ihm dies doch ganz und gar nicht. Der Freiherr gab ihm den Auftrag, mit dem feindseligen geldgierigen Hubert zu unterhandeln. V. that dies mit so viel Vorsicht, als ihm nur möglich war, und freute sich nicht wenig, als Hubert endlich erklärte: „Mag es denn sein! Ich nehme die Vorschläge des Majoratsherrn an, doch unter der Bedingung, daß er mir jetzt, da ich auf dem Punkt stehe, durch die Härte meiner Gläubiger Ehre und guten Namen auf immer zu verlieren, tausend Friedrichsd'or baar vorschieße und erlaube, daß ich künftig wenigstens einige Zeit hindurch meinen Wohnsitz in dem schönen R.. sitten bei dem gütigen Bruder nehme."

„Nimmermehr", schrie der Freiherr auf, als ihm V. diese Vorschläge des Bruders hinterbrachte, „werde ich's zugeben, daß Hubert auch nur eine Minute in meinem Hause verweile, sobald ich mein Weib hergebracht! Gehen Sie, mein theurer Freund, sagen Sie dem Friedensstörer, daß er zweitausend Friedrichsd'or haben soll, nicht als Vorschuß, nein, als Geschenk,

— nur fort — fort!" V. wußte nun mit einem Mal, daß der Freiherr sich ohne Wissen des Vaters schon verheirathet hatte, und daß in dieser Heirath auch der Grund des Bruderzwistes liegen mußte.

Hubert hörte stolz und gelassen den Justitiarius an und sprach, nachdem er geendet, dumpf und düster: „Ich werde mich besinnen, vor der Hand aber noch einige Tage hier bleiben!" — V. bemühte sich, dem Unzufriedenen darzuthun, daß der Freiherr doch in der That Alles thue, ihn durch die Abtretung des freien Vermögens so viel als möglich zu entschädigen, und daß er über ihn sich durchaus nicht zu beklagen habe, wenn er gleich bekennen müsse, daß jede Stiftung, die den Erstgebornen so vorwiegend begünstige und die andern Kinder in den Hintergrund stelle, etwas Gehässiges habe. Hubert riß wie Einer, der Luft machen will der beklemmten Brust, die Weste von oben bis unten auf; die eine Hand in die offene Busenkrause begraben, die andere in die Seite gestemmt, drehte er sich mit einer raschen Tänzerbewegung auf einem Fuße um und rief mit schneidender Stimme: „Pah! das Gehässige wird geboren von Haß." — Dann schlug er ein gellendes Gelächter auf und sprach: „Wie gnädig doch der Majoratsherr dem armen Bettler seine Goldstücke zuzuwerfen gedenkt!" — V. sah nun wohl ein, daß von völliger Aussöhnung der Brüder gar nicht die Rede sein könne.

Hubert richtete sich in den Zimmern, die ihm in den Seitenflügeln des Schlosses angewiesen worden, zu des Freiherrn Verdruß auf recht langes Bleiben ein. Man bemerkte, daß er oft und lange mit dem Hausverwalter sprach, ja, daß dieser sogar zuweilen mit ihm auf die Wolfsjagd zog. Sonst ließ er sich wenig sehen und mied es ganz, mit dem Bruder allein zusammenzukommen, was diesem eben ganz recht war. V. fühlte das Drückende dieses Verhältnisses; ja, er mußte es sich selbst gestehen, daß die ganz besondere unheimliche Manier Hubert's in Allem, was er sprach und that, in alle Luft recht geflissentlich zerstörend eingriff. Jener Schreck des Freiherrn, als er den Bruder eintreten sah, war ihm nun ganz erklärlich.

V. saß allein in der Gerichtsstube unter den Akten, als Hubert eintrat, ernster, gelassener als sonst, und mit beinahe wehmüthiger Stimme sprach: „Ich nehme auch die letzten Vorschläge des Bruders an. Bewirken Sie, daß ich die zweitausend Friedrichsd'or noch heute erhalte! In der Nacht will ich fort — zu Pferde — ganz allein." — „Mit dem Gelde?" frug V. — „Sie haben Recht," erwiderte Hubert; „ich weiß, was Sie sagen wollen — die Last! Stellen Sie es in Wechsel auf Isaak Lazarus in K. Noch in dieser Nacht will ich nach K. Es treibt mich von hier fort; der Alte hat seine bösen Geister hier hineingehext!" — „Sprechen Sie von Ihrem Vater, Herr Baron?" frug V. sehr ernst. Hubert's Lippen bebten; er hielt sich an dem Stuhl fest, um nicht umzusinken. Dann aber, sich plötzlich ermannend, rief er: „Also noch heute, Herr Justitiarius!" und wankte nicht ohne Anstrengung zur Thür hinaus. — „Er sieht jetzt ein, daß keine Täuschungen mehr möglich sind, daß er nichts vermag gegen meinen festen Willen," sprach der Freiherr, indem er den Wechsel auf Isaak Lazarus in K. ausstellte. Eine Last wurde seiner Brust entnommen durch die Abreise des feindlichen Bruders; lange war er nicht so froh gewesen als bei der Abendtafel. Hubert hatte sich entschuldigen lassen; Alle vermißten ihn recht gern. —

V. wohnte in einem etwas abgelegenen Zimmer, dessen Fenster nach dem Schloßhofe hinausgingen. In der Nacht fuhr er plötzlich auf aus dem Schlafe, und es war ihm, als habe ein fernes, klägliches Wimmern ihn aus dem Schlafe geweckt. Mochte er aber auch horchen, wie er wollte, es blieb Alles todtenstill, und so mußte er jenen Ton, der ihm in die Ohren geklungen, für die Täuschung eines Traumes halten. Ein ganz besonderes Gefühl von Grauen und Angst bemächtigte sich seiner aber so ganz und gar, daß er nicht im Bette bleiben konnte. Er stand auf und trat ans Fenster. Nicht lange dauerte es, so wurde das Schloßthor geöffnet, und eine Gestalt mit einer brennenden Kerze in der Hand trat heraus und schritt über den Schloßhof. V. erkannte in der Gestalt den alten Daniel und sah, wie er die Stallthür öffnete, in den Stall hineinging und bald darauf ein gesatteltes Pferd

herausbrachte. Nun trat aus der Finsterniß eine zweite Gestalt hervor, wohl eingehüllt in einen Pelz, eine Fuchsmütze auf dem Kopf. V. erkannte Hubert, der mit Daniel einige Minuten hindurch heftig sprach, dann aber sich zurückzog. Daniel führte das Pferd wieder in den Stall, verschloß diesen und ebenso die Thür des Schlosses, nachdem er über den Hof, wie er gekommen, zurückgekehrt. — Hubert hatte wegreiten wollen und sich in dem Augenblick eines Andern besonnen; — das war nun klar, — ebenso aber auch, daß Hubert gewiß mit dem alten Hausverwalter in irgend einem gefährlichen Bündnisse stand. V. konnte kaum den Morgen erwarten, um den Freiherrn von den Ereignissen der Nacht zu unterrichten. Es galt nun wirklich, sich gegen Anschläge des bösartigen Hubert zu waffnen, die sich, wie V. jetzt überzeugt war, schon gestern in seinem verstörten Wesen kundgethan.

Andern Morgens, zur Stunde, wenn der Freiherr aufzustehen pflegte, vernahm V. ein Hin- und Herrennen, Thür auf-, Thür zu-Schlagen, ein verwirrtes Durcheinander-Reden und -Schreien. Er trat hinaus und stieß überall auf Bediente, die, ohne auf ihn zu achten, mit leichenblassen Gesichtern ihm vorbei, Trepp auf, Trepp ab, hinaus, hinein durch die Zimmer rannten. Endlich erfuhr er, daß der Freiherr vermißt und schon stundenlang vergebens gesucht werde. In Gegenwart des Jägers hatte er sich ins Bette gelegt; er mußte dann aufgestanden, und sich im Schlafrock und Pantoffeln, mit dem Armleuchter in der Hand, entfernt haben; denn eben diese Stücke wurden vermißt. V. lief, von düsterer Ahnung getrieben, in den verhängnißvollen Saal, dessen Seitencabinet, gleich dem Vater, Wolfgang zu seinem Schlafgemach gewählt hatte. Die Pforte zum Thurm stand weit offen; tief entsetzt schrie V. laut auf: „Dort in der Tiefe liegt er zerschmettert!“

Es war dem so. Schnee war gefallen, so daß man von oben herab nur den zwischen den Steinen hervorragenden ren Arm des Unglücklichen deutlich wahrnehmen konnte. stunden gingen hin, ehe es den Arbeitern gelang, usgefahr auf zusammengebundenen Leitern hinabzu-

steigen und dann den Leichnam an Stricken heraufzuziehen. Im Krampf der Todesangst hatte der Baron den silbernen Armleuchter fest gepackt; die Hand, die ihn noch fest hielt, war der einzige unversehrte Theil des ganzen Körpers, der sonst durch das Anprallen an die spitzen Steine auf das Gräßlichste zerschellt worden.

Alle Furien der Verzweiflung im Antlitz, stürzte Hubert herbei, als die Leiche eben heraufgeborgen und in dem Saal gerade an der Stelle auf einen breiten Tisch gelegt worden, wo vor wenigen Wochen der alte Roderich lag. Niedergeschmettert von dem gräßlichen Anblick, heulte er: „Bruder — o mein armer Bruder! Nein, das hab' ich nicht erfleht von den Teufeln, die über mir waren!" — V. erbebte vor dieser verfänglichen Rede; es war ihm so, als müsse er zufahren auf Hubert als den Mörder seines Bruders. — Hubert lag von Sinnen auf dem Fußboden; man brachte ihn ins Bette, und er erholte sich, nachdem er stärkende Mittel gebraucht, ziemlich bald. Sehr bleich, düstern Gram im halb erloschenen Auge, trat er dann bei V. ins Zimmer und sprach, indem er, vor Mattigkeit nicht fähig zu stehen, sich langsam in einen Lehnstuhl niederließ: „Ich habe meines Bruders Tod gewünscht, weil der Vater ihm den besten Theil des Erbes zugewandt durch eine thörichte Stiftung. Jetzt hat er seinen Tod gefunden auf schreckliche Weise — ich bin Majoratsherr; aber mein Herz ist zermalmt; ich kann, ich werde niemals glücklich sein. Ich bestätige Sie im Amte; Sie erhalten die ausgedehntesten Vollmachten rücksichts der Verwaltung des Majorats, auf dem ich nicht zu hausen vermag." — Hubert verließ das Zimmer und war in ein paar Stunden schon auf dem Wege nach K.

Es schien, daß der unglückliche Wolfgang in der Nacht aufgestanden war und sich vielleicht in das andere Cabinet, wo eine Bibliothek aufgestellt, hatte begeben wollen. In der Schlaftrunkenheit verfehlte er die Thür, öffnete statt derselben die Pforte, schritt vor und stürzte hinab. Diese Erklärung enthielt indessen immer viel Erzwungenes. Konnte er nicht schlafen, wollte er sich noch ein Buch aus der

holen, um zu lesen, so schloß dieses alle Schlaftrunkenheit aus, aber nur so war es möglich, die Thür des Cabinets zu verfehlen und statt dieser die Pforte zu öffnen. Ueberdem war diese fest verschlossen und mußte erst mit vieler Mühe aufgeschlossen werden. — „Ach," fing endlich, als V. diese Unwahrscheinlichkeiten vor versammelter Dienerschaft entwickelte, des Freiherrn Jäger, Franz geheißen, an, „ach, lieber Herr Justitiarius, so hat es sich wol nicht zugetragen." — „Wie denn anders?" fuhr ihn V. an. Franz, ein ehrlicher treuer Kerl, der seinem Herrn hätte ins Grab folgen mögen, wollte aber nicht vor den Andern mit der Sprache heraus, sondern behielt sich vor, das, was er davon zu sagen wisse, dem Justitiarius allein zu vertrauen.

V. erfuhr nun, daß der Freiherr zu Franz sehr oft von den vielen Schätzen sprach, die da unten in dem Schutt begraben lägen, und daß er oft, wie vom bösen Geist getrieben, zur Nachtzeit noch die Pforte, zu der den Schlüssel ihm Daniel hatte geben müssen, öffnete und mit Sehnsucht hinabschaute in die Tiefe nach den vermeintlichen Reichthümern. Gewiß war es nun wol also, daß in jener verhängnißvollen Nacht der Freiherr, nachdem ihn der Jäger schon verlassen, noch einen Gang nach dem Thurm gemacht und ihn dort ein plötzlicher Schwindel erfaßt und hinabgestürzt hatte. Daniel, der von dem entsetzlichen Tode des Freiherrn auch sehr erschüttert schien, meinte, daß es gut sein würde, die gefährliche Pforte fest vermauern zu lassen, welches denn auch gleich geschah.

Freiherr Hubert von R., jetziger Majoratsbesitzer, ging, ohne sich wieder in R.. sitten sehen zu lassen, nach Kurland zurück. V. erhielt alle Vollmachten, die zur unumschränkten Verwaltung des Majorats nöthig waren. Der Bau des neuen Schlosses unterblieb, wogegen so viel möglich das alte Gebäude in guten Stand gesetzt wurde. Schon waren mehrere Jahre verflossen, als Hubert zum ersten Mal zur späten Herbstzeit sich in R.. sitten einfand und, nachdem er mehrere Tage mit V. in seinem Zimmer eingeschlossen zugebracht, wieder nach Kurland zurückging. Bei seiner Durchreise durch K.

hatte er bei der dortigen Landesregierung sein Testament niedergelegt.

Während seines Aufenthaltes in R.. sitten sprach der Freiherr, der in seinem tiefsten Wesen ganz geändert schien, viel von Ahnungen eines nahen Todes. Diese gingen wirklich in Erfüllung; denn er starb schon das Jahr darauf. Sein Sohn, wie er Hubert geheißen, kam schnell herüber von Kurland, um das reiche Majorat in Besitz zu nehmen. Ihm folgten Mutter und Schwester. Der Jüngling schien alle bösen Eigenschaften der Vorfahren in sich zu vereinen; er bewies sich als stolz, hochfahrend, ungestüm, habsüchtig gleich in den ersten Augenblicken seines Aufenthalts in R.. sitten. Er wollte auf der Stelle Vieles ändern lassen, was ihm nicht bequem, nicht gehörig schien, — den Koch warf er zum Hause hinaus — den Kutscher versuchte er zu prügeln, welches aber nicht gelang, da der baumstarke Kerl die Frechheit hatte, es nicht leiden zu wollen, — kurz, er war im besten Zuge, die Rolle des strengen Majoratsherrn zu beginnen, als V. ihm mit Ernst und Festigkeit entgegentrat, sehr bestimmt versichernd, kein Stuhl solle hier gerückt werden, keine Katze das Haus verlassen, wenn es ihr noch sonst darin gefalle, vor Eröffnung des Testaments. — „Sie unterstehen sich hier, dem Majoratsherrn" ... fing der Baron an. V. ließ den vor Wuth schäumenden Jüngling jedoch nicht ausreden, sondern sprach, indem er ihn mit durchbohrenden Blicken maß: „Keine Uebereilung, Herr Baron! Durchaus dürfen Sie hier nicht regieren wollen vor Eröffnung des Testaments; jetzt bin ich, ich allein hier Herr und werde Gewalt mit Gewalt zu vertreiben wissen. Erinnern Sie sich, daß ich kraft meiner Vollmacht als Vollzieher des väterlichen Testaments, kraft der getroffenen Verfügungen des Gerichts berechtigt bin, Ihnen den Aufenthalt hier in R.. sitten zu versagen, und ich rathe Ihnen, um das Unangenehme zu verhüten, sich ruhig nach K. zu begeben." Der Ernst des Gerichtshalters, der entschiedene Ton, mit dem er sprach, gab seinen Worten gehörigen Nachdruck, und so kam es, daß der junge Baron, der mit gar zu spitzigen Hörnern anlaufen wollte wider den festen

Bau, die Schwäche seiner Waffen fühlte und für gut fand, im Rückzuge seine Beschämung mit einem höhnischen Gelächter auszugleichen.

Drei Monate waren verflossen und der Tag gekommen, an dem nach dem Willen des Verstorbenen das Testament in K., wo es niedergelegt worden, eröffnet werden sollte. Außer den Gerichtspersonen, dem Baron und V. befand sich noch ein junger Mensch von edlem Ansehen in dem Gerichtssaal, den V. mitgebracht, und den man, da ihm ein eingeknöpftes Actenstück aus dem Busen hervorragte, für V.'s Schreiber hielt. Der Baron sah ihn, wie er es beinahe mit allen Uebrigen machte, über die Achsel an und verlangte stürmisch, daß man die langweilige überflüssige Ceremonie nur schnell und ohne viele Worte und Schreiberei abmachen solle; er begreife nicht, wie es überhaupt in dieser Erbangelegenheit, wenigstens hinsichts des Majorats, auf ein Testament ankommen könne, und werde es, insofern hier irgend etwas verfügt sein solle, lediglich von seinem Willen abhängen, das zu beachten oder nicht. Hand und Siegel des verstorbenen Vaters erkannte der Baron an, nachdem er einen flüchtigen mürrischen Blick darauf geworfen; dann, indem der Gerichtsschreiber sich zum lauten Ablesen des Testaments anschickte, schaute er gleichgiltig nach dem Fenster hin, den rechten Arm nachlässig über die Stuhllehne geworfen, den linken Arm gelehnt auf den Gerichtstisch und auf dessen grüner Decke mit den Fingern trommelnd.

Nach einem kurzen Eingange erklärte der verstorbene Freiherr Hubert von R., daß er das Majorat niemals als wirklicher Majoratsherr besessen, sondern dasselbe nur namens des einzigen Sohnes des verstorbenen Freiherrn Wolfgang von R., nach seinem Großvater Roderich geheißen, verwaltet habe; dieser sei Derjenige, dem nach der Familien-Succession durch seines Vaters Tod das Majorat zugefallen. Die genauesten Rechnungen über Einnahme und Ausgabe, über den vorzufindenden Bestand u. s. w. werde man in seinem Nachlaß finden.

Wolfgang von R., so erzählte Hubert in dem Testa-

ment, lernte auf seinen Reisen in Genf das Fräulein Julie von St. Val kennen und faßte eine solche heftige Neigung zu ihr, daß er sich nie mehr von ihr zu trennen beschloß. Sie war sehr arm, und ihre Familie, obgleich von gutem Adel, gehörte eben nicht zu den glänzendsten. Schon deshalb durfte er auf die Einwilligung des alten Roderich, dessen ganzes Streben dahin ging, das Majoratshaus auf alle nur mögliche Weise zu erheben, nicht hoffen. Er wagte es dennoch, von Paris aus dem Vater seine Neigung zu entdecken. Was aber voraus zu sehen, geschah wirklich, indem der Alte bestimmt erklärte, daß er schon selbst die Braut für den Majoratsherrn erkoren und von einer andern niemals die Rede sein könne. Wolfgang, statt wie er sollte, nach England hinüberzuschiffen, kehrte unter dem Namen Born nach Genf zurück und vermählte sich mit Julien, die ihm nach Verlauf eines Jahres den Sohn gebar, der mit dem Tode Wolfgang's Majoratsherr wurde. Darüber, daß Hubert, von der ganzen Sache unterrichtet, so lange schwieg und sich selbst als Majoratsherr gerirte, waren verschiedene Ursachen angeführt, die sich auf frühere Verabredungen mit Wolfgang bezogen, indessen unzureichend und aus der Luft gegriffen schienen. —

Wie vom Donner gerührt, starrte der Baron den Gerichtsschreiber an, der mit eintöniger schnarrender Stimme alles Unheil verkündete. Als er geendet, stand V. auf, nahm den jungen Menschen, den er mitgebracht, bei der Hand und sprach, indem er sich gegen die Anwesenden verbeugte: „Hier, meine Herren, habe ich die Ehre, Ihnen den Freiherrn Roderich von R., Majoratsherrn von R.. sitten, vorzustellen!" Baron Hubert blickte den Jüngling, der, wie vom Himmel gefallen, ihn um das reiche Majorat, um die Hälfte des freien Vermögens in Kurland brachte, verhaltenen Grimm im glühenden Auge, an, drohte dann mit geballter Faust und rannte, ohne ein Wort hervorbringen zu können, zum Gerichtssaal hinaus.

Von den Gerichtspersonen dazu aufgefordert, holte jetzt Baron Roderich die Urkunden hervor, die ihn als die Person,

für die er sich ausgab, legitimiren sollten. Er überreichte den beglaubigten Auszug aus den Registern der Kirche, wo sein Vater sich trauen lassen, worin bezeugt wurde, daß an dem und dem Tage der Kaufmann Wolfgang Born, gebürtig aus K., mit dem Fräulein Julie von St. Val, in Gegenwart der genannten Personen durch priesterliche Einsegnung getraut worden. Ebenso hatte er seinen Taufschein, — er war in Genf als von dem Kaufmann Born mit seiner Gemahlin Julie, geb. von St. Val, in giltiger Ehe erzeugtes Kind getauft worden, — und verschiedene Briefe seines Vaters an seine schon längst verstorbene Mutter, die aber alle nur mit „W." unterzeichnet waren.

V. sah alle diese Papiere mit finsterm Gesichte durch und sprach ziemlich bekümmert, als er sie wieder zusammenschlug: „Nun, Gott wird helfen!" —

Schon andern Tages reichte der Freiherr Hubert von R. durch einen Advocaten, den er zu seinem Rechtsfreunde erkoren, bei der Landesregierung in K. eine Vorstellung ein, worin er auf nichts weniger antrug, als sofort die Uebergabe des Majorats R.. sitten an ihn zu veranlassen. Es verstehe sich von selbst, sagte der Advocat, daß weder testamentarisch noch auf irgend eine andere Weise der verstorbene Freiherr Hubert von R. habe über das Majorat verfügen können. Jenes Testament sei also nichts Anderes als die aufgeschriebene und gerichtlich übergebene Aussage, nach welcher der Freiherr Wolfgang von R. das Majorat an einen Sohn vererbt haben solle, der noch lebe, die keine höhere Beweiskraft als jede andere irgend eines Zeugen haben und also unmöglich die Legitimation des angeblichen Freiherrn Roderich von R. bewirken könne. Vielmehr sei es die Sache dieses Prätendenten, sein vorgebliches Erbrecht, dem hiermit ausdrücklich widersprochen werde, im Wege des Prozesses darzuthun und das Majorat, welches jetzt nach dem Recht der Succession dem Baron Hubert von R. zugefallen, zu vindiciren. Durch den Tod des Vaters sei der Besitz unmittelbar auf den Sohn übergegangen; es habe keiner Erklärung über den Erbschaftsantritt bedurft, da der Majoratsfolge nicht entsagt werden

könne; mithin dürfe der jetzige Majoratsherr in dem Besitze nicht durch ganz illiquide Ansprüche turbirt werden. Was der Verstorbene für Grund gehabt habe, einen andern Majoratsherrn aufzustellen, sei ganz gleichgiltig; nur werde bemerkt, daß er selbst, wie aus den nachgelassenen Papieren erforderlichenfalls nachgewiesen werden könne, eine Liebschaft in der Schweiz gehabt habe, und so sei vielleicht der angebliche Brudersſohn der eigene, in einer verbotenen Liebe erzeugte, dem er in einem Anfall von Reue das reiche Majorat zuwenden wollen. —

So sehr auch die Wahrscheinlichkeit für die im Testament behaupteten Umstände sprach, so sehr auch die Richter hauptsächlich die letzte Wendung, in der der Sohn sich nicht scheute, den Verstorbenen eines Verbrechens anzuklagen, empörte, so blieb doch die Ansicht der Sache, wie sie aufgestellt worden, die richtige, und nur den rastlosen Bemühungen V.'s, der bestimmten Versicherung, daß der die Legitimation des Freiherrn Roderich von R. bewirkende Beweis in kurzer Zeit auf das Bündigste geführt werden solle, konnte es gelingen, daß die Uebergabe des Majorats noch ausgesetzt und die Fortdauer der Administration bis nach entschiedener Sache verfügt wurde.

V. sah nur zu gut ein, wie schwer es ihm werden würde, sein Versprechen zu halten. Er hatte alle Briefschaften des alten Roderich durchstöbert, ohne die Spur eines Briefes oder sonst eines Aufsatzes zu finden, der Bezug auf jenes Verhältniß Wolfgang's mit dem Fräulein von St. Val gehabt hätte.

Gedankenvoll saß er in R.. sitten in dem Schlafcabinet des alten Roderich, das er ganz durchsucht, und arbeitete an einem Aufsatze für den Notar in Genf, der ihm als ein scharfsinniger thätiger Mann empfohlen worden und der ihm einige Notizen schaffen sollte, die die Sache des jungen Freiherrn ins Klare bringen konnten. Es war Mitternacht geworden; der Vollmond schien hell herein in den anstoßenden Saal, dessen Thür offen stand. Da war es, als schreite Jemand langsam und schwer die Treppe herauf und klirre und klappere mit Schlüsseln. V. wurde aufmerksam; er stand auf, ging in den Saal und vernahm nun deutlich, daß Jemand sich durch

den Flur der Thür des Saals nahte. Bald darauf wurde diese geöffnet, und ein Mensch mit leichenblassem entstellten Antlitz in Nachtkleidern, in der einen Hand den Armleuchter mit brennenden Kerzen, in der andern den großen Schlüsselbund, trat langsam herein.

V. erkannte augenblicklich den Hausverwalter und war im Begriff, ihm zuzurufen, was er so spät in der Nacht wolle, als ihn in dem ganzen Wesen des Alten, in dem zum Tode erstarrten Antlitz etwas Unheimliches, Gespenstisches mit Eiskälte anhauchte. Er erkannte, daß er einen Nachtwandler vor sich habe. Der Alte ging mit gemessenen Schritten quer durch den Saal, gerade los auf die vermauerte Thür, die ehemals zum Thurm führte. Dicht vor derselben blieb er stehen und stieß aus tiefer Brust einen heulenden Laut aus, der so entsetzlich in dem ganzen Saale widerhallte, daß V. erbebte vor Grausen. Dann, den Armleuchter auf den Fußboden gestellt, den Schlüsselbund an den Gürtel gehängt, fing Daniel an, mit beiden Händen an der Mauer zu kratzen, daß bald das Blut unter den Nägeln hervorquoll, und dabei stöhnte er und ächzte wie gepeinigt von einer namenlosen Todesqual. Nun legte er das Ohr an die Mauer, als wolle er irgend etwas erlauschen; dann winkte er mit der Hand, wie Jemanden beschwichtigend, bückte sich, den Armleuchter wieder vom Boden aufhebend, und schlich mit leisen gemessenen Schritten nach der Thür zurück.

V. folgte ihm behutsam mit dem Leuchter in der Hand. Es ging die Treppe hinab. Der Alte schloß die große Hauptthür des Schlosses auf. V. schlüpfte geschickt hindurch. Nun begab er sich nach dem Stall, und nachdem er zu V.'s tiefem Erstaunen den Armleuchter so geschickt hingestellt hatte, daß das ganze Gebäude genugsam erhellt wurde ohne irgend eine Gefahr, holte er Sattel und Zeug herbei und rüstete mit großer Sorglichkeit, den Gurt fest, die Steigbügel hinauf schnallend, ein Pferd aus, das er losgebunden von der Krippe. Nachdem er noch ein Büschel Haare über den Stirnriemen weg durch die Hand gezogen, nahm er, mit der Zunge schnalzend und mit der einen Hand ihm den Hals klopfend, das Pferd

beim Zügel und führte es hinaus. Draußen im Hofe blieb er einige Secunden stehen in der Stellung, als erhalte er Befehle, die er kopfnickend auszuführen versprach. Dann führte er das Pferd zurück in den Stall, sattelte es wieder ab und band es an die Krippe. Nun nahm er den Armleuchter, verschloß den Stall, kehrte in das Schloß zurück und verschwand endlich in sein Zimmer, das er sorgfältig verriegelte.

V. fühlte sich von diesem Auftritt im Innersten ergriffen; die Ahnung einer entsetzlichen That erhob sich vor ihm wie ein schwarzes höllisches Gespenst, das ihn nicht mehr verließ. Ganz erfüllt von der bedrohlichen Lage seines Schützlings, glaubte er wenigstens das, was er gesehen, nützen zu müssen zu seinem Besten. Andern Tages — es wollte schon die Dämmerung einbrechen — kam Daniel in sein Zimmer, um irgend eine sich auf den Hausstand beziehende Anweisung einzuholen. Da faßte ihn V. bei beiden Armen und fing an, indem er ihn zutraulich in den Sessel niederdrückte: „Höre, alter Freund Daniel, lange habe ich Dich fragen wollen: Was hältst Du denn von dem verworrenen Kram, den uns Hubert's sonderbares Testament über den Hals gebracht hat? Glaubst Du denn wol, daß der junge Mensch wirklich Wolfgang's in rechtsgiltiger Ehe erzeugter Sohn ist?" Der Alte, sich über die Lehne des Stuhls wegbeugend und V.'s starr auf ihn gerichteten Blicken ausweichend, rief mürrisch: „Pah! Er kann es sein, er kann es auch nicht sein. Was schiert's mich, mag nun hier Herr werden, wer da will!" — „Aber ich meine," fuhr V. fort, indem er dem Alten näher rückte und die Hand auf seine Schulter legte, „da Du des alten Freiherrn ganzes Vertrauen hattest, so verschwieg er Dir gewiß nicht die Verhältnisse seiner Söhne. Er erzählte Dir von dem Bündniß, das Wolfgang wider seinen Willen geschlossen?" — „Ich kann mich auf dergleichen gar nicht besinnen," erwiderte der Alte, indem er auf ungezogene Art laut gähnte. — „Du bist schläfrig, Alter," sprach V., „hast Du vielleicht eine unruhige Nacht gehabt?" — „Daß ich nicht wüßte!" entgegnete der Alte frostig; „aber ich will nun gehen und das Abendessen bestellen."

Hiermit erhob er sich schwerfällig vom Stuhl, indem er sich den gekrümmten Rücken rieb und abermals und zwar noch lauter gähnte als zuvor. — „Bleibe doch noch, Alter!“ rief B., indem er ihn bei der Hand ergriff und zum Sitzen nöthigen wollte; der Alte blieb aber vor dem Arbeitstische stehen, auf den er sich mit beiden Händen stemmte, den Leib übergebogen nach B. hin und mürrisch fragend: „Nun, was soll's denn? Was schiert mich das Testament! Was schiert mich der Streit um das Majorat!“

„Davon“, fiel ihm B. in die Rede, „wollen wir auch gar nicht mehr sprechen; von etwas ganz Anderem, lieber Daniel! Du bist mürrisch, Du gähnst; das Alles zeugt von besonderer Abspannung, und nun möcht' ich beinahe glauben, daß Du es wirklich gewesen bist in dieser Nacht.“ — „Was bin ich gewesen in dieser Nacht?“ frug der Alte, in seiner Stellung verharrend. — „Als ich“, sprach B. weiter, „gestern Mitternacht dort oben in dem Cabinet des alten Herrn neben dem großen Saale saß, kamst Du zur Thür herein, ganz starr und bleich, schrittest auf die zugemauerte Thür los, kratztest mit beiden Händen an der Mauer und stöhntest, als wenn Du große Qualen empfändest. Bist Du denn ein Nachtwandler, Daniel?“ — Der Alte sank zurück in den Stuhl, den ihm B. schnell unterschob. Er gab keinen Laut von sich; die tiefe Dämmerung ließ sein Gesicht nicht erkennen. B. bemerkte nur, daß er kurz Athem holte und mit den Zähnen klapperte.

„Ja,“ fuhr B. nach kurzem Schweigen fort, „es ist ein eigenes Ding mit den Nachtwandlern. Andern Tages wissen sie von diesem sonderbaren Zustande, von Allem, was sie wie in vollem Wachen begonnen haben, nicht das Allermindeste.“ — Daniel blieb still. — „Aehnliches“, sprach B. weiter, „wie gestern mit Dir, habe ich schon erlebt. Ich hatte einen Freund, der stellte so wie Du, trat der Vollmond ein, regelmäßig nächtliche Wanderungen an. Ja, manchmal setzte er sich hin und schrieb Briefe. Am Merkwürdigsten war es aber, daß, fing ich an, ihm ganz leise ins Ohr zu flüstern, es mir bald gelang, ihn zum Sprechen zu bringen. Er antwortete gehörig auf alle Fragen, und selbst das, was er im Wachen sorglich

verschwiegen haben würde, floß nun unwillkürlich, als könne er der Kraft nicht widerstehen, die auf ihn einwirkte, von seinen Lippen. Der Teufel! Ich glaube, verschwiege ein Mondsüchtiger irgend eine begangene Unthat noch so lange, man könnte sie ihm abfragen in dem seltsamen Zustande. Wohl Dem, der ein reines Gewissen hat wie wir Beide, guter Daniel! Wir können schon immer Nachtwandler sein; uns wird man kein Verbrechen abfragen. — Aber höre, Daniel, gewiß willst Du herauf in den astronomischen Thurm, wenn Du so abscheulich an der zugemauerten Thür kratzest? Du willst gewiß laboriren wie der alte Roderich? — Nun, das werd' ich Dir nächstens abfragen!"

Der Alte hatte, während V. dieses sprach, immer stärker und stärker gezittert; jetzt flog sein ganzer Körper, von heillosem Krampf hin- und hergeworfen, und er brach aus in ein gellendes, unverständliches Geplapper. V. schellte die Diener herauf. Man brachte Lichter; der Alte ließ nicht nach; wie ein willkürlos bewegtes Automat hob man ihn auf und brachte ihn ins Bette. Nachdem beinahe eine Stunde dieser heillose Zustand gedauert, verfiel er in einen tiefer Ohnmacht ähnlichen Schlaf. Als er erwachte, verlangte er Wein zu trinken, und als man ihm diesen gereicht, trieb er den Diener, der bei ihm wachen wollte, fort und verschloß sich wie gewöhnlich in sein Zimmer.

V. hatte wirklich beschlossen, den Versuch anzustellen, in dem Augenblick, als er davon gegen Daniel sprach, wiewol er sich selbst gestehen mußte, einmal, daß Daniel, vielleicht erst jetzt von seiner Mondsucht unterrichtet, Alles anwenden werde, ihm zu entgehen, dann aber, daß Geständnisse, in diesem Zustande abgelegt, eben nicht geeignet sein würden, darauf weiter fortzubauen. Dem unerachtet begab er sich gegen Mitternacht in den Saal, hoffend, daß Daniel, wie es in dieser Krankheit geschieht, gezwungen werden würde, willkürlos zu handeln.

Um Mitternacht erhob sich ein großer Lärm auf dem Hofe. V. hörte deutlich ein Fenster einschlagen; er eilte hinab, und als er die Gänge durchschritt, wallte ihm ein stinkender

Dampf entgegen, der, wie er bald gewahrte, aus dem geöffneten Zimmer des Hausverwalters herausquoll. Diesen brachte man eben todtstarr herausgetragen, um ihn in einem andern Zimmer ins Bette zu legen. Um Mitternacht wurde ein Knecht, so erzählten die Diener, durch ein seltsames, dumpfes Pochen geweckt; er glaubte, dem Alten sei etwas zugestoßen, und schickte sich an, aufzustehen, um ihm zu Hilfe zu kommen, als der Wächter auf dem Hofe laut rief: „Feuer, Feuer! In der Stube des Herrn Verwalters brennt's lichterloh!" — Auf dies Geschrei waren gleich mehrere Diener bei der Hand; aber alles Mühen, die Thür des Zimmers einzubrechen, blieb umsonst. Nun eilten sie heraus auf den Hof; aber der entschlossene Wächter hatte schon das Fenster des niedrigen, im Erdgeschosse befindlichen Zimmers eingeschlagen und die brennenden Gardinen herabgerissen, worauf ein paar hineingegossene Eimer Wasser den Brand augenblicklich löschten.

Den Hausverwalter fand man, mitten im Zimmer auf der Erde liegend, in tiefer Ohnmacht. Er hielt noch fest den Armleuchter in der Hand, dessen brennende Kerzen die Gardinen erfaßt und so das Feuer veranlaßt hatten. Brennende herabfallende Lappen hatten dem Alten die Augenbrauen und ein gut Theil Kopfhaare weggesengt. Bemerkte der Wächter nicht das Feuer, so hätte der Alte hilflos verbrennen müssen. Zu nicht geringer Verwunderung fanden die Diener, daß die Thür des Zimmers von innen durch zwei ganz neu angeschraubte Riegel, die noch den Abend vorher nicht dagewesen, verwahrt war. V. sah ein, daß der Alte sich hatte das Hinausschreiten aus dem Zimmer unmöglich machen wollen; widerstehen konnte er dem blinden Triebe nicht.

Der Alte verfiel in eine ernste Krankheit. Er sprach nicht, er nahm nur wenig Nahrung zu sich und starrte, wie fest geklammert von einem entsetzlichen Gedanken, mit Blicken, in denen sich der Tod malte, vor sich hin. V. glaubte, daß der Alte von dem Lager nicht erstehen werde. Alles, was sich für seinen Schützling thun ließ, hatte V. gethan; er mußte ruhig den Erfolg abwarten und wollte deshalb nach K. zurück.

Die Abreise war für den folgenden Morgen bestimmt. V. packte spät abends seine Scripturen zusammen; da fiel ihm ein kleines Packet in die Hände, welches ihm der Freiherr Hubert von R. versiegelt und mit der Aufschrift: „Nach Eröffnung meines Testaments zu lesen," zugestellt und das er unbegreiflicherweise noch nicht beachtet hatte. Er war im Begriff, dieses Packet zu entsiegeln, als die Thür aufging und mit leisen, gespenstischen Schritten Daniel hereintrat. Er legte eine schwarze Mappe, die er unter dem Arme trug, auf den Schreibtisch; dann mit einem tiefen Todesseufzer auf beide Kniee sinkend, V.'s Hände mit den seinen krampfhaft fassend, sprach er hohl und dumpf wie aus tiefem Grabe: „Auf dem Schaffot stürb' ich nicht gern! — Der dort oben richtet!" — Dann richtete er sich unter angstvollem Keuchen mühsam auf und verließ das Zimmer, wie er gekommen.

V. brachte die ganze Nacht hin, Alles das zu lesen, was die schwarze Mappe und Hubert's Packet enthielt. Beides hing genau zusammen und bestimmte von selbst die weiteren Maßregeln, die nun zu ergreifen. Sowie V. in K. angekommen, begab er sich zum Freiherrn Hubert von R., der ihn mit rauhem Stolz empfing. Die merkwürdige Folge einer Unterredung, welche mittags anfing und bis spät in die Nacht hinein ununterbrochen fortdauerte, war aber, daß der Freiherr andern Tages vor Gericht erklärte, daß er den Prätendenten des Majorats dem Testamente seines Vaters gemäß für den in rechtsgiltiger Ehe von dem ältesten Sohn des Freiherrn Roderich von R., Wolfgang von R., mit dem Fräulein Julie von St. Val erzeugten Sohn, mithin für den rechtsgiltig legitimirten Majoratserben anerkenne. Als er von dem Gerichtssaal herabstieg, stand sein Wagen mit Postpferden vor der Thür; er reiste schnell ab und ließ Mutter und Schwester zurück. Sie würden ihn vielleicht nie wieder sehen, hatte er ihnen mit andern räthselhaften Aeußerungen geschrieben.

Roderich's Erstaunen über diese Wendung, die die Sache nahm, war nicht gering; er drang in V., ihm doch nur zu erklären, wie dies Wunder habe bewirkt werden können, welche

geheimnißvolle Macht im Spiele sei. V. vertröstete ihn indessen auf künftige Zeiten, und zwar, wenn er Besitz genommen haben würde von dem Majorat. Die Uebergabe des Majorats konnte nämlich deshalb nicht geschehen, weil nun die Gerichte, nicht befriedigt durch jene Erklärung Hubert's, außerdem die vollständige Legitimation Roderich's verlangten. V. bot dem Freiherrn die Wohnung in R.. sitten an und setzte hinzu, daß Hubert's Mutter und Schwester, durch seine schnelle Abreise in augenblickliche Verlegenheit gesetzt, den stillen Aufenthalt auf dem Stammgute der geräuschvollen, theuern Stadt vorziehen würden. Das Entzücken, womit Roderich den Gedanken ergriff, mit der Baronin und ihrer Tochter wenigstens eine Zeit lang unter einem Dache zu wohnen, bewies, welchen tiefen Eindruck Seraphine, das holde, anmuthige Kind, auf ihn gemacht hatte. In der That wußte der Freiherr seinen Aufenthalt in R.. sitten so gut zu benutzen, daß er — wenige Wochen waren vergangen — Seraphinens innige Liebe und der Mutter beifällig Wort zur Verbindung mit ihr gewonnen hatte. Dem V. war das Alles zu schnell, da bis jetzt Roderich's Legitimation als Majoratsherr von R.. sitten noch immer zweifelhaft geblieben.

Briefe aus Kurland unterbrachen das Idyllenleben auf dem Schlosse. Hubert hatte sich gar nicht auf den Gütern sehen lassen, sondern war unmittelbar nach Petersburg gegangen, dort in Militärdienste getreten und stand jetzt im Felde gegen die Perser, mit denen Rußland gerade im Kriege begriffen. Dies machte die schnelle Abreise der Baronin mit ihrer Tochter nach den Gütern, wo Unordnung und Verwirrung herrschte, nöthig. Roderich, der sich schon als den aufgenommenen Sohn betrachtete, unterließ nicht, die Geliebte zu begleiten, und so wurde, da V. ebenfalls nach K. zurückkehrte, das Schloß einsam wie vorher. Des Hausverwalters böse Krankheit wurde schlimmer und schlimmer, so daß er nicht mehr daraus zu erstehen glaubte. Sein Amt wurde dem alten Jäger, Wolfgang's treuem Diener Franz, übertragen.

Endlich nach langem Harren erhielt V. die günstigsten

Nachrichten aus der Schweiz. Der Pfarrer, der Roderich's Trauung vollzogen, war längst gestorben; indessen fand sich in dem Kirchenbuche von seiner Hand notirt, daß Derjenige, den er unter dem Namen Born mit dem Fräulein Julie St. Val ehelich verbunden, sich bei ihm als Freiherr Wolfgang von R., ältesten Sohn des Freiherrn Roderich von R. auf R.. sitten, vollständig legitimirt habe. Außerdem wurden noch zwei Trauzeugen, ein Kaufmann in Genf und ein alter französischer Kapitän, der nach Lyon gezogen, ausgemittelt, denen Wolfgang ebenfalls sich entdeckt hatte, und ihre eidlichen Aussagen bekräftigten den Vermerk des Pfarrers im Kirchenbuche. Mit den in rechtlicher Form ausgefertigten Verhandlungen in der Hand, führte nun V. den vollständigen Nachweis der Rechte seines Machtgebers, und nichts stand der Uebergabe des Majorats im Wege, die im künftigen Herbste erfolgen sollte. Hubert war gleich in der ersten Schlacht, der er beiwohnte, geblieben; ihn hatte das Schicksal seines jüngeren Bruders, der ein Jahr vor seines Vaters Tode ebenfalls im Felde blieb, getroffen. So fielen die Güter in Kurland der Baronesse Seraphine von R. zu und wurden eine schöne Mitgift für den überglücklichen Roderich.

Der November war angebrochen, als die Baronin und Roderich mit seiner Braut in R.. sitten anlangten. Die Uebergabe des Majorats erfolgte und dann Roderich's Verbindung mit Seraphinen. Manche Woche verging im Taumel der Lust, bis endlich die übersättigten Gäste nach und nach das Schloß verließen zur großen Zufriedenheit V.'s, der von R.. sitten nicht scheiden wollte, ohne den jungen Majoratsherrn auf das Genaueste einzuweihen in alle Verhältnisse des neuen Besitzthums. Mit der strengsten Genauigkeit hatte Roderich's Oheim die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe geführt, so daß, da Roderich nur eine geringe Summe jährlich zu seinem Unterhalt bekam, durch die Ueberschüsse der Einnahme jenes baare Capital, das man in des alten Freiherrn Nachlaß vorfand, einen bedeutenden Zuschuß erhielt. Nur in den ersten drei Jahren hatte Hubert die Einkünfte des Majorats in seinem Nutzen verwandt, darüber aber ein

Schuldinstrument ausgestellt und es auf den ihm zustehenden Antheil der Güter in Kurland versichern lassen.

V. hatte seit der Zeit, als ihm Daniel als Nachtwandler erschien, das Schlafgemach des alten Roderich zu seinem Wohnzimmer gewählt, um desto sicherer das erlauschen zu können, was ihm Daniel nachher freiwillig offenbarte. So kam es, daß dies Gemach und der anstoßende große Saal der Ort blieb, wo der Freiherr mit V. im Geschäft zusammenkam. Da saßen nun Beide beim hell lodernden Kaminfeuer an dem großen Tische, V. mit der Feder in der Hand, die Summen notirend und den Reichthum des Majoratsherrn berechnend, dieser mit aufgestemmtem Arm hineinblinzelnd in die aufgeschlagenen Rechnungsbücher, in die gewichtigen Documente. Keiner vernahm das dumpfe Brausen der See, das Angstgeschrei der Möwen, die, das Unwetter verkündend, im Hin- und Herflattern an die Fensterscheiben schlugen, Keiner achtete des Sturms, der, um Mitternacht heraufgekommen, in wildem Tosen das Schloß durchsauste, so daß alle Unkenstimmen in den Kaminen, in den engen Gängen erwachten und widerlich durch einander pfiffen und heulten. Als endlich nach einem Windstoß, vor dem der ganze Bau erdröhnte, plötzlich der Saal im düstern Feuer des Vollmondes stand, rief V.: „Ein böses Wetter!“ Der Freiherr, ganz vertieft in die Aussicht des Reichthums, der ihm zugefallen, erwiderte gleichgiltig, indem er mit zufriedenem Lächeln ein Blatt des Einnahmebuches umschlug: „In der That, sehr stürmisch.“

Aber wie fuhr er, von der eisigen Faust des Schreckens berührt, in die Höhe, als die Thür des Saales aufsprang und eine bleiche, gespenstische Gestalt sichtbar wurde, die, den Tod im Antlitz, hereinschritt. Daniel, den V. so wie Jedermann, in tiefer Krankheit ohnmächtig daliegend, nicht für fähig hielt, ein Glied zu rühren, war es, der abermals von der Mondsucht befallen seine nächtliche Wanderung begonnen. Lautlos starrte der Freiherr den Alten an; als dieser nun aber unter angstvollen Seufzern der Todesqual an der Wand kratzte, da faßte den Freiherrn tiefes Entsetzen. Bleich im Gesicht wie der Tod, mit emporgesträubtem Haar sprang er auf, schritt in be-

drohlicher Stellung zu auf den Alten und rief mit starker Stimme, daß der Saal erdröhnte: „Daniel! — Daniel! — Was machst Du hier zu dieser Stunde?"

Da stieß der Alte jenes grauenvolle heulende Gewimmer aus, gleich dem Todeslaut des getroffenen Thieres wie damals, als ihm Wolfgang Gold für seine Treue bot, und sank zusammen. V. rief die Bedienten herbei; man hob den Alten auf. Alle Versuche, ihn zu beleben, blieben vergebens. Da schrie der Freiherr wie außer sich: „Herr Gott! — Herr Gott! Habe ich denn nicht gehört, daß Nachtwandler auf der Stelle des Todes sein können, wenn man sie beim Namen ruft? — Ich, ich Unglückseligster, ich habe den armen Greis erschlagen! Zeit meines Lebens habe ich keine ruhige Stunde mehr." — V., als die Bedienten den Leichnam fortgetragen und der Saal leer geworden, nahm den immerfort sich anklagenden Freiherrn bei der Hand, führte ihn in tiefem Schweigen vor die zugemauerte Thür und sprach: „Der hier todt zu Ihren Füßen niedersank, Freiherr Roderich, war der verruchte Mörder Ihres Vaters." — Als säh' er Geister der Hölle, starrte der Freiherr den V. an. Dieser fuhr fort: „Es ist nun wohl an der Zeit, Ihnen das gräßliche Geheimniß zu enthüllen, das auf diesem Unhold lastete und ihn, den Fluchbeladenen, in den Stunden des Schlafs umhertrieb. Die ewige Macht ließ den Sohn Rache nehmen an dem Mörder des Vaters — die Worte, die Sie dem entsetzlichen Nachtwandler in die Ohren donnerten, waren die letzten, die Ihr unglücklicher Vater sprach."

Bebend, unfähig, ein Wort zu sprechen, hatte der Freiherr neben V., der sich vor den Kamin setzte, Platz genommen. V. fing mit dem Inhalt des Aufsatzes an, den Hubert für V. zurückgelassen, und den er erst nach Eröffnung des Testaments entsiegeln sollte. Hubert klagte sich mit Ausdrücken, die von der tiefsten Reue zeugten, des unversöhnlichen Hasses an, der in ihm gegen den ältern Bruder Wurzel faßte von dem Augenblick, als der alte Roderich das Majorat gestiftet hatte. Jede Waffe war ihm entrissen; denn war es ihm auch gelungen auf hämische Weise, den Sohn mit dem Vater zu entzweien,

so blieb dies ohne Wirkung, da Roderich selbst nicht ermächtigt war, dem ältesten Sohn die Rechte der Erstgeburt zu entreißen und es, wandte sich auch sein Herz und Sinn ganz ab von ihm, doch nach seinen Grundsätzen nimmermehr gethan hätte. Erst als Wolfgang in Genf das Liebesverhältniß mit Julien von St. Val begonnen, glaubte Hubert den Bruder verderben zu können. Da fing die Zeit an, in der er im Einverständnisse mit Daniel auf bübische Weise den Alten zu Entschlüssen nöthigen wollte, die den Sohn zur Verzweiflung bringen mußten.

Er wußte, daß nur die Verbindung mit einer der ältesten Familien des Vaterlandes nach dem Sinn des alten Roderich den Glanz des Majorats auf ewige Zeiten begründen konnte. Der Alte hatte diese Verbindung in den Gestirnen gelesen, und jedes frevelige Zerstören der Constellation konnte nur Verderben bringen über die Stiftung. Wolfgang's Verbindung mit Julien erschien in dieser Art dem Alten ein verbrecherisches Attentat, wider Beschlüsse der Macht gerichtet, die ihm beigestanden im irdischen Beginnen, und jeder Anschlag, Julien, die wie ein dämonisches Princip sich ihm entgegengeworfen, zu verderben, gerechtfertigt. Hubert kannte des Bruders an Wahnsinn streifende Liebe zu Julien; ihr Verlust mußte ihn elend machen, vielleicht tödten, und um so lieber wurde er thätiger Helfershelfer bei den Plänen des Alten, als er selbst sträfliche Neigung zu Julien gefaßt und sie für sich zu gewinnen hoffte. Eine besondere Schickung des Himmels wollt' es, daß die giftigsten Anschläge an Wolfgang's Entschlossenheit scheiterten, ja, daß es ihm gelang, den Bruder zu täuschen. Für Hubert blieb Wolfgang's wirklich vollzogene Ehe so wie die Geburt eines Sohnes ein Geheimniß. Mit der Vorahnung des nahen Todes kam dem alten Roderich zugleich der Gedanke, daß Wolfgang jene ihm feindliche Julie geheirathet habe; in dem Briefe, der dem Sohne befahl, am bestimmten Tage nach R . . sitten zu kommen, um das Majorat anzutreten, fluchte er ihm, wenn er nicht jene Verbindung zerreißen werde. Diesen Brief verbrannte Wolfgang bei der Leiche des Vaters.

An Hubert schrieb der Alte, daß Wolfgang Julien geheirathet habe; er werde aber diese Verbindung zerreißen. Hubert hielt dies für die Einbildung des träumerischen Vaters, erschrak aber nicht wenig, als Wolfgang in R . . sitten selbst mit vieler Freimüthigkeit die Ahnung des Alten nicht allein bestätigte, sondern auch hinzufügte, daß Julie ihm einen Sohn geboren, und daß er nun in kurzer Zeit Julien, die ihn bis jetzt für den Kaufmann Born aus K. gehalten, mit der Nachricht seines Standes und seines reichen Besitzthums hoch erfreuen werde. Selbst wollte er hin nach Genf, um das geliebte Weib zu holen. Noch ehe er diesen Entschluß ausführen konnte, ereilte ihn der Tod. Hubert verschwieg sorglich, was ihm von dem Dasein eines in der Ehe mit Julien erzeugten Sohnes bekannt, und riß so das Majorat an sich, das diesem gebührte.

Doch nur wenige Jahre waren vergangen, als ihn tiefe Reue ergriff. Das Schicksal mahnte ihn an seine Schuld auf fürchterliche Weise durch den Haß, der zwischen seinen beiden Söhnen mehr und mehr emporkeimte. „Du bist ein armer, dürftiger Schlucker," sagte der älteste, ein zwölfjähriger Knabe, zu dem jüngsten; „aber ich werde, wenn der Vater stirbt, Majoratsherr von R . . sitten, und da mußt Du demüthig sein und mir die Hand küssen, wenn ich Dir Geld geben soll zum neuen Rock." — Der jüngste, in volle Wuth gerathen über des Bruders höhnenden Stolz, warf das Messer, das er gerade in der Hand hatte, nach ihm hin und traf ihn beinahe zum Tode. Hubert, großes Unglück fürchtend, schickte den jüngsten fort nach Petersburg, wo er später als Officier unter Suworow wider die Franzosen focht und blieb.

Vor der Welt das Geheimniß seines unredlichen, betrügerischen Besitzes kundzuthun, davon hielt ihn die Scham, die Schande, die über ihn gekommen, zurück; aber entziehen wollte er dem rechtmäßigen Besitzer keinen Groschen mehr. Er zog Erkundigungen ein in Genf und erfuhr, daß die Frau Born, trostlos über das unbegreifliche Verschwinden ihres Mannes, gestorben, daß aber der junge Roderich Born von einem wackern Mann, der ihn aufgenommen, erzogen

werde. Da kündigte sich Hubert unter fremd[redacted] Verwandter des auf der See umgekommen[redacted] Born an und schickte Summen ein, die hinr[redacted] gen Majoratsherrn sorglich und anständig zu [redacted] er die Ueberschüsse der Einkünfte des Majorats [redacted] sammelte, wie er dann testamentarisch verfügte, ist bekannt. Ueber den Tod seines Bruders sprach Hubert in sonderbar räthselhaften Ausdrücken, die so viel errathen ließen, daß es damit eine geheimnißvolle Bewandniß haben mußte, und daß Hubert wenigstens mittelbar Theil nahm an einer gräßlichen That.

Der Inhalt der schwarzen Mappe klärte Alles auf. Der verrätherischen Correspondenz Hubert's mit Daniel lag ein Blatt bei, das Daniel beschrieben und unterschrieben hatte. V. las ein Geständniß, vor dem sein Innerstes erbebte. Auf Daniel's Veranlassung war Hubert nach R . . sitten gekommen; Daniel war es, der ihm von den gefundenen einhundertundfunfzigtausend Reichsthalern geschrieben. Man weiß, wie Hubert von dem Bruder aufgenommen wurde, wie er, getäuscht in allen seinen Wünschen und Hoffnungen, fort wollte, wie ihn V. zurückhielt. In Daniel's Innerem kochte blutige Rache, die er zu nehmen hatte an dem jungen Menschen, der ihn ausstoßen wollen wie einen räudigen Hund. Der schürte und schürte an dem Brande, von dem der verzweifelnde Hubert verzehrt wurde. Im Föhrenwalde auf der Wolfsjagd, im Sturm und Schneegestöber wurden sie einig über Wolfgang's Verderben. „Wegschaffen!" murmelte Hubert, indem er seitwärts wegblickte und die Büchse anlegte. — „Ja, wegschaffen," grinzte Daniel, „aber nicht so, nicht so!" — Nun vermaß er sich hoch und theuer, er werde den Freiherrn ermorden, und kein Hahn solle darnach krähen. Hubert, als er endlich Geld erhalten, that der Anschlag leid; er wollte fort, um jeder weitern Versuchung zu widerstehen. Daniel selbst sattelte in der Nacht das Pferd und führte es aus dem Stalle; als aber der Baron sich aufschwingen wollte, sprach Daniel mit schneidender Stimme: „Ich dächte, Freiherr Hubert, Du bliebst auf dem Majorat, das Dir in die-

zugefallen; denn der stolze Majoratsherr liegt
der Gruft des Thurmes!"
te beobachtet, daß, von Golddurst geplagt,
n der Nacht aufstand, vor die Thür trat, die
Thurm führte, und mit sehnsüchtigen Blicken hinab-
schaute in die Tiefe, die nach Daniel's Versicherung noch bedeutende Schätze bergen sollte. Darauf gefaßt, stand in jener verhängnißvollen Nacht Daniel vor der Thür des Saales. Sowie er den Freiherrn die zum Thurm führende Thür öffnen hörte, trat er herein und dem Freiherrn nach, der dicht an dem Abgrund stand. Der Freiherr drehte sich um und rief, als er den verruchten Diener, dem der Mord schon aus den Augen blitzte, gewahrte, entsetzt: „Daniel, Daniel, was machst Du hier zu dieser Stunde?" — Aber da kreischte Daniel wild auf: „Hinab mit Dir, Du räudiger Hund!" und schleuderte mit einem kräftigen Fußstoß den Unglücklichen hinunter in die Tiefe. —

Ganz erschüttert von der gräßlichen Unthat, fand der Freiherr keine Ruhe auf dem Schlosse, wo sein Vater ermordet. Er ging auf seine Güter nach Kurland und kam nur jedes Jahr zur Herbstzeit nach R..sitten. Der alte Franz, behauptete, daß Daniel, dessen Verbrechen er ahnte, noch oft zur Zeit des Vollmonds spuke, und beschrieb den Spuk gerade so, wie ihn V. später erfuhr und bannte. Die Entdeckung dieser Umstände, welche das Andenken des Vaters schändeten, trieben auch den jungen Freiherrn Hubert fort in die Welt.

So hatte der Großonkel Alles erzählt. Nun nahm er meine Hand und sprach, indem ihm volle Thränen in die Augen traten, mit sehr weicher Stimme: „Vetter — Vetter! — auch sie, die holde Frau, hat das böse Verhängniß, die unheimliche Macht, die dort auf dem Stammschlosse hauset, ereilet! Zwei Tage, nachdem wir R..sitten verlassen, veranstaltete der Freiherr zum Beschluß eine Schlittenfahrt. Er selbst fährt seine Gemahlin; doch, als es thalabwärts geht, reißen die Pferde, plötzlich auf unbegreifliche Weise scheu geworden, aus in vollem wüthenden Schnauben und Toben. „Der Alte — der Alte ist hinter uns her!" schreit die Baronin

auf mit schneidender Stimme. In dem Augenblick wird sie durch den Stoß, der den Schlitten umwirft, weit fortgeschleudert. Man findet sie leblos — sie ist hin! — Der Freiherr kann sich nimmer trösten; seine Ruhe ist die eines Sterbenden. — Nimmer kommen wir wieder nach R.. sitten, Vetter!"

Der alte Großonkel schwieg. Ich schied von ihm mit zerrissenem Herzen, und nur die Alles beschwichtigende Zeit konnte den tiefen Schmerz lindern, in dem ich vergehen zu müssen glaubte. —

Jahre waren vergangen. V. ruhte längst im Grabe; ich hatte mein Vaterland verlassen. Da trieb mich der Sturm des Krieges, der verwüstend über ganz Deutschland hinbrauste, in den Norden hinein, fort nach Petersburg. Auf der Rückreise, nicht mehr weit von K., fuhr ich in einer finstern Sommernacht dem Gestade der Ostsee entlang, als ich vor mir am Himmel einen großen funkelnden Stern erblickte. Näher gekommen, gewahrte ich wol an der rothen flackernden Flamme, daß das, was ich für einen Stern gehalten, ein starkes Feuer sein müsse, ohne zu begreifen, wie es so hoch in den Lüften schweben könne. „Schwager, was ist das für ein Feuer dort vor uns?" frug ich den Postillon. — „Ei," erwiderte dieser, „das ist kein Feuer; das ist der Leuchtthurm von R.. sitten." — R.. sitten! Sowie der Postillon den Namen nannte, sprang in hellem Leben das Bild jener verhängnißvollen Herbsttage hervor, die ich dort verlebte. Ich sah den Baron, Seraphinen, aber auch die alten wunderlichen Tanten, mich selbst mit blankem Milchgesicht, schön frisirt und gepudert, in zartes Himmelblau gekleidet — ja, mich den Verliebten, der „wie ein Ofen seufzt mit Jammerlied auf seiner Liebsten Braue!" — In der tiefen Wehmuth, die mich durchbebte, flackerten wie bunte Lichterchen V.'s derbe Späße auf, die mir nun ergetzlicher waren als damals.

So von Schmerz und wunderbarer Lust bewegt, stieg ich am frühen Morgen in R.. sitten aus dem Wagen, der vor der Posterpedition hielt. Ich erkannte das Haus des Oekonomie-Inspectors; ich frug nach ihm. „Mit Verlaub," sprach der Postschreiber, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm

und an der Nachtmütze rückte, „hier ist kein Oekonomie-Inspector; es ist ein königliches Amt, und der Herr Amtsrath belieben noch zu schlafen.“ Auf weiteres Fragen erfuhr ich, daß schon vor sechzehn Jahren der Freiherr Roderich von R., der letzte Majoratsbesitzer, ohne Descendenten gestorben und das Majorat der Stiftungsurkunde gemäß dem Staate anheimgefallen sei.

Ich ging hinauf nach dem Schlosse; es lag in Ruinen zusammengestürzt. Man hatte einen großen Theil der Steine zum Leuchtthurm benutzt; so versicherte ein alter Bauer, der aus dem Föhrenwalde kam, und mit dem ich mich ins Gespräch einließ. Der wußte auch noch von dem Spuk zu erzählen, wie er auf dem Schlosse gehaust haben sollte, und versicherte, daß noch jetzt sich oft, zumal beim Vollmonde, grauenvolle Klagelaute in dem Gestein hören ließen. —

Armer alter, kurzsichtiger Roderich! Welche böse Macht beschworst Du herauf, die den Stamm, den Du mit fester Wurzel für die Ewigkeit zu pflanzen gedachtest, im ersten Aufkeimen zum Tode vergiftete!

Das Gelübde.

Am Michaelistage, eben als bei den Carmelitern die Abendhora eingeläutet wurde, fuhr ein mit vier Postpferden bespannter stattlicher Reisewagen donnernd und rasselnd durch die Gassen des kleinen polnischen Grenzstädtchens L. und hielt endlich still vor der Hausthür des alten deutschen Bürgermeisters. Neugierig steckten die Kinder die Köpfe zum Fenster hinaus; aber die Hausfrau stand auf von ihrem Sitze und rief, indem sie ganz unmuthig ihr Nähzeug auf den Tisch warf, dem Alten, der aus dem Nebenzimmer schnell eintrat, entgegen: „Schon wieder Fremde, die unser stilles Haus für eine Gastwirthschaft halten! Das kommt aber von dem Wahrzeichen her. Warum hast Du auch die steinerne Taube über der Thür aufs Neue vergolden lassen?“

Der Alte lächelte schlau und bedeutsam, ohne etwas zu erwidern. Im Augenblick hatte er den Schlafrock abgeworfen, das Ehrenkleid, das vom Kirchgange her noch wohlgebürstet über der Stuhllehne hing, angezogen, und ehe die ganz erstaunte Frau den Mund zur Frage öffnen konnte, stand er schon, sein Sammetmützchen unterm Arm, so daß sein silberweißes Haupt in der Dämmerung hell aufschimmerte, vor dem Kutschenschlage, den indessen ein Diener geöffnet.

Eine ältliche Frau im grauen Reisemantel stieg aus dem Wagen; ihr folgte eine hohe, jugendliche Gestalt mit dicht verhülltem Antlitz, die, auf des Bürgermeisters Arm gestützt, in das Haus hinein mehr wankte als schritt und, kaum ins Zimmer getreten, wie halb entseelt in den Lehnstuhl sank, den die Hausfrau auf des Alten Wink schnell herangerückt.

Die ältere Frau sprach leise und sehr wehmüthig zu dem Bürgermeister: „Das arme Kind! Ich muß wol noch einige Augenblicke bei ihr verweilen.“ Damit machte sie Anstalt, ihren Reisemantel herunterzuziehen, worin ihr des Bürgermeisters ältere Tochter beistand, so daß bald ihr Nonnengewand sowie ein auf der Brust funkelndes Kreuz sichtbar wurde, welches sie als Aebtissin eines Cisterzienser-Nonnenklosters darstellte.

Die verhüllte Dame hatte unterdessen nur durch ein leises, kaum vernehmbares Aechzen kundgethan, daß sie noch lebe, und endlich die Hausfrau um ein Glas Wasser gebeten. Die brachte aber allerlei stärkende Tropfen und Essenzen herbei und pries ihre Wunderkraft, indem sie die Dame bat, doch nur die dicken, schweren Schleier, die ihr alles freie Athmen verhindern müßten, abzulegen. Mit der Hand jede Annäherung der Hausfrau abwehrend, mit allen Zeichen des Abscheues den Kopf zurückbeugend, verwarf aber die Kranke den Vorschlag, und selbst, als sie endlich es sich gefallen ließ, den Duft einer starken Lebensessenz einzuziehen, als sie etwas von dem verlangten Wasser, in das die besorgte Hausfrau einige Tropfen eines bewährten Elixirs hineingethan, genoß, that sie Alles dies unter den Schleiern, ohne sie nur im Mindesten zu lüpfen.

„Ihr habt doch, mein lieber alter Herr,“ wandte sich die Aebtissin zum Bürgermeister, „Alles so bereitet, wie es gewünscht worden?“ — „Ja wol,“ erwiderte der Alte, „ich hoffe, mein durchlauchtigster Fürst soll mit mir zufrieden sein, so wie die Dame, für die ich Alles zu thun bereit bin, was nur in meinen Kräften steht.“ — „So laßt mich,“ fuhr die Aebtissin fort, „mit meinem armen Kinde noch einige Augenblicke allein!“

Die Familie mußte das Zimmer verlassen. Man hörte, wie die Aebtissin eifrig und salbungsvoll der Dame zusprach, und wie diese endlich auch zu reden begann mit einem Ton, der tief bis ins Herz drang. Ohne gerade zu horchen, blieb denn doch die Hausfrau an der Thür des Zimmers stehen; indessen wurde Italienisch gesprochen, und selbst dies machte für sie den ganzen Auftritt geheimnißvoller und vermehrte die Beklommenheit, welche ihr den Mund verschloß.

Frau und Tochter trieb der Alte fort, um für Wein und andere Erfrischungen zu sorgen; er selbst ging in das Zimmer zurück. Getrösteter, gefaßter schien die verschleierte Dame, welche mit gebeugtem Haupt und gefalteten Händen vor der Aebtissin stand. Diese verschmähte es nicht, etwas von den Erfrischungen anzunehmen, die ihr die Hausfrau darbot; dann rief sie: „Nun ist es Zeit!" Die verschleierte Dame sank nieder auf die Kniee; die Aebtissin legte die Hände auf ihr Haupt und sprach leise Gebete. Als diese geendet, schloß sie, indem häufige Thränen ihr über die Wangen rollten, die Verschleierte in die Arme und drückte sie heftig wie im Uebermaß des Schmerzes an die Brust; dann gab sie gefaßt und würdevoll der Familie die Benediction und eilte, vom Alten geleitet, rasch in den Wagen, vor dem die frisch angelegten Postpferde laut wieherten. In vollem Juchzen und Blasen jagte der Postillon durch die Gassen zum Thore hinaus.

Als nun die Hausfrau gewahrte, daß die verschleierte Dame, für die man ein paar schwere Koffer vom Wagen abgepackt und hineingetragen, da blieb, wol gar auf lange Zeit eingezogen sei, konnte sie sich gar nicht lassen vor peinlicher Neugier und Sorge. Sie trat hinaus auf den Hausflur und dem Alten, der eben in das Zimmer wollte, in den Weg. „Um Christus willen," flüsterte sie leise und ängstlich, „welch einen Gast bringst Du mir ins Haus! Denn Du weist ja doch von Allem und hast es mir nur verschwiegen." — „Alles, was ich weiß, sollst Du auch erfahren," erwiderte der Alte ganz ruhig. — „Ach, ach!" fuhr die Frau noch ängstlicher fort, „Du weißt aber vielleicht nicht Alles; wärst Du nur jetzt im Zimmer gewesen. Sowie die Frau Aebtissin abgefahren, mochte es der Dame doch wol zu beklommen werden in ihren dicken Schleiern. Sie nahm den großen schwarzen Kreppflor, der ihr bis an die Kniee reicht, herab, und da sah ich..." — „Nun, was sahst Du denn?" fiel der Alte der Frau, die zitternd sich umschaute, als erblicke sie Gespenster, in die Rede. — „Nein," sprach die Frau weiter, „die Gesichtszüge konnte ich unter den dünnen Schleiern gar nicht deutlich erkennen, aber wol die Todtenfarbe, ach, die grauliche Todtenfarbe.

Aber nun Alter, nun merk auf: deutlich, nur zu deutlich, ganz sonnenklar liegt's am Tage, daß die Dame guter Hoffnung ist. In wenigen Wochen kommt sie ins Kindbett."

„Das weiß ich ja, Frau," sprach der Alte ganz mürrisch, „und damit Du nur nicht umkommen mögest vor Neugier und Unruhe, will ich Dir mit zwei Worten Alles erklären. Wisse also, daß Fürst Z., unser hoher Gönner, mir vor einigen Wochen schrieb, die Aebtissin des Cisterzienserklosters in O. werde mir eine Dame bringen, die ich bei mir in meinem Hause aufnehmen solle, in aller Stille, jedes Aufsehen sorglich vermeidend. Die Dame, welche nicht anders genannt sein wolle als schlechtweg Cölestine, werde bei mir ihre nahe Entbindung abwarten und dann nebst dem Kinde, das sie geboren, wieder abgeholt werden. Füge ich nun noch hinzu, daß der Fürst mir mit den eindringlichsten Worten die sorgsamste Pflege der Dame empfohlen und für die ersten Auslagen und Bemühungen einen tüchtigen Beutel mit Ducaten, den Du in meiner Commode finden und beäugeln kannst, beigefügt hat, so werden wol alle Bedenken aufhören." — „So müssen wir," sprach die Hausfrau, „vielleicht arger Sünde, wie sie die Vornehmen treiben, die Hand bieten."

Noch ehe der Alte darauf etwas erwidern konnte, trat die Tochter zum Zimmer heraus und rief ihn zur Dame, welche sich nach Ruhe sehne und in das für sie bestimmte Gemach geführt zu werden wünsche. Der Alte hatte die beiden Zimmerchen des obern Stocks so gut ausschmücken lassen, als er es nur vermochte, und war nicht wenig betreten, als Cölestine frug, ob er außer diesen Gemächern nicht noch eins, dessen Fenster hinten hinaus gingen, besitze. Er verneinte das und fügte nur, um ganz gewissenhaft zu sein, hinzu, daß zwar noch ein einziges Gemach mit einem Fenster nach dem Garten hinaus vorhanden; dies dürfte aber gar kein Zimmer, sondern nur eine schlechte Kammer genannt werden, kaum so geräumig, um ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl hinein zu stellen, ganz einer elenden Klosterzelle gleich. Cölestine verlangte augenblicklich, diese Kammer zu sehen, und erklärte, kaum hineingekommen, daß eben dieses

Gemach ihren Wünschen und Bedürfnissen angemessen sei, daß sie nur in diesem und keinem andern wohnen, und es nur dann, wenn ihr Zustand durchaus größeren Raum und eine Krankenwärterin erfordern sollte, mit einem größern vertauschen werde.

Verglich der Alte schon jetzt dieses enge Gemach mit einer Klosterzelle, so war es andern Tages ganz dazu geworden. Cölestine hatte ein Marienbild an die Wand geheftet und auf den alten, hölzernen Tisch, der unter dem Bilde stand, ein Crucifix hingestellt. Das Bett bestand in einem Strohsack und einer wollenen Decke, und außer einem hölzernen Schemel und noch einem kleinen Tisch litt Cölestine kein anderes Geräth.

Die Hausfrau, ausgesöhnt mit der Fremden durch den tiefen zehrenden Schmerz, der sich in ihrem ganzen Wesen offenbarte, glaubte nach gewöhnlicher Weise sie aufheitern, unterhalten zu müssen; die Fremde bat aber mit den rührendsten Worten, eine Einsamkeit nicht zu stören, in der allein mit ganz der Jungfrau und den Heiligen zugewandtem Sinn sie Tröstung finde.

Jedes Tages, sowie der Morgen graute, begab sich Cölestine zu den Carmelitern, um die Frühmesse zu hören; den übrigen Tag schien sie unausgesetzt Andachtsübungen gewidmet zu haben; denn so oft es auch nöthig wurde, sie in ihrem Zimmer aufzusuchen, fand man sie entweder betend oder in frommen Büchern lesend. Sie verschmähte andere Speise als Gemüse, anderes Getränk als Wasser, und nur die dringendsten Vorstellungen des Alten, daß ihr Zustand, das Wesen, das in ihr lebe, bessere Kost fordere, konnten sie endlich vermögen, zuweilen Fleischbrühe und etwas Wein zu genießen. Dieses strenge klösterliche Leben, hielt es auch Jeder im Hause für die Buße begangener Sünde, erweckte doch zu gleicher Zeit inniges Mitleiden und tiefe Ehrfurcht, wozu denn auch der Adel ihrer Gestalt, die siegende Anmuth jeder ihrer Bewegungen nicht wenig beitrug.

Was aber diesen Gefühlen für die fremde Heilige etwas Schauerliches beimischte, war der Umstand, daß sie die Schleier

durchaus nicht ablegte, so daß Keiner ihr Gesicht zu erschauen vermochte. Niemand kam in ihre Nähe, als der Alte und der weibliche Theil seiner Familie, und diese, niemals aus dem Städtchen gekommen, konnten unmöglich durch das Wiedererkennen eines Gesichts, das sie vorher nicht gesehen, dem Geheimniß auf die Spur kommen. Wozu also die Verhüllung?

Die geschäftige Phantasie der Weiber erfand bald ein grauliches Märchen. Ein fürchterliches Abzeichen, — so lautete die Fabel — die Spur der Teufelskralle, hatte das Gesicht der Fremden gräßlich verzerrt, und darum die dicken Schleier. Der Alte hatte Mühe, dem Gewäsche zu steuern und zu verhindern, daß wenigstens vor der Thüre seines Hauses nicht Abenteuerliches von der Fremden geschwatzt wurde, deren Aufenthalt in des Bürgermeisters Hause freilich in der Stadt bekannt geworden. Ihre Gänge nach dem Carmeliterkloster blieben auch nicht unbemerkt, und bald nannte man sie des Bürgermeisters schwarze Frau, womit freilich sich von selbst die Idee einer spukhaften Erscheinung verband.

Der Zufall wollte, daß eines Tages, als die Tochter der Fremden die Speisen in das Zimmer brachte, der Luftstrom den Schleier erfaßte und aufhob; mit Blitzesschnelle wandte sich die Fremde, so daß sie sich in demselben Moment dem Blicke des Mädchens entzog. Diese kam aber erblaßt und an allen Gliedern zitternd herab. Keine Verzerrung, aber so wie die Mutter ein todtenbleiches, hatte sie ein marmorweißes Antlitz erschaut, aus dessen tiefen Augenhöhlen es seltsam hervorblitzte. Der Alte schob mit Recht Vieles auf des Mädchens Einbildung; aber auch ihm war es, im Grunde genommen, so zu Muthe wie Allen; er wünschte das verstörende Wesen, trotz aller Frömmigkeit, die es bewies, fort aus seinem Hause.

Bald darauf weckte in einer Nacht der Alte die Hausfrau und sagte ihr, daß er schon seit einigen Minuten ein leises Wimmern und Aechzen, ein Klopfen vernehme, das von Cölestinens Zimmer zu kommen scheine. Die Frau, von der Ahnung ergriffen, was das sein könne, eilte hinauf. Sie fand Cölestinen, angezogen und in ihre Schleier gewickelt,

auf dem Bette halb ohnmächtig liegen, und überzeugte sich bald, daß die Niederkunft nahe sei. Schnell traf man die längst vorbereiteten Anstalten, und in weniger Zeit war ein gesundes, holdes Knäblein geboren.

Dies Ereigniß, hatte man es auch längst vorausgesehen, trat doch wie unerwartet ein und vernichtete in seinen Folgen das drückende unheimliche Verhältniß mit der Fremden, welches auf der Familie schwer gelastet hatte. Der Knabe schien wie ein sühnender Mittler Cölestinen dem Menschlichen wieder näher zu bringen. Ihr Zustand litt keine strengen asketischen Uebungen, und indem ihre Hilflosigkeit ihr die Menschen, welche sie mit liebender Sorgfalt pflegten, aufnöthigte, gewöhnte sie sich mehr und mehr an ihren Umgang. Die Hausfrau dagegen, die nun die Kranke warten, ihr selbst die nahrhafte Suppe kochen und darreichen konnte, vergaß in dieser häuslichen Sorge alles Böse, was ihr sonst über die räthselhafte Fremde in den Sinn gekommen. Sie dachte nicht mehr daran, daß ihr ehrbares Haus vielleicht zum Schlupfwinkel der Schande dienen sollte.

Der Alte jubelte ganz verjüngt und hätschelte den Knaben, als sei ihm ein Enkelkind geboren, und er wie alle Uebrigen hatten sich daran gewöhnt, daß Cölestine verschleiert blieb, ja selbst während der Entbindung. Die Wehmutter hatte ihr schwören müssen, daß, trete ja ein Zustand der Bewußtlosigkeit ein, doch die Schleier nicht gelüpft werden sollten, außer von ihr, der Wehmutter selbst, im Fall der Todesgefahr. Es war gewiß, daß die Alte Cölestinen unverschleiert gesehen; sie sagte aber darüber nichts, als: „Die arme junge Dame muß sich ja wol so verhüllen!"

Nach einigen Tagen erschien der Carmelitermönch, der den Knaben getauft hatte. Seine Unterredung mit Cölestinen — Niemand durfte zugegen sein — dauerte länger als zwei Stunden. Man hörte ihn eifrig sprechen und beten. Als er fortgegangen, fand man Cölestinen im Lehnstuhl sitzend, auf dem Schooße den Knaben, um dessen kleine Schultern ein Scapulier gelegt war und der ein Agnus Dei auf der Brust trug.

Wochen und Monate vergingen, ohne daß, wie der Bürgermeister geglaubt hatte, und wie es ihm auch vom Fürsten Z. zugesagt worden, Cölestine mit dem Kinde abgeholt wurde. Sie hätte ganz eintreten können in den friedlichen Kreis der Familie, wären die fatalen Schleier nicht gewesen, die immer den letzten Schritt zur freundlichen Annäherung hemmten. Der Alte nahm es sich heraus, dies der Fremden selbst freimüthig zu äußern; doch als sie mit dumpfem, feierlichem Ton erwiderte: „Nur im Tode fallen diese Schleier," schwieg er davon und wünschte aufs Neue, daß der Wagen mit der Aebtissin erscheinen möge.

Der Frühling war herangekommen; von einem Spaziergange kehrte die Familie des Bürgermeisters heim, Blumensträuße in den Händen tragend, deren schönste der frommen Cölestine bestimmt waren. Eben als sie ins Haus treten wollten, sprengte ein Reiter heran, eifrig nach dem Bürgermeister fragend. Der Alte sprach, er sei selbst der Bürgermeister und stehe vor seinem Hause. Da sprang der Reiter herab vom Pferde, das er festband an dem Pfosten, und stürzte mit dem gellenden Ruf: „Sie ist hier, sie ist hier!" ins Haus und die Treppe hinauf. Man hörte eine Thür einschlagen und Cölestinens Angstgeschrei.

Der Alte, von Entsetzen erfaßt, eilte nach. Der Reiter — wie nun sichtlich war, ein Officier von der französischen Jägergarde, mit vielen Orden geschmückt — hatte den Knaben aus der Wiege gerissen und in den linken, mit dem Mantel umschlungenen Arm genommen; den rechten hatte Cölestine erfaßt, alle Kraft aufbietend, den Räuber des Kindes zurückzuhalten. Im Ringen riß der Officier den Schleier herab — ein todtstarres, marmorweißes Antlitz, von schwarzen Locken umschattet, blickte ihn an, glühende Strahlen aus den tiefen Augenhöhlen schießend, während schneidende Jammertöne aus den halbgeöffneten, unbewegten Lippen quollen. Der Alte nahm wahr, daß Cölestine eine weiße, dicht anschließende Maske trug. — „Entsetzliches Weib, willst Du, daß auch mich Deine Raserei ergreife?" schrie der Officier, indem er sich mit Gewalt losriß, so daß Cölestine zu Boden stürzte. Nun

umfaßte sie aber seine Kniee, indem sie mit dem Ausdruck des unsäglichsten Schmerzes, mit einem Ton, der das Herz durchschnitt, flehte: „Laß mir das Kind! — O laß mir das Kind! — Nicht um die ewige Seligkeit sollst Du mich bringen! — Um Christus — um der heiligen Jungfrau willen — laß mir das Kind — laß mir das Kind!" — Und bei diesen Jammertönen regte sich keine Muskel, regten sich nicht die Lippen des Todtenantlitzes, so daß dem Alten, der Hausfrau — Allen, die ihnen gefolgt, vor Grauen das Blut in den Adern [illegible]tte. — „Nein," schrie der Officier wie in heller Verzweif[illegible]g, „unmenschliches, unerbittliches Weib, das Herz konntest [illegible] aus dieser Brust reißen; aber verderben sollst Du nicht [illegible] heillosen Wahnsinn das Wesen, das sich tröstend an die [illegible]utende Wunde legt!"

Fester drückte der Officier das Kind an sich, so daß es [illegible]ut zu weinen begann. — Da brach Cölestine aus in ein [illegible]umpfes Heulen: „Rache — des Himmels Rache über Dich — Du Mörder!" — „Laß ab — laß ab! — Fort mit Dir, Du Höllenspuk!" — kreischte der Officier und schleuderte mit einer convulsivischen Bewegung des Fußes Cölestinen weit von sich und wollte zur Thür hinaus. Der Alte trat ihm in den Weg; er riß aber schnell ein Terzerol hervor, rief, die Mündung gegen den Alten gekehrt: „Die Kugel durch den Kopf Dem, der dem Vater sein Kind zu entreißen gedenkt!" stürzte die Treppe hinab, schwang sich aufs Pferd, ohne das Kind zu lassen, und sprengte in vollem Galopp davon.

Die Hausfrau, voll Herzensangst, wie es nun um Cölestinen stehen und was nun mit ihr anzufangen sein würde, überwand ihr Grauen vor der entsetzlichen Todtenmaske und eilte hinauf, ihr beizustehen. Wie erstaunte sie, als sie Cölestinen mitten im Zimmer gleich einer Statue mit herabhängenden Armen lautlos stehend fand! Sie redete sie an — keine Antwort. Nicht vermögend, den Anblick der Maske zu tragen, hing sie ihr die Schleier um, die auf dem Boden lagen, — kein Regen und Bewegen. Cölestine war in einen automatähnlichen Zustand gesunken, der die Hausfrau mit neuer Angst und Pein erfüllte, so daß sie ganz in-

brünstig zu Gott flehte, sie nur von dieser unheimlichen Fremden zu befreien.

Ihre Bitte wurde zur Stelle erhört; denn eben hielt derselbe Wagen, der Cölestinen gebracht, vor der Thüre. Die Aebtissin kam, mit ihr Fürst Z., des alten Bürgermeisters hoher Gönner. Als Der erfahren, was sich so eben zugetragen, sprach er sehr mild und ruhig: „So kamen wir zu spät und müssen uns wol in Gottes Fügung schicken." Man brachte Cölestinen hinab, die sich starr und lautlos, ohne Zeichen eigenen Willens und eigener Willkür, fortführen und in Wagen setzen ließ, der schnell fortrollte. Dem Alten, ganzen Familie war so zu Muthe, als erwachten sie nun aus einem bösen, spukhaften Traum, der sie sehr geängstet.

Bald darauf, als sich dies in dem Hause des Bürgermeisters von L. begeben, wurde in dem Cisterzienser-Nonnenkloster zu O. eine Logenschwester mit ungewöhnlicher Feierlichkeit begraben, und ein dumpfes Gerücht ging, daß diese Logenschwester die Gräfin Hermenegilda von C. gewesen, von der man glaubte, sie sei mit ihres Vaters Schwester, der Fürstin von Z., nach Italien gegangen. Zur selbigen Zeit erschien Graf Nepomuk von C., Hermenegilda's Vater, in Warschau und trat, sich nur ein kleines Gütchen in der Ukraine vorbehaltend, seine sämmtlichen übrigen beträchtlichen Besitzungen den beiden Söhnen des Fürsten Z., seinen Neffen, vermöge eines gerichtlichen Actes ohne Einschränkung ab. Man fragte nach der Ausstattung seiner Tochter; da hob er den düstern thränenschweren Blick gen Himmel und sagte mit dumpfer Stimme: „Sie ist ausgestattet!" — Er nahm gar keinen Anstand, nicht allein jenes Gerücht von Hermenegilda's Tode im Kloster zu O. zu bestätigen, sondern auch das besondere Verhängniß zu offenbaren, das über Hermenegilda gewaltet und sie einer duldenden Märtyrin gleich frühzeitig in das Grab gezogen.

Manche Patrioten, gebeugt, aber nicht zerknickt durch den Fall des Vaterlandes, gedachten den Grafen aufs Neue in geheime Verbindungen zu ziehen, die die Herstellung des polnischen Staats bezweckten; aber nicht mehr den feurigen,

Freiheit und Vaterland beseelten Mann, der sonst
gewagten Unternehmung mit unerschütterlichem Muthe
and bot, fanden sie, sondern einen ohnmächtigen, von
Schmerz zerrissenen Greis, der, allen Welthändeln
det, im Begriff stand, sich in tiefe Einsamkeit zu ver-
Sonst, zu jener Zeit, als nach der ersten Theilung
ie Insurrection vorbereitet wurde, war des Grafen
k von C. Stammgut der geheime Sammelplatz der
ten. Dort entzündeten sich die Gemüther bei feier-
Mahlen zum Kampf für das gefallene Vaterland.
erschien, wie ein Engelsbild vom Himmel gesendet zur
gen Weihe, Hermenegilda in dem Kreise der jungen
den. Wie es den Frauen ihrer Nation eigen, nahm sie
eil an allen, selbst an politischen Verhandlungen, und
ßerte, die Lage der Dinge wohl beachtend und erwägend,
einem Alter von noch nicht siebzehn Jahren, zuweilen
llen Uebrigen entgegen, eine Meinung, die von dem außer-
rdentlichsten Scharfsinn, von der klarsten Umsicht zeigte und
die mehrentheils den Ausschlag gab.

Nächst ihr war Niemanden das Talent des schnellen Ueberblicks, des Auffassens und scharf gerundeten Darstellens der Lage der Dinge mehr eigen als dem Grafen Stanislaus von R., einem feurigen, hochbegabten Jünglinge von zwanzig Jahren. So geschah es, daß Hermenegilda und Stanislaus oft allein in raschen Discussionen die zur Sprache gebrachten Gegenstände verhandelten, Vorschläge prüften — annahmen — verwarfen, andere aufstellten, und daß die Resultate des Zwiegesprächs zwischen dem Mädchen und dem Jünglinge oft selbst von den alten staatsklugen Männern, die zu Rathe saßen, als das Klügste und Beste, was zu beginnen, anerkannt werden mußten.

Was war natürlicher, als an die Verbindung dieser Beiden zu denken, in deren wunderbaren Talenten das Heil des Vaterlandes emporzukeimen schien. Außerdem war aber auch die nähere Verzweigung beider Familien schon deshalb in dem Augenblick politisch wichtig, weil man sie von verschiedenem Interesse beseelt glaubte, wie der Fall bei manchen

dern Familien in Polen zutraf. Hermenegilda, g
urchdrungen von diesen Ansichten, nahm den ihr bestimm
Gatten als ein Geschenk des Vaterlandes auf, und so w
mit ihrer feierlichen Verlobung die patriotischen Zusa
künfte auf dem Gute des Vaters beschlossen.

Es ist bekannt, daß die Polen unterlagen, K
Kosciuszko's*) Fall eine zu sehr auf Selbstvertra
falsch vorausgesetzte Rittertreue basirte Unternehmung s
Graf Stanislaus, dem seine frühere militärische Lau
seine Jugend und Kraft eine Stelle im Heer anwies,
mit Löwenmuth gefochten. Mit Noth schmählicher
fangenschaft entgangen, auf den Tod verwundet, ka
zurück. Nur Hermenegilda fesselte ihn noch ans Leben
ihren Armen glaubte er Trost, verlorene Hoffnung wiede
finden. Sowie er nur leidlich von seinen Wunden genes
eilte er auf die Güter des Grafen Nepomuk, um dort au
Neue, aufs Schmerzlichste verwundet zu werden.

Hermenegilda empfing ihn mit beinahe höhnender Ver
achtung. „Seh' ich den Helden, der in den Tod gehen
wollte für das Vaterland?" So rief sie ihm entgegen; es
war, als wenn sie in thörichtem Wahnsinn den Bräutigam
für einen jener Paladine der fabelhaften Ritterzeit gehalten,
dessen Schwert allein Armeen vernichten konnte. Was halfen
alle Betheuerungen, daß keine menschliche Kraft zu wider-
stehen vermochte dem brausenden, alles verschlingenden Strom,
der sich über das Vaterland hinwälzte! Was half alles Flehen
der inbrünstigen Liebe! Hermenegilda, als könne sich ihr
todkaltes Herz nur im wilden Treiben der Welthändel ent-
zünden, blieb bei dem Entschluß, ihre Hand nur dann dem
Grafen Stanislaus geben zu wollen, wenn die Fremden aus
dem Vaterlande vertrieben sein würden. Der Graf sah zu
spät ein, daß Hermenegilda ihn nie geliebt, so wie er sich
überzeugen mußte, daß die Bedingniß, die Hermenegilda auf-

*) Taddeus K. (spr. Koschzjuschko), Feldherr Polens gegen Rußland, geb. 1746, unterlag in der Schlacht bei Maciejowice, den 10. October 1794, angeblich mit dem Ausruf: „Finis Poloniae!" Er starb 1817 in Solothurn (Schweiz). — A. d. H.

stellte, vielleicht niemals, wenigstens erst in geraumer Zeit erfüllt werden konnte. Mit dem Schwur der Treue bis in den Tod verließ er die Geliebte und nahm französische Dienste, die ihn in den Krieg nach Italien führten.

Man sagt den polnischen Frauen nach, daß ein eigenes launisches Wesen sie auszeichne. Tiefes Gefühl, sich hingebender Leichtsinn, stoische Selbstverleugnung, glühende Leidenschaft, todstarre Kälte, Alles das, wie es bunt gemischt in ihrem Gemüthe liegt, erzeugt das wunderliche unstete Treiben auf der Oberfläche, das dem Spiel gleicht der in stetem Wechsel fortplätschernden Wellen des im tiefsten Grunde bewegten Baches. Gleichgiltig sah Hermenegilda den Bräutigam scheiden; aber — kaum waren einige Tage vergangen, als sie sich von solch unaussprechlicher Sehnsucht befangen fühlte, wie sie nur die glühendste Liebe erzeugen kann.

Der Sturm des Krieges war verrauscht; die Amnestie wurde proclamirt. Man entließ die polnischen Officiere aus der Gefangenschaft. So geschah es, daß mehrere von Stanislaus' Waffenbrüdern sich nach und nach auf des Grafen Gute einfanden. Mit tiefem Schmerz gedachte man jener unglücklichen Tage, aber auch mit hoher Begeisterung des Löwenmuthes, womit Alle, aber Keiner mehr als Stanislaus gefochten. Er hatte die zurückweichenden Bataillone da, wo schon Alles verloren schien, aufs Neue ins Feuer geführt; es war ihm geglückt, die feindlichen Reihen mit seiner Reiterei zu durchbrechen. Das Schicksal des Tages wankte; da traf ihn eine Kugel, und mit dem Ausruf: „Vaterland — Hermenegilda!" stürzte er, in Blut gebadet, vom Pferde herab.

Jedes Wort dieser Erzählung war ein Dolchstich, der tief in Hermenegilda's Herz fuhr. „Nein, ich wußt' es nicht, daß ich ihn unaussprechlich liebte seit dem ersten Augenblick, da ich ihn sah! Welch ein hölliſches Blendwerk konnte mich Aermste verführen, daß ich zu leben gedachte ohne ihn, der mein einziges Leben ist! Ich habe ihn in den Tod geschickt — er kehrt nicht wieder!" — So brach Hermenegilda aus in stürmische Klagen, die Allen in die Seele drangen. Schlaflos, von steter Unruhe gefoltert, durchirrte sie

zur Nachtzeit den Park, und als vermöge der Nachtwind ihre Worte hinzutragen zu dem fernen Geliebten, rief sie in die Lüfte hinein: „Stanislaus — Stanislaus — kehre zurück! — Ich bin es — Hermenegilda ist es, die Dich ruft. — Hörst Du mich denn nicht? — Kehre zurück, sonst muß ich vergehen in banger Sehnsucht, in trostloser Verzweiflung!" —

Hermenegilda's überreizter Zustand schien übergehen zu wollen in wirklichen hellen Wahnsinn, der sie zu tausend Thorheiten trieb. Graf Nepomuk, voll Kummer und Angst um das geliebte Kind, glaubte, daß ärztliche Hilfe hier vielleicht wirksam sein könne, und es gelang ihm in der That, einen Arzt zu finden, der es sich gefallen ließ, einige Zeit auf dem Gute zu bleiben und sich der Leidenden anzunehmen. So richtig berechnet seine mehr psychische als physische Kurmethode aber auch sein mochte, so wenig sich ihre Wirkung auch ganz ableugnen ließ, so blieb es doch zweifelhaft, ob vom wirklichen Genesen jemals die Rede würde sein können, da nach langer Stille sich ganz unerwartet wieder die seltsamsten Paroxismen einstellten.

Ein eigenes Abenteuer gab der Sache eine andere Wendung. Hermenegilda hatte eben den kleinen Ulanen, ein Püppchen, das sie sonst wie den Geliebten ans Herz gedrückt, dem sie die süßesten Namen gegeben, unwillig ins Feuer geworfen, weil er durchaus nicht singen wollte:

„Podróż twoja nam nie miła;
Milsza przyjaźń w kraju była"*) ꝛc.

Im Begriff, von dieser Expedition in ihr Zimmer zurückzukehren, befand sie sich auf dem Vorsaal, als es klingend und klirrend hinter ihr herschritt. Sie schaute um sich, erblickte einen Officier in voller Uniform der französischen Jägergarde, der den linken Arm in der Binde trug, und stürzte mit dem lauten Ruf: „Stanislaus, mein Stanislaus!" ihm ohnmächtig in die Arme. Der Officier, eingewurzelt im Boden vor Erstaunen und Ueberraschung, hatte nicht wenig Mühe,

*) „Deine Reise ist uns nicht lieb; lieber war die Freundschaft im Lande", — zwei Verse aus dem Text einer Polonaise, der bei Kosciuszko's Abreise nach Nord-Amerika 1797 gesungen wurde. — A. d. H.

Hermenegilda, die, groß und üppig gebaut, eben keine g
ringe Last war, mit einem Arm, dessen er nur mächtig, a
recht zu erhalten. Er drückte sie fest und fester an sich, u
indem er Hermenegilda's Herz an seiner Brust schlag
fühlte, mußte er sich gestehen, daß dies eins der entzückends
Abenteuer sei, das er je erlebt. Secunde auf Secunde ver
ging; der Officier, ganz entzündet vom Liebesfeuer, das in
tausend elektrischen Funken der holden Gestalt, die er i
seinen Armen hielt, entströmte, drückte glühende Küsse a
die süßen Lippen.

So fand ihn Graf Nepomuk, der aus seinen Zimmern trat. Auch er rief, aufjauchzend vor Freude: „Graf Stanislaus!" — In dem Augenblick erwachte Hermenegilda und umschlang ihn inbrünstig, indem sie ganz außer sich von Neuem rief: „Stanislaus! — Mein Geliebter! Mein Gatte!" — Der Officier, im ganzen Gesicht glühend, zitternd — außer aller Fassung, trat einen Schritt zurück, indem er sich sanft Hermenegilda's stürmischer Umarmung entzog. „Es ist der süßeste Augenblick meines Lebens; aber nicht schwelgen will ich in der Seligkeit, die mir nur ein Irrthum bereitet. Ich bin ja nicht Stanislaus — ach, ich bin es ja nicht." So sprach der Officier stotternd und zagend. Entsetzt prallte Hermenegilda zurück, und als sie sich, den Officier schärfer ins Auge fassend, überzeugt, daß die freilich ganz wunderbare Aehnlichkeit des Officiers mit dem Geliebten sie getäuscht, eilte sie fort, laut jammernd und klagend.

Graf Nepomuk konnte, da der Officier sich nun als den jüngeren Vetter des Grafen Stanislaus, als den Grafen Xaver von R. kundthat, es kaum für möglich halten, daß der Knabe in so kurzer Zeit zum kräftigen Jünglinge herangewachsen. Freilich kam hinzu, daß die Strapazen des Kriegs dem Gesicht, der ganzen Haltung einen männlicheren Charakter gaben, als es sonst der Fall gewesen sein würde. Graf Xaver hatte nämlich mit seinem ältern Vetter Stanislaus zugleich das Vaterland verlassen, wie er französische Kriegsdienste genommen und in Italien gefochten. Damals kaum achtzehn Jahre alt, zeichnete er sich doch bald als be-

nnener und löwenkühner Kriegsheld auf solche Weise aus, ß ihn der Feldherr zu seinem Adjutanten erhob, und jetzt r er, ein zwanzigjähriger Jüngling, schon zum Obersten gestiegen. Erhaltene Wunden nöthigten ihn, einige Zeit zuruhen. Er kehrte in das Vaterland zurück, und Auf-ge von Stanislaus an die Geliebte führten ihn auf den Landsitz des Grafen Nepomuk, wo er empfangen wurde, als i er der Geliebte selbst.

Graf Nepomuk und der Arzt, Beide gaben sich alle nur nnliche Mühe, Hermenegilda, die, ganz vernichtet von Scham und bitterm Schmerz, ihr Zimmer nicht verlassen wollte, so lange Xaver im Hause, zu beruhigen; aber umsonst. Xaver war außer sich, daß er Hermenegilda nicht wiedersehen sollte. Er schrieb ihr, daß er unverschuldet eine für ihn unglückliche Aehnlichkeit zu hart büße. Aber nicht ihn allein, sondern den geliebten Stanislaus selbst treffe das von jenem verhängnißvollen Moment erzeugte Mißgeschick, da ihm, dem Ueberbringer süßer Liebesbotschaft, jetzt alle Gelegenheit geraubt worden, ihr selbst, wie er gesollt, den Brief, den er von Stanislaus bei sich trage, einzuhändigen und noch Alles von Mund zu Mund hinzuzufügen, was Stanislaus in der Hast des Augenblicks nicht mehr schreiben konnte. Hermenegilda's Kammerfrau, die Xaver in sein Interesse gezogen, übernahm die Bestellung zur günstigen Stunde, und was dem Vater, dem Arzt nicht gelungen, bewirkte Xaver durch sein Schreiben. Hermenegilda entschloß sich, ihn zu sehen.

In tiefem Schweigen, mit niedergesenktem Blick empfing sie ihn in ihrem Gemach. Xaver nahte sich mit leisem schwankenden Schritt; er nahm Platz vor dem Sopha, auf dem sie saß; aber indem er sich herabbeugte von dem Stuhl, kniete er mehr vor Hermenegilda, als daß er saß, und so flehte er in den rührendsten Ausdrücken, mit einem Ton, als habe er sich des unverzeihlichsten Verbrechens anzuklagen, nicht auf sein Haupt möge sie die Schuld des Irrthums laden, der ihn die Seligkeit des geliebten Freundes empfinden lassen. Nicht ihn, nein, Stanislaus selbst habe sie in der

Wonne des Wiedersehens umarmt. Er übergab den Brief und fing an, von Stanislaus zu erzählen, wie er mit echt ritterlicher Treue selbst im blutigen Kampf seiner Dame gedenke, wie sein Herz nur glühe für Freiheit und Vaterland u. s. w. Xaver erzählte mit lebendigem Feuer; er riß Hermenegilden hin, die, nachdem alle Scheu bald überwunden, den zauberischen Blick ihrer Himmelsaugen unverwandt auf ihn richtete, so daß er, ein neuer, von Turandot's Blick getroffener Kalaf*), durchbebt von süßer Wonne, nur mühsam die Erzählung fortspann. Ohne es selbst zu wissen, bedrängt von dem innern Kampf gegen die Leidenschaft, die in hellen Flammen auflodern wollte, verlor er sich in die weitläuftige Beschreibung einzelner Gefechte. Er sprach von Cavallerieangriffen — gesprengten Massen — eroberten Batterien. Ungeduldig unterbrach ihn Hermenegilda, indem sie rief: „O, weg mit diesen blutigen Scenen eines Schauspiels der Hölle! — Sage — sage mir nur, daß er mich liebt, daß Stanislaus mich liebt!"

Da ergriff Xaver, ganz ermuthigt, Hermenegilda's Hand, die er heftig an seine Brust drückte. „Höre ihn selbst, Deinen Stanislaus!" so rief er, und nun strömten die Betheuerungen der glühendsten Liebe, wie sie nur dem Wahnsinn der verzehrendsten Leidenschaft eigen, von seinen Lippen. Er war zu Hermenegilda's Füßen gesunken; sie hatte ihn mit beiden Armen umschlungen; aber indem er, schnell aufgesprungen, sie an seine Brust drücken wollte, fühlte er sich heftig zurückgestoßen. Hermenegilda sah ihn mit starrem seltsamen Blick an und sprach mit dumpfer Stimme: „Eitle Puppe, wenn ich Dich auch zum Leben erwärme an meiner Brust, so bist Du doch nicht Stanislaus und kannst es auch nimmer werden!" — Hierauf verließ sie das Zimmer mit leisen langsamen Schritten.

Xaver sah zu spät seine Unbesonnenheit ein. Daß er bis zum Wahnsinn in Hermenegilda, in die Braut des verwandten Freundes, verliebt sei, fühlte er nur zu lebhaft,

*) Vgl. Schiller's Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. 8, S. 40. — A. d. H.

ebenso aber auch, daß er bei jedem Schritt, den er zu Gunsten seiner thörichten Leidenschaft zu thun gesonnen, sich würde treulosen Freundschaftsbruch vorwerfen müssen. Schnell abreisen, ohne Hermenegilda wiederzusehen, das war der heroische Entschluß, den er wirklich auf der Stelle so weit ausführte, daß er zu packen und seinen Wagen anzuspannen befahl. Graf Nepomuk war hoch verwundert, als Xaver von ihm Abschied nahm; er bot Alles auf, ihn festzuhalten; doch mit einer Festigkeit, mehr von einer Art Krampf als von wahrer Geistesstärke erzeugt, blieb Xaver dabei, daß besondere Ursachen ihn forttrieben. Den Säbel umgeschnallt, die Feldmütze in der Hand, stand er in der Mitte des Zimmers, der Bediente mit dem Mantel auf dem Vorsaal; unten vor der Thür wieherten ungeduldig die Pferde.

Da ging die Thür auf; Hermenegilda trat herein. Mit unbeschreiblicher Anmuth schritt sie auf den Grafen zu und sprach hold lächelnd: „Sie wollen fort, lieber Xaver? — Und noch so Vieles dacht' ich von meinem geliebten Stanislaus zu hören! Wissen Sie wol, daß mich Ihre Erzählungen wunderbar trösten?" — Xaver schlug hocherröthend die Augen nieder. Man nahm Platz; Graf Nepomuk versicherte einmal über das andere, seit vielen Monaten habe er Hermenegilda nicht in dieser heitern unbefangenen Stimmung gesehen. Auf seinen Wink wurde, da die Zeit herangekommen, die Abendtafel in demselben Zimmer bereitet. Der edelste Ungarwein perlte in den Gläsern, und volle Gluth auf den Wangen nippte Hermenegilda aus dem gefüllten Pokal, hochfeiernd das Andenken des Geliebten, Freiheit und Vaterland. Zur Nacht reise ich fort, dachte Xaver im Innern, und frug in der That, als die Tafel aufgehoben, den Bedienten, ob der Wagen warte. Der, erwiderte der Bediente, sei längst, wie Graf Nepomuk befohlen, abgepackt und abgespannt in die Remise geschoben, die Pferde fräßen im Stall und Woyciech schnarche unten auf dem Strohsack. Xaver ließ es dabei bewenden.

Hermenegilda's unvermuthete Erscheinung hatte den Grafen überzeugt, daß es nicht allein möglich, sondern auch räthlich und angenehm sei, zu bleiben, und von dieser Ueber-

zeugung kam er zu der andern, daß es nur darauf ankomme, sich zu besiegen, das heißt, Ausbrüchen der innern Leidenschaft zu wehren, die, den geisteskranken Zustand Hermenegilda's aufreizend, nur ihm in jeder Hinsicht verderblich werden könnten. Wie dann Alles sich weiter fügen werde, so beschloß Xaver seine Betrachtung, — sollte selbst Hermenegilda, aus ihren Träumen erwacht, die heitere Gegenwart der düstern Zukunft vorziehen, — das liege denn Alles in der Constellation zusammenwirkender Umstände, und an Treulosigkeit, an Freundschaftsbruch sei nicht zu denken.

Sowie Xaver andern Tages Hermenegilden wiedersah, gelang es ihm in der That, indem er sorglich auch das Kleinste vermied, was sein zu heißes Blut hätte in Wallung setzen können, seine Leidenschaft niederzukämpfen. In den Schranken der strengsten Sitte bleibend, ja, selbst ein frostig Ceremoniel beachtend, gab er dem Gespräche nur die Schwingen jener Galanterie, die den Weibern mit süßem Zucker verderbliches Gift beibringt. Xaver, ein zwanzigjähriger Jüngling, in eigentlichen Liebeshändeln unerfahren, entfaltete, von dem sichern Tact fürs Böse im Innern geleitet, die Kunst des erfahrenen Meisters. Nur von Stanislaus, von seiner unaussprechlichen Liebe zur süßen Braut sprach er; aber durch die volle Gluth, die er dann entzündet, wußte er geschickt sein eigenes Bild durchschimmern zu lassen, so daß Hermenegilda in arger Verwirrung selbst nicht wußte, wie beide Bilder, das des abwesenden Stanislaus und das des gegenwärtigen Xaver, trennen. Xaver's Gesellschaft wurde bald der aufgeregten Hermenegilda zum Bedürfniß, und so geschah es, daß man sie beinahe beständig und oft wie im traulichen Liebesgespräch zusammen sah. Die Gewohnheit überwand mehr und mehr Hermenegilda's Scheu, und in eben dem Grade überschritt Xaver jene Schranken des frostigen Ceremoniels, in die er sich anfangs mit klugem Vorbedacht gebannt hatte. Arm in Arm gingen Hermenegilda und Xaver in dem Park umher, und sorglos ließ sie ihre Hand in der seinigen, wenn er, im Zimmer neben ihr sitzend, von dem glücklichen Stanislaus erzählte.

Kam es nicht auf Staatshändel, auf die Sache des Vaterlandes an, so war Graf Nepomuk eben keines Blickes in die Tiefe fähig; er begnügte sich mit dem, was er auf der Oberfläche wahrzunehmen im Stande. Sein für alles Uebrige todtes Gemüth vermochte die vorüberfliehenden Bilder des Lebens nur dem Spiegel gleich im Moment zu reflectiren; spurlos schwanden sie dahin. Ohne Hermenegilda's inneres Wesen zu ahnen, hielt er es für gut, daß sie endlich die Püppchen, die bei ihrem thörichten wahnsinnigen Treiben den Geliebten vorstellen mußten, mit einem lebendigen Jüngling vertauscht, und glaubte mit vieler Schlauheit vorauszusehen, daß Xaver, der ihm als Schwiegersohn ebenso lieb, bald ganz in Stanislaus' Stelle treten werde. Er dachte nicht mehr an den treuen Stanislaus. Xaver glaubte dieses ebenfalls, da nun, nachdem ein paar Monate vergangen, Hermenegilda, so sehr ihr ganzes Wesen auch von dem Andenken an Stanislaus erfüllt schien, es sich doch gefallen ließ, daß Xaver mehr und mehr sich ihr annäherte mit einiger Bewerbung.

Eines Morgens hieß es, daß Hermenegilda sich in ihre Gemächer mit der Kammerfrau eingeschlossen habe und durchaus Niemanden sehen wolle. Graf Nepomuk glaubte nicht anders, als daß ein neuer Paroxismus eingetreten sei, der sich bald legen werde. Er bat den Grafen Xaver, die Gewalt, die er über Hermenegilda gewonnen, jetzt zu ihrem Heil zu üben. Wie erstaunte er aber, als Xaver es nicht allein durchaus verweigerte, sich Hermenegilden auf irgend eine Weise zu nähern, sondern sich auch in seinem ganzen Wesen auf eigne Art verändert zeigte! Statt wie sonst beinahe zu keck aufzutreten, war er verschüchtert, als habe er Gespenster gesehen, der Ton seiner Stimme schwankend, der Ausdruck matt und unzusammenhängend. Er sprach davon, daß er nun durchaus nach Warschau müsse, daß er Hermenegilden wohl niemals wiedersehen werde, daß in der letzten Zeit ihr verstörtes Wesen ihm Grauen und Entsetzen erregt, daß er Verzicht geleistet auf alles Glück der Liebe, daß er nun erst in der an Wahnsinn grenzenden Treue Her-

menegilda's die Treulosigkeit, die er an dem Freunde begehen wollen, zu seiner tiefsten Beschämung fühle, daß schleunige Flucht sein einziges Rettungsmittel sei.

Graf Nepomuk begriff Alles nicht; nur schien es ihm endlich klar zu werden, daß Hermenegilda's wahnsinnige Schwärmerei den Jüngling angesteckt. Er suchte ihm dies zu beweisen; doch umsonst. Xaver widerstrebte um so heftiger, je dringender Nepomuk ihm die Nothwendigkeit bewies, daß er Hermenegilda von allen Bizarrerien heilen, folglich sie wiedersehen müsse. Schnell war der Streit geendet, als Xaver, wie von unsichtbarer unwiderstehlicher Gewalt getrieben, hinabrannte, sich in den Wagen warf und davonfuhr.

Graf Nepomuk, voller Gram und Zorn über Hermenegilda's Betragen, bekümmerte sich nicht mehr um sie, und so geschah es, daß mehrere Tage vergingen, die sie ungestört, auf ihrem Zimmer eingeschlossen, von Niemanden als ihrer Kammerfrau gesehen, zubrachte. —

In tiefen Gedanken, ganz erfüllt von den Heldenthaten jenes Mannes, den die Polen damals anbeteten wie ein falsches Götzenbild,*) saß Nepomuk eines Tages in seinem Zimmer, als die Thür aufging und Hermenegilda in voller Trauer mit lang herabhängendem Wittwenschleier eintrat. Langsamen, feierlichen Schrittes nahte sie sich dem Grafen, ließ sich dann auf die Kniee nieder und sprach mit bebender Stimme: „O mein Vater, Graf Stanislaus, mein geliebter Gatte, ist hinüber; er fiel als Held im blutigen Kampf. Vor Dir kniet seine bejammernswerthe Wittwe!" — Graf Nepomuk mußte dies um so mehr für einen neuen Ausbruch der zerrütteten Gemüthsstimmung Hermenegilda's halten, als noch Tages zuvor Nachrichten von dem Wohlbefinden des Grafen Stanislaus eingelaufen waren. Er hob Hermenegilden sanft auf, indem er sprach: „Beruhige Dich, liebe Tochter! Stanislaus ist wohl; bald eilt er in Deine Arme." — Da athmete Hermenegilda auf wie im schweren

*) Napoleon's I. — A. d. H.

Todesseufzer und sank, von wildem Schmerz zerrissen, neben dem Grafen hin in die Polster des Sophas. Doch nach wenigen Secunden wieder zu sich selbst gekommen, sprach sie mit wunderbarer Ruhe und Fassung: „Laß es mich Dir sagen, lieber Vater, wie sich Alles begeben; denn Du mußt es wissen, damit Du in mir die Wittwe des Grafen Stanislaus von R.. erkennest!

„Wisse, daß ich vor sechs Tagen in der Abenddämmerung mich in dem Pavillon an der Südseite unseres Parkes befand. Alle meine Gedanken, mein ganzes Wesen dem Geliebten zugewendet, fühlt' ich meine Augen sich unwillkürlich schließen; nicht in Schlaf, nein, in einen seltsamen Zustand versank ich, den ich nicht anders nennen kann als wachen Träumen. Aber bald schwirrte und dröhnte es um mich her; ich vernahm ein wildes Getümmel; es fiel ganz in der Nähe Schuß auf Schuß. Ich fuhr auf und war nicht wenig erstaunt, mich in einer Feldhütte zu befinden. Vor mir kniete er selbst — mein Stanislaus. — Ich umschlang ihn mit meinen Armen, ich drückte ihn an meine Brust. — ‚Gelobt sei Gott!' rief er, ‚Du lebst, Du bist mein!' — Er sagte mir, ich sei gleich nach der Trauung in tiefe Ohnmacht gesunken, und ich thöricht Ding erinnerte mich jetzt erst, daß ja Pater Cyprianus, den ich in diesem Augenblicke zur Feldhütte hinausschreiten sah, uns eben in der nahen Kapelle unter dem Donner des Geschützes, unter dem wilden Toben der Schlacht getraut hatte. Der goldene Trauring blinkte an meinem Finger. Die Seligkeit, mit der ich nun aufs Neue den Gatten umarmte, war unbeschreiblich; nie gefühltes namenloses Entzücken des beglückten Weibes durchbebte mein Inneres — mir schwanden die Sinne. — — Da wehte es mich an mit eiskaltem Frost. — Ich schlug die Augen auf. — Entsetzlich! Mitten im Gewühl der wilden Schlacht — vor mir die brennende Feldhütte, aus der man mich wahrscheinlich gerettet, — Stanislaus bedrängt von feindlichen Reitern — Freunde sprengen heran, ihn zu retten. — Zu spät! Von hinten haut ihn ein Reiter herab vom Pferde!"

Aufs Neue sank Hermenegilda, überwältigt von dem

entsetzlichen Schmerz, ohnmächtig zusammen. Nepomuk eilte nach stärkenden Mitteln; doch es bedurfte ihrer nicht. Mit wunderbarer Kraft faßte sich Hermenegilda zusammen. „Der Wille des Himmels ist erfüllt," sprach sie dumpf und feierlich. „Nicht zu klagen ziemt es mir; aber bis zum Tode dem Gatten treu, soll kein irdisches Bündniß mich von ihm trennen. Um ihn trauern, für ihn, für unser Heil beten — das ist jetzt meine Bestimmung, und nichts soll diese mir verstören."

Graf Nepomuk mußte mit vollem Rechte glauben, daß der innerlich brütende Wahnsinn Hermenegilda's sich durch jene Vision Luft gemacht habe, und da die ruhige klösterliche Trauer Hermenegilda's um den Gatten kein ausschweifendes beunruhigendes Treiben zuließ, so war dem Grafen Nepomuk dieser Zustand, den die Ankunft des Grafen Stanislaus schnell enden mußte, ganz recht. Ließ Nepomuk zuweilen etwas von Träumereien und Visionen fallen, so lächelte Hermenegilda schmerzlich; dann drückte sie aber den goldenen Ring, den sie am Finger trug, an den Mund und benetzte ihn mit heißen Thränen. Graf Nepomuk bemerkte mit Erstaunen, daß dieser Ring wirklich ein ganz fremder war, den er nie bei seiner Tochter gesehen; da es indeß tausend Fälle gab, wie sie dazu gekommen sein konnte, so gab er sich nicht einmal die Mühe, weiter nachzuforschen. Wichtiger war ihm die böse Nachricht, daß Graf Stanislaus in feindliche Gefangenschaft gerathen sei. Hermenegilda fing an, auf eigene Weise zu kränkeln; sie klagte oft über eine seltsame Empfindung, die sie eben nicht Krankheit nennen könne, die aber ihr ganzes Wesen auf seltsame Art durchbebe.

Um diese Zeit kam Fürst Z. mit seiner Gemahlin. Die Fürstin hatte, als Hermenegilda's Mutter frühzeitig starb, ihre Stelle vertreten, und schon deshalb wurde sie von ihr mit kindlicher Hingebung empfangen. Hermenegilda erschloß der würdigen Frau ihr ganzes Herz und klagte mit der bittersten Wehmuth, daß, unerachtet sie für die Wahrheit aller Umstände rücksichts der wirklich vollzogenen Trauung mit Stanislaus die überzeugendsten Beweise habe, man sie doch eine wahnsinnige Träumerin schelte. Die Fürstin, von Allem

unterrichtet und von Hermenegilda's zerrüttetem Gemüthszustande überzeugt, hütete sich wohl, ihr zu widersprechen; sie begnügte sich damit, ihr zu versichern, daß die Zeit Alles aufklären werde, und daß es wohlgethan sei, sich in frommer Demuth dem Willen des Himmels ganz zu ergeben. Aufmerksamer wurde die Fürstin, als Hermenegilda von ihrem körperlichen Zustande sprach und die sonderbaren Anfälle beschrieb, die ihr Inneres zu verstören schienen. Man sah, wie die Fürstin mit der ängstlichsten Sorgfalt über Hermenegilda wachte, und wie ihre Bekümmerniß in dem Grade stieg, als Hermenegilda sich ganz zu erholen schien. Die todblassen Wangen und Lippen rötheten sich wieder, die Augen verloren das düstere unheimliche Feuer, der Blick wurde mild und ruhig, die abgemagerten Formen rundeten sich mehr und mehr; kurz, Hermenegilda blühte ganz auf in voller Jugend und Schönheit. Und doch schien die Fürstin sie für kränker als jemals zu halten; denn: „Wie ist Dir? — was hast Du, mein Kind? — was fühlst Du?" so frug sie, quälende Besorgniß im Gesicht, sobald Hermenegilda nur seufzte oder im Mindesten erblaßte.

Graf Nepomuk, der Fürst, die Fürstin beriethen sich, was es denn nun werden solle mit Hermenegilda und ihrer fixen Idee, Stanislaus' Wittwe zu sein. „Ich glaube leider," sprach der Fürst, „daß ihr Wahnsinn unheilbar bleiben wird; denn sie ist körperlich kerngesund und nährt den zerrütteten Zustand ihrer Seele mit voller Kraft. — Ja," fuhr er fort, als die Fürstin schmerzlich vor sich hinblickte, „sie ist kerngesund, unerachtet sie zur Ungebühr und zu ihrem offenbaren Nachtheil wie eine Kranke gepflegt, gehätschelt und geängstet wird." Die Fürstin, welche diese Worte trafen, faßte den Grafen Nepomuk ins Auge und sprach rasch und entschieden: „Nein, — Hermenegilda ist nicht krank; aber — läge es nicht im Reich der Unmöglichkeit, daß sie sich vergangen haben könnte, so würde ich überzeugt sein, daß sie sich in guter Hoffnung befinde." Damit stand sie auf und verließ das Zimmer.

Wie vom Blitz getroffen, starrten sich Graf Nepomuk und

offenbaren, unerachtet ich
wie dies sollte geschehen könne

Noch denselben Abend war
gilda, deren mütterliches Ansehen
nehmen schien, allein auf ihrem Zi
Fürstin das arme Kind bei beiden Arme
ins Auge und sagte mit schneidendem Ton:
guter Hoffnung!" Da schlug Hermenegilda
himmlischer Wonne verklärten Blick in die Höh
höchsten Entzückens: „O Mutter,
mit dem Tone des
ich, fiel auch
ich weiß es ja! Lange fühlt' ich es,
der theure Gatte unter den mörderischen Streichen der wilden Feinde, dennoch unaussprechlich glücklich sein sollte. Ja — jener Moment meines höchsten irdischen Glücks lebt in mir fort; ich werde ihn ganz wieder haben, den geliebten Gatten, in dem theuern Pfande des süßen Bundes."

Der Fürstin war es, als finge sich Alles an um sie zu drehen, als wollten ihr die Sinne schwinden. Die Wahrheit in Hermenegilda's Ausdruck — ihr Entzücken — ihre wahrhafte Verklärung ließ keinen Gedanken an erheucheltes Wesen, an Trug aufkommen, und doch konnte nur toller Wahnsinn auf ihre Behauptung etwas geben. Von dem letzten Gedanken ganz erfaßt, stieß die Fürstin Hermenegilda von sich, indem sie heftig rief: „Unsinnige! Ein Traum hat Dich in den Zustand versetzt, der Schmach und Schande über uns Alle bringt?! Glaubst Du, daß Du mich mit albernen Märchen zu hintergehen vermagst? — Besinne Dich! — Laß alle Ereignisse der vorigen Tage an Dir vorübergehen! Ein reuiges Bekenntniß kann uns vielleicht versöhnen." — In Thränen gebadet, ganz aufgelöst von herbem Schmerz, sank Hermenegilda vor der Fürstin auf die Kniee und jammerte: „Mutter, auch Du schiltst mich eine Träumerin; auch Du glaubst nicht daran, daß die Kirche mich mit Stanislaus verband, daß ich sein Weib bin? Aber sieh doch nur hier den Ring an meinem Finger! — Was sage ich! Du, Du kennst ja meinen Zustand. Ist denn das nicht genug, Dich zu überzeugen, daß ich nicht träumte?"

Wort aufnehmend, meinte,
von den sonderbarsten Visionen
Nepomuk sprach aber sehr ernst:
recht, daß ein Vergehen der Art von
durchaus im Reich der Unmöglichkeit
aber sage, daß, als Hermenegilda gestern
mir es selbst wie ein närrischer Gedanke
in fuhr: ‚Nun seht einmal, die junge Wittwe ist
offnung!‘ — daß dieser Gedanke offenbar nur durch
rachten ihrer Gestalt erzeugt werde
ir das Alles

ich [illegible] sage, so wirst Du es natürlich finden, wie die Worte der Fürstin mich mit trüber Besorgniß, ja, mit der peinlichsten Angst erfüllen." — „So muß", erwiderte der Fürst, „der Arzt oder die weise Frau entscheiden, und entweder das vielleicht voreilige Urtheil der Fürstin vernichtet oder unsere Schande bestätiget werden."

Mehrere Tage schwankten Beide von Entschluß zu Entschluß. Beiden wurden Hermenegilda's Formen verdächtig; die Fürstin sollte entscheiden, was jetzt zu thun. Sie verwarf die Einmischung eines vielleicht plauderhaften Arztes und meinte, daß andere Hilfe wol erst in fünf Monaten nöthig sein würde. — „Welche Hilfe?" schrie Graf Nepomuk entsetzt. — „Ja," fuhr die Fürstin mit erhöhter Stimme fort, „es ist nun gar kein Zweifel mehr: Hermenegilda ist entweder die verruchteste Heuchlerin, die jemals geboren, oder es waltet ein unerforschliches Geheimniß; — genug, sie ist guter Hoffnung!"

Ganz erstarrt vor Schreck, fand Graf Nepomuk keine Worte; endlich sich mühsam ermannend, beschwor er die Fürstin, koste es, was es wolle, von Hermenegilda selbst zu erforschen, wer der Unglückselige sei, der die unauslöschliche Schmach über sein Haus gebracht. „Noch", sprach die Fürstin, „ahnet Hermenegilda nicht, daß ich um ihren Zustand weiß. Von dem Moment, wenn ich es ihr sagen werde, wie es um sie steht, verspreche ich mir Alles. Ueberrascht wird sie die Larve der Heuchlerin fallen lassen, oder es muß sich sonst ihre Unschuld auf eine wunderbare Weise

Die Fürstin nahm mit dem tiefsten Erstaunen wahr, daß Hermenegilden der Gedanke eines Vergehens gar nicht einkam, daß sie die Hindeutung darauf gar nicht aufgefaßt, gar nicht verstanden. Der Fürstin Hände heftig an die Brust drückend, flehte Hermenegilda immerfort, sie möge doch nur jetzt, da es ihr Zustand außer Zweifel setze, an ihren Gatten glauben, und die ganz bestürzte, ganz außer sich gesetzte Frau wußte in der That selbst nicht mehr, was sie der Armen sagen, welchen Weg sie überhaupt einschlagen solle, dem Geheimniß, das hier walten mußte, auf die Spur zu kommen.

Erst nach mehreren Tagen erklärte die Fürstin dem Gemahl und dem Grafen Nepomuk, daß es unmöglich sei, von Hermenegilden, die sich von dem Gatten schwanger glaube, mehr herauszubringen, als wovon sie selbst im Innersten der Seele überzeugt sei. Die Männer, voller Zorn, schalten Hermenegilda eine Heuchlerin, und insonderheit schwur Graf Nepomuk, daß, wenn gelinde Mittel sie nicht von dem wahnsinnigen Gedanken, ihm ein abgeschmacktes Märchen aufzuheften, zurückbringen würden, er es mit strengen Maßregeln versuchen werde. Die Fürstin meinte dagegen, daß jede Strenge eine zwecklose Grausamkeit sein würde; überzeugt sei sie nämlich, wie gesagt, daß Hermenegilda keineswegs heuchle, sondern daran, was sie sage, mit voller Seele glaube. „Es giebt", fuhr sie fort, „noch manches Geheimniß in der Welt, das zu begreifen wir gänzlich außer Stande sind. Wie, wenn das lebhafte Zusammenwirken des Gedankens auch eine physische Wirkung haben könnte? wie, wenn eine geistige Zusammenkunft zwischen Stanislaus und Hermenegilda sie in den uns unerklärlichen Zustand versetzte?"

Unerachtet alles Zorns, aller Bedrängniß des fatalen Augenblicks konnten sich der Fürst und Graf Nepomuk doch des lauten Lachens nicht enthalten, als die Fürstin diesen Gedanken äußerte, den die Männer den sublimsten nannten, der je das Menschliche ätherisirt habe. Die Fürstin, blutroth im ganzen Gesicht, meinte, daß den rohen Männern der Sinn für dergleichen abginge, daß sie das ganze Verhältniß, in das ihr armes Kind, an dessen Unschuld sie unbedingt glaube,

gerathen, anstößig und abscheulich finde, und daß eine Reise, die sie mit ihr zu unternehmen gedenke, das einzige und beste Mittel sei, sie der Arglist, dem Hohne ihrer Umgebung zu entziehen. Graf Nepomuk war mit diesem Vorschlage sehr zufrieden; denn da Hermenegilda selbst gar kein Geheimniß aus ihrem Zustande machte, so mußte sie, sollte ihr Ruf verschont bleiben, freilich aus dem Kreise der Bekannten entfernt werden.

Dies ausgemacht, fühlten sich Alle beruhigt. Graf Nepomuk dachte kaum mehr an das beängstigende Geheimniß selbst, als er nur die Möglichkeit sah, es der Welt, deren Hohn ihm das Bitterste war, zu verbergen, und der Fürst urtheilte sehr richtig, daß bei der seltsamen Lage der Dinge, bei Hermenegilda's unerheucheltem Gemüthszustande freilich gar nichts Anderes zu thun sei, als die Auflösung des wunderbaren Räthsels der Zeit zu überlassen.

Eben wollte man nach geschlossener Berathung auseinandergehen, als die plötzliche Ankunft des Grafen Xaver von R. über Alle neue Verlegenheit, neue Kümmerniß brachte. Erhitzt von dem scharfen Ritt, über und über mit Staub bedeckt, mit der Hast eines von wilder Leidenschaft Getriebenen stürzte er ins Zimmer und rief, ohne Gruß, alle Sitte nicht beachtend, mit starker Stimme: „Er ist todt, Graf Stanislaus! — Nicht in Gefangenschaft gerieth er — nein, er wurde niedergehauen von den Feinden. — Hier sind die Beweise!" — Damit steckte er mehrere Briefe, die er schnell hervorgerissen, dem Grafen Nepomuk in die Hände. Dieser fing ganz bestürzt an zu lesen. Die Fürstin sah in die Blätter hinein; kaum hatte sie wenige Zeilen erhascht, als sie mit zum Himmel emporgerichtetem Blick die Hände zusammenschlug und schmerzlich ausrief: „Hermenegilda — armes Kind! Welches unerforschliche Geheimniß!" — Sie hatte gefunden, daß Stanislaus' Todestag gerade mit Hermenegilda's Angabe zusammentraf, daß sich Alles so begeben, wie sie es in dem verhängnißvollen Augenblick geschaut hatte.

„Er ist todt," sprach nun Xaver rasch und feurig; „Hermenegilda ist frei. Mir, der ich sie liebe wie mein Leben, steht nichts mehr entgegen. Ich bitte um ihre Hand." —

Graf Nepomuk vermochte nicht zu antworten; der Fürst nahm das Wort und erklärte, daß gewisse Umstände es ganz unmöglich machten, jetzt auf seinen Antrag einzugehen, daß er in diesem Augenblick nicht einmal Hermenegilda sehen könne, daß es also das Beste sei, sich wieder schnell zu entfernen, wie er gekommen. Xaver entgegnete, daß er Hermenegilda's zerrütteten Gemüthszustand, von dem wahrscheinlich die Rede sei, recht gut kenne, daß er dies aber um so weniger für ein Hinderniß halte, als gerade seine Verbindung mit Hermenegilda jenen Zustand enden würde. Die Fürstin versicherte ihm, daß Hermenegilda ihrem Stanislaus Treue bis in den Tod geschworen, jede andere Verbindung daher verwerfen würde; übrigens befinde sie sich gar nicht mehr auf dem Schlosse. Da lachte Xaver laut auf und meinte, nur des Vaters Einwilligung bedürfe er; Hermenegilda's Herz zu rühren, das solle man nur ihm überlassen. Ganz erzürnt über des Jünglings ungestüme Zudringlichkeit, erklärte Graf Nepomuk, daß er in diesem Augenblick vergebens auf seine Einwilligung hoffe und nur sogleich das Schloß verlassen möge. Graf Xaver sah ihn starr an, öffnete die Thür des Vorsaals und rief hinaus, Woyciech solle den Mantelsack hereinbringen, die Pferde absatteln und in den Stall führen. Dann kam er ins Zimmer zurück, warf sich in den Lehnstuhl, der dicht am Fenster stand, und erklärte ruhig und ernst, ehe er Hermenegilda gesehen und gesprochen, werde ihn nur offene Gewalt vom Schlosse wegtreiben. Graf Nepomuk meinte, daß er dann auf einen recht langen Aufenthalt rechnen könne, übrigens aber erlauben müsse, daß er seinerseits das Schloß verlasse.

Alle, Graf Nepomuk, der Fürst und seine Gemahlin gingen hierauf aus dem Zimmer, um so schnell als möglich Hermenegilda fortzuschaffen. Der Zufall wollte indessen, daß sie gerade in dieser Stunde, ganz wider ihre sonstige Gewohnheit, in den Park gegangen war. Xaver, durch das Fenster blickend, an dem er saß, gewahrte sie, ganz in der Ferne wandelnd. Er rannte hinunter in den Park und erreichte endlich Hermenegilda, als sie eben in jenen verhängnißvollen Pavillon an der Südseite des Parks trat. Ihr Zustand war

nun schon beinahe jedem Auge sichtlich. „O, all Ihr Mächte des Himmels!" rief Xaver, als er vor Hermenegilda stand; dann stürzte er aber zu ihren Füßen und beschwor sie unter den heiligsten Betheuerungen seiner glühendsten Liebe, ihn zum glücklichsten Gatten aufzunehmen. Hermenegilda, ganz außer sich vor Schreck und Ueberraschung, sagte ihm, ein böses Geschick habe ihn hergeführt, ihre Ruhe zu stören; niemals, niemals werde sie, dem geliebten Stanislaus zur Treue bis in den Tod verbunden, die Gattin eines Anderen werden.

Als nun aber Xaver nicht aufhörte mit Bitten und Betheuerungen, als er endlich in toller Leidenschaft ihr vorhielt, daß sie sich selbst täusche, daß sie *ihm* ja schon die süßesten Liebesaugenblicke geschenkt, als er, aufgesprungen vom Boden, sie in seine Arme schließen wollte, da stieß sie ihn, den Tod im Antlitz, mit Abscheu und Verachtung zurück, indem sie rief: „Elender selbstsüchtiger Thor! Ebenso wenig wie Du das süße Pfand meines Bundes mit Stanislaus vernichten kannst, ebenso wenig vermagst Du mich zum verbrecherischen Bruch der Treue zu verführen. — Fort aus meinen Augen!" Da streckte Xaver die geballte Faust ihr entgegen, lachte laut auf in wildem Hohn und schrie: „Wahnsinnige, brachst Du denn nicht selbst jenen albernen Schwur? — Das Kind, das Du unter dem Herzen trägst, — *mein* Kind ist es — mich umarmtest Du hier an dieser Stelle — *meine* Buhlschaft warst Du und bleibst Du, wenn ich Dich nicht erhebe zu meiner Gattin." — Hermenegilda blickte ihn an, die Gluth der Hölle in den Augen; dann kreischte sie auf: „Ungeheuer!" und sank wie zum Tode getroffen nieder auf den Boden.

Wie von allen Furien verfolgt, rannte Xaver in das Schloß zurück; er traf auf die Fürstin, die er mit Ungestüm bei der Hand ergriff und hineinzog in die Zimmer. „Sie hat mich verworfen mit Abscheu — mich, den Vater ihres Kindes!" — „Um aller Heiligen willen! Du? — Xaver! — Mein Gott, sprich, wie war es möglich?" — so rief, von Entsetzen ergriffen, die Fürstin. — „Mag mich verdammen," fuhr Xaver gefaßter fort, „wer da will! Aber glüht ihm gleich mir das Blut in den Adern, gleich mir wird er

in solchem Momente sündigen. In dem Pavillon traf ich Hermenegilda in einem seltsamen Zustande, den ich nicht zu beschreiben vermag. Sie lag wie fest schlafend und träumend auf dem Kanapee. Kaum war ich eingetreten, als sie sich erhob, auf mich zukam, mich bei der Hand ergriff und feierlichen Schritts durch den Pavillon ging. Dann kniete sie nieder; ich that ein Gleiches; sie betete, und ich bemerkte bald, daß sie im Geiste einen Priester vor uns sah. Sie zog einen Ring vom Finger, den sie dem Priester darreichte; ich nahm ihn und steckte ihr einen goldnen Ring an, den ich von meinem Finger zog; dann sank sie mit der inbrünstigsten Liebe in meine Arme. — Als ich entfloh, lag sie in tiefem, bewußtlosem Schlaf." —

„Entsetzlicher Mensch! Ungeheurer Frevel!" schrie die Fürstin ganz außer sich. — Graf Nepomuk und der Fürst traten herein; in wenigen Worten erfuhren sie Xaver's Bekenntnisse, und wie tief wurde der Fürstin zartes Gemüth verwundet, als die Männer Xaver's frevelige That sehr verzeihlich und durch seine Verbindung mit Hermenegilda gesühnt fanden. „Nein," sprach die Fürstin, „nimmer wird Hermenegilda Dem die Hand als Gattin reichen, der es wagte, wie der hämische Geist der Hölle den höchsten Moment ihres Lebens mit dem ungeheuersten Frevel zu vergiften." — „Sie wird", sprach Graf Xaver mit kaltem, höhnendem Stolz, „mir die Hand reichen müssen, um ihre Ehre zu retten. — Ich bleibe hier, und Alles fügt sich."

In diesem Augenblick entstand ein dumpfes Geräusch; man brachte Hermenegilda, die der Gärtner im Pavillon leblos gefunden, in das Schloß zurück. Man legte sie auf das Sopha. Ehe es die Fürstin verhindern konnte, trat Xaver hinan und faßte ihre Hand. Da fuhr sie mit einem entsetzlichen Schrei, nicht menschlichem Ton, nein, dem schneidenden Jammerlaut eines wilden Thieres ähnlich, in die Höhe und starrte in gräßlicher Verzuckung den Grafen mit funkensprühenden Augen an. Der taumelte wie vom tödtenden Blitze getroffen zurück und lallte kaum verständlich: „Pferde!" — Auf den Wink der Fürstin brachte man ihn hinab. „Wein! Wein!" schrie er, stürzte einige Gläser hinunter, warf sich dann erkräftigt aufs Pferd und jagte davon.

Hermenegilda's Zustand, der aus dem dumpfen Wahnsinn in wilde Raserei übergehen zu wollen schien, änderte auch Nepomuk's und des Fürsten Gesinnungen, die nun erst das Entsetzliche, Unsühnbare von Xaver's That einsahen. Man wollte nach dem Arzt senden; aber die Fürstin verwarf alle ärztliche Hilfe, wo nur geistlicher Trost vielleicht wirken könne. Statt des Arztes erschien also der Carmelitermönch Cyprianus, Beichtvater des Hauses. Auf wunderbare Weise gelang es ihm, Hermenegilda aus der Bewußtlosigkeit des stieren Wahnsinns zu erwecken. Noch mehr — bald wurde sie ruhig und gefaßt; sie sprach ganz zusammenhängend mit der Fürstin, der sie den Wunsch äußerte, nach ihrer Niederkunft ihr Leben im Cistercienser-Kloster zu O. in steter Reue und Trauer hinzubringen. Ihren Trauerkleidern hatte sie Schleier hinzugefügt, die ihr Gesicht undurchdringlich verhüllten und die sie niemals lüpfte.

Pater Cyprianus verließ das Schloß, kam aber nach einigen Tagen wieder. Unterdessen hatte der Fürst Z. an den Bürgermeister zu L. geschrieben; dort sollte Hermenegilda ihre Niederkunft abwarten und von der Aebtissin des Cistercienser-Klosters, einer Verwandten des Hauses, dahingebracht werden, während die Fürstin nach Italien reiste und angeblich Hermenegilda mitnahm.

Es war Mitternacht; der Wagen, der Hermenegilda nach dem Kloster bringen sollte, stand vor der Thüre. Von Gram gebeugt, erwarteten Nepomuk, der Fürst, die Fürstin das unglückliche Kind, um von ihr Abschied zu nehmen. Da trat sie, in Schleier gehüllt, an der Hand des Mönchs in das von Kerzen hell erleuchtete Zimmer. Cyprianus sprach mit feierlicher Stimme: „Die Laienschwester Cöleſtina sündigte schwer, als sie sich noch in der Welt befand; denn der Frevel des Teufels befleckte ihr reines Gemüth; doch ein unauflösliches Gelübde bringt ihr Trost, Ruhe und ewige Seligkeit. Nie wird die Welt mehr das Antlitz schauen, dessen Schönheit den Teufel anlockte. — Schaut her! — So beginnt und vollendet Cöleſtina ihre Buße.“ Damit hob der Mönch Hermenegilda's Schleier auf, und schneidendes Weh durchfuhr Alle,

da sie die blasse Todtenlarve erblickten, in die Hermenegilda's engelschönes Antlitz auf immer verschlossen. — Sie schied, keines Wortes mächtig, von dem Vater, der, ganz aufgelöst von verzehrendem Schmerz, nicht mehr leben zu können dachte. Der Fürst, sonst ein gefaßter Mann, badete sich in Thränen; nur der Fürstin gelang es, mit aller Macht den Schrecken jenes grauenvollen Gelübdes niederkämpfend, sich aufrecht zu erhalten in milder Fassung. —

Wie Graf Xaver Hermenegilda's Aufenthalt und sogar den Umstand, daß das geborene Kind der Kirche geweiht sein sollte, erfahren, ist unerklärlich. Wenig nützte ihm der Raub des Kindes; denn als er nach P. gekommen, und es in die Hände einer vertrauten Frau zur Pflege geben wollte, war es nicht, wie er glaubte, von der Kälte ohnmächtig geworden, sondern todt. Darauf verschwand Graf Xaver spurlos, und man glaubte, er habe sich den Tod gegeben. —

Mehrere Jahre waren vergangen, als der junge Fürst Boleslaw von Z. auf seinen Reisen nach Neapel in die Nähe des Posilippo kam. Dort in der anmuthigsten Gegend liegt ein Camaldulenser-Kloster, zu dem der Fürst hinaufstieg, um eine Aussicht zu genießen, die ihm als die reizendste in ganz Neapel geschildert worden. Eben im Begriff, auf die herausspringende Felsenspitze im Garten zu treten, die ihm als der schönste Punkt beschrieben war, bemerkte er einen Mönch, der vor ihm auf einem großen Steine Platz genommen und, ein aufgeschlagenes Gebetbuch auf dem Schooß, in die Ferne hinausschaute. Sein Antlitz, in den Grundzügen noch jugendlich, war nur durch tiefen Gram entstellt. Dem Fürsten kam, als er den Mönch näher betrachtete, eine dunkle Erinnerung. Er schlich näher heran, und es fiel ihm gleich ins Auge, daß das Gebetbuch in polnischer Sprache abgefaßt war. Darauf redete er den Mönch polnisch an. Dieser wandte sich voller Schreck um; kaum hatte er aber den Fürsten erblickt, als er sein Gesicht verhüllte und schnell, wie vom bösen Geiste getrieben, durch die Gebüsche entfloh.

Fürst Boleslaw versicherte, als er dem Grafen Nepomuk das Abenteuer erzählte, dieser Mönch sei Niemand anders gewesen als der Graf Xaver von R.

Das steinerne Herz.

Jedem Reisenden, der bei guter Tageszeit sich dem Städtchen G. von der südlichen Seite bis auf eine halbe Stunde Weges genähert, fällt an der Landstraße rechts ein stattliches Landhaus in die Augen, welches mit seinen wunderlichen, bunten Zinnen aus finsterm Gebüsch blickend emporsteigt. Dieses Gebüsch umkränzt den weitläuftigen Garten, der sich in weiter Strecke thalabwärts hinzieht. Kommst Du einmal, vielgeliebter Leser, des Weges, so scheue weder den kleinen Aufenthalt Deiner Reise noch das kleine Trinkgeld, das Du etwa dem Gärtner geben dürftest, sondern steige fein aus dem Wagen und laß Dir Haus und Garten aufschließen, vorgebend, Du hättest den verstorbenen Eigenthümer des anmuthigen Landsitzes, den Hofrath Reutlinger in G., recht gut gekannt. Im Grunde genommen, kannst Du dies alsdann mit gutem Fug thun, wenn es Dir gefallen sollte, Alles, was ich Dir zu erzählen eben im Begriff stehe, bis ans Ende durchzulesen; denn ich hoffe, der Hofrath Reutlinger soll Dir alsdann mit all seinem sonderbaren Thun und Treiben so vor Augen stehen, als ob du ihn wirklich selbst gekannt hättest.

Schon von außen findest Du das Landhaus auf alterthümliche, groteske Weise mit bunten, gemalten Zierrathen verschmückt. Du klagst mit Recht über die Geschmacklosigkeit dieser zum Theil widersinnigen Wandgemälde; aber bei näherer Betrachtung weht Dich ein besonderer, wunderbarer Geist aus diesen bemalten Steinen an, und mit einem leisen Schauer, der Dich überläuft, trittst Du in die

weite Vorhalle. Auf den in Felder abgetheilten, mit weißem Gipsmarmor bekleideten Wänden erblickest Du mit grellen Farben gemalte Arabesken, die in den wunderlichsten Verschlingungen Menschen- und Thiergestalten, Blumen, Früchte, Gesteine darstellen, und deren Bedeutung Du ohne weitere Verdeutlichung zu ahnen glaubst.

Im Saal, der den untern Stock in der Breite einnimmt und bis über den zweiten Stock hinaufsteigt, scheint in vergoldeter Bilderei Alles das plastisch ausgeführt, was erst durch Gemälde angedeutet wurde. Du wirst im ersten Augenblick vom verdorbenen Geschmack des Zeitalters Ludwig's des Vierzehnten reden, Du wirst weidlich schmählen über das Barocke, Ueberladene, Grelle, Geschmacklose dieses Stils; aber bist Du nur was Weniges meines Sinnes, fehlt es Dir nicht an reger Phantasie, welche ich allemal bei Dir, mein gütiger Leser, voraussetze, so wirst Du bald allen in der That gegründeten Tadel vergessen. Es wird Dir so zu Muthe werden, als sei die regellose Willkür nur das kecke Spiel des Meisters mit Gestaltungen, über die er unumschränkt zu herrschen wußte, dann aber, als verkette sich Alles zur bittersten Ironie des irdischen Treibens, die nur dem tiefen, aber an einer Todeswunde kränkelnden Gemüth eigen.

Ich rathe Dir, geliebter Leser, die kleinen Zimmer des zweiten Stocks, die wie eine Galerie den Saal umgeben, und aus deren Fenstern man hinabschaut in den Saal, zu durchwandern. Hier sind die Verzierungen sehr einfach; aber hin und wieder stößest Du auf deutsche, arabische und türkische Inschriften, die sich wunderlich genug ausnehmen.

Du eilst jetzt nach dem Garten. Er ist nach altfranzösischer Art mit langen, breiten, von hohen Taxuswänden umschlossenen Gängen, mit geräumigen Bosketts*) angelegt und mit Statuen, mit Fontänen geschmückt. Ich weiß nicht, ob Du, geliebter Leser, nicht auch den ernsten, feierlichen Eindruck, den solch ein altfranzösischer Garten macht, mit mir

*) Gebüschen. Nicht „Kasketts", wie die bisherigen Ausgaben lesen. — A. d. H.

fühlst, und ob Du solch ein Gartenkunstwerk nicht der albernen Kleinigkeitskrämerei vorziehst, die in unsern sogenannten englischen Gärten mit Brückchen und Flüßlein und Tempelchen und Gröttchen getrieben wird.

Am Ende des Gartens trittst Du in einen finstern Hain von Trauerweiden, Hängebirken und Wehmuthskiefern.*) Der Gärtner sagt Dir, daß dies Wäldchen, wie man es, von der Höhe des Hauses hinabschauend, deutlich wahrnehmen kann, die Form eines Herzens hat. Mitten darin ist ein Pavillon von dunklem schlesischen Marmor in der Form eines Herzens erbaut. Du trittst hinein; — der Boden ist mit weißen Marmorplatten ausgelegt, in der Mitte erblickst Du ein Herz in gewöhnlicher Größe. Es ist ein dunkelrother, in den weißen Marmor eingefugter Stein. Du bückst Dich herab und entdeckest die in den Stein eingegrabenen Worte: „Es ruht!"

In diesem Pavillon, bei diesem dunkelrothen, steinernen Herzen, das damals jene Inschrift noch nicht trug, standen am Tage Mariä Geburt, das heißt am achten September des Jahres 180—, ein großer stattlicher alter Herr und eine alte Dame, Beide sehr reich und schön nach der Mode der sechziger Jahre gekleidet. „Aber", sprach die alte Dame, „wie kam Ihnen, lieber Hofrath, denn wieder die bizarre, ich möchte lieber sagen, die schauervolle Idee, in diesem Pavillon das Grabmal Ihres Herzens, das unter dem rothen Stein ruhen soll, bauen zu lassen?" — „Lassen Sie uns," erwiderte der alte Herr, „liebe Geheimräthin, von diesen Dingen schweigen! Nennen Sie es das krankhafte Spiel eines wunden Gemüths, nennen Sie es, wie Sie wollen; aber erfahren Sie, daß, wenn mich mitten unter dem reichen Gut, das das hämische Glück wie ein Spielzeug dem einfältigen Kinde, das darüber die Todeswunden vergißt, mir zuwarf, der bitterste Unmuth ergreift, wenn alles erfahrene Leid von Neuem auf mich zutritt, daß ich dann hier in diesen Mauern Trost und Beruhigung finde! Meine Blutstropfen haben den Stein so roth gefärbt; aber er ist eiskalt.

*) Englische Fichten, eigentlich Weymouths-Kiefern. — A. d. H.

Bald liegt er auf meinem Herzen und kühlt die verderbliche Gluth, welche darin loderte."

Die alte Dame sah mit einem Blick der tiefsten Wehmuth herab zum steinernen Herzen, und indem sie sich etwas herabbückte, fielen ein paar große perlenglänzende Thränen auf den rothen Stein. Da faßte der alte Herr schnell herüber und ergriff ihre Hand. Seine Augen erblitzten im jugendlichen Feuer; wie ein fernes, mit Blüthen und Blumen reich geschmücktes herrliches Land im schimmernden Abendroth lag eine längst vergangene Zeit voll Liebe und Seligkeit in seinen glühenden Blicken. „Julie! — Julie! — Und auch Sie konnten dies arme Herz so auf den Tod verwunden?" So rief der alte Herr mit von der schmerzlichsten Wehmuth halb erstickter Stimme. — „Nicht mich", erwiderte die alte Dame sehr weich und zärtlich, „klagen Sie an, Maximilian! War es denn nicht Ihr starrer unversöhnlicher Sinn, Ihr träumerischer Glaube an Ahnungen, an seltsame, Unheil verkündende Visionen, der Sie forttrieb von mir, und der mich zuletzt bestimmen mußte, dem sanfteren, beugsameren Manne, der mit Ihnen zugleich sich um mich bewarb, den Vorzug zu geben? Ach, Maximilian, Sie mußten es ja wol fühlen, wie innig Sie geliebt wurden; aber Ihre ewige Selbstqual — peinigte sie mich nicht bis zur Todesermattung?" — Der alte Herr unterbrach die Dame, indem er ihre Hand fahren ließ: „O, Sie haben Recht, Frau Geheimräthin! Ich muß allein stehen; kein menschliches Herz darf sich mir anschmiegen. Alles, was Freundschaft, was Liebe vermag, prallt wirkungslos ab von diesem steinernen Herzen." — „Wie bitter," fiel die Dame dem alten Herrn in die Rede, „wie ungerecht gegen sich selbst und Andere sind Sie, Maximilian! Wer kennt Sie denn nicht als den freigebigsten Wohlthäter der Bedürftigen, als den unwandelbarsten Verfechter des Rechts, der Billigkeit! Aber welches böse Geschick warf jenes entsetzliche Mißtrauen in Ihre Seele, das in einem Wort, in einem Blick, ja, in irgend einem von jeder Willkür unabhängigen Ereigniß Verderben und Unheil ahnet?" —

„Hege ich denn nicht Alles," sprach der alte Herr mit weicherer Stimme und Thränen in den Augen, „was sich mir nähert, mit der vollsten Liebe? Aber diese Liebe zerreißt mir das Herz, statt es zu nähren." — „Ha!" fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „dem unerforschlichen Geist der Welten gefiel es, mich mit einer Gabe auszustatten, die, mich dem Tode entreißend, mich hundertmal tödtet. Gleich dem ewigen Juden, sehe ich das unsichtbare Kainszeichen auf der Stirne des gleißnerischen Meuters. Ich erkenne die geheimen Warnungen, die oft wie spielende Räthsel der geheimnißvolle König der Welt, den wir Zufall nennen, uns in den Weg wirft. Eine holde Jungfrau schaut uns mit hellen, klaren Isisaugen an; aber wer ihre Räthsel nicht löst, den ergreift sie mit kräftigen Löwentatzen und schleudert ihn in den Abgrund." — „Noch immer", sprach die alte Dame, „diese verderblichen Träume! Wo blieb der schöne, artige Knabe, ihres jüngern Bruders Sohn, den Sie vor einigen Jahren so liebreich aufgenommen, in dem so viel Liebe und Trost für Sie aufzukeimen schien?" — „Den", erwiderte der alte Herr mit rauher Stimme, „habe ich verstoßen; es war ein Bösewicht, eine Schlange, die ich mir zum Verderben am Busen nährte." — „Ein Bösewicht — der Knabe von sechs Jahren?" fragte die Dame ganz bestürzt.

„Sie wissen", fuhr der alte Herr fort, „die Geschichte meines jüngern Bruders; Sie wissen, daß er mich mehrmals auf bübische Weise täuschte, daß, alles brüderliche Gefühl in seiner Brust ertödtend, ihm jede Wohlthat, die ich ihm erzeigte, zur Waffe gegen mich diente. An ihm, an seinem rastlosen Streben lag es nicht, daß nicht meine Ehre, meine bürgerliche Existenz verloren ging. Sie wissen, wie er vor mehreren Jahren, in das tiefste Elend versunken, zu mir kam, wie er mir Aenderung seiner verworrenen Lebensweise, wiedererwachte Liebe heuchelte, wie ich ihn hegte und pflegte, wie er dann seinen Aufenthalt in meinem Hause nutzte, um gewisse Documente .... Doch genug davon! Sein Knabe gefiel mir, und diesen behielt ich bei mir, als der Schändliche, nachdem seine Ränke, die mich in einen

meine Ehre vernichtenden Criminalprozeß verwickeln sollten, entdeckt worden, fliehen mußte. Ein warnender Wink des Schicksals befreite mich von dem Bösewicht." —

„Und dieser Wink des Schicksals war gewiß einer Ihrer bösen Träume?" So sprach die alte Dame; doch der alte Herr fuhr fort: „Hören Sie, urtheilen Sie, Julie! Sie wissen, daß meines Bruders Teufelei mir den härtesten Stoß gab, den ich erlitten, — es sei denn, daß .... Doch still davon! Mag es sein, daß ich der Seelenkrankheit, die mich befallen, den Gedanken zuschreiben muß, mir in diesem Wäldchen eine Grabstätte für mein Herz bereiten zu lassen. Genug, es geschah. Das Wäldchen war in Herzform angepflanzt, der Pavillon erbaut, die Arbeiter beschäftigten sich mit der Marmortäfelung des Fußbodens. Ich trete hinan, um nach dem Werk zu sehen. Da bemerke ich, daß in einiger Entfernung der Knabe, so wie ich Max geheißen, etwas hin- und herkugelt unter allerlei tollen Bocksprüngen und lautem Gelächter. Eine finstere Ahnung geht durch meine Seele. Ich gehe los auf den Knaben und erstarre, als ich sehe, daß es der rothe, herzförmig ausgearbeitete Stein ist, der zum Einlegen in dem Pavillon bereit lag, den er mit Mühe herausgekugelt hat und mit dem er nun spielt! — ‚Bube, Du spielst mit meinem Herzen wie Dein Vater!' Mit diesen Worten stieß ich ihn voll Abscheu von mir, als er sich weinend mir nahte. Mein Verwalter erhielt die nöthigen Befehle, ihn fortzuschaffen; ich habe den Knaben nicht wiedergesehen!" — „Entsetzlicher Mann!" rief die alte Dame, die aber der alte Herr, sich höflich verbeugend und mit den Worten: „Des Schicksals große Grundstriche fügen sich nicht dem feinen Nonpareil der Damen," unter den Arm faßte und aus dem Pavillon hinausführte durch das Wäldchen in den Garten.

Der alte Herr war der Hofrath Reutlinger, die alte Dame aber die Geheimräthin Foerd. — —

Der Garten bot das allermerkwürdigste Schauspiel dar, was man nur sehen konnte. Eine große Gesellschaft alter Herren, Geheimräthe, Hofräthe u. a. nebst ihren Familien

aus dem benachbarten Städtchen hatte sich versammelt. Alle, selbst die jungen Leute und Mädchen, waren ganz streng nach der Mode des Jahres 1760 gekleidet, mit großen Perücken, gesteiften Kleidern, hohen Frisuren, Reifröcken u. s. w., welches denn um so mehr einen wunderlichen Eindruck machte, als die Anlagen des Gartens ganz zu jenem Costüm paßten. Jeder glaubte sich wie durch einen Zauberschlag in eine längst verflossene Zeit zurückversetzt. Der Maskerade lag eine wunderliche Idee Reutlinger's zu Grunde. Er pflegte alle drei Jahre am Tage Mariä Geburt auf seinem Landsitz das Fest der alten Zeit zu feiern, wozu er Alles aus dem Städtchen, was nur kommen wollte, einlud; jedoch war es unerläßliche Bedingung, daß jeder Gast sich in das Costüm des Jahres 1760 werfen mußte. Jungen Leuten, denen es lästig gewesen sein würde, dergleichen Kleider herbeizuschaffen, half der Hofrath aus mit seiner eigenen reichen Garderobe. — Offenbar wollte der Hofrath diese Zeit hindurch — das Fest dauerte zwei bis drei Tage — in Rückerinnerungen der alten Jugendzeit recht schwelgen.

In einer Seitenallee begegneten sich Ernst und Willibald. Beide sahen sich eine Weile schweigend an und brachen dann in ein helles Gelächter aus. „Du kommst mir vor", rief Willibald, „wie ‚der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier'." *) — Und mich dünkt," erwiderte Ernst, „ich hätte Dich schon in der ‚asiatischen Banise'**) erblickt." — „Aber in der That," fuhr Willibald fort, „des alten Hofraths Einfall ist so übel nicht. Er will nun einmal sich selbst mystificiren; er will eine Zeit hervorzaubern, in der er wahrhaft lebte, unerachtet er, noch jetzt ein munterer starker Greis mit unverwüstlicher Lebenskraft und herrlicher Frische des Geistes, an Erregbarkeit und phantasiereicher Laune, es manchem vor der Zeit abgestumpften Jünglinge zuvorthut. Er darf nicht dafür sorgen, daß Jemand in Wort und

*) Ein deutscher erotischer Roman des 18. Jahrhunderts, 1. Ausg. 1738.
**) Einer der ältesten deutschen Originalromane, von Heinr. Anselm v. Ziegler u. Klipphausen, 1. Aufl. Leipzig, 1688. — A. d. H.

Geberde aus dem Costüm falle; denn dafür steckt Jeder eben in den Kleidern, die ihm das ganz unmöglich machen. Sieh nur, wie jüngferlich und zimpferlich unsere jungen Damen in ihren Reifröcken einhertrippeln, wie sie sich des Fächers zu bedienen wissen! Wahrhaftig, mich selbst ergreift unter der Perücke, die ich auf meinen Titus gestülpt, ein ganz besonderer Geist alterthümlicher Courtoisie. Da ich eben das allerliebste Kind, des Geheimrathes Foerd jüngste Tochter, die holde Julia, erblicke, so weiß ich gar nicht, was mich abhält, mich ihr in demüthiger Stellung zu nahen und mich also zu appliciren und expliciren:

„Allerschönste Julia, wenn wird mir doch die längst gewünschte Ruhe durch Deine Gegenliebe gewährt werden! Es ist ja unmöglich, daß den Tempel dieser Schönheit ein steinerner Abgott bewohnen könne. Den Marmor bezwingt der Regen, und der Diamant wird durch schlechtes Blut erweicht; Dein Herz will aber einem Amboße gleichen, welcher sich nur durch Schläge verhärtet. Je mehr nun mein Herz klopfet, je unempfindlicher wirst Du. Laß mich doch das Ziel Deines Blickes sein! Schaue doch, wie mein Herz kocht und meine Seele nach der Erquickung lechzet, welche aus Deiner Anmuth quillt! Ach, willst Du mich durch Schweigen betrüben, unempfindliche Seele? Die todten Felsen antworten ja dem Fragenden durch ein Echo, und Du willst mich Trostlosen keiner Antwort würdigen? — O Allerschönste . . ."

„Ich bitte Dich," unterbrach hier Ernst den Freund, der mit dem wunderlichsten Geberdenspiel das Alles gesprochen, „halt ein! Du bist nun einmal wieder in Deiner tollen Laune und merktest nicht, wie Julie, erst sich uns freundlich nähernd, mit einem Mal ganz scheu ausbog. Ohne Dich zu verstehen, glaubt sie gewiß, so wie Alle in gleichem Fall, schonungslos von Dir bespöttelt zu sein, und so bewährst Du Deinen Ruf als eingefleischten ironischen Satan und ziehst mich neuen Ankömmling ins Unglück; denn schon sprechen Alle mit zweideutigem Seitenblick und bittersüßem Lächeln: Es ist Willibald's Freund." — „Laß es gut sein!" sprach Willibald, „ich weiß es ja, daß viele Leute, zumal junge,

hoffnungsvolle Mädchen von sechzehn, siebzehn Jahren mir sorglich ausweichen; aber ich kenne das Ziel, wohin alle Wege führen, und weiß auch, daß sie dort, mir begegnend, oder vielmehr mich wie im eigenen Hause angesiedelt treffend, recht mit vollem, freundlichen Gemüth mir die Hand reichen werden." — „Du meinst," sprach Ernst, „eine Versöhnung wie im ewigen Leben, wenn der Drang des Irdischen abgeschüttelt." — „O, ich bitte Dich," unterbrach ihn Willibald, „laß uns doch gescheit sein und nicht alte, längst besprochene Dinge aufs Neue und gerade zur ungünstigsten Stunde aufrühren! Ungünstig für derlei Gespräche nenne ich nämlich deshalb eben diese Stunden, weil wir gar nichts Besseres thun können, als uns dem seltsamen Eindruck alles des Wunderlichen, womit uns Reutlinger's Laune wie in einen Rahmen eingefaßt hat, hinzugeben. Siehst Du wol jenen Baum, dessen ungeheure weiße Blüthen der Wind hin- und herschüttelt? Cactus grandiflorus kann es nicht sein; denn der blüht nur mitternachts, und ich spüre auch nicht das Aroma, welches sich bis hieher verbreiten müßte. Weiß der Himmel, welchen Wunderbaum der Hofrath wieder in sein Tusculum verpflanzt hat!"

Die Freunde gingen auf den Wunderbaum los und wunderten sich in der That nicht wenig, als sie einen dicken, dunkeln Hollunderbusch trafen, dessen Blüthen nichts Anderes waren als hineingehängte, weißgepuderte Perücken, die mit ihren daran gehängten Haarbeuteln und Zöpfchen, ein kurioses Spielzeug des launigen Südwinds, auf- und niederschaukelten. Lautes Lachen verkündete, was hinter den Büschen verborgen.

Eine ganze Gesellschaft alter, gemüthlicher, lebenskräftiger Herren hatte sich auf einem breiten, von buntem Buschwerk umgebenen Rasenplatz versammelt. Die Röcke ausgezogen, die lästigen Perücken in den Hollunder gehängt, schlugen sie Ballon. Aber Niemand übertraf den Hofrath Reutlinger, der den Ballon bis zu einer unglaublichen Höhe und so geschickt zu treiben wußte, daß er jedesmal dem Gegenspieler schlaggerecht niederfiel.

In dem Augenblick ließ sich eine abscheuliche Musik von kleinen Pfeifen und dumpfen Trommeln hören. Die Herren endeten schnell ihr Spiel und griffen nach ihren Röcken und Perücken. „Was ist denn das nun wieder?“ sprach Ernst. — „Ich wette,“ erwiderte Willibald, „der türkische Gesandte zieht ein.“ — „Der türkische Gesandte?“ frug Ernst ganz erstaunt. — „So nenne ich“, fuhr Willibald fort, „den Baron von Exter, der sich in G. aufhält und den Du noch viel zu wenig gesehen hast, um in ihm nicht eins der wunderlichsten Originale zu erkennen, die es geben mag. Er ist ehemals Gesandter unseres Hofes in Konstantinopel gewesen, und noch immer sonnt er sich in dem Reflex dieser wahrscheinlich genußreichsten Frühlingszeit seines Lebens. Seine Beschreibung des Palastes, den er in Pera bewohnte, erinnert an die diamantenen Feen-Paläste in ‚Tausend und einer Nacht‘ und seine Lebensweise an den weisen König Salomo, dem er auch darin gleichen will, daß er sich wirklich der Herrschaft über unbekannte Naturkräfte rühmt. In der That hat dieser Baron Exter, seiner lügnerischen Prahlerei, seiner Charlatanerie ungeachtet, doch etwas Mystisches, das mich wenigstens in drolligem Abstich mit seiner äußern etwas skurrilen Erscheinung oft wirklich mystificirt. Davon — ich meine von seinem wirklich mystischen Treiben geheimer Wissenschaften — rührt auch seine enge Verbindung mit Reutlingern her, der diesem Wesen ganz ergeben ist mit Leib und Seele. Beide sind wunderliche Träumer, aber Jeder auf seine Weise, übrigens aber entschiedene Mesmerianer.“*)

Unter diesem Gespräch waren die Freunde bis an des Gartens großes Gatterthor gelangt, durch welches so eben der türkische Gesandte einzog: — ein kleiner, rundlicher Mann, mit einem schönen türkischen Pelz und hohem, aus farbigen Shawls aufgewickelten Turban angethan. Aus Gewohnheit hatte er sich aber nicht von der eng anschließenden Zopfperücke mit kleinen Löckchen, aus Bedürfniß nicht von den

*) Franz Anton Mesmer (geb. 1734, gest. 1815), Jesuitenschüler, Arzt und Erfinder des sogen. thierischen Magnetismus. — A. d. H.

filzenen Podagristenstiefeln trennen können, wodurch freilich das türkische Costüm schwer verletzt wurde. Seine Begleiter, die das abscheuliche musikalische Geräusch machten, und in denen Willibald trotz der Vermummung Exter's Koch und anderes Hausgesinde erkannte, waren zu Mohren angerußt und trugen spitze gemalte Papiermützen, den Sanbenitos*) nicht unähnlich, welches drollig genug aussah. Den türkischen Gesandten führte am Arm ein alter Officier, nach seiner Tracht von irgend einem Schlachtfelde des siebenjährigen Krieges erwacht und erstanden. Es war der General Rixendorf, Commandant von G., der dem Hofrath zu Gefallen sammt seinen Officieren sich in das alte Costüm geworfen hatte.

„Salama milek!“**) sprach der Hofrath, den Baron Exter umarmend, der sofort den Turban abnahm und ihn wieder auf die Perücke stülpte, nachdem er sich den Schweiß von der Stirne mit einem ostindischen Tuch weggetrocknet. In dem Augenblick bewegte sich auch in den Zweigen eines Spätkirschenbaums der goldstrahlende Fleck, den Ernst schon lange betrachtet hatte, ohne enträthseln zu können, was da oben sitze. Es war blos der geheime Commerzienrath Harscher in einem goldstoffenen Ehrenkleide, eben solchen Beinkleidern und silberstoffener, mit blauen Rosenbouquets bestreuter Weste, der sich nun aus den Blättern des Kirschbaums entwickelte und für sein Alter behende genug auf der angelehnten Leiter herabstieg und mit ganz feiner, etwas quäkender Stimme singend oder vielmehr kreischend: „Ah, che vedo, — o dio, che sento!“***) dem türkischen Gesandten in die Arme eilte. Der Commerzienrath hatte seine Jugendzeit in Italien zugebracht, war ein großer Musikus und wollte noch immer mittelst eines lang geübten Falsetts

*) So hießen die spitzen, mit Teufelsgestalten bemalten Mützen, welche die Opfer der spanischen Inquisition bei den Autodafés tragen mußten. —

**) Richtiger: Salam alek! = Friede sei mit Dir! — die türkische, oder vielmehr allgemein arabische Grüßformel. —

***) Ach, was seh' ich, — o Gott, was fühl' ich! — A. d. H.

singen wie Farinelli.*) — „Ich weiß," sprach Willibald, „daß Harscher sich die Taschen mit Spätkirschen vollgestopft hat, die er, irgend ein Madrigal süß lamentirend, den Damen präsentiren wird. Da er aber wie Friedrich der Zweite den Spaniol ohne Dose in der Tasche ausgeschüttet trägt, wird er mit seiner Galanterie nur widerwilliges Ablehnen und finstere Gesichter einernten."

Ueberall war nun der türkische Gesandte so wie der Held des siebenjährigen Krieges mit Freude und Jubel empfangen worden. Letzterer wurde von Julchen Foerd mit kindlicher Demuth begrüßt; tief beugte sie sich vor dem alten Herrn und wollte ihm die Hand küssen; da sprang aber der türkische Gesandte wild dazwischen, rief: „Narrheiten, tolles Zeug!" umarmte Julchen mit Heftigkeit, wobei er dem Commerzienrath Harscher sehr hart auf die Füße trat, der aber vor Schmerz nur ein ganz klein Wenig miaute, und rannte dann mit Julien, die er unter den Arm gefaßt, davon. Man sah, daß er sehr eifrig mit den Händen focht, den Turban auf- und abstülpte u. s. w. — „Was hat der Alte mit dem Mädchen vor?" sprach Ernst. — „In der That," erwiderte Willibald, „es scheint Wichtiges; denn ist Exter gleich des Mädchens Pathe und ganz vernarrt in sie, so pflegt er doch nicht sogleich aus der Gesellschaft mit ihr davonzulaufen."

In dem Augenblick blieb der türkische Gesandte stehen, streckte den rechten Arm weit von sich und rief mit starker Stimme, daß es im ganzen Garten widerhallte: „Apporte!" — Wilibald brach in ein lautes Gelächter aus. „Wahrhaftig," sprach er dann, „es ist weiter nichts, als daß Exter Julien zum tausendsten Mal die merkwürdige Geschichte vom Seehunde erzählt."

Ernst wollte diese merkwürdige Geschichte durchaus wissen. — „Erfahre denn," sprach Willibald, „daß Exter's

*) Eigentlich Carlo Broschi, Castrat und Sänger (geb. 1705 in Neapel, gest. 1785), war sogar unter Philipp V. und Ferdinand VI. erster Minister in Spanien. — A. d. H.

Palast dicht am Bosporus lag, so daß Stufen von dem feinsten cararischen Marmor hinabführten ins Meer. Eines Tages steht Exter auf der Galerie, in die tiefsinnigsten Betrachtungen versunken, aus denen ihn ein durchdringender, gellender Schrei herausreißt. Er schaut hinab, und siehe, ein ungeheurer Seehund ist aus dem Meer aufgetaucht und hat einem armen türkischen Weibe, die auf den Marmorstufen saß, den Knaben von dem Arm herabgerissen, mit dem er eben abfährt in die Meereswellen. Exter eilt hinab; das Weib fällt ihm trostlos weinend und heulend zu Füßen. Exter besinnt sich nicht lange; er tritt dicht ans Meer auf die letzte Stufe, streckt den Arm aus und ruft mit starker Stimme: „Apporte!“ — Sogleich steigt der Seehund aus der Tiefe des Meeres, im weiten Maule den Knaben, den er zierlich und geschickt, wie auch ganz unversehrt dem Magier überreicht und sodann, jedem Dank ausweichend, sich wieder entfernt und in das Meer niedertaucht.“ — „Das ist stark — das ist stark!“ rief Ernst. — „Siehst Du wol,“ fuhr Willibald fort, „wie Exter jetzt einen kleinen Ring vom Finger zieht und ihn Julien zeigt? Keine Tugend bleibt unbelohnt. Außer dem, daß Exter dem türkischen Weibe den Knaben gerettet hatte, so beschenkte er sie noch, als er vernahm, daß ihr Mann, ein armer Lastträger, kaum das tägliche Brod zu verdienen vermochte, mit einigen Juwelen und Goldstücken — freilich nur eine Lumperei, höchstens zwanzig- bis dreißigtausend Thaler an Werth; darauf zog das Weib einen kleinen Sapphir vom Finger und drang ihn Extern auf mit der Versicherung, es sei ein theures ererbtes Familienstück, das nur durch Exter's That gewonnen werden könne. Exter nahm den Ring, der ihm von geringem Werthe schien, und erstaunte nicht wenig, als er später durch eine kaum sichtbare arabische Inschrift an des Ringes Reif belehrt wurde, daß er des großen Ali*) Siegelring am Finger trage, mit dem er jetzt zuweilen Mohammed's Tauben heranlockt und mit ihnen conversirt.“

*) Ali war Vetter, einer der ersten Anhänger, Schwiegersohn und um 655 Nachfolger Mohammed's. — A. d. H.

„Das sind ganz erstaunliche Dinge!“ rief Ernst lachend. „Doch laß uns sehen, was dort in dem geschlossenen Kreise vorgeht, in dessen Mitte ein klein Ding, wie ein Cartesianisches Teufelchen,*) auf- und niedergaukelt und quinkelirt!“ Die Freunde traten auf einen runden Rasenplatz; rings umher saßen alte und junge Herren und Damen, in der Mitte sprang ein sehr bunt gekleidetes, kaum vier Fuß hohes Dämchen mit einem etwas zu großen Apfelköpfchen umher und schnippte mit den Fingerchen und sang mit einem ganz kleinen, dünnen Stimmchen: „Amenez vos troupeaux, bergères!“ **) — „Solltest Du wol glauben,“ sprach Willibald, „daß dies putzige Figürchen, die so überaus naiv und scharmant thut, Juliens ältere Schwester ist? Du merkst, daß sie leider zu den Weibern gehört, die die Natur mit recht bitterer Ironie mystificirt, indem sie, trotz alles Sträubens zu ewiger Kindheit verdammt, vermöge ihrer Figur und ihres ganzen Wesens im Alter noch mit jener kindischen Naivität kokettirend, sich und Andern herzlich zur Last werden müssen, wobei es denn oft an gehöriger Verhöhnung nicht mangelt.“

Beiden Freunden wurde das Dämchen mit ihrer französischen Faselei recht fatal; sie schlichen daher fort, wie sie gekommen, und schlossen sich lieber an den türkischen Gesandten an, der sie fortführte in den Saal, wo eben, da die Sonne schon niedersank, Alles zu der Musik vorbereitet wurde, die man heute zu geben im Sinne hatte. Der Oesterlein'sche Flügel wurde geöffnet, und jedes Pult für die Künstler an seinen Ort gestellt. Die Gesellschaft sammelte sich nach und nach; Erfrischungen wurden herumgereicht in altem, reichem Porzellan. Dann ergriff Reutlinger eine Geige und führte mit Geschicklichkeit und Kraft eine Sonate von Corelli aus, wozu ihn der General Rixendorf auf dem Flügel begleitete;

*) Eine kleine, aus buntem Glase geblasene, oben etwas offene Puppe, die beim Druck auf die Blase, in einer Wasserflasche auf und ab tanzt. Sie ist nach dem Philosophen Cartesius (Des-Cartes, † 1650) benannt. —

**) Führt Eure Heerden herbei, Schäferinnen! — A. d. H.

dann bewährte sich der goldstoffene Harfscher als Meister auf der Theorbe.*) Hierauf begann die Geheimräthin Foerd eine große italienische Scene von Anfossi mit seltenem Ausdruck. Die Stimme war alt, tremulirend und ungleich; aber noch wurde Alles dieses durch die ihr eigene Meisterschaft des Gesanges besiegt. In Reutlinger's verklärtem Blick glänzte das Entzücken längst vergangener Jugend. Das Adagio war geendet; Rixendorf begann das Allegro, als plötzlich die Thür des Saals aufgerissen wurde und ein junger, wohlgekleideter Mensch von hübschem Ansehen ganz erhitzt und athemlos herein und zu Rixendorf's Füßen stürzte. „O Herr General! — Sie haben mich gerettet — Sie allein. — Es ist Alles gut — Alles gut! — O, mein Gott, wie soll ich Ihnen denn danken?" So schrie der junge Mensch wie außer sich. Der General schien verlegen; er hob den jungen Menschen sanft auf und führte ihn mit beschwichtigenden Worten hinaus in den Garten. Die Gesellschaft war von dem Auftritt überrascht worden; Jeder hatte in dem Jüngling den Schreiber des Geheimrathes Foerd erkannt und schaute Diesen mit neugierigen Blicken an. Der nahm aber eine Prise nach der andern und sprach mit seiner Frau Französisch, bis er endlich, da ihm der türkische Gesandte näher auf den Leib rückte, rund heraus erklärte: „Ich weiß, Hochzuverehrende, durchaus mir nicht zu erklären, welcher böse Geist meinen Max hier so plötzlich mit exaltirten Danksagungen hereingeschleudert hat, werde aber sogleich die Ehre haben . . . ." Damit schlüpfte er zur Thür hinaus, und Willibald folgte ihm auf dem Fuße.

Das dreiblätterige Kleeblatt der Foerd'schen Familie, nämlich die drei Schwestern Nannette, Clementine und Julie, äußerten sich auf ganz verschiedene Weise. Nannette ließ den Fächer auf- und niederrauschen, sprach von Etourderie und wollte endlich wieder singen: „Amenez vos troupeaux", worauf aber Niemand achtete. Julie war ab-

*) Eine Art Laute, tiefster Gattung, früher zur Begleitung von Kirchen- und Opernmusik gebraucht. — A. d. H.

seits in den Winkel getreten, und der Gesellschaft den Rücken zugewendet, war es, als wolle sie nicht allein ihr glühendes Gesicht, sondern auch einige Thränen verbergen, die ihr, wie man schon bemerkt, in die Augen getreten. — „Freude und Schmerz verwunden mit gleichem Weh die Brust des armen Menschen; aber färbt der dem verletzenden Dorn nachquillende Blutstropfe nicht mit höherem Roth die verbleichende Rose?" So sprach mit vielem Pathos die jeanpaulisirende Clementine, indem sie verstohlen die Hand eines hübschen, jungen, blonden Menschen faßte, der gar zu gern sich aus den Rosenbanden, womit ihn Clementine bedrohlich umstrickt und in denen er etwas zu spitze Dornen verspürt hatte, losgewickelt hätte. Der lächelte aber etwas fade und sprach nur: „O ja, Beste!" Dabei schielte er nach einem seitwärts stehenden Glase Wein, welches er gern auf Clementinens sentimentalen Spruch geleert hätte. Das ging aber nicht, da Clementine seine linke Hand festhielt, er aber mit der Rechten so eben das Besitzthum eines Stückes Kuchen ergriffen.

In dem Augenblick trat Willibald zur Saalthür herein, und Alles stürzte auf ihn zu mit tausend Fragen, wie, was, warum und woher? Er wollte durchaus nichts wissen, zog aber ein verschmitzteres Gesicht als jemals. Man ließ nicht ab von ihm, weil man deutlich bemerkt, daß er im Garten sich mit dem Geheimrath Foerd zum General Rixendorf und zum Schreiber Max gesellt und heftig mitgesprochen hatte. — „Soll ich denn", fing er endlich an, „in der That die wichtigste aller Begebenheiten vor der Zeit ausplaudern, so muß es mir vergönnt werden, zuvörderst an Sie, meine hochzuverehrenden Damen und Herren, einige Fragen zu richten." — Man erlaubte das gern. — „Ist Ihnen", fuhr Willibald nun pathetisch fort, „nicht allen der Schreiber des Herrn Geheimrath Foerd, Max geheißen, als ein wohlgebildeter, von der Natur reichlich ausgestatteter Jüngling bekannt?" — „Ja, ja, ja!" rief der Chor der Damen. — „Ist Ihnen", frug Willibald weiter, „nicht sein Fleiß, seine wissenschaftliche Bildung, seine Geschicklichkeit im Geschäft bekannt?" — „Ja, ja!" rief der Chor der Herren, und wieder „Ja,

ja, ja!" der vereinigte Chor der Herren und Damen, als Willibald noch frug, ob Max nicht weiter als der aufgeweckteste Kopf, voller Possen und Schnurren so wie endlich als solch geschickter Zeichner bekannt sei, daß Rixendorf, der als Dilettant in der Malerei Ungewöhnliches leiste, es nicht verschmäht habe, selbst ihm zweckmäßigen Unterricht zu ertheilen.

„Es begab sich," erzählte nun Willibald, „daß vor einiger Zeit ein junges Meisterlein von der ehrsamen Schneiderzunft seine Hochzeit feierte. Es ging dabei hoch her; Bässe schnurrten, Trompeten schmetterten durch die Gasse. Mit rechter Wehmuth sah des Herrn Geheimraths Bedienter, Johann, zu den erleuchteten Fenstern hinauf; das Herz wollte ihm springen, wenn er unter den Tanzenden Jettchens Tritte zu vernehmen glaubte, die, wie er wußte, auf der Hochzeit war. Als nun aber Jettchen wirklich zum Fenster herausguckte, da konnte er es nicht länger aushalten; er lief nach Hause, warf sich in seinen besten Staat und ging keck hinauf in den Hochzeitsaal. Er wurde wirklich zugelassen, freilich unter der schmerzlichen Bedingung, daß im Tanz jeder Schneider vor ihm den Vorzug haben solle, wodurch er freilich auf die Mädchen angewiesen wurde, mit denen ob ihrer Häßlichkeit oder sonstigen Untugenden Niemand tanzen mochte. Jettchen war auf alle Tänze versagt; aber sowie sie den Geliebten sah, vergaß sie Alles, was sie versprochen, und der beherzte Johann stieß das dünnleibige Schneiderlein, das ihm Jettchen abtrotzen wollte, zu Boden, daß es über und über purzelte. Dies gab das Signal zum allgemeinen Aufstande. Johann wehrte sich wie ein Löwe, Rippenstöße und Ohrfeigen nach allen Seiten austheilend; doch er mußte der Menge seiner Feinde erliegen und wurde auf schmähliche Weise von Schneidergesellen die Treppe hinabgeworfen. Voll Wuth und Verzweiflung wollte er die Fenster einwerfen; er schimpfte und fluchte. Da kam Max, der nach Hause ging, des Weges und befreite den unglücklichen Johann aus den Händen der Schaarwacht, die eben über ihn herzufallen im Begriffe stand. Nun klagte Johann sein Unglück und wollte

durchaus nicht abstehen von tumultuarischer Rache; doch gelang es endlich dem klügeren Max, ihn zu beruhigen, wiewol nur unter dem Versprechen, daß er sich seiner annehmen und die ihm geschehene Unbill so rächen wolle, daß er ganz gewiß zufrieden sein werde."

Willibald hielt plötzlich ein. — „Nun, nun? Und weiter? — Eine Schneiderhochzeit — ein Liebespaar — Prügel — was soll das denn werden?" So rief es von allen Seiten. — „Erlauben Sie," fuhr Willibald fort, „Hochzuverehrende, zu bemerken, daß, um mit dem berühmten Weber Zettel*) zu reden, in dieser Komödie von Johann und Jettchen Dinge vorkommen, die nimmermehr gefallen werden. Es könnte sogar wider den feinsten Anstand gesündigt werden." — „Sie werden's schon einzurichten wissen, lieber Herr Willibald," sprach die alte Stiftsräthin von Krain, indem sie ihm auf die Schulter klopfte; „ich für meinen Theil kann einen Puff vertragen."

„Der Schreiber Max", erzählte Willibald weiter, „setzte sich andern Tages hin, nahm ein großes, schönes Blatt Velinpapier, Bleifeder und Tusche und zeichnete mit der vollendetsten Wahrheit einen großen stattlichen Ziegenbock hin. Die Physiognomie dieses wunderbaren Thieres gab jedem Physiognomen reichlichen Stoff zum Studium. In dem Blick der geistreichen Augen lag etwas Ueberschwängliches, wiewol um das Maul und um den Bart herum einige Convulsionen zitternd zu spielen schienen. Das Ganze zeugte von innerer unaussprechlicher Qual. In der That war auch der gute Bock beschäftigt, auf eine sehr natürliche, wiewol schmerzliche Weise ganz kleine, allerliebste, mit Schere und Bügeleisen bewaffnete Schneiderlein zur Welt zu befördern, die in den wunderlichsten Gruppen ihre Lebensthätigkeit bewiesen. Unter dem Bilde stand ein Vers, den ich leider vergessen; doch irr' ich nicht, so hieß die erste Zeile: ‚Ei, was hat der Bock — gegessen' u. s. w. Ich kann übrigens versichern, daß dieser wunderbare Bock . . ."

*) In Shakespeare's Sommernachtstraum, 3. Aufz., 1. Scene. — A. d. H.

„Genug — genug", riefen die Damen, „von dem garstigen Thier! — Von Max, von Max wollen wir hören." — — „Besagter Max", nahm Willibald das Wort wieder auf, „gab das wohlausgeführte und vollkommen gerathene Tableau dem gekränkten Johann, der es so geschickt an die Schneiderherberge anzuheften wußte, daß einen ganzen Tag hindurch das müßige Volk nicht von dem Bildniß wegkam. Die Straßenjungen schwenkten jubelnd die Mützen und tanzten jedem Schneiderlein, das sich sehen ließ, hinterher und sangen und kreischten gewaltig: ‚Ei, was hat der Bock — gegessen?' — ‚Niemand anders hat das Blatt gezeichnet als des Geheimraths Max,' sagten die Maler; ‚Niemand hat die Worte geschrieben, als des Geheimraths Max,' riefen die Schreibmeister, als die ehrsame Schneiderzunft die nöthigen Erkundigungen einzog. Max wurde verklagt und sah, da er nicht wohl leugnen konnte, einer empfindlichen Gefängnißstrafe entgegen. Da rannte er voll Verzweiflung zu seinem Gönner, dem General Rixendorf. Bei allen Advocaten war er schon gewesen; die runzelten die Stirn, schüttelten die Köpfe und sprachen von hartnäckigem Ableugnen u. s. w., was dem ehrlichen Max nicht wohlgefiel. Der General sprach dagegen: ‚Du hast einen dummen Streich gemacht, lieber Sohn; die Advocaten werden Dich nicht retten, aber ich, und blos darum, weil in Deinem Bilde, das ich bereits gesehen, correcte Zeichnung und verständige Anordnung ist. Der Bock, als Hauptfigur, hat Ausdruck und Haltung, so wie die bereits auf dem Boden liegenden Schneider eine gute Pyramidalgruppe bilden, die reich ist, ohne das Auge zu verwirren. Sehr weise hast Du den im Schmerz der Quetschung sich hervorarbeitenden Schneider wieder als Hauptfigur der untern Gruppe behandelt; in seinem Gesicht liegt Laokoontisches Weh. Ebenso rühmlich ist es, daß die fallenden Schneider nicht etwa schweben, sondern wirklich fallen, wiewol nicht aus dem Himmel; manche zu gewagte Verkürzungen sind recht hübsch durch die Bügeleisen maskirt; auch hast Du mit reger Phantasie die Hoffnung neuer Geburten angedeutet.'

Die Damen fingen an, ungeduldig zu murmeln, und der

Goldstoffene lispelte: „Aber Maxens Proceß, Verehrter?“ — ‚Indessen nimm mir's nicht übel, sprach der General‘, — so fuhr Willibald fort, — ‚die Idee des Bildes ist nicht die Deinige, sondern uralt; doch das ist es eben, was Dich rettet. Mit diesen Worten kramte der General in seinem alten Schreibschranke, holte einen Tabaksbeutel hervor, auf dem sich Maxens Gedanke sauber, und zwar beinahe ganz nach Maxens Weise ausgeführt befand, überließ denselben seinem Liebling zum Gebrauch, und nun war Alles gut.“ — „Wie das, wie das?“ rief Alles durch einander; aber die Juristen, die sich in der Gesellschaft befanden, lachten laut, und der Geheimrath Foerd, der indessen auch hereingetreten war, sprach lächelnd: „Er leugnete den animum injuriandi, die Absicht, zu beleidigen, und wurde freigesprochen.“ — ‚Will so viel heißen,“ fiel Willibald ihm in die Rede, „als daß Max sprach: ‚Ich kann nicht leugnen, daß das Bild von meiner Hand ist; absichtslos und ohne irgend die von mir so hochverehrte Schneiderzunft kränken zu wollen, copirte ich das Blatt nach dem Original, das ich hier mit diesem Tabaksbeutel, der dem General Rixendorf, meinem Lehrer in der Zeichenkunst, gehört, überreiche. Einige Variationen habe ich meiner schaffenden Phantasie zu danken. Das Bild ist mir aus den Händen gekommen; ich habe es weder Jemanden sonst gezeigt, noch gar etwa angeheftet. Ueber diesen Umstand, in dem allein die Injurie liegt, erwarte ich den Nachweis.‘ — Diesen Nachweis ist die ehrsame Schneiderzunft schuldig geblieben und Max heute freigesprochen worden. Daher sein Dank, seine unmäßige Freude.“

Man fand allgemein, daß doch die halb wahnsinnige Art und Weise, wie Max seinen Dank geäußert, durch die erzählten Umstände nicht ganz motivirt werde. Nur die Geheimräthin Foerd sprach mit bewegter Stimme: „Der Jüngling hat ein leicht verwundbares Gemüth und ein zarteres Ehrgefühl als je ein Anderer. Körperliche Strafe erdulden zu müssen, hätte ihn elend gemacht, ihn auf immer von G. vertrieben.“ — „Vielleicht“, fiel Willibald ein, „liegt hier noch etwas ganz Besonderes im Hintergrunde.“ — „So

ist es, lieber Willibald," sprach Rixendorf, der hereingetreten war und die Worte der Geheimräthin vernommen hatte, „und will es Gott, so soll sich bald Alles recht hell und fröhlich aufklären."

Clementine fand die ganze Geschichte sehr unzart; Nannette dachte gar nichts; aber Julie war sehr heiter geworden. Jetzt ermunterte Reutlinger die Gesellschaft zum Tanze. Sogleich spielten vier Theorbisten, unterstützt von ein paar Zinken, Violinen und Bässen, eine pathetische Sarabande.*) Die Alten tanzten, die Jungen schauten zu. Der Goldstoffene zeichnete sich aus durch zierliche und gewagte Sprünge. Der Abend ging ganz heiter hin, so auch der andere Morgen. Wie gestern sollte auch heute Concert und Ball den festlichen Tag beschließen. Der General Rixendorf saß schon am Flügel; der Goldstoffene hatte die Theorbe im Arm, die Geheimräthin Foerd die Partie in der Hand. Man wartete nur auf die Rückkehr des Hofraths Reutlinger.

Da hörte man im Garten ängstlich rufen und sah die Bedienten hinausrennen. Bald trugen sie den Hofrath mit geisterbleichem, entstellten Gesicht herein; der Gärtner hatte ihn unweit des Herzpavillons in tiefer Ohnmacht auf der Erde liegend gefunden. Mit einem Schrei des Entsetzens sprang Rixendorf auf vom Flügel. Man eilte herbei mit spirituösen Mitteln; man fing an, dem Hofrath, der auf einem Kanapee lag, die Stirne mit Kölnischem Wasser zu reiben. Der türkische Gesandte stieß aber Alle zurück, indem er unaufhörlich rief: „Zurück, zurück, Ihr unwissenden ungeschickten Leute! Ihr macht mir den kerngesunden, muntern Hofrath nur matt und elend." — Damit schleuderte er seinen Turban über alle Köpfe weg in den Garten hinein, den Pelz hinterher. Nun beschrieb er mit der flachen Hand seltsame Kreise um den Hofrath, die, enger und enger werdend, zuletzt beinahe Schläfe und Herzgrube berührten. Dann hauchte er den Hofrath an, der sogleich die Augen aufschlug und mit matter Stimme sprach: „Exter, Du hast nicht gut

*) Ein spanischer Tanz in der Art der Ecossaise. — A. d. H.

[illegible] ab, ru[illegible]
[illegible]. „Ich wette, der Mensch w[illegible]
[illegible]he Manier erklären; aber das [illegible]
[illegible]ht wahr, Hofräthchen? Wir verstehen [illegible]
[illegible]gen. Ich wollt' nur, ich hätte meinen Turban
[illegible]en Pelz." — Dies wünschend, pfiff er sehr stark auf
[illegible] kleinen silbernen Pfeife, die er beständig bei sich trug,
[illegible] sogleich brachte auch ein Mohr aus seinem Gefolge Bei-
[illegible]s, Turban und Pelz.

Bald darauf trat die Geheimräthin Foerd herein; ihr folgte der Geheimrath mit Julien. Der Hofrath raffte sich auf, und in den Versicherungen, daß ihm wieder ganz wohl geworden, wurde er es wirklich. Er bat, des ganzen Vorfalles zu vergessen, und eben wollten Alle bis auf Exter, der sich in seiner türkischen Kleidung aufs Sopha gestreckt und aus einer übermäßig langen Pfeife, deren Kopf, auf Räder gestellt, am Boden hin- und herschurrte, Tabak schmauchte und Kaffee trank, in den Saal zurückkehren, als die Thür aufging und Rixendorf hastig hereintrat. An der Hand hielt er einen jungen Menschen in alttatarischer Kleidung. Es war Max, bei dessen Anblick der Hofrath erstarrte.

„Sieh hier Dein Ich, Dein Traumbild!" hub Rixendorf an. „Es ist mein Werk, daß mein trefflicher Max hier blieb und von Deinem Kammerdiener aus Deiner Garderobe Kleider empfing, um gehörig costümirt erscheinen zu können. Er war es, der im Pavillon an dem Herzen kniete. Ja, an Deinem steinernen Herzen, Du harter unempfindlicher Oheim, kniete der Neffe, den Du unbarmherzig verstießest, einer träumerischen Einbildung halber. Verging sich der Bruder schwer gegen den Bruder, so hat er es längst gebüßt mit dem Tode im tiefsten Elend. Da steht die vaterlose Waise, Dein Neffe — Max, wie Du, geheißen, Dir ähnlich an Leib und Seele wie der Sohn dem Vater. — Tapfer hielt sich der Knabe, der Jüngling auf den Wellen des brausenden Lebensstroms empor. — Da — nimm ihn auf — erweiche Dein hartes Herz! Reiche ihm die wohlthätige Hand, daß er eine Stütze habe, wenn zu sehr der Sturm auf ihn einbrich[illegible]

...beugt...
... sich der Jüng...
... geisterbleich, mit blitzenden ...
... die Höhe geworfen, stumm und starr...
der Jüngling seine Hand erfassen wollte, wich ...
beiden Händen von sich abwehrend, zwei Schritte ...
rief mit fürchterlicher Stimme: „Verruchter, — ...
mich morden? Fort — aus meinen Augen! Ja, Du ...
mit meinem Herzen, mit mir! — Und auch Du, Rixen...
verschworen zum läppischen Puppenspiel, das Ihr mir a...
tischt? Fort — fort aus meinen Augen, Du — Du, de...
Du zu meinem Untergange geboren, — Du Sohn des schänd-
lichsten Ver . . .“

„Halt ein!“ brach Max plötzlich los, indem Zorn und Verzweiflung glühende Blitze aus seinen Augen schossen. „Halt ein, unnatürlicher Oheim, — herzloser, unnatürlicher Bruder! Schuld auf Schuld, Schande und Schmach hast Du auf meines armen unglücklichen Vaters Haupt gehäuft, der verderblichen Leichtsinn, aber nie Verbrechen in sich hegen konnte! — Ich wahnsinniger Thor, daß ich glaubte, jemals Dein steinernes Herz rühren, jemals, mit Liebe Dich umfangend, meines Vaters Vergehen sühnen zu können! Elend — verlassen von aller Welt, aber an der Brust eines Sohnes hauchte mein Vater sein mühseliges Leben aus. — ‚Max, sei brav! Sühne den unversöhnlichen Bruder! Werde sein Sohn!‘ Das war das Letzte, was er sprach. — Aber Du verwirfst mich, so wie Du Alles verwirfst, was sich Dir naht mit Liebe und Ergebung, während der Teufel selbst Dich mit trügerischen Träumen umgaukelt. — Nun, so stirb denn einsam und verlassen! — Mögen habsüchtige Diener auf Deinen Tod lauern und sich in die Beute theilen, wenn Du kaum die lebensmüden Augen geschlossen! Statt der Seufzer, statt der trostlosen Klagen Derer, die Dir mit treuer Liebe bis in den Tod anhängen wollten, magst Du sterbend das Hohngelächter, die frechen Scherze der Unwürdigen hören, die Dich pflegten, weil Du sie bezahltest mit schnödem Golde! — Niemals, niemals siehst Du mich wieder!“

Der Jüngling wollte zur Thüre hinausstürzen; da sa
Julie laut schluchzend nieder. Schnell sprang Max zurück, fin
sie in seinen Armen auf, und heftig sie an seine Brust drückend,
rief er mit dem herzzerreißenden Ton des trostlosesten Jam-
mers: „O Julie, Julie, alle Hoffnung ist verloren!“

Der Hofrath hatte da gestanden, zitternd an allen Glie-
dern, sprachlos — kein Wort konnte sich entwinden den be-
benden Lippen; doch als er Julien in Maxens Armen sah,
schrie er laut auf wie ein Wahnsinniger. Er ging mit star-
kem kräftigen Schritt auf sie los; er riß sie von Maxens
Brust hinweg, hob sie hoch in die Höhe und frug kaum ver-
nehmbar: „Liebst Du diesen Max, Julie?“ — „Wie mein
Leben“, erwiderte Julie voll tiefen Schmerzes. „Der Dolch,
den Sie in sein Herz stoßen, trifft auch das meine!“ — Da
ließ sie der Hofrath langsam herab und setzte sie behutsam
nieder in einen Lehnstuhl. Dann blieb er stehen, die gefal-
tenen Hände an die Stirn gedrückt.

Es war todtenstill rings umher. — Kein Laut — keine
Bewegung der Anwesenden. — Dann sank der Hofrath auf
beide Kniee. Lebensröthe im Gesicht, helle Thränen in den
Augen, hob er das Haupt empor, beide Arme hoch aus-
gestreckt zum Himmel, sprach er leise und feierlich: „Ewig
waltende, unerforschliche Macht dort oben, das war Dein
Wille? — mein verworrenes Leben nur der Keim, der, im
Schooß der Erde ruhend, den frischen Baum emportreibt mit
herrlichen Blüthen und Früchten? — O Julie, Julie! — O
ich armer, verblendeter Thor!“ — Der Hofrath verhüllte sein
Gesicht; man vernahm sein Weinen.

So dauerte es einige Secunden. Dann sprang der Hofrath
plötzlich auf, stürzte auf Max, der wie betäubt dastand, los,
riß ihn an seine Brust und schrie wie außer sich: „Du liebst
Julien; Du bist mein Sohn — nein, mehr als das, Du bist
ich, ich selbst. — Alles gehört Dir — Du bist reich, sehr reich —
Du hast ein Landgut, Häuser, baares Geld. — Laß mich
bei Dir bleiben! — Du sollst mir das Gnadenbrod geben in
meinen alten Tagen, — nicht wahr, Du thust das? — Du lie
mich ja! — Nicht wahr, Du mußt mich ja lieben, Du

ich selbst. — Scheue Dich nicht vor meinem steine
Herzen! Drücke mich nur fest an Deine Brust! Deine Lebens
pulse erweichen es ja! — Max — Max, mein Sohn, mei
Freund, mein Wohlthäter!" — So ging es fort, da
Allen vor diesen Ausbrüchen des überreizten Gefühls bang
wurde.

Rixendorf, dem besonnenen Freunde, gelang es endlich
den Hofrath zu beschwichtigen, der, ruhiger geworden, nun erst
ganz einsah, was er an dem herrlichen Jünglinge gewonnen,
und mit tiefer Rührung gewahrte, wie auch die Geheim-
räthin Foerd in der Verbindung ihrer Julie mit Reut-
linger's Neffen das neue Aufkeimen einer alten verlorenen Zeit
erblickte. Großes Wohlgefallen äußerte der Geheimrath, der
viel Tabak schnupfte und sich in wohlgestelltem nationell aus-
gesprochenen Französisch darüber ausließ.

Zuvörderst sollten nun Juliens Schwestern von dem Er-
eigniß benachrichtigt werden; die waren aber nirgends aufzu-
finden. Nannettens halber hatte man schon in allen großen
japanesischen Vasen, die in dem Vestibule herumstanden, nach-
gesehen, ob sie, zu sehr sich über den Rand beugend, vielleicht
hineingefallen; aber vergebens. Endlich fand man die Kleine
unter einem Rosenbüschchen eingeschlafen, wo man sie nur
nicht gleich bemerkt, und ebenso holte man Clementinen in
einer entfernteren Allee ein, wo sie dem entfliehenden blonden
Jüngling, dem sie vergebens nachgesetzt, eben mit lauter
Stimme nachrief: „O, der Mensch sieht es oft spät ein, wie
sehr er geliebt wurde, wie vergeßlich und undankbar er war
und wie groß das verkannte Herz!"

Beide Schwestern waren etwas mißmuthig über die
Heirath der jüngern, wiewol viel schöneren und reizenderen
Schwester, und vorzüglich rümpfte die schmähsüchtige Nannette
das kleine Stülpnäschen; Rixendorf nahm sie aber auf den
Arm und meinte, sie könne wol einmal einen viel vor-
nehmeren Mann mit einem noch schöneren Gute bekommen.
Da wurde sie vergnügt und sang wieder: „Amenez vos
pipeaux, bergères!" Clementine sprach aber sehr ernst un
vornehm: „In der häuslichen Glückseligkeit sind die wi

gethan, mich zu wecken. Die dunkle Macht hat
nahen Tod verkündet, und vielleicht war es mir ver
dieser tiefen Ohnmacht hineinzuschlummern in den Tod.
„Possen! Träumer!“ rief Exter, „Deine Zeit ist noch nicht
gekommen. Schau Dich nur um, Herr Bruder, wo Du bist,
und sei fein munter, wie es sich schickt!“

Der Hofrath wurde nun gewahr, daß er sich im Saal
in voller Gesellschaft befand. Er erhob sich rüstig vom Ka-
napee, trat in die Mitte des Saales und sprach mit anmuthi-
gem Lächeln: „Ich gab Ihnen ein böses Schauspiel, Ver-
ehrte! Aber an mir lag es nicht, daß das ungeschickte Volk
mich gerade in den Saal trug. Lassen Sie uns über das
störende Intermezzo schnell hinweggehen! Lassen Sie uns
tanzen!“ — Die Musik begann sofort; aber als sich Alles in
der ersten Menuett pathetisch wandte und drehte, verschwand
der Hofrath mit Exter und Rixendorf aus dem Saal. Als
sie in ein entferntes Zimmer gekommen, warf sich Reutlinger
erschöpft in einen Lehnsessel, hielt beide Hände vors Gesicht
und sprach mit von Schmerz gepreßter Stimme: „O, meine
Freunde, meine Freunde!“ Exter und Rixendorf vermutheten
mit Recht, daß irgend etwas Entsetzliches den Hofrath er-
faßt haben müsse, und daß er sich jetzt darüber erklären
werde. — „Sag's nur heraus, alter Freund!“ sprach Rixendorf,
„ist, Gott weiß auf welche Weise, Schlimmes im Garten
[illegible]et.“ — „Aber,“ fiel Letzterer ein, „ich begreife gar
begegnet dem Hofrath heute und überhaupt in diesen Tagen
nicht, wie [illegible]egnen konnte, da eben jetzt sein siderisches
Schlimmes beg[illegible]nd herrlicher sich gestaltet als jemals.“ —
Princip reiner u[illegible] der Hofrath mit dumpfer Stimme an,
„Doch, doch!“ fing[illegible] aus mit uns; der kecke Geisterseher
„Exter, es ist bald [illegible] die dunkeln Pforten. Ich wieder-
klopfte nicht ungestraft an [illegible]volle Macht mich [illegible]
hole es Dir, daß die geheimnißv[illegible]elleicht gräßlich[illegible]
Schleier schauen ließ; der nahe, d[illegible]
mir verkündet.“ — „So erzähle nur, was [illegible]
Rixendorf ihm ungeduldig in die Rede. „Ich wette, daß Al[illegible]
auf eine wunderliche Einbildung hinausläuft. Ihr verder-
Euch Beide das Leben mit Euern Phantastereien, Du und [illegible]

vernehmt es denn," fuhr der Hofrath fort, indem
stand von dem Lehnstuhl und zwischen beide Freunde
at, „was mich vor Entsetzen und Graus in tiefe Ohnmacht
warf. Ihr hattet Euch schon Alle in dem Saal versammelt,
als ich, selbst weiß ich nicht wodurch, angetrieben wurde,
noch einsam einen Gang durch den Garten zu machen. Un-
willkürlich lenkten sich meine Schritte nach dem Wäldchen.
Es war mir, als höre ich ein leises hohles Pochen und eine
leise klagende Stimme. Die Töne schienen aus dem Pa-
villon zu kommen — ich trete näher — die Thür des Pavillons
steht offen — ich erblicke — mich selbst! — mich selbst! —
aber so wie ich war vor dreißig Jahren, in demselben Kleide,
das ich trug an jenem verhängnißvollen Tage, als ich in
trostloser Verzweiflung mein elendes Leben enden wollte, als
Julie wie ein Engel des Lichts mir erschien im bräutlichen
Schmuck — es war ihr Hochzeitstag. Die Gestalt — ich
— ich lag auf dem Boden vor dem Herzen, und darauf
klopfend, daß es hohl widerhallte, murmelte ich: ‚Nie — nie
kannst Du Dich erweichen, Du steinernes Herz!' — Regungs-
los starrte ich hin; wie der eiskalte Tod rannte es durch
meine Adern. Da trat Julie bräutlich geschmückt, in voller
Pracht der blühendsten Jugend aus den Gebüschen hervor
und streckte voll süßen Verlangens die Arme aus nach
Gestalt, nach mir — nach mir, dem Jünglinge. Bew
stürzte ich zu Boden."

Der Hofrath sank halb ohnmächtig in de
zurück; aber Rixendorf faßte seine beiden Hä
und rief mit starker Stimme: „Das sahst
Bruder, weiter nichts? Victoria lass' i
nen japanischen Kanonen. Mit Dei
der Erscheinung ist es nichts
Deinen bösen T
leben mü

ende, rüttelte sie
Du, das sahst Du,
ich schießen aus Dei-
nem nahen Tode, mit
gar nichts. Ich rüttle Dich
räumen, damit Du genesen und
gest auf Erden." — Damit sprang
, eiler, als es sein Alter zuzulassen schien, zum
immer hinaus.

Der Hofrath hatte wol wenig von Rixendorf's Worten
nen; er saß da mit geschlossenen Augen. Exter ging

...en vier engen Wänden vorgetriebenen bequemen ... nur der zufälligste Bestandtheil; ihr Nerven- und Lebensgeist sind die lodernden Naphthaquellen der Liebe, die aus den verwandten Herzen ineinanderspringen."

Die Gesellschaft im Saale, die schon Kunde bekommen von den wunderlichen, aber fröhlichen Ereignissen, erwartete mit Ungeduld das Brautpaar, um mit den gehörigen Glückwünschen losfahren zu können. Der Goldstoffene, der am Fenster Alles angehört und angeschaut, bemerkte schlau: „Nun weiß ich, warum der Ziegenbock dem armen Max so wichtig war. Hätte er einmal im Gefängniß gesteckt, so war durchaus an keine Aussöhnung zu denken." Alles applaudirte dieser Meinung, wozu Willibald die Losung gab.

Schon wollte man fort aus dem Nebenzimmer in den Saal, als der türkische Gesandte, der so lange auf dem Sopha geblieben, nichts gesprochen, sondern nur durch Hin- und Herrutschen und durch die seltsamsten Grimassen seine Theilnahme zu erkennen gegeben hatte, wie toll aufsprang und zwischen die Brautleute fuhr: „Was — was?" rief er, „nun gleich heirathen? Gleich heirathen? Deine Geschicklichkeit, Deinen Fleiß in Ehren, Max! Aber Du bist ein Kiek-in-die-Welt, ohne Erfahrung, ohne Lebensklugheit, ohne Bildung. Du setzest Deine Füße einwärts und bist grob in Deinen Redensarten, wie ich vorhin vernommen, als Du Deinen Oheim, den Hofrath Reutlinger, Du nanntest. Fort in die Welt! — Nach Konstantinopel! — Da lernst Du Alles, was Du brauchst fürs Leben. — Dann kehre wieder und heirathe getrost mein liebes holdes Kind, das schöne Julchen!" Alle waren ganz erstaunt über Exter's seltsames Begehren. Der nahm aber den Hofrath auf die Seite; Beide stellten sich gegenüber, legten einander die Hände auf die Achseln und wechselten einige arabische Worte. Darauf kam Reutlinger zurück, nahm Maxens Hand und sprach sehr mild und freundlich: „Mein lieber guter Sohn, mein theurer Max, thue mir den Gefallen und reise nach Konstantinopel! Es kann höchstens sechs Monate dauern; dann richte ich hier die Hochzeit aus." — Aller Protestationen der Braut unerachtet, mußte Max fort nach Konstantinopel. —

Nun könnte ich, sehr geliebter Leser, [illegible] Erzählung schließen; denn Du magst es Dir vorstellen, Max, nachdem er aus Konstantinopel, wo er die Marmorstufe, wohin der Seehund Extern das Kind apportirt, nebst vielem andern Merkwürdigen geschaut hatte, zurückgekehrt war, wirklich Julien heirathete, und verlangst wol nicht noch zu wissen, wie die Braut geputzt war und wie viel Kinder das Paar bis jetzt erzeugt hat. Hinzusetzen will ich nur noch, daß am Tage Mariä Geburt des Jahres 18.. Max und Julie einander gegenüber im Pavillon bei dem rothen Herzen knieten. Häufige Thränen fielen auf den kalten Stein; denn unter ihm lag das, ach, nur zu oft blutende Herz des wohlthätigen Oheims. Nicht um des Lord Horion's*) Grabmal nachzuahmen, sondern weil er des armen Onkels ganze Lebens- und Leidensgeschichte darin angedeutet fand, hatte Max mit eigener Hand die Worte in den Stein gegraben:

Es ruht!

---

*) S. Jean Paul's Werke. (Hempel'sche Ausg.) Thl. 7—10: Hesperus. S. 652. — A. d. H.

E. STECHERT
& Co.
NEW YORK